Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen ...

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Alterthumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian,

herausgegeben

von

Iwan v. Müller,

ord. öffentl. Prof. der classischen Philologie an der Universität Erlangen.

Vierundsechzigster Band.

Achtzehnter Jahrgang. 1890.

Dritte Abtheilung.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Register über die drei Abtheilungen.

BERLIN 1891.

VERLAG VON S. CALVARY & CO.

W. Unter den Linden 21

Inhalts-Verzeichniss

des vierundsechzigsten Bandes.

Die Berichte über griechische Epigraphik von Dr. W. Larfeld in Remscheid; römische Epigraphik von Direktor Dr. F. Haug in Mannheim; Geschichte der alten Kunst von Dr. Kroker in Leipzig; vorgeschichtliche Kunst, Vasenmalerei etc. von Prof. P. Dümmler in Basel; Baukunst von Architekt P. Koldewey in Berlin; Bildhauerkunst von Dr. F. Köpp in Berlin; Kunstmythologie von Dr. Back in Berlin; Numismatik von Dr. R. Weil in Berlin; vergleichende Sprachwissenschaft von Dr. H. Ziemer in Colberg; griechische Grammatik von Prof. Dr. B. Gerth in Zwickau; Kyprisch, Pamphilisch und Messapisch von Direktor Prof. Dr. W. Deecke in Mühlhausen i. E.; lateinische Grammatik und Etruskisch von demselben; Vulgärlatein von Professor Dr. K. Sittl in Würzburg; lateinische Lexikographie von Prof. Dr. K. E. Georges in Gotha; Metrik von Professor Dr. R. Klotz in Leipzig, und antike Musik von Dr. H. Reimann in Berlin werden später erscheinen.

Bericht über die Litteratur des Jahres 1887, welche sich auf Encyklopädie und Methodologie der klassischen Philologie, Geschichte der Altertumswissenschaft und Bibliographie bezieht

(nebst Nachträgen zu den früheren Jahren).

Von

Dr. theol. et philol. **Karl Hartfelder,**

Gymnasialprofessor in Heidelberg.

Wir beginnen unseren diesjährigen Bericht mit der Besprechung der litterarischen Erscheinungen, die sich auf die **Geschichte des Humanismus** beziehen. Die Zahl der gelehrten Arbeiter auf diesem Felde ist in Deutschland, Frankreich und Italien in den letzten Jahren bedeutend gewachsen. Neben selbständigen Schriften mehren sich besonders die in Zeitschriften niedergelegten kleineren Arbeiten, für welche in Deutschland die von Max Koch und Ludwig Geiger herausgegebene »Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur« ein willkommener Sammelpunkt geworden ist.

Entsprechend dem Gange der Geschichte, beginnen wir mit Arbeiten, welche die Erscheinung der Renaissance in Italien behandeln.

Den Anfang mögen zwei kleine Arbeiten über Petrarca bilden:

Johannes Übinger, Die angeblichen Dialoge Petrarcas über die wahre Weisheit (Geigers Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance II 57—70).

Während von Petrarcas Schriften im Laufe der Zeit zahlreiche Spezialausgaben erschienen, gibt es von den beiden Dialogen »über die wahre Weisheit« nur eine einzige aus dem Jahre 1604, und während von den sonstigen Schriften Petrarcas oft Dutzende von Handschriften existieren, läfst sich für die Dialoge nicht eine einzige bis jetzt nachweisen. Doch stehen sie bereits in der ersten Gesamtausgabe Petrarcas von 1496, die zu Basel erschienen ist.

Der Hauptinhalt des ersten Dialogs, eines Gespräches zwischen dem Redner und Idioten (= einem ungebildeten Mann mit gesundem Men-

schenverstand) wird mitgeteilt. Der Hauptgedanke des Gespräches dreht sich um die Möglichkeit, die Weisheit zu besitzen. Eine Untersuchung über den Dialog führt Übinger zu dem Ergebnis, »dafs in dem ersten Stücke des Gesprächs eine völlig andere Gedankenreihe vorwaltet als in dem zweiten«. Der Dialog besteht nicht aus einem Gusse, sondern drei verschiedene, wenn auch verwandte Gedankenkomplexe sind gewaltsam zusammengeschmiedet.

Der Dialog ist also eine Kompilation: der Anfang des Gespräches stammt aus dem Dialoge des Nikolaus Cusanus »über die Weisheit« vom Jahre 1450. Das Folgende rührt sodann wirklich von Petrarca her. Es ist der zwölfte Dialog des ersten Buches »Das Heilmittel gegen Glück und Unglück«. Das zweite Mittelstück kann auch von Petrarca sein, doch hat Übinger diesen Abschnitt bei Petrarca nicht gefunden. Auch der Schlufs ist Eigentum des Cusanus.

Der zweite Dialog bildet ein zusammenhängendes Ganzes, welches mit dem Schlufs des ersten Gesprächs eng verknüpft ist. Aber nicht ein Wort desselben stammt von Petrarca, sondern alles ist aus des Cusanus erwähntem Gespräche entnommen.

Jos. Viktor von Scheffel, Ein Tag am Quell von Vaucluse. (Reisebilder. Stuttgart 1887. S. 289—355).

Der Dichter des »Ekkehard« und des »Trompeter von Säckingen« hat im Jahre 1857 eine Reise in das südliche Frankreich gemacht und dabei von Avignon aus die einstige Wohnstätte Petrarcas besucht. Man wird von dem launigen und humoristischen Dichter keine neuen wissenschaftlichen Entdeckungen über den Sänger der Laura erwarten. Er gibt eine anschauliche und poetische Beschreibung der vielbesprochenen Örtlichkeiten, ironisiert auf das heiterste mehrere populäre und auch eine gelehrte Darstellung über Petrarca, an dessen weltberühmten rime er sich an Ort und Stelle ergötzte. S. 319 teilt er eine anmutige Übersetzung von Petrarcas »Wanderlied« mit, die er an der klassischen Stelle gefertigt: »Im Schatten der Gartenmauer (von Petrarcas Hause) gelagert, las ich wiederum im Buch der Reime, und weil mir das Sonett: per mezz' i boschi inospiti e selvaggi just gut gefiel, begann ichs zur Kurzweil frei zu verdeutschen«. Am Schlusse des anmutig geschriebenen Reisebildes folgen noch Übersetzungen aus Petrarcas Dialogus De scriptorum fama und das Schreiben Petrarcas an den Kardinal Giovanni Colonna, worin er seine Besteigung des Mont Ventoux erzählt.

Zu den Städten, wo die humanistische Bedeutung ihren Sitz aufgeschlagen, gehörte neben Florenz besonders Rom mit seiner Vaticana, deren Geschichte und fast unerschöpflich scheinenden handschriftlichen Schätze Gegenstand folgender zweier Arbeiten sind:

La bibliothèque du Vatican au XV. siècle d'après des documents inédits. Contributions pour servir à l'histoire de l'humanisme par Eugène Müntz et Paul Fabre anciens membres de l'école française de Rome. Paris, Ernest Thorin, éditeur, libraire des écoles françaises d'Athènes et de Rome, du collège de France et de l'école normale supérieure. 1887. 8°. VIII und 380p. (Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Fascicule quarante-huitième).

In der Vorrede berichtet Müntz, dafs er den Grundstock der Dokumente, welche den Hauptinhalt des Buches ausmachen, schon vor etwa zwölf Jahren während seines Aufenthaltes an der Schule zu Rom gesammelt habe, dafs er jedoch durch andere Arbeiten bisher an deren Veröffentlichung verhindert gewesen, ohne dafs er das bedauern könne, da ihm dieser Verzug die Beihilfe Fabres gebracht habe, von dem z. B. neben anderen wichtigen Aktenstücken das Inventar der Bibliothek Eugens IV. und das Ausleiheregister der vatikanischen Bibliothek unter dem Pontifikate Sixtus IV., angelegt von Platina, beigebracht worden sei.

Müntz versichert, dafs dieses Werk keine vollständige Geschichte der vatikanischen Bibliothek deshalb sei, weil er eine Identifikation der in den abgedruckten Verzeichnissen enthaltenen Handschriften mit den jetzt in der Vaticana befindlichen Codices nicht vorgenommen habe: un tel travail eût présenté les plus sérieuses difficultés pour des étrangers; il ne saurait être entrepris que par les fonctionnaires mêmes attachés à cet établissement.

Der Verfasser erkennt sodann dankbar an, dafs bezüglich des von ihm behandelten Themas die zwei Werke seines Lehrers Rossi (La Biblioteca della Sede apostolica ed i cataloghi dei suoi manoscritti und De origine, historia, indicibus scrinii et bibliothecae sedis apostolicae. Rom 1884 und 1886) zahlreiche neue Aufschlüsse gebracht haben.

Beachtenswert bleibt auch, dafs der Mitarbeiter Paul Fabre eine Anzahl von Handschriften aus den alten Verzeichnissen mit jetzt noch vorhandenen Manuskripten der Vaticana identifiziert hat. Besonders wichtig ist folgende Bemerkung: On n'hésitera pas non plus à identifier le fameux manuscrit de Virgile, connu sous le titre de Codex Romanus, au Virgile mentionné dans l'inventaire de Sixte IV sous le titre de Virgilius in majusculis (p. II).

Während von der Bibliothek des Papstes Bonifaz VIII. nur einzelne Bände in die päpstliche Bibliothek zu Rom übergingen, so wuchs diese trotzdem im Laufe des 15. Jahrhunderts in schnellem Mafse. Unter Papst Eugen IV. zählte sie nur 340 Bände, darunter zwei griechische, im Jahre 1455 beim Tode Nikolaus V. bereits 1160, worunter 353 griechische, und 1484 beim Tode Sixtus IV. ungefähr 3650, wovon vielleicht 1000 griechisch waren.

Im Anschlusse daran produziert Müntz einige Zeugnisse über die ersten griechischen Bibliotheken: die Bibliothek des Papstes Bonifaz VIII.

enthielt im Jahre 1311 nur 33 griechische Handschriften. In der berühmten Bibliothek der Visconti zu Pavia waren im Jahre 1426 nur vier griechische Codices: eine Ilias, ein Plato und zwei Bände, bezeichnet »Liber in littera greca seu hebraica«. (!) Die Sammlung des Niccolo Niccoli († 1437) zu Florenz dürfte bis auf 170 griechische Handschriften angestiegen sein. Die Bibliothek des Mediceers Lorenzo des Prächtigen enthielt laut Inventar von 1495 bereits 310 griechische Bände. Als im Jahre 1468 der Kardinal Bessarion seine Bibliothek der Republik Venedig vermachte, waren darunter mehr als 600 griechische Handschriften. Weniger reich an solchen war die Bibliothek von Papst Pius II. Im Vatikan befinden sich heute davon 54 Bände, darunter sehr alte Handschriften. In der gegen Ende des 15. Jahrhunderts gegründeten Bibliothek von Urbino waren unter 772 Handschriften nur 93 griechische. Verhältnismäfsig am ärmsten an griechischen Texten dürfte die Bibliothek der aragonesischen Dynastie in Neapel gewesen sein. Aber ähnlich stand es mit der Bibliothek des Corvinus. Nach Fischers Untersuchungen war unter 62 sicher authentischen Handschriften dieser Bibliothek nur eine einzige griechisch.

Frankreich hatte zu Avignon schon im 14. Jahrhundert griechische Bücher; die Bibliothek des Herzogs von Berry († 1316) besafs ein einziges griechisches Werk. Zahlreiche griechische Handschriften gelangten nach Frankreich, erst seitdem Hermonymus von Sparta 1476 nach Paris kam. Aber noch 1518 besafs die Bibliothek der französischen Könige nur 40 griechische Handschriften.

Der Stoff des Buches ist nach der Chronologie der Päpste geordnet; Martin V. (1417—1431), Eugen IV. (1431—1447), woselbst das Inventarium de libris von diesem Papste mitgeteilt wird, Nikolaus V. (1447—1455). In dem diesem Papste gewidmeten Abschnitte finden wir: Pièces comptables extraites des registres de dépenses de Nicolas V., Inventaire de la bibliothèque latine de Nicolas V., das mir besonders wichtig erscheint, und ein Brief des Nicolas Perroti à Nicolas V. Es folgen sodann Calixtus II., Pius II., Paul II., Sixtus IV., Innocenz VIII. und Alexander VI. (1492—1503).

Der eigentliche Gründer der Vaticana ist nicht Sixtus IV., wie man zu lang irrtümlich behauptet hat, sondern Nikolaus V. Kaum gewählt, begann er seine ehrgeizigen Bestrebungen, um dem Vatikan die gröfste Bibliothek zu verschaffen. Dabei haben ihm nützliche Dienste gethan sein Bibliothekar Giovanni Tortello von Arezzo, bekannt als Verfasser eines Traktates De orthographia, der bekannte Reisende Enoch d'Ascoli, welcher bei seinem Suchen nach Handschriften bis nach Skandinavien gelangte. Der Papst hatte die Absicht, seine Büchersammlung allen gelehrten Arbeitern ohne Unterschied zur Benutzung zu öffnen.

Das Inventar der lateinischen Bücher von Nikolaus V. umfafst 824 Bände; das ist eine Summe, die mit den reichsten Bibliotheken jener Zeit wetteifert. So enthielt die Bibliothek der Visconti zu Pavia im

Jahre 1426 im ganzen 988 Werke, die berühmte Bibliothek Bessarions 900, die Friedrichs von Urbino 772, die der Medici im Jahre 1456 nur 158.

Bezüglich des Inhaltes der Bücher sagen die Verfasser: »Nicolas V. montra, dans la composition de la bibliothèque, l'esprit de large sympathie qui caractérisa tous ses actes. Cependant, il n'oublia pas qu'il était avant tout un souverain ecclésiastique: la théologie occupe la place d'honneur dans l'inventaire que nous publions«.

So wertvoll die Publikation ist, so vermifst man doch die Konsequenz in der Behandlung der publizierten Aktenstücke. So sind bei dem Inventar von Nikolaus V. bald Anmerkungen gegeben, bald auch nicht. Höchst schwierige Titel sind mit keiner Silbe erläutert; daneben werden bekanntere Bücher noch besonders erklärt. Im ganzen aber wird der Benutzer diese Anmerkungen zu spärlich finden. Ebenso ungleich ist die Verwendung eines beigefügten »sic« oder Fragezeichens, wenn der Name in seiner gegebenen Form von der jetzt üblichen abweicht. Wenn überhaupt von »sic« Gebrauch gemacht werden sollte, so mufste z. B. S. 98 das Wort Tremegestus damit versehen werden, weil es für Trismegistos steht. Ebenso war S. 98 Tholomeus (für Ptolemäus), S. 102 Coronensis (für Veronensis), ebendaselbst Cipionis (für Scipionis), Panagericus (für Panegyricus), S. 103 Zenophon (für Xenophon) u. s. w. zu behandeln. Weitere Beispiele dafür können nahezu auf jeder Seite gewonnen werden.

Ab und zu ist ein Fragezeichen bei einem Worte, wo gewifs keines hingehört. So ist S. 88 in dem Titel Hystorie Ammaburgensis ecclesie das zweite Wort mit einem Fragezeichen versehen, ohne dafs man den Grund einsieht. Das fragliche Werk war eine Kirchengeschichte Hamburgs. Das Gleiche gilt von der Bezweiflung der Bezeichnung De vilitate fortune; man sieht nicht ein, warum nicht ein Traktat von der Verächtlichkeit des Glückes, des blinden Zufalls handeln sollte.

Zahlreiche Ausstellungen sind an dem beigegebenen Register zu machen. So sind unter dem Worte Cato ganz verschiedene Dinge durcheinander gemengt: Cato der ältere und die sogenannte proverbia oder disticha Catonis, eine vielbenützte Schulschrift des Mittelalters. Cato der ältere ist gemeint S. 218 und 226. Dagegen sind S. 100, 105 (237) die proverbia Catonis zu verstehen. — Ebenso sind die beiden Plinius durcheinander geworfen: Plinius der ältere, Verfasser der historiae naturalis, ist S. 82 gemeint. Dagegen sind S. 102. 104. 218. 220. 222. 223. 271 und 272 auf seinen Neffen, den jüngeren Plinius, zu deuten. — Ferner sind unrichtiger Weise der König Ptolemäus Lagi, der z. B. S. 46 gemeint ist, und der Schriftsteller Claudius Ptolemaeus in einem Artikel zusammengefafst. Auch hätte die Form Tolemeus mit dem nötigen Verweis in das Register aufgenommen werden müssen. — Da das Register angeblich neben den Verfassern auch noch die Stoffe angibt,

so mufste z. B. der S. 217 verzeichnete Macrobius in Somnium Scipionis auch unter Somnium oder Scipio notiert sein. Überhaupt ist dieser Teil des Registers, d. h. die Angabe der Stoffe, ganz besonders lückenhaft. — Auch dürften zu den Schriften, deren Verfasser in den Inventarien nicht nachgewiesen werden, dieselben wenigstens im Register verzeichnet sein. So steht z. B. S. 103: Item unus liber parvus ex pergameno cum duabus serraturis et cum ligni postibus, copertus correo sive panno violato, nuncupatus Inter terram, solem et aurum disputacio. Der Name des Verfassers fehlt, aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, dafs es die bekannte Schrift des frommgewordenen Humanisten Mapheus Vegius ist, was entweder in einer Anmerkung oder im Register zu sagen war. Über Mapheus vgl. G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums (Berlin 1881) II 43, wo auch die fragliche Disputatio verzeichnet ist.

Für die Geschichte des deutschen Humanismus läfst sich aus der Schrift wenig gewinnen. Einige deutsche Bücherabschreiber werden genannt, und der S. 285 erwähnte Petreius, welcher den 3. Januar 1481 vom Bibliothekar Platina einen Euripides und Hesiod entleiht, könnte vielleicht ein deutscher Eberbach oder Aperbachius sein.

Es ist wohl kaum nötig zu erklären, dafs trotz der gemachten Ausstellungen das Werk eine wertvolle Quelle für historische und philologische Forschungen über die Zeit der Renaissance bleibt.

La bibliothèque de Fulvio Orsini. Contributions à l'histoire des collections d'Italie et à l'étude de la Renaissance, par Pierre de Nolhac, ancien membre de l'École française de Rome, Maître de conférences à l'École pratique des Hautes-Études. Avec une planche en photogravure. Paris. F. Vieweg, Libraire-Éditeur. 1887. 8°. XVII und 489p.

Der gelehrte und fleifsige Verfasser hat sein Werk Leopold Delisle mit einer bemerkenswerten Vorrede gewidmet. Es geht daraus hervor, dafs der Plan dieses Buches schon 1883 die Billigung des berühmten französischen Bibliographen gefunden hat.

Die Mehrzahl der Bände aus der ehemaligen Bibliothek von Fulvio Orsini befindet sich jetzt in der Vaticana. Trotzdem glaubt der Verfasser, dafs seine Arbeit verdienstlich sei, da noch viele Jahre vergehen werden, bis die unter Leo XIII. wiederbegonnene Katalogisierung genannter Bibliothek die Abteilung erreichen wird, worin jetzt die Bücher der Orsinischen Bibliothek sind. Auch hat Nolhac grofse Sorgfalt auf die Erforschung der Provenienz und der Schrift verwendet, wie das beim üblichen Katalogisieren, besonders in einer solchen Riesenbibliothek wie die Vaticana ist, nicht geschehen kann.

Neben den Handschriften hat der Verfasser seine Nachforschungen auch auf die Sammlung der Incunabeln und seltenen Bücher ausdehnen können und dabei die Wahrheit des Wortes: »Juvat integros accedere fontes« empfunden.

Nolhac glaubt zugleich einen nützlichen Beitrag zur Geschichte der Renaissance geliefert zu haben: Les érudits, très nombreux hors de France, qui s'occupent de ces études, trouveront ici soit des faits nouveaux, soit des indications de sources. Le livre fait mention, dans le texte et dans les notes, d'une foule de personnages du XIV. au XVI. siècle, qui ont marqué leur place dans l'histoire littéraire de la Renaissance ou mériteraient d'en avoir une. (p. IX).

Da für die Bibliographie und Litterargeschichte nichts unwichtig ist, so sind in diesem Werke auch Dinge mitgeteilt, die vielleicht manchen nicht wichtig erscheinen. Aber Delisle habe seine Schüler gelehrt, daſs was dem einen nicht nützt, einem andern dienen kann.

Zur Biographie Orsinis und zum Zwecke des Nachweises über die Herkunft sind besonders aus verschiedenen Sammlungen handschriftliche Briefe ausgebeutet, deren Nolhac mehr als 1000 benutzt hat. Einige werden auch im Abdruck mitgeteilt.

Der massenhafte Stoff des inhaltreichen Werkes ist in folgende Abschnitte gegliedert: 1. Esquisse biographique. 2. Travaux et amitiés de Fulvio Orsini. 3. Principales acquisitions d'Orsini. 4. État actuel de la bibliothèque d'Orsini. 5. Description de la bibliothèque. Le fonds grec. 6. Le fonds latin. Bibliothèques antérieures au seizième siècle. 7. Le fonds latin. Bibliothèques du seizième siècle. 8. Manuscrits en langues modernes.

Fulvio Orsini gehört zu der berühmten römischen Familie dieses Namens, aber als ein natürlicher Sohn war er nie öffentlich durch die Seinen anerkannt. Nicht einmal der Name seines Vaters ist sicher. Vielleicht ist er der Sohn eines Komthurs des Malteserordens.

Den 11. Dezember 1529 geboren, wurde er anfangs durch den Vater erzogen und zwar in dem Luxus, wozu ein Orsini berechtigt war. Ein Bruch zwischen Vater und Mutter lieferte die letztere der öffentlichen Wohlthätigkeit aus. Neun Jahre alt, wird er Chorknabe bei dem Kapitel S. Giovanni vom Lateran. Ein Kanonikus gewinnt Interesse für den talentvollen Knaben und sorgt für seine Ausbildung. Dieser Wohlthäter ist kein geringerer als Gentile Delfini, seit 1525 Mitglied des Kapitels, einer der gebildetsten römischen Geistlichen.

Einen andern Gönner fand er in Angelo Colocci, Bischof von Nocera, der ihn bei seinen Studien ermutigte. Dem 1549 gestorbenen Prälaten bewahrte Orsini auch noch später ein dankbares Andenken.

Frühzeitig regte sich in dem lernbegierigen Schüler der Sinn für Inschriften, Denkmäler, Münzen und dergl. Die Sammlungen von Delfini und Colocci lieferten ihm die ersten Gegenstände für seine archäologischen Nachforschungen. Einen breiten Raum in seinen Studien nahm das Griechische ein, wie auch das erste Zeugnis seiner litterarischen Thätigkeit griechische Distichen für eine Ausgabe der Bibliothek des Apollodor sind.

Den 24. Dezember 1554 wurde Orsini ebenfalls Kanonikus im Ka-

pitel S. Giovanni im Lateran; 1566 bekleidete er die Funktionen eines Sekretärs. Dieses Kanonikat, das er hauptsächlich Gentile Delfini und dessen Familie verdankte, verschaffte dem jungen Gelehrten eine ziemliche Unabhängigkeit, so dafs er sich auch in Zukunft seinen Studien widmen konnte.

Von gröfster Bedeutung für Orsini wurde seine Verbindnng mit der im 16. Jahrhundert rasch emporkommenden Familie Farnese, von der Ottavio Farnese zu Parma regierte, während Alessandro und Ranuccio Kardinäle zu Rom waren. Mit dem letzteren, gewöhnlich Kardinal von Sant' Angelo genannt, trat Orsini zuerst in nähere Beziehung. Er wurde sein Bibliothekar, war auch sein Sekretär und begleitete ihn nach seiner Residenz zu Capranica-di-Sutri, wie auf einer Reise nach Florenz. Nachdem er hier in der Laurentiana Nachforschungen angestellt, besuchte er den Gelehrten Piero Vettori in der Nachbarschaft. Auf der Fortsetzung der Reise kamen sie nach Bologna, dessen Klima aber Orsinis Gesundheit schädigte. Doch lernte er hier Carlo Sigonio kennen und nachher in Parma den Cicero-Lexikographen Marius Nizolius.

Als der Kardinal S. Angelo den 29. Oktober 1565 starb, trat Orsini in den Dienst von dessen Bruder Alessandro, gewöhnlich Kardinal Farnese genannt. Auch hier war er Bibliothekar und Sekretär, zugleich das gelehrte Faktotum, der für seinen Gönner die gelehrten und künstlerischen Schätze aufspürte und deren Ankauf vermittelte.

Die wertvollsten Gegenstände der farnesischen Sammlungen reichen in diese Zeit zurück, und Orsinis Name ist häufig mit ihrer Erwerbung verknüpft. Auch war er der gelehrte Ratgeber für die Künstler, welche für die Farneses arbeiteten, und von denen nur Vignole und Taddeo Zuccari genannt sein mögen.

Aber auch zu den Kardinälen Sirleto, Caraffa, Colonna, Borromeo, Granvella etc. gewinnt Orsini Beziehungen, die hier nicht alle im einzelnen verfolgt werden können. Den 21. Januar 1600 verfafste er ein Testament, das er bei dem Notar Quintiliano Gargari deponierte. Darin stiftete er eine Kapelle in die Laterankirche, in der er begraben sein wollte. Den inventarisierten Teil seiner Bibliothek vermachte er der Vaticana, seine sonstigen Sammlungen aber Odoardo Farnese, seinem Wohlthäter. Sein Tod trat den 18. Mai 1600 ein. Sein Charakter erhält ein fast uneinschränktes Lob von Nolhac, der ihn auch gegen mehrere Anklagen zu verteidigen sucht. Sein Bild zeigt einen ernsten, würdigen Mann.

Seine Bibliothek galt für wertvoller als die des Papstes und war deshalb eine Erwerbung ersten Ranges für die Vaticana. Die Schenkung Orsinis scheint sodann gleichsam das Signal für die sehr bedeutenden Bereicherungen genannter Bibliothek im 17. Jahrhundert gewesen zu sein. Übrigens ist die Schenkung nicht ohne Entgeld geschehen. Orsini hatte seine Bibliothek zuerst Philipp II. von Spanien angeboten,

welcher damals für den Escurial sammelte. Aber durch die Bemühungen der Kardinäle Granvella, Caraffa und Sirleto blieben diese handschriftlichen Schätze in Rom. Papst Gregor XIII. wies Orsini eine Pension von 200 Dukaten an und versprach ihm Verwendungen, die bezahlt wurden.

Nolhac hat sich die Mühe gegeben, die Nummern des von Orsini aufgestellten Inventars mit den jetzigen Nummern der Vaticana zu identifizieren und teilt in den Tabellen S. 125 ff. die mühsam gewonnenen Ergebnisse seiner Nachforschungen mit.

Insbesonders repräsentierte die Orsinische Bibliothek in trefflicher Weise den italienischen Humanismus, für dessen Vertreter der sammelnde Gelehrte eine hohe Verehrung hatte, obgleich er selbst zu jener späteren Generation geschulter Philologen und Archäologen gehörte, welche die früheren Humanisten wissenschaftlich in den meisten Beziehungen weit übertrafen. Orsini begriff, welchen Wert die Handschriften und auch die Bücher der früheren Humanistengeneration hatten, letztere schon wegen der mancherlei Zusätze und Notizen, welche die Besitzer beigefügt hatten.

In den Kapiteln V—VIII weist der gelehrte Verf. auf grund des Inventars die verschiedenen Handschriften bezüglich ihrer Provenienz nach. Da finden sich Codices, die früher im Besitz von Petrarca, Konstantinus Laskaris, Antonio Panormita, Pomponio Laeto, Angelo Colocci, Carteromachos, Ermolao Barbaro, Angelo Poliziano, Bernardo und Pietro Bembo, Poggio Filelfo und andern gewesen sind. Diese äufserst wertvollen Nachweisungen, deren Einzelheiten hier unmöglich wiederholt werden können, sind nicht blofs für die Geschichte des italienischen Humanismus, sondern ganz besonders für die Textgeschichte der Klassiker von höchstem Wert und verdienen von den Editoren berücksichtigt zu werden.

Von S 333—396 ist sodann das Inventar Orsinis selbst abgedruckt. Die erste Abteilung, die griechischen Handschriften, enthält 162 Nummern, die griechischen Drucke 101, die lateinischen Handschriften, an deren Spitze ein Terenz in Majuskel steht, der einst Bembo gehört hat, 300 Nummern, die lateinischen gedruckten Bücher 128 Nummern. Eine Abteilung de libri vulgari scritti in penna (= Handschriften in modernen Sprachen), deren erste Nummer ein von Petrarca selbst geschriebenes Exemplar seiner Canzonen und Sonette bildet, umfafst 33 Handschriften.

Im Anhang sind folgende Aktenstücke mitgeteilt: 1. Inventaire de livres trouvés chez Orsini après sa mort (aus Neapel stammend und nicht sehr zuverlässig). — 2. Briefe, welche sich auf die Bibliothek Orsinis beziehen, von 1565—1585. In dieser italienischen Korrespondenz sind gute Namen vertreten, wie Fortiguerra, Dupuy, Pinelli, Bembo, Sirleto. — 3. Aus Frankreich stammende Briefe an Orsini (1584—1585). — 4. Eine Auswahl lateinischer Briefe, die an Orsini gerichtet sind (1567

—1594). Unter den Briefschreibern befinden sich Falkenburg, Justus Lipsius, Car. Langius, Melissus, Sylburg. — 5. Briefe Orsinis an Odoardo Farnese (1590).

Den Schlufs des Bandes bildet eine Doppeltafel mit den Facsimiles folgender Gelehrten: Petrarca, Poggio und P. Bembo, Pomponio Laeto, B. Bembo, Poliziano, J. Laskaris, Colocci und Orsini.

Leider läfst das beigegebene Namensregister sehr viel zu wünschen übrig, wie ich schon an einer andern Stelle (Sybels Histor. Zeitschrift Bd. 27 S. 169) ausgesprochen habe. Bei solchen Nachschlagebüchern, zu denen Nolhacs Werk zu rechnen ist, sollten die Namensregister besonders sorgfältig und unbedingt vollständig sein.

Im übrigen aber haben wir allen Grund, dem Verfasser für seine wertvolle Arbeit dankbar zu sein. Der Historiker und Philologe, der Litterarhistoriker und Kunsthistoriker können aus dieser reichlich fliefsenden Quelle vielen Stoff schöpfen.

Der Humanismus belebte durch die Wiederauffindung lateinischer Dramen auch diese litterarische Gattung, die sodann reichliche Pflege fand.

Johanes Bolte, Zwei Humanistenkomödien aus Italien (Zeitschr. für vergleichende Litteratur-Geschichte und Renaissance-Litteratur. Hrsg. von M. Koch und L. Geiger I 77—84. 231—244).

Die erste der beiden Komödien, die in zwei Münchener Handschriften sich erhalten hat, ist schon früher gedruckt worden. Der in dem Stücke auftretende Pirckheimer dürfte allerdings Johannes, der Vater des berühmten Willibald, sein, der auch in Italien studiert hat. Vgl. z. B. die Notiz in den Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, ed. Friedländer et Malagola. p. 194 zum Jahre 1448: Johannes Birckheimer patricius de Nornbergk. Wenn aber der Herausgeber noch auf Aufschlüsse aus der Paduaner Matrikel hofft, so ist zu bemerken, dafs die Matrikelbücher von Padua sich nicht erhalten haben. So behauptet wenigstens K. Morneweg, Joh. v. Dalberg (Heidelberg 1887) S. 47

Die zweite Komödie ist die 1497 in Bologna entstandene Scornetta des Hermann Knuyt von Slyterhoven. Der Verfasser ist nach eigener Angabe aus Vianen bei Utrecht gebürtig und mit Nikolaus Stael, dem Leibarzt des Herzogs Philipp von Burgund, befreundet. Scornetta ist der Name eines bei Bologna gelegenen und dem Blanchinus gehörigen Landgutes. Der Abdruck ist nach dem Exemplar der Leipziger Universitätsbibliothek hergestellt. Das Stück selbst, in dem zahlreiche Derbheiten sich finden, dürfte nur von Männern und vor Männern gespielt worden sein.

Mehr noch als die Komödie blühte unter den Humanisten die lateinische Rede:

Ludwig Geiger, Eine lateinische Rede über die Schlacht bei Pavia 1525 (Zeitschrift für vergleichende Litteratur-Geschichte und Renaissance-Litteratur. Hrsg. von M. Koch und L. Geiger. I 445).

Deutsche und Franzosen als Nächstbeteiligte behandelten vielfach die Schlacht bei Pavia. Geiger macht nun auch auf einen Italiener, mit Namen Franciscus Testa, aufmerksam, welcher, von einem kaiserlichen Beamten aufgefordert, eine lateinische Rede auf das berühmte Ereignis gehalten hat. Die Einführung antiker Götternamen, die Freude an Vergleichungen mit Helden aus dem Altertum beweisen die humanistische Bildung des Redners, dessen italienischer Standpunkt sogleich am Anfang hervortritt. Doch ist er ein Feind der Venetianer.

Von Italien wanderte der Humanismus über die Alpen nach Frankreich. Eine Übersicht über die verschiedenen hierauf bezüglichen Arbeiten finden wir bei:

L. Geiger, Studien zur Geschichte des französischen Humanismus. (Geigers Vierteljahrsschrift f. d. Kultur und Litteratur der Renaissance II 189—228).

Eine Fortsetzung der Studien, welche Geiger schon im ersten Bande seiner Zeitschrift veröffentlicht hatte. Nr. IV enthält eine »kritische Übersicht neuerer Erscheinungen«. Es werden besprochen E. Müntz, La Renaissance en Italie et en France à l'époque de Charles VIII., Jul. Philippe Origine de l'imprimerie à Paris d'après les documents inédits. Neu ist hieraus der Hinweis, dafs Heynlin de Lapide, welcher 1470 mit Fichet zusammen zuerst in Paris druckte, kein Schweizer, sondern ein Deutscher war, vielleicht von Stein bei Bretten. Die beiden druckten zuerst in der Sorbonne, nach zwei Jahren wurde die Druckerei in die Rue St. Jacques verlegt. Bezeichnend ist, dafs sie neben klassischen Texten hauptsächlich humanistische Schriften herstellen.

Daran schliefsen sich F. Lotheissen Margaretha von Navarra (1492—1549), H. Omont George Hermonyme de Sparte, maître de Grec à Paris et copiste de manuscrits 1476, Emile Legrand Bibliographie hellénique ou description raisonnée des ouvrages publiés en grec par des Grecs aux XV. et XVI. siècles, Eugène de Budé Vie de Guillaume Budé, fondateur du collège de France, von dem Geiger sagt, dafs er nirgends Rebittés Monographie über Budé überholt habe, Omont Notice sur les collections des manuscrits de Jean et Guillaume Budé, wonach aus dem Besitze des Vaters Jean 41, aus dem des Sohnes 19 bekannt sind, Rich. Copley Christie Etienne Dolet, le martyr de la Renaissance, traduit de l'anglais par Casimir Stryienski, das manche Verbesserungen zu dem englischen Original bringt, Ad. Chénevière Bonaventure des Périer, worin u. a. gezeigt wird, dafs die Bonaventure zugeschriebene Terenz-Übersetzung nicht von diesem herrührt,

Neudecker das Doktrinale des Alexander de Villa-Dei, L. Massebieau, Schola aquitanica, Ed. Frémy Mémoires inédits de Henri de Mesmes, L. Massebiau Dialogus Jacobi Fabri Stapulensis in phisicam introductionem, welche Schrift zuerst in Krakau gedruckt wurde, Buisson Répertoire des ouvrages pédagogiques du 16 siècle, bei welchem Werke aber Geigers Tadel, so berechtigt er ist, doch durch eine entschiedene Anerkennung dieses wertvollen Buches zu ergänzen war.

Ein Abschnitt V behandelt »Englisch-französische Beziehungen (1512—1518)«. Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, dafs wir eine grofse Anzahl historischer Gedichte von französischen Humanisten besitzen, dafs aber trotzdem daraus für die geschichtliche Erkenntnis wenig zu gewinnen sei. Der Patriotismus oder die nationale Eifersucht trägt zum Teil an diesem Mangel an Objektivität schuld.

Den Kampf eines englischen und französischen Schiffes schildern Germanus Brixius, dessen Gedicht von Pierre Choque ins Französische übersetzt wurde, und Humbert de Montmoret; daran schliefst sich eine Erörterung über den Streit des Brixius mit Morus, welcher schliefslich durch des Erasmus Vermittelung beigelegt wurde.

Die Besprechung einiger Schriften von Humanisten über die im Jahre 1518 erfolgte Verlobung Marias von England mit dem französischen Dauphin beschliefst den Aufsatz.

Ludwig Geiger, Ein Lobspruch auf Paris 1514 (Zeitschrift für vergleichende Litteratur-Geschichte und Renaissance-Litteratur. Hrsg. von M. Koch und L. Geiger I 366—371).

Anknüpfend an einen Lobspruch auf Paris von Guillaume Guéroult im 16. Jahrhundert erneuert Geiger die Arbeit eines Humanisten namens Jo. Fr. Quintianus Stoa Brixianus. Der Titel des in Hexametern geschriebenen Gedichtes lautet: De celeberrimae Parrhisiorum urbis laudibus Sylva cui titulus Cleopolis. Die an Antonius Pratensis und die Rectores Parrhisiorum urbis gerichtete Widmungsepistel ist von 1514 datiert. Geiger gibt mehrere Proben des Gedichtes, vermifst aber »greifbare Einzelheiten«, »charakteristische Momente« der Schilderung.

Hier möge eine auf Erasmus bezügliche Arbeit sich anschliefsen, da sie den grofsen Humanistenkönig, der seine Bildung in Frankreich und Italien geholt hat, in einer seiner zahlreichen Beziehungen zu Frankreich nachweist.

Érasme ou Salignac? Étude sur la lettre de François Rabelais avec un Facsimile de l'original de la bibliothèque de Zurich par Théodore Ziesing agrégé à l'université de Zurich. Paris. Felix Alcan. 1887. 8°. 29p.

Die glänzend ausgestattete Broschüre ist eine Vorläuferin eines gröfseren monographischen Werkes, welches der Verfasser demnächst

über François Rabelais veröffentlichen will. Das beigegebene Facsimile, welches sich dem Auge sehr leserlich darbietet, und das in dem gröfseren Werke Ziesings keine Aufnahme finden wird, ist die Wiedergabe eines lateinischen Briefes, von Franciscus Rabelesus medicus (datiert Lugduni pridie Cal. Decembr. 1532) aus dem Thesaurus Hottingerianus, jener bewundernswerten Sammlung von Schriftstücken aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Originalen und Kopien, auf der Züricher Bibliothek. Der verstorbene Horner und der Verfasser gewannen nach sorgfältiger Untersuchung die Überzeugung, dafs dieser Brief ein Autograph von Rabelais ist.

Der Brief, der keinen Adressaten angiebt, wurde bis jetzt als an einen gewissen Salignac gerichtet bezeichnet, obgleich man diesen nicht kannte. Ziesing sammelt die Zeugnisse, aus denen hervorgeht, dafs manche Gelehrte zwar das richtige ahnten, es aber nicht genauer verfolgten oder beweisen konnten. So hat z. B. A. L. Herminjard (Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française) den Brief kurzweg als an Erasmus gerichtet bezeichnet.

In dem dritten Teil seiner Arbeit weist Ziesing mit Hilfe der Einzelheiten des Briefes nach, dafs alle Beziehungen desselben auf Erasmus passen, so z. B. die Übersendung einer Handschrift des Flavius Josephus, den Erasmus nach einem griechischen Texte dieses Schriftstellers schon im Dezember 1531 an Jean de Pins geschrieben hatte. Zu den Ausführungen Ziesings über diesen Punkt darf vielleicht die Vermutung hinzugefügt werden, dafs der durch die Vermittelung des Rabelais dem Erasmus zugeschickte Codex möglicherweise der erbetene ist. Da Erasmus damals kirchlich schon sehr anrüchig war, so wählte möglicherweise der darum angegangene Bischof von Rieux einen indirekten Weg zur Übersendung der Handschrift.

Wenn aber jemand bis hierher an Ziesings Beweisführung noch zweifeln könnte, so werden ihn die Ausführungen über Aleander von der Richtigkeit der Behauptung des Verfassers überzeugen. Erasmus, der sih mit dem durch den Wormser Reichstag von 1521 übel berüchtigten Hieronymus Aleander, dem nunmehrigen päpstlichen Legaten, der einstens in Venedig sein vertrauter Freund gewesen, überworfen hatte, hielt denselben für den pseudonymen Verfasser einer gegen ihn gerichteten Rede, welche der ältere Scaliger geschrieben hatte. Trotz aller Belehrung vonseiten der Freunde scheint er auch später diesen Verdacht nicht ganz aufgegeben zu haben.

Ziesing stellt am Schlusse seines Schriftchens fünf Sätze auf, um deren Beweis er diejenigen bittet, welche ihm nicht beistimmen. Es wird sich schwerlich jemand finden, der diese Sätze auch nur zu beweisen versucht, geschweige denn vermag.

Aufgefallen ist mir, dafs der Verfasser die Belegstellen in dem Streite zwischen Hutten und Erasmus nicht aus der besten und zuver-

lässigsten Ausgabe der Werke Huttens, d. h. aus der Böckingschen citiert. Seit wir die musterhafte Arbeit Böckings haben, sollte man keine Citate aus dem fehlerhaften Münch entlehnen.

Das Ergebnis der ansprechend geschriebenen Untersuchung ist also: Der Verfasser hat eine schon früher ausgesprochene Vermutung zu unbedingter Sicherheit erhoben, soweit es in solchen wissenschaftlichen Fragen eine unbedingte Sicherheit gibt.

Erasmus war befreundet mit dem grofsen englischen Humanisten, Thomas Morus, zu dem uns folgende Arbeit führt:

Georg Ellinger, Thomas Morus und Machiavelli (Geigers Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance II 17—26).

Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, man habe bei der Behandlung des Reformationszeitalters bis jetzt eine Art der Betrachtung noch nicht genügend berücksichtigt, nach der gewisse, dem Zeitalter gemeinsame Züge aufzusuchen seien, unter die man sodann eine Reihe von Individualitäten unterordnen könne. Ein solches Verfahren empfehle sich besonders auf dem Gebiet der politischen Theorieen des 16. Jahrhunderts.

Auf den ersten Anblick bilden die Lehren von Machiavellis Staatslehre und der Utopia des Thomas Morus einen schroffen Gegensatz. Letzterer, der an Plato anknüpft, entwirft das Bild eines Idealstaates, Machiavelli dagegen, von Aristoteles beeinflufst, trägt den gegebenen Verhältnissen Rechnung. Morus z. B. sieht im Kriege eine greuelvolle Roheit, Machiavelli sieht in einem gut geordneten Kriegswesen die eigentliche Grundlage des gesamten Staatslebens.

Trotzdem aber sind gemeinsame Züge bei beiden aufzufinden. Mehr äufserlicher Art ist die gemeinsame Benutzung mancher antiken Quellen. Beide finden es sodann zulässig, im Kriege Lug und Trug anzuwenden, womit keineswegs die kleinen Künste der Kriegslist gemeint sind. Beide sind in dem Grundsatz einig, dafs im Staatsleben der Zweck die Mittel heiligt.

Da in diesem Punkte der Realist Machiavelli und der Idealist Morus zusammenstimmen, so folgert Ellinger daraus, dafs diese Theorie dem ganzen Zeitalter der Reformation eigentümlich ist.

Den tieferen Grund davon sieht der Verfasser in den religiösen Kämpfen der Zeit. »Das Zusammenplatzen grofser religiöser Gegensätze und die erbitterten Kämpfe, die sich daraus entspinnen, erzeugen jene Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel bei der Bekämpfung des Gegners. Und auch hier werden diese Tendenzen auf andere Verhältnisse übertragen und verwirren die Moral des Privatlebens«.

Von Italien und Frankreich ist der deutsche Humanismus abhängig, über den zahlreiche kleinere und gröfsere Arbeiten erschienen sind. Beginnen möge ein Vertreter der deutschen Frührenaissance, Niklas von Wyle:

Jakob Baechtold, Zu Niklaus von Wyle (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissancelitteratur. Herausg. von Max Koch und Ludwig Geiger I 348—350).

Über Niklaus von Wyle haben neuerdings Strauch und Baechtold am besten gehandelt. Der letztere bringt hier zu seiner eigenen Darstellung eine Ergänzung durch einen Fund in einer Einsiedlerhandschrift. Dieselbe enthält nämlich eine lateinische Rede, welche Niklaus im Auftrage des Markgrafen Karl I. von Baden auf dem Fürstenkongreſs zu Mantua vor Papst Pius II. gehalten hat.

Baechtold teilt dieselbe im Worlaute mit. Sie ergänzt unser bisheriges Wissen von des Redners Beziehungen. Denn es war schon bekannt, daſs derselbe seine Übersetzung der Poggioschen Schrift »Von der Wandelbarkeit des Glücks« demselben Markgrafen gewidmet hatte. Vgl. Gödeke Grundriſs I² 362.

Zugleich erfahren wir noch, daſs in einer St. Galler Handschrift neun Briefe des Niklaus von Wyle an Albert von Bonstetten vorhanden, aber sehr schwer nur zu entziffern sind.

Zur älteren deutschen Humanistengeneration gehört auch der berühmte Augsburger Ratsherr Konrad Peutinger:

L. Geiger, Gedichte und Briefe an Konrad Peutinger (Geigers Vierteljahrsschrift für die Kultur und Litteratur der Renaissance II 262—264).

Der Herausgeber Geiger teilt aus einem in seinem Besitze befindlichen Konvolut handschriftlicher Gedichte und Briefe, die Konrad Peutinger gehörten und von ihm »Carmina ad me« überschrieben wurden, drei Proben mit. Es sind Gedichte des bekannten Humanisten Jakob Locher Philomusos, überschrieben: Ad laudem Augustae carmen, Munificentia principis Bavariae Guilhelmi ducis illustrissimi, Ad doctorem Conradum Peutinger Archigrammateum Augustanum.

Da Geiger bloſs Gedichte und keine Briefe mitteilt, so ist die Überschrift nicht zutreffend.

Seltsamer Weise rückt Geiger in dem ersten Gedichte den Hexameter zurück und den Pentameter vor, während das Übliche das Umgekehrte ist.

Das Ausrufungszeichen im letzten Verse hinter omnis auf S. 263 ist mir nicht verständlich, denn der Text gibt einen ganz guten Sinn, wenn man folgendermaſsen interpungiert:

Sic, Augusta, tibi sacratur gloria perpes,
Sic omnis homines, te super astra ferunt.

Omnis und astra sind Accusative, abhängig von super. Die Nachstellung der Präposition hat in der Poesie nichts Auffallendes.

Im zweiten Gedicht ist teris Druckfehler für terris.

Zu Peutingers Freunden und Verehrern gehörte der »Erzhumanist« Celtis:

Karl Hartfelder, Zu Konrad Celtis (Geigers Vierteljahrsschrift für die Kultur und Litteratur der Renaissance II 253—262).

Zur Ergänzung meiner Sammlung der Epigramme des Celtis durchsuchte ich eine Anzahl von Münchener Handschriften, die mir von der Verwaltung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt wurden. Der Erfolg bewies, dafs meine schon früher ausgesprochene Vermutung richtig war, wonach die Nürnberger Handschrift noch manche Vervollständigungen finden könne. Nicht blofs, dafs sich weitere ungedruckte Epigramme ergaben, auch zu den schon gedruckten fanden sich beachtenswerte Verbesserungen und Erweiterungen. Einen Teil des Gefundenen fafste ich in obige Mitteilung zusammen und fügte drei Briefe aus dem Codex epistolaris Celtis hinzu, die inhaltlich mit den mitgeteilten Epigrammen zusammenhängen, und die ich der Freiburger Abschrift des Celtis'schen Briefcodex entnahm.

Zu Anm. 1 auf S. 255 füge ich als ergänzendes Citat: Serapeum 21 (1880) S. 235.

Des Celtis Nachfolger in Ingolstadt wurde der Schwabe Jakob Locher Philomusos:

L. Geiger, Ein ungedrucktes humanistisches Drama (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissancelitteratur. Hrsg. von M. Koch und L. Geiger N. F. I 72—77).

Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, dafs es keine bequeme Zusammenstellung der Leistungen des deutschen Humanismus für die Wiederbelebung des Dramas gebe. Man müsse mühsam aus Gödekes Grundrifs die betreffenden Notizen zusammensuchen.

Zu den Dramatikern der Humanistenzeit gehört Jakob Locher, genannt Philomusus, über den wir die sorgfältige Arbeit Hehles besitzen. Zu den schon bekannten Leistungen Lochers fügt Geiger aus der lateinischen Handschrift nr. 11 347 der Pariser Bibliothek, einem Sammelband, der aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt, ein bisher unbekanntes Stück des genannten Dichters.

Dasselbe ist ohne Überschrift. Am Ende steht: Finit libellus Jacobi L. Philomusi dramaticus novus sed non musteus. Voran geht ein Prologus, welchen Geiger ganz mitteilt.

Das Stück selbst ist in Prosa, nur die Chöre sind Verse. Geiger teilt blofs den Inhalt mit unter gelegentlicher Einfügung von charakteristischen Proben der Darstellung.

Die sich unterredenden Personen des ersten Aktes sind der Papst und ein päpstlicher Legat, welcher von ersterem den Auftrag erhält, nach Deutschland und Frankreich zur Friedensstiftung zu ziehen. Im

zweiten Akt unterreden sich der päpstliche Legat, der Gesandte des französischen Königs, Kaiser Maximilian, der König von England und Herzog von Mailand. Den dritten Akt bildet ein kurzes Zwiegespräch zwischen einem schwäbischen und schweizerischen Landsknecht, wobei sich letzterer vorteilhafter darstellt.

Nach dem Inhalt bestimmt Geiger 1513 als das Jahr der Abfassung, nach der Schlacht von Ravenna 1512 und vor der Schlacht von Marignano. Wahrscheinlich hat Locher, der damals Lehrer an der Hochschule zu Ingolstadt war, das Drama für seine Schüler geschrieben.

Die mitgeteilten Proben scheinen ohne jede Veränderung im engsten Anschlufs an die Handschrift gegeben zu sein. Aber die Interpunktion in ihrer ganzen Prinziplosigkeit zu reproduzieren, lag gewifs kein Anlafs vor. Ohnehin dürfte es empfehlenswert sein, durch eine vernünftige Interpunktion dem Leser die Lektüre zu erleichtern. Ferner scheint mir in Vers drei des Prologs se moveat besser in semoveat zu vereinigen zu sein. Das soccum induit einige Verse später ist ebenfalls bedenklich. Sollte dafür nicht induat stehen? Auch scheint mir casu monstrifico quaedam auf derselben Seite in quodam zu verändern.

Die glänzendste Gestalt in dem an Individualitäten so reichen Kreise der süd- und westdeutschen Humanisten ist Johann von Dalberg:

Karl Morneweg, Johann von Dalberg, ein deutscher Humanist und Bischof (geb. 1455, Bischof von Worms, gest. 1503). Mit Dalbergs Bildnis. Heidelberg. Winter 1887. VII und 375 S.

Seit Zapfs dürftiger Schrift (1789) hat Johann Dalberg oder, wie er häufiger genannt wird, Camerarius, der berühmte Mäcen des Humanismus am Mittelrhein, keine eingehendere Behandlung mehr erfahren. Morneweg legt uns in seiner umfangreichen Monographie die Ergebnisse vieljährigen Sammelns und Arbeitens vor. Die Archive zu München, Speyer, Würzburg, Aschaffenburg, Darmstadt, Worms, Karlsruhe, Stuttgart und Koblenz, sowie die Bibliotheken zu München, Stuttgart, Darmstadt, Heidelberg, Würzburg und Bonn lieferten ungedrucktes Material, mit dem der Verfasser ein möglichst vollständiges Bild dieses ersten »modernen Menschen vom Mittelrhein« herzustellen suchte.

Das erste Kapitel: »Familie, Heimat, Jugendjahre, erste Studien« führt uns zunächst ein Stück Adelsgeschichte vor. Schon 1239 ist ein Wormser Ritter Gerhard d. j. mit dem Amte eines Kämmerers der Bischöfe von Worms nachweisbar. Der Vater des berühmten Camerarius, Wolfgang von Dalberg, dessen stattliches Herrenhaus zu Oppenheim am Rheine stand, heiratete eine Gertrud von Greifenklau und das älteste Kind aus der mit Kindern reich gesegneten Ehe war unser Johannes. Nachdem der Knabe den ersten Unterricht zu Hause genossen, bezog er 1466 elfjährig die Universität Erfurt, wo damals der Humanismus sich bereits festgesetzt hatte (Peter Luder, Jakob Publicius Rufus aus Florenz).

1470 zum Baccalaureus promoviert, verliefs er nach weiteren drei Semestern Erfurt, ohne die Magisterwürde erworben zu haben. Den 15. Februar 1472 wurde er in Worms als Kleriker angenommen und mit einem Wormser und Speyer Kanonikat bedacht.

Im nächsten Abschnitt: »Aufenthalt in Italien« erfahren wir, dafs der junge Domherr spätestens im Frühlinge 1473 über die Alpen nach Italien zog, um seine in Erfurt erworbenen Kenntnisse zu vervollkommnen und zwar zunächst in Pavia. Hier lernte er auch den Friesen Rudolf Agricola kennen, der ebenfalls in Erfurt studiert hatte. 1474 wurde Dalberg Rektor der Universität, und der schon damals hochangesehene Agricola hielt die noch erhaltene Rektoratsrede für ihn, von welcher nach der Stuttgarter Handschrift ganze Abschnitte mitgeteilt werden und deren Hauptinhalt der Preis Dalbergs und seines Geschlechtes ist. »So stellte Agricola seinen jungen Genossen den Italienern dar. Ein schönes Denkmal treuer Freundschaft! Mit welcher Liebe hatte er sich in das Wesen des jungen Freundes vertieft. Schon in der Art, wie er ihn auffafste und der Menschheit (!) vorführte, liegt ein gut Stück Humanismus«. (S. 38).

Nach Jahresfrist kehrte Dalberg nach der Heimat zurück, während Agricola nach Ferrara zog; nur die beiden schwäbischen Freunde Dietrich und Johann von Pleningen blieben in Pavia. Aber schon 1476 zog Dalberg wieder nach Italien, wo er sich nach Padua wandte, obgleich ihn Agricola nach Ferrara einlud. Zu Padua, wo die Deutschen eine grofse Rolle spielten, trieb er auch Griechisch. Auf der im Jahre 1478 erfolgten Heimkehr machte er einen kurzen Aufenthalt in Ingolstadt. Aber noch vor Schlufs des Jahres zog er weiter in die rheinische Heimat.

Nach einem nochmaligen römischen Aufenthalt, wobei er sich zu Rom in eine Bruderschaft der Maria de anima aufnehmen liefs, wurde er 1480 Dompropst von Worms und damit Kanzler der Universität Heidelberg, welches Amt einst auch Papst Pius II. bekleidet hatte. Um diese Zeit war Jakob Wimpfeling fast der einzige Vertreter des Humanismus an der Hochschule, der aber in dem Kurfürsten Philipp dem Aufrichtigen (seit 1476) einen warmen Patron hatte. Spätestens um die Jahreswende von 1481—1482 wurde Dalberg auch Kanzler des Kurfürsten, womit die Verlegung seines Wohnsitzes nach Heidelberg verbunden war. Zu all diesen Würden gesellte sich noch die eines Bischofs von Worms, welche Dalberg 1482, vermutlich durch den Einflufs des Kurfürsten, ebenfalls erlangte.

Kaum zum Bischof gewählt, liefs er durch den gemeinsamen Freund, den kurfürstlichen Rat Dietrich von Pleningen, den in Kampen weilenden Rudolf Agricola einladen, nach Heidelberg zu kommen, wo er in freier, von ihm selbst bestimmter Weise leben könne. Dieser Einladung entsprach Agricola und kehrte, freundlichst empfangen und hoch ausge-

zeichnet, erst im Oktober wieder in die Heimat zurück, nachdem er versprochen hatte, im nächsten Frühjahr wieder zu kommen.

Die bischöfliche Thätigkeit Dalbergs, welche Morneweg eingehend behandelt, und über die er vielerlei Neues mitteilt, mufs an dieser Stelle übergangen werden, wo es sich ausschliefslich um den Humanisten und Mäcenas Dalberg handelt.

Erst am 2. Mai 1484 traf Agricola in Heidelberg wieder ein, wo ihn Dalberg freundlichst aufnahm, hebräische Bücher für ihn kaufte, auch seinen hebräischen Lehrer, einen getauften Juden, in das Haus mit aufnahm. Aber Agricola fühlte sich trotz alledem nicht behaglich und nicht befriedigt. In diese Zeit fallen allerlei Funde von römischen Inschriftensteinen, von welchen noch manche erhalten, während wir von andern nur litterarische Nachricht haben.

Überhaupt pflegten in der nächsten Zeit Dalberg und Agricola zusammen eifrigen geistigen Verkehr. Agricola hielt in Worms und Heidelberg Vorträge, woselbst auch der berühmte Konrad Celtis sein Schüler wurde. Aus diesem gelehrten und ästhetischen Stillleben rifs sie eine Reise nach Rom, die sie 1485 im Auftrage des Kurfürsten von der Pfalz machten. Ob die daselbst von Dalberg an Papst Innocenz VIII. gehaltene lateinische Rede sein oder Agricolas Werk, ist nicht sicher. Aber die Krankheit, welche Agricola auf der Heimreise ergriff, und die in Heidelberg mit erneuter Stärke zurückkehrte, raffte den trefflichen Mann den 27. Oktober 1485 hinweg. Der bischöfliche Freund hatte den Sterbenden in seinen Armen gehalten, »damit ihn der Sterbende nicht entbehre, dem er im Leben alles gewesen war«. (S. 101).

Auf dem Fürstentage zu Frankfurt 1486, wohin sich Camerarius mit dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz begab, machte er die Bekanntschaft von Willibald Pirkheimer, der sich im Gefolge des Herzogs Albrecht von Bayern-München befand, und wahrscheinlich auch von Johannes Reuchlin, dem Begleiter des Grafen Eberhard von Württemberg. Ein Besuch, den Kaiser Friedrich III. (wahrscheinlich 1486) im berühmten Kloster Maulbronn machte, gab Camerarius Anlafs zu einem lateinischen Begrüfsungsgedicht, von dem Morneweg S. 110 eine Übersetzung mitteilt. Es ist das einzige gröfsere Gedicht Dalbergs, das uns erhalten ist. Wenn aber der Verfasser S. 111 sagt: »An Vergils Aeneide angelehnt, gibt dieses Gelegenheitsgedicht einen Beweis für Dalbergs dichterisches Können, wie für seine Meisterschaft im Ausdruck. Rasch entstanden und niedergeschrieben, ist seine Sprache edel und gewandt (Konstruktion!), seine Verse von musikalischem Wohllaut getragen. Eine reiche Phantasie, wie sie der italienische Himmel im Verkehr mit den Meisterwerken der Alten zeitigen konnte, tritt uns aus diesem Gedichte entgegen«, so scheinen dies doch sehr hyperbolische Ausdrücke zu sein, zu denen die paar lateinischen Distichen schwerlich ein Recht geben. Auch ist nirgends angegeben, worauf sich die Behauptung gründet, dafs das Gedicht rasch entstanden und niedergeschrieben ist.

Trotz vielfacher Abhaltungen durch mannichfache Geschäfte fand Dalberg noch Zeit zu griechischen Studien, die er gemeinsam mit Adolf Occo, seit 1488 dem humanistisch gebildeten Leibarzt des Kurfürsten, und vermutlich auch mit Dietrich von Pleningen betrieb. Johannes Reuchlin hat dem gelehrten Bischof zwei seiner auf das Griechische bezüglichen Schriften gewidmet, Colloquia graeca und eine Schrift De quatuor graecae linguae differentiis, die neuerdings Horawitz aus einer Stuttgarter Handschrift herausgegeben hat.

Auch mit einem anderen Humanisten, der in Heidelberg seit 1488 Stellung gewonnen hatte, mit Adam Werner von Themar, entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. 1491 richtete Werner ein lateinisches Gedicht an Camerarius, ut nova bucolica mittat carmen. Darnach hatte Dalberg schon früher Bucolica verfafst, von denen aber keine genauere Nachricht erhalten ist.

Der berühmte Abt Johann Trithemius von Sponheim widmete sein im Winter 1491 auf 1492 verfafstes Buch De scriptoribus ecclesiasticis Dalberg mit einem sehr verbindlichen Schreiben, worin des Bischofs Ruhm in etwas überschwänglicher Weise verkündigt wird. Eine weitere Widmung machte ihm Sebastian Murrho, Kanoniker zu Kolmar, der ihm 1494 seinen Kommentar zu des Baptista Mantuanus Gedicht auf die hl. Katharina dedizierte. Bei dieser Gelegenheit wird zum ersten Mal die nachmals so berühmt gewordene Dalbergsche Bibliothek erwähnt, die an lateinischen, griechischen und hebräischen Büchern aufserordentlich reich war, und deren Benutzung Dalberg in der liberalsten Weise gestattete, wie z. B. Reuchlin mitteilt.

Wenig erfreulich sind die Nachrichten über Dalbergs Verhältnis zu Konrad Celtis um diese Zeit. Der fahrige Poet hatte eine gröfsere Geldsumme vom Bischof entlehnt und war nun in der Heimzahlung so säumig, dafs er erst auf ausdrückliche Mahnung des gemeinsamen Freundes Tolophus zahlte.

Morneweg wendet sich sodann zu einer Untersuchung des Verhältnisses von Dalberg zu den Sodalitates litterariae, den gelehrten Gesellschaften, welche Celtis auf seinen Wanderungen zur Ausbreitung des Humanismus gegründet hat. Er kommt zu dem Ergebnis, dafs Dalberg Vorstand einer allgemeinen deutschen litterarischen Sodalitas gewesen, zu welcher sich die anderen deutschen Sodalitates wie Sektionen verhielten. Meines Erachtens denkt sich Morneweg diese Sodalitates viel fester organisiert, als sie es in Wirklichkeit je gewesen sind. Was wissen wir denn Zuverlässiges von denselben aufser den Namen? Wir kennen weder ihre Statuten nach die vollständige Zahl ihrer Mitglieder und vollends die angebliche Sodalitas litteraria per universam Germaniam! Es ist das gewifs nichts als die geistige Gemeinschaft aller humanistisch Gebildeten in Deutschland, als deren glänzendste Persönlichkeit Dalberg mit princeps bezeichnet werden soll. Ich habe meine Meinung

von dem sehr lockeren Verbande der Sodalitäten schon in einem Aufsatz in der Zeitschrift für Allgemeine Geschichte 1885, S. 682 ausgesprochen. Auch dürfte zu beachten sein, dafs Celtis das erste Epigramm seiner Sammlung (von mir ediert, Berlin 1881) überschreibt: ad quatuor sodalitates litterarias Germaniae, aber von einer über diesen vier Sodalitates stehenden allgemeinen Sodalität Deutschlands ist nicht die Rede. Wenn schon von den erwähnten vier Sodalitäten zwei der Phantasie des Dichters und nicht der Wirklichkeit angehören, so werden wir diese allgemein deutsche Sodalitas gewifs in das Reich der Pläne, die nie verwirklicht wurden, verweisen.

Welches Ansehen Dalberg fortdauernd bei den Humanisten genofs, zeigen die verschiedenen litterarischen Dedikationen, die ihm gemacht worden: Celtis feiert den Wormser Bischof in einem Archilochium (so und nicht Archilogium war zu schreiben, welch letztere Orthographie nur einem Humanisten des 15. Jahrhunderts verziehen wird!), der berühmte Strafsburger Sebastian Brant widmet Dalberg sein Gedicht: »Über das Bündnis des Königs mit dem römischen Papste und den treulosen Italienern«, Matthäus Herben seine Schrift De natura cantus ac miraculis vocis, eine philosophische Betrachtung über die Musik ohne Instrument.

Zumeist auf grund des handschriftlichen Codex epistolaris des Celtis wird sodann S. 186ff. das anregende und muntere Treiben des Heidelberger Humanistenkreises geschildert, wobei Johannes Reuchlin, Konrad Celtis, Konradus Leontorius, Heinrich Spiefs, Jakob Dracontius und andere eine wichtige Rolle spielen. Immer wieder mit amtlichen Aufträgen vonseiten des Kurfürsten oder in eigener Sache beschäftigt, ist Dalberg oft von Heidelberg abwesend. Von dem Reichstage in Lindau 1496 heimkehrend, wurde er durch Dracontius mit einer lateinischen Ode begrüfst. Den 7. November nahm er teil an einem Feste der Heidelberger Humanisten, von dem Morneweg vermutet, dafs es zur Erinnerung an Platons Geburts- und Todestag gefeiert wurde, in Nachahmung der italienischen Humanisten. Vielleicht las man dabei auch das begeisterte Lob vor, das Wimpfeling in seinem soeben beendeten Isidoneus dem Bischofe, »dem Ruhme der Deutschen, dem Glanz seines Geschlechts, des Pfalzgrafen höchster Zier, der Krone der Bischöfe« wegen seiner griechischen Kenntnisse spendete. Bei solchen Zusammenkünften fanden sich denn die humanistisch gebildeten Gesinnungsgenossen aus der Nachbarschaft ein, wie z. B. Peter Boland, Pfarrer zu Schriesheim, Johann von Pleningen, Domherr zu Worms, Jakob Köbel aus Oppenheim, Theodor Gresemund aus Mainz und andere. Bei solchen Festen dürfte auch tüchtig gezecht worden sein. Insbesonders wurde Dracontius des Bischofs Liebling, der sich an seinen Liedern gerne aufheiterte.

Den 31. Januar 1497 wurde in Dalbergs Hause zu Heidelberg das von Reuchlin verfafste Lustspiel »Henno« aufgeführt. Morneweg hätte

für die Einzelheiten auch noch die sorgfältige Monographie Gustav Knods über Jakob Spiegel benutzen können, da dieser sich ebenfalls unter den die Komödie darstellenden Studenten befand.

Eine Mifshelligkeit, die nicht ganz aufgehellt ist, führte im Frühling des Jahres 1497 dazu, dafs Dalberg sein Kanzleramt am pfälzischen Hofe aufgab. Vigilius hatte von diesem drohenden Ereignis dem befreundeten Celtis Nachricht gegeben mit dem charakteristischen Zusatz: Quod si fiet? Heu nobis, ministris, philosophis! . . . Deus omnia bene ordinet, praesertim pro philosophis! (S. 231).

Ein fünfter Abschnitt behandelt »Letzte Lebensjahre und Tod Dalbergs« (S. 232—350). Der Fürstbischof scheint in dem zwei Stunden von Heidelberg entfernten Ladenburg seinen Wohnsitz genommen zu haben, wo auch seine berühmte Bibliothek aufgestellt war. Reich an griechischen, lateinischen und hebräischen Büchern, wurde sie von den gelehrten Zeitgenossen angestaunt und ein einzig dastehender Schatz Deutschlands (unus Germaniae nostrae thesaurus) genannt. Morneweg gibt eine Anzahl wertvoller Notizen über Handschriften, die sich in dieser gepriesenen Bibliothek befunden haben. Wenn aber derselbe meint, Dalbergs Weggang aus Heidelberg sei auch das Ende des Humanismus daselbst gewesen, so kann ich dem nicht ganz beistimmen; denn Reuchlin, Wimpfeling, Vigilius, Werner von Themar weilen noch nachher in der Pfälzer Residenz.

Übrigens scheint 1498 eine Aussöhnung Dalbergs mit Philipp von der Pfalz stattgefunden zu haben. S. Brant und Wimpfeling rühmten von neuem um diese Zeit den durch die Kämpfe mit der Stadt Worms immer noch in Anspruch genommenen Bischof. Auch das Verhältnis zu Kaiser Max gestaltete sich günstig für Dalberg, so dafs er mehrfach als kaiserlicher Bevollmächtigter thätig war.

Der Aufenthalt, welchen Dalberg 1501 wegen des Reichstages in Nürnberg nahm, wurde von ihm benutzt zum Verkehr mit dem zahlreichen Kreise Nürnberger Humanisten, wie Johann Werner, Pfarrer in der Nürnberger Vorstadt Wörth, Willibald Pirckheimer, Johannes Löffelholz, Sebald Schreier (Clamosus), Hieronymus Monetarius u. a. Hier wurde auch der Druck der Werke der Gandersheimer Nonne Roswitha endgültig beschlossen.

Von den Schriften Dalbergs, von denen sich freilich keine gröfsere bis jetzt erhalten hat, sei besonders seine Sammlung von mehr als 3000 Wörtern hervorgehoben, welche darthun soll, dafs die griechische und deutsche Sprache übereinstimmten. Nach dem Stande des damaligen Wissens kann dies nur eine Sammlung von Zufälligkeiten und Kuriositäten gewesen sein, wobei Dalberg der bedenklichen »Sirene des Gleichklangs« nur zu willig Gehör geschenkt haben dürfte.

Im Juli 1503 starb der Bischof eines plötzlichen Todes in Heidelberg. Die humanistischen Freunde, allen voran Konrad Celtis, beklagten

den verlorenen Freund und Gönner. Aber auch Johann Werner, Trithemius, Wimpfeling, Brant, Thomas Wolf d. j. lassen ihre Klage ertönen.

In einem Schlufskapitel »Rückblick und Würdigung« skizziert der Verfasser nochmals zusammenfassend die ganze bedeutende Persönlichkeit in ihrer Eigenschaft als Bischof, Landesfürst, Kanzler der Pfalz, Humanist. Als letzterer bewährte er sich als Redner, Altertumsforscher, Sprachkenner, Kurator der Universität Heidelberg, Sammler einer grofsen Bibliothek.

So schön und ansprechend diese Charakteristik ist, so scheint mir doch der Altertumsforscher Dalberg zu hell beleuchtet zu sein. Wenn man ein reges Interesse für Handschriften, römische Inschriften und Münzen zeigt, so ist man deshalb noch kein Forscher. Da uns die hierher gehörigen Schriften nicht erhalten sind, so wird das Urteil darüber schwerlich jemals unbedingte Sicherheit gewinnen. Dalberg war zum Mäcen für die Wissenschaften wie geschaffen: seine Bildung, Anlage und Stellung befähigten ihn dazu, aber er war kein selbständiger Forscher. In wissenschaftlichen Dingen ist er eine mehr receptive, keine produktive Persönlichkeit, ein geniefsender, kein schöpferischer Geist. Dieser Gesichtspunkt hätte dem Schlufskapitel noch eingefügt werden dürfen.

Ein Anhang mit den wenigen erhaltenen Gedichten und Briefen Dalbergs sowie ein sorgfältiges Register beschliefsen das fleifsige und verdienstliche Buch.

Von mancherlei verbesserungsdürftigen Einzelheiten mögen einige notiert sein: auf S. 18 Anm. 69 ist sedet aufzulösen in sed et. Im gleichen Citat scheint possit in posset und quanque in quaeque zu verwandeln. — S. 24 ist in Anm. 82 wohl artes oder litteras ausgelassen. — S. 35 Anm. 12 ist das unverständliche culta vermutlich in »calceo« zu verändern.

S. 20 ist mit der Schrift »Ciceros von der Vorsehung« nicht De divinatione, sondern De fato gemeint.

Wenn S. 86 Anm. 75 die Declamatio De vita Agricolae als Rede Joh. Saxos bezeichnet wird, so ist das schwerlich richtig. Der Verfasser ist gewifs Melanchthon, und dessen Schüler Saxo hat die von dem Lehrer verfertigte Rede in Wittenberg vorgetragen.

Wenn S. 23 Dalberg als Vorbild aller späteren deutschen Humanisten bezeichnet wird, so ist die Übertreibung des Ausdrucks unwidersprechlich.

Von gröfserer Bedeutung scheint mir die Anzweiflung der Nachricht über seine Todesart zu sein (S. 322), der ich nicht beistimmen kann. Nach der Angabe Melanchthons stürzte Dalberg zu Heidelberg im Hause einer meretrix in den Keller und starb infolge des Sturzes. Für die Zuverlässigkeit der Angabe spricht zunächst der Umstand, dafs Melanchthon die gleiche Angabe dreimal macht, einmal in einer feier-

lichen lateinischen Rede De coniugio vor versammelter Universität und das andere Mal vor seinem zahlreichen Sonntagsauditorium, dem er die hl. Schrift auslegte. Melanchthon kam aber schon sechs Jahre nach Dalbergs Tod nach Heidelberg, wo ein solches Ereignis gewifs noch in frischer Erinnerung stand. Ohnedem verkehrte er in dem indefs freilich sehr zusammengeschmolzenen humanistischen Kreise, zu dem einst Dalberg gehört hatte. Sodann schmückt Melanchthon Dalberg mit sehr ehrenden Prädikaten, so dafs man nicht einsieht, weshalb er dem gleichen Mann unverbürgte üble Nachrede hätte bereiten sollen. Wenn aber die humanistischen Freunde Dalbergs von dessen integritas vitae reden, so ist das gewifs kein stichhaltiger Gegengrund gegen Melanchthons Angaben.

Das Mornewegsche Buch ist eine fleifsige und auf gründlichen Studien beruhende Arbeit, mit der es der Verfasser sich nicht leicht gemacht hat. Wertvolle Angaben in ziemlicher Anzahl sind hier zum ersten Mal aus den Handschriften und seltenen Büchern ans Licht gezogen. Manche geben überraschende Aufschlüsse über bisher dunkel gewesene Punkte. Nur bleibt zu bedauern, dafs der Verfasser statt der rein chronologischen nicht lieber eine sachliche Ordnung für seinen reichen Stoff gewählt hat. So werden höchst entlegene Dinge rein äufserlich nach der Zeitfolge an einander gereiht und stören den Genufs dieser sonst so dankenswerten Schrift.

Zu den niederrheinischen Humanisten gehört der sogenannte Wanderprediger des deutschen Humanismus, Hermann von dem Busche.

Oberlehrer Dr. Hermann Joseph Liessem, Bibliographisches Verzeichnis der Schriften Hermanns van dem Busche. Anhang. 4 Bl. (Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kaiser Wilhelms-Gymnasiums in Köln. 1887. 4°. Progr. Nr. 402).

Die fleifsige und sorgfältige Zusammenstellung ist der Anhang zu den drei Programmbeilagen, welche Liessem dem bekannten humanistischen Wanderprediger Buschius gewidmet hat. Die verzeichneten Drucke umfassen 13 Nummern aus den Jahren 1496/97 bis 1504. Der Verfasser gibt auch die späteren Auflagen oder Wiederholungen an, von denen die der Lipsica bis 1802 herunterreichen.

Die einzelnen Drucke sind mit wünschenswerter Genauigkeit beschrieben: Worttrennung des Titelblattes, Angabe der Blätterzahl und Signaturen, der einleitenden oder abschliefsenden Dedikationsepisteln und -gedichte, Schriftform (ob gotisch oder nicht), Nennung einiger Bibliotheken, wo diese seltenen Bücher vorhanden sind. Von besonderem Interesse ist die Mitteilung von Randbemerkungen und sonstigen Aufzeichnungen, die sich in manchen Exemplaren in alter Schrift finden. Selbst die damals üblichen Abkürzungen sind urkundlich wiedergegeben.

Für die Geschichte der Philologie kommen in betracht: Nr. VII.

Petronius Arbiter Poeta Satyricus. In officina Jacobi Thanneri Anno 1500. — Nr. VIII. Hermannii Buschii Pasiphili Monasteriensis Annotationes in Petronii Arbitri Satyram de vitiis Romanorum. — Nr. XI. Empfehlungsgedicht und metrische Inhaltsangaben zu Silius Italicus de bello Punico 1504. Karlsruher Handschrift. »Besonderen Wert besitzt die Handschrift, weil sie auch Buschs Argument zu dem ersten Buche mitteilt, welches in den sonstigen, mit den Argumenten Buschs erschienenen Silius-Ausgaben fehlt.« — Silius Italicus cum argumentis Hermanni Buschii. Lipsiae per Martinum Herbipolensem 1504. Dazu die folgenden Ausgaben Basel 1522 und Genf 1607.

Für die Fortsetzung der Arbeit Liessems darf auf die in unserem Jahresbericht weiter unten erwähnte Studie Boots hingewiesen werden.

Aus dem schönen Rheinlande nach Schwaben führen zwei Aufsätze Benders:

Dr. Hermann Bender, Rektor des k Gymnasiums zu Ulm. Die Anfänge der humanistischen Studien an der Universität Tübingen (Gymnasialreden nebst Beiträgen zur Geschichte des Humanisums und der Pädagogik. S. 171—189).

Die humanistischen Studien fassen in Tübingen durch die Gründung eines Lehrstuhles für Eloquenz und Poesie im Jahre 1496 (nicht 1497), der Heinrich Bebel von Justingen übertragen wurde, festen Boden. Um 1472 geboren, studierte er unter anderm auch in Krakau und Basel, von wo er wahrscheinlich durch den gelehrten Kanonikus Hartmann von Eptingen an seine heimische Hochschule empfohlen wurde. Der lebensfrohe Mann unterhielt Beziehungen mit einem sehr ausgedehnten Freundeskreis. Seine Schriften und praktische Thätigkeit galten der Verbreitung der humanae litterae, besonders eines besseren Lateins. Schon nach wenigen Jahren merkte man die Spuren seiner Thätigkeit. Die Tübinger Studenten, die früher wegen ihres schlechten Lateins (vgl. das Hechinger Latein!) berüchtigt gewesen, gelten schon 1505 als flotte, allseitig durchgebildete Latinisten.

Von Bebels eigenen lateinischen Gedichten, die meist in elegischem Versmafse abgefafst sind, wie Lobgedichte auf hervorragende Männer und Freunde, Epitaphien, den Triumphus Veneris hält Bender nicht viel. Seine Facetiae, die keinen moralischen Wert haben, machten ihn populär.

An Bebel schlofs sich eine Gesellschaft gleichgestimmter Männer an, die societas Neccharana, zum Teil aus seinen Schülern bestehend. Zunächst Georg Simler aus Wimpfen und Johannes Hiltebrand aus Schwetzingen, vor ihrer Übersiedelung nach Tübingen Lehrer an der berühmten Lateinschule zu Pforzheim, wo sie Melanchthon unterrichteten. Simler, der Verfasser einer humanistischen Grammatik, wird von Camerarius als primarius grammaticus gerühmt.

Zu den Schülern Bebels gehörte Johann Altensteig aus Mindel-

heim, später Lehrer im Kloster Polling in Bayern und dann durch Bischof Stadion von Augsburg Visitator der Diözese Augsburg. Er hat u. a. einen Vocabularius, eine Ars epistolandi und einen Kommentar zu Bebels Triumphus Veneris geschrieben.

Weitere Schüler waren J. Heinrichmann aus Sindelfingen, der Verfasser der 1506 erschienenen Institutiones grammaticae, sodann Johann Brassicanus, eigentlich Köl aus Konstanz, Lehrer in Urach und Tübingen, Vater des berühmten Wiener Brassicanus.

Auch für das Griechische, welches Bebel nicht verstand, begann das Interesse durch Simler und Melanchthon.

Einige Verbesserungen zu dem Aufsatz habe ich in einer Besprechung in der Berliner philol. Wochenschrift 1888 Nr. 25 gegeben. Es würde übrigens eine lohnende Aufgabe sein, die äufseren Umrisse von Benders Arbeit durch die zahlreichen alten Drucke, welche Karl Steiff in seiner Monographie über die alten Tübinger Buchdrucker nachgewiesen hat, genauer auszuführen.

Dr. Hermann Bender. Rektor des k. Gymnasiums zu Ulm. Humanismus und Humanisten zu Tübingen im XVI. Jahrhundert (Gymnasialreden nebst Beiträgen zur Geschichte des Humanisums und der Pädagogik). (Tübingen 1887. S. 190—217).

Neben Bebel knüpfen sich die Anfänge des Humanismus zu Tübingen an die Namen Melanchthons, der 1512 daselbst immatrikuliert und 1514 zum Magister artium liberarium promoviert wurde. Eine Vorstellung seiner damaligen Bedeutung erhalten wir aus dem Gedichte des Magister Schlauraff in den Epistolae obscurorum virorum, das aber nicht von Melanchthon verfafst ist. Um Melanchthon sammelte sich ein Kreis gleichstrebender Genossen, »ein griechisches Kränzlein«, dem Simler, Hiltebrand, Aulber, Oekolampad, Knoder, Secerus (Setzer), Kurrer u. a. angehörten. Aus diesem Kreise gingen lateinische Übersetzungen griechischer Schriftsteller hervor. Noch Gröfseres, nämlich eine Gesamtausgabe des griechischen Aristotelestextes, war geplant und zwar von Melanchthon, die freilich nicht zu Stande kam, aber nicht aus Mangel an Hilfsmitteln, wie Bender behauptet, sondern weil Melanchthon durch seine Berufung nach Wittenberg unter Luthers Einflufs kam und so zu einem Gegner des Aristoteles wurde. Melanchthon, der später seinen Tübinger Aufenthalt in einem unhistorischen verklärten Lichte ansah, zog 1518 gerne aus Schwaben ab, da er den »geschäftigen Müfsiggang«, wie er seine Tübinger Lehrthätigkeit nannte, nicht weiter treiben wollte.

Der Vertreter der Humaniora in Tübingen wurde seit 1521 der berühmte Johannes Reuchlin, der Ingolstadt wieder verlassen hatte, aber schon nach kurzer Lehrthätigkeit starb.

1535 wurde sodann Joachim Camerarius, der vielleicht die

feinste humanistische Bildung unter Melanchthons Schülern besafs, berufen, der blofs bis 1541 lehrte, wo er nach Leipzig ging. Seine anfänglich freudige Stimmung schlägt bald um; denn die schwäbische Nation ist ἄμουσος. Ohne Zweifel beteiligte er sich an der Neuorganisation des Pädagogiums und der Studienordnung für die Artistenfakultät.

Nach ihm kam, von Melanchthon geschickt, Matthias Garbitius aus Illyrien, der schon in Wittenberg griechische Vorlesungen gehalten hatte. 24 Jahre in Tübingen thätig, stirbt er 1559, nachdem er sich grofse Verdienste um das Martinianum, das Martinsstift, erworben hatte.

Von den folgenden Lehrern der Humaniora sind zu nennen seit 1541 Sigismund Lupulus aus Rottenburg und Georg Liebler, nach Frischlins Behauptung ein habitueller Trunkenbold (crapulosus iste Lieblerus), sodann Melchior Volmar Rufus (Rat) aus Rottweil († 1561), der in Bern und Frankreich studiert hatte, auch Beza und Calvin kannte.

Noch mehr Interesse erweckt Michael Toxites aus Graubünden oder Tirol, schliefslich Stadtarzt in Hagenau. Unter Herzog Christoph ist er Pädagogarch des Herzogtums Württemberg. Er war früher an der Sturmschen Anstalt und lebte sich ganz in die ratio Sturmiana ein. Als Pädagogarch richtete er an den Herzog die Schrift: De emendandis recteque instituendis literarum ludis, in denen er eine Schulreform nach Sturms Prinzipien empfiehlt. Für die Lehrer beansprucht er honos et praemium.

Am Pädagogium war seit 1562 auch Leonhard Engelhard, vorher Praeceptor in Eppingen, thätig, den die Calvinisten von da vertrieben hatten. Kindisch geworden, starb er 1604.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts sind sodann noch Martin Crusius und Nicodemus Frischlin zu nennen. In dem Streite dieser beiden, den bekanntlich D. Fr. Straufs klassisch geschildert hat, sucht Bender Crusius mehr gerecht zu werden, als es Straufs gewesen ist. »Frischlin ist eigentlich ein Nachzügler des früheren stürmenden und drängenden Humanismus: er pafst nicht mehr in diese Zeit«. »Dafs er so spät kam, war sein Unglück, und äufserlich mufste er unterliegen, weil der Geist der Zeit wider ihn war. Sein Gegner Crusius blieb als Sieger auf dem Platz, dank seiner festen akademischen Position, aber auch für ihn war der Kampf und Sieg ein Unglück: Frischlin hat ihn mit Hilfe von D. Fr. Straufs noch mehr in den Augen der Nachwelt als der Zeitgenossen um den gröfsten Teil seines Ruhmes gebracht«.

Mit den schwäbischen Humanisten verkehrte der Mann, welchen man typisch für die deutsche Renaissancebildung bezeichnete, und über den fast jedes Jahr neue Arbeiten bringt, Willibald Pirkheimer.

P. Drews, Willibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. Ein Beitrag zur Beurteilung des Verhältnisses zwischen Humanismus und Reformation. Leipzig. Grunow. 1887. 8°. V und 138 S.

Die Tendenz dieser Schrift, die mit Folgerichtigkeit durchgeführt ist, spricht sich schon in der Vorrede in folgenden Worten aus: »Die

geistigen Mächte, mit denen die Reformation sich auseinander zu setzen hatte, waren nicht nur der durch Jahrhunderte scheinbar geheiligte römische Aberglaube, Menschensatzung und Gewissenszwang, nicht nur die von revolutionärem Geiste erfüllte Schwarmgeisterei — eine in vieler Beziehung entgegengesetzte Macht war auch der Humanismus, oder besser die Weltanschauung, auf welcher der ganze Humanismus beruhte, der Geist der Renaissance. Es ist anerkannt, dafs der Humanismus der Reformation ganz wesentlich vorgearbeitet hat, und wir begrüfsen mit Freuden manchen Humanisten als treuen Anhänger Luthers. Aber es läfst sich doch nicht leugnen, dafs für viele gerade ihre humanistische Weltanschauung ein Hindernis wurde, zur vollen Würdigung und Erkenntnis der Reformation hindurchzudringen«. »Darin sind Reformation und Humanismus einig, dafs sie beide gegenüber römischer Knechtschaft das Recht der freien Persönlichkeit geltend machen. Aber während der Humanismus Freiheit für die Welt des Geistes, des Verstandes will, kämpft die Reformation für die Freiheit des Gewissens«.

Diese Auseinandersetzung ist nicht vollständig. Denn Reformation und Humanismus sind auch noch in weiteren Punkten einig.

Der Stoff ist in folgende Abschnitte gegliedert: 1. Pirkheimers Persönlichkeit. 2. Pirkheimers Stellung zur katholischen Kirche. 3. Luthers Freund. 4. Luthers Leidensgefährte. 5. Über den Parteien. 6. Der Abendmahlsstreit. 7. Die letzten Lebensjahre.

Besonders anmutig ist der erste Abschnitt geschrieben. Mit gutem Verständnis und ausreichender Quellenkenntnis hat Drews sich in das Wesen von Pirkheimers Persönlichkeit zu versenken gesucht. Er rechnet ihn zu den Universalmenschen, den Persönlichkeiten von überraschender Vielseitigkeit, wie deren das Zeitalter der Renaissance manche hervorgebracht hat. Aus guter und wohlhabender deutscher Familie findet er seine letzte Bildung durch einen siebenjährigen Aufenthalt in Italien. Nach Deutschland zurückgekehrt, kann ihn die Heimat doch nicht ganz für die schöne Fremde entschädigen. Aber trotz mancher Klagen hat er sich in Nürnberg wohl gefühlt. Sein luxuriös und künstlerisch ausgestattetes Haus enthielt eine wertvolle Bibliothek, eine seltene Münzsammlung. An berühmten Freunden fehlt es ihm nicht. Sein umfassender Geist und reiches Wissen erwerben ihm Anerkennung und Ruhm. »Alles beherrschte dieser umfassende Geist, so leicht wie ein Dilettant, so gründlich wie ein Gelehrter«. Neben der Arbeit winkt ihm die Schönheit des Landlebens, dessen Schönheit er ganz wie ein moderner Mensch geniefst.

Mit dem grofsen Dürer lebt er ein vertrauliches Freundesleben, worin die beiden sich gegenseitig in der Arbeit unterstützen. Dabei wahrt er nach allen Seiten seine Unabhängigkeit. Er rühmt von sich: »Ich habe keine Diszipul oder Anhänger, bin auch hinwiederum niemals Diszipul, sondern wer Recht hat, dem folg ich und hänge ich an«.

Selbst Reuchlin, Hutten und Erasmus hat gelegentlich sein Tadel getroffen.

Mit der römisch-katholischen Kirche blieb er in einer konventionellen Übereinstimmung; doch hatte er mit der scholastischen Theologie gänzlich gebrochen, wie seine scharfe Kritik der herrschenden Methode zeigt. Das Heil der Kirche sieht er in der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung des Klerus. Des grofsen inneren Gegensatzes zur Kirche dürfte er sich nicht ganz bewufst geworden sein. In der Hauptsache ist er mit Erasmus einig, aber Pirkheimer hatte mehr Herz, mehr Gefühl. Trotzdem fehlt ihm das tiefere Verständnis für das Religiöse.

Der 1517 entstehende kirchliche Kampf führte Pirkheimer an Luthers Seite. Wie er früher Reuchlins Verteidiger, so wird er jetzt durch seinen 1520 erschienene Eccius dedolatus ein Mitstreiter Luthers gegen Eck. Letzterer rächte sich dadurch, dafs er auch Pirkheimers Name in die gegen Luther geschleuderte Bannbulle setzte. Der päpstliche Kammerherr Karl von Miltitz teilte zuerst dem Nürnberger Freunde mit, dafs er in der Bulle stehe als »einer, der Martinus Opinion hält«. Anders als Luther, dessen Heldenmut sich jetzt erst recht entfaltete, war Pirkheimer nicht zweifelhaft, dafs es am besten sei dem Kampf aus dem Weg zu gehen. Er wie der mitgebannte Ratschreiber Lazarus Spengler sahen in der ganzen Sache einen Ehrenhandel. Sie gaben sich dem entsprechend alle Mühe, durch Unterhandlungen und Unterwürfigkeit aus der üblen Lage zu kommen.

Pirkheimer zog sich mehr und mehr zurück. 1523 schied er aus dem Rat aus. Mifsstimmt trennte er seine Sache von den Evangelischen und klagte vielfach über Luther und seine Anhänger, wie man u. a. auch aus dem Briefwechsel mit Erasmus sieht. Doch suchte er noch zwischen diesem und Luther nach Kräften zu vermitteln.

Trotzdem kam er später in den Verdacht, in der Abendsmahlslehre ein Zwinglianer zu sein. Davon reinigte er sich in dem Briefwechsel mit Oekolampad über das Abendmahl. Er will nicht katholisch sein. Für seine Person war er überzeugt Luthers Auffassung zu vertreten.

Obgleich er gegen das Ende seines Lebens katholisierte, so ist er doch nicht wieder katholisch geworden. »Er ist jeder Zeit Humanist geblieben. Dieselben Mafsstäbe legt er an vor wie nach der Reformation: Moral und Wissenschaftlichkeit«. »Ein religiös sittlicher Charakter war Pirkheimer nicht. Vivitur ingenio, caetera mortis erunt. Diese Worte hat er unter sein von Dürer gezeichnetes Bild gesetzt. Sie enthalten das Glaubensbekenntnis Pirkheimers, das Geheimnis seines Lebens«.

Der Gedanke, die Verschiedenheit der Reformation und des Humanismus in ihrem innersten Kerne nachzuweisen, welchen die Arbeit von Drews verfolgt, ist seit der Schrift Vorreiters (Luthers Ringen mit den antichristlichen Prinzipien der Revolution, Halle 1860) nicht mehr neu. Doch hat der Verfasser sein Ziel mit Umsicht und Sachkenntnis

vertreten. Aber gegen solche Untersuchungen, die doch nur auf eine Entwertung des Humanismus hinstreben, ist denn doch zu bemerken, dafs Humanismus nur ein anderes Wort ist für Wissenschaft in jener Zeit. Die Humanisten sind die Vertreter des wissenschaftlichen Prinzips gegen Ignoranz und Unwissenschaftlichkeit. Ob es da von so hohem Werte für die Evangelischen und die Wertschätzung ihrer Sache ist, immer wieder von neuem den trotz vieler Berührungspunkte doch vorhandenen Gegensatz im innersten Wesen von Luthers Lehren und den Humanisten hervorzuheben und zu schärfen? Dagegen werden die einigenden Punkte kaum gelegentlich berührt. Luther wufste doch seinen Melanchthon zu schätzen, den ihm der Humanismus geschenkt hatte.

Wenn der Verfasser S. 13 den Gedanken ausführt, dafs der Humanist das Gute liebe, weil es schön ist, die Ästhetik nehme die Ethik in ihren Dienst, so scheint mir das ein unberechtigtes Generalisieren eines einzelnen Falles. Bei der Mehrzehl deutscher Humanisten trifft das nicht zu. Unter ihnen sind zahlreiche ehrenwerte Männer, welchen das Ethische um seiner selbst willen am Herzen liegt. Sie wollten das Gute und Rechte nicht um eines ästhetischen Schimmers halber, sondern weil es eben das Rechte und Gute war.

Dr. Karl Rück, Ein unedierter Brief Willibald Pirkheimers (Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen Jahrg. 22, 531–545). Auch als Separatabdruck erschienen (München, Kutzner, 1886).

Studien über Pirkheimer führten den Herausgeber auf diesen Brief, auf welchen, unter Mitteilung des Anfangs und Endes, Ruland im Bd. XVI des Serapeums aufmerksam gemacht hat. Er ist seinem Hauptteil nach noch ungedruckt und bezieht sich auf den Feldzug Karls VIII. gegen Neapel im Jahre 1494. Derselbe stammt aus Cod. lat. Monacensis Nr. 428, einem jener köstlichen Sammelbände Hartmann Schedels, welche die Münchener Hof- und Staatsbibliothek besitzt.

Als Pirkheimer den Brief schrieb, war er 24jähriger Student in Pavia. Da er selbst keinen persönlichen Anteil an dem Kriege nahm, so hat der Brief keinen urkundlichen Wert. Doch ist er eine Quelle, weil der Schreiber in der Nähe des Schauplatzes der Ereignisse lebte und kurz nach derselben schrieb, wie er auch in der That Ergänzungen und Verbesserungen zu den schon bekannten Berichten gibt.

Adressat ist Johann Pirkheimer, der Vater, doctor utriusque iuris.

»Dem zukünftigen Biographen Pirkheimers wird der Brief willkommen sein. Denn er zeigt uns den Verfasser der Beschreibung Germaniens, des Schweizerkriegs im Anfang seiner Entwickelung, nicht minder den Humanisten, der, den in seiner Familie herkömmlichen litterarischen Neigungen getreu, mit lebhaftem Interesse den klassischen Werken nachgeht«.

Von Franken wenden wir uns nach Bayern:

Edmund von Oefele, Aventiniana (Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Bd. 44 (1887) S. 1—32).

Aus Gesners Bibliotheca universalis (1545, fol. 386) wufste man, dafs Aventin ein Chronicon emendatum de quatuor monarchiis orbis terrarum, ad aemulationem Eusebii atque divi Hieronymi geschrieben hatte. Oefele hat nun diese Schrift Aventins in der Handschrift b, X. 35 des Benediktinerstiftes St. Peter zu Salzburg wieder aufgefunden Dasselbe ist 1531 begonnen und hat nach des Herausgebers Meinung geringen Wert. Das kurze Vorwort wird mitgeteilt.

Aufserdem enthält die Handschrift eine Germania illustrata, 1531 begonnen, vermutlich die erste Partie des vielgenannten Werkes, welches Aventin auf Kosten des Kardinals Lang abschreiben liefs. Ziemlich eng schliefst sich daran die deutsche Bearbeitung, welche Brusch 1541 herausgegeben hat; der Übersetzer hat mancherlei gekürzt. Doch hält Oefele eine Edierung des Textes nicht für nötig; nur die Vorrede ist der Publikation würdig, »weil sie uns zeigt, wie Aventin über Nutzen und Reiz der Geschichte im allgemeinen, den hohen Beruf sie zu schreiben, die Schwierigkeiten und die Erfordernisse ihrer Darstellung denkt«. So ist denn auch die Praefatio in der Arbeit abgedruckt.

Um zu beweisen, dafs er für seine Aufgabe geeignet sei, rückte Aventin eine Anzahl Briefe ein, die von anderen Gelehrten an ihn gerichtet wurden, die sich aber nur zum Teil auf die Germania beziehen. Sie sind hochwillkommen als litterarische Zeugnisse für Aventins Verkehr mit gleichstrebenden Zeitgenossen, um so mehr, da der bisher bekannte Briefwechsel Aventins, der sich in der von der Münchener historischen Kommission herausgegebenen Gesamtausgabe Aventins befindet, recht dürftig ist und keineswegs der Bedeutung eines solch hervorragenden Gelehrten in dem epistelfrohen 16. Jahrhundert entspricht.

Die Briefe, deren es 22 sind, und die der Mehrzahl nach mitgeteilt werden, rühren her von Leonhard Schmaus, dem Leibarzt und Vertrauten des Kardinals Matthäus Lang, von Konrad Peutinger und Konrad Adelmann von Adelmannsfelden, den berühmten Augsburger Humanisten, von Matthäus Marschalk, von Beatus Rhenanus, Melchior Soiter, dem Kanzler des Pfalzgrafen Friedrich, von Matthäus Aurogallus, von Sebastian von Rotenhan. Auch Briefe von hervorragenden Gelehrten an andere, die ihm von den Adressaten mitgeteilt wurden, sind eingerückt.

Die Gedanken der erwähnten Praefatio erinnern übrigens sehr an den Inhalt der mit Rhenanus gewechselten und schon gedruckten Briefe. Beachtenswert ist der Gedanke, dafs man die religiösen Schwierigkeiten leichter durch die Geschichte als durch Strenge beseitigen könne: Audacius forsitan, vere tamen dixero, hisce malis (que ex sectis denuo repullulantibus ebulliunt) longe facilius historia, quam aut severitate aut sacris litteris posse mederi.

Die Briefe sind durch Anmerkungen verständlicher gemacht. Doch hätte der Verfasser auch das Datum auf den jetzigen Kalender reduzieren sollen.

Aber auch das Bayern benachbarte Gebiet der jetzt österreichischen Alpenlandschaften nahm teil an der neuen Bildung.

Zur Geschichte des Humanismus in den Alpenländern. III. Leonhard Schilling von Hallstadt. Von Prof. Dr. Adalbert Horawitz, korresp. Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien. 1887. In Kommission bei Karl Gerolds Sohn. 8°. 60 S. (Separatabdruck aus Bd. 114, Heft 2 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien).

Die kleine Schrift, welche Richard Heinzel gewidmet ist, bildet die Fortsetzung der von mir im Band 52 des »Jahresberichtes« S. 183 besprochenen Arbeit desselben Verfassers. Der erste Abschnitt behandelt »Mondseer litterarische Strebungen«. Das von Herzog Odilo mit Mönchen aus Monte Cassino in den Jahren 739—748 gegründete Kloster Maninseo, jetzt Mondsee in Oberösterreich, war als Benediktinerabtei ein Ausgangspunkt der Kultur für einen weiten Kreis und hatte auch das erste, im Jahre 1514 errichtete Gymnasium im Lande ob der Enns. Über die Bedeutung des Klosters geben auch die auf der Wiener Hofbibliothek befindlichen Handschriften aus Mondsee, die Codices Lunelacenses reichlichen Aufschlufs. Besonderen Wert hat die Wiener Handschrift 3766, wo fol. 163—178 ein Bücherverzeichnis steht mit dem Titel: Catalogus generalis omnium Librorum, tum Antiquissimae tum locupletissimae Monseensis Bibliothecae denuo renovatus et in meliorem ordinem digestus. Anno post Christum Natum 1632 per Reverendum Fratrem Joannem Hörman, hujus monasterii professum. Unter zahlreichen Nummern (Bücher oder Handschriften?) findet sich auch eine ziemliche Anzahl humanistischer Richtung: Schriften von Faber Stapulensis, Erasmus Rotorodamus (sic), Nausea, Zasii lucubrationes in leges, Laurentius Valla (Vallensis) de Arbitrio libero et providentia, Geiler von Kaiserperg (sic) Navicula poenitentiae, Marsilii Abbreviata physicorum, zwei Bände der Chronik von Johannes Nauclerus, auch zahlreiche Klassiker, wie Plutarch, Cicero, Euklid, Aristoteles, Orosius u. s. w. — So beweist auch diese Mitteilung, wie der Humanismus mit seiner fast unwiderstehlichen Kraft in die Klöster eingedrungen ist.

Der zweite Abschnitt behandelt die Geschichte eines Benutzers dieses Bücherschatzes, des »treufleifsigen« Leonhard Schilling aus Hallstatt, geboren 1474 als Sohn des Küfermeisters (cupator) Schilling in Hallstadt. 1486 wanderte er mit seinen Eltern nach Gmunden. Im Jahre 1492 machte er mit seiner Mutter eine Wallfahrt nach Altötting zur sogenannten »schwarzen Maria«. Im Juli 1495 zog er nach Mondsee, wo er im September des gleichen Jahres ins Kloster aufgenommen

wurde. Profefs leistete er 1496, und seine Primiz feierte er den 8. April 1498. Bis an sein Lebensende blieb er im Kloster. Dieser vom Humanismus angehauchte und doch noch recht mittelalterliche Mönch gleicht noch jenen mittelalterlichen Standesgenossen, »die im seligsten Behagen copieren, liniieren, rubrizieren und endlich gar Initialen und Bilder kunstvoll in ihre Codices malen«. Mit den Jahren wurde ihm das Abschreiben zur Gewohnheit, ein geistliches Gegenstück zu dem schreibwütigen humanistischen Mediziner Hartmann Schedel in Nürnberg.

»Er ist selig, wenn er schreiben kann, nicht blofs seinem Abte und Berufsgenossen, vielen Freunden und Bekannten hat er Bücher abgeschrieben und Bildchen hineingemalt«. (S. 11 [777]). Mit der Zeit wurde er ein Mann mit vielseitigen Kenntnissen, der sogar den Neid mancher Standesgenossen herausforderte. Kaiser Maximilian I. hatte ihm 1506 ein Bistum versprochen, worauf er aber selbst verzichtete. Grofsen Schmerz bereitete ihm der Übertritt seines Bruders Kaspar zum Luthertum, der auch Mönch in Mondsee gewesen: »Vade post me, Satanas, scandalum mihi es! . . . Lutheranus factus ecclesiasticas Sanctiones contemnis: excommunicatus et irregularis existens etc. Man sieht hier wieder, wie die Trennung zweier Welten in die Familienverhältnisse eingreift, ohne diese festen Bande sofort zu zerreifsen«. Bezeichnend aber ist, dafs auch der Mönch bleibende Leonhard Schilling Söhne hatte. Im Kloster selbst wurde ihm übel mitgespielt. Die Thatsachen, welche Horawitz aus den Handschriften anführt, zeigen, dafs in den Klöstern von damals Sittenstrenge und Ernst in hohem Grade mangelten. Den 11. Februar 1540 starb Schilling, dessen Charakteristik Horawitz mit folgenden Worten schliefst: »Während der Lektüre seiner Handschriften, bei der Betrachtung seiner schön ausgeführten Initialen und der naiven Bildnisse von Mensch, Thier und Pflanze, ja selbst bei der Lesung des Polielklatsches (Poliel war sein Feind im Kloster) ist uns der gute Mönch lieb und wert geworden, der zwar nicht ohne Fehl war, aber doch in eifriger Weise auch geistigen Interessen huldigte und wenigstens eine kräftige Überzeugung die seine nennen konnte«.

Ein dritter Abschnitt behandelt »Schillings Handschriften« (S. 31—60). Horawitz gibt eine Inhaltsangabe der auf der Wiener Hof- und Staatsbibliothek befindlichen Miscellenhandschriften, welche Schilling geschrieben hat. Es sind Cod. 4097, 4099, 4095, 3541, 3542, 3636, 3790, 4060, 3543, 3553, 3791, 4092, 4112, 3544, 4091. In buntem Durcheinander wechseln Briefe von und an Schilling, Aufzeichnungen gleichzeitiger Ereignisse, kirchengeschichtliche Notizen, Zusammenstellungen von Vokabeln, die aus verschiedenen Werken gezogen sind, Excerpte aus Scholastikern, Notizen aus Klassikern, z. B. aus Seneca, Plato, eine collectura diversarum plurium materiarum, wobei Platos Timäus, Ovids Metamorphosen, Boetius und Aristoteles citiert werden.

Trotz aller neuerdings erfolgten Angriffe wird Ulrich von Hutten stets zu den wichtigsten Persönlichkeiten seiner Zeit gehören.

G. Ellinger, Noch einmal über Huttens Charakter (Geigers Vierteljahrsschrift f. die Kultur u. Litteratur der Renaissance II 107—109).

Mit Hilfe des »Karsthans«, der vielleicht von Oekolampad verfafst ist, und der von Brieger neu herausgegebenen Aleander-Depeschen gibt Ellinger seiner schon früher vorgetragenen Meinung neue Stützen, wonach die Annahme einer Pension Karls V. durch Hutten keine Charakterlosigkeit war. Sickingen, dem der Kaiser ein Feldherrnmandat anbot, und Hutten sahen in diesen Anträgen eine Hinneigung Karls zur Sache der Reformpartei. Bald zeigte sich freilich, dafs sie sich getäuscht hatten. »Mag man daher immerhin die politische Kurzsichtigkeit dieser Männer tadeln, wenn sie von Kaiser Karl V. eine Förderung der evangelischen Gedanken erwarteten, an ihrer Ehrlichkeit und Überzeugungstreue haben wir nicht den geringsten Grund zu zweifeln«.

Von Hutten wird der Humanist Carbach erwähnt:

F. Falk, Der Livius-Herausgeber und Übersetzer Nicolaus Carbach zu Mainz (Hartwigs Centralblatt für Bibliothekwesen IV (1887) S. 218—221).

Der in den Epistolae obscurorum virorum erwähnte Carbach (Nicolaus Carbachius, qui legens pro scholaribus exponit Titum Livium), der auch von Hutten in einem Briefe von 1520 erwähnt wird, hat 1518 eine wichtige Livius-Ausgabe bei Schöffer in Mainz herausgegeben, wobei er einen jetzt verschwundenen wertvollen Codex der Mainzer Dombibliothek benutzte. Auch eine Übersetzung von Livius Buch 41 und 42 erschien, gemeinsam mit einer solchen von Jakob Micyllus herrührenden der Bücher 43—45, im Jahre 1533 zum ersten Mal bei Ivo Schöffer in Mainz. Geburtsort, -Jahr sowie Todesjahr Carbachs sind nicht bekannt.

Hutten hatte vielfache Beziehungen zu dem mitteldeutschen Humanistenkreis:

Epistolae Langianae a viro doctissimo J. K. F. Knaake collectae, emendatae, annotationibus ornatae, editae ab Hermanno Hering. Halis. 1886. 4°. 10 S. (Festschrift der Universität Halle).

Von den zwölf lateinischen Briefen aus den Jahren 1512—1516, die sämtlich an den Augustiner Johannes Lange gerichtet sind, stammen sechs von Spalatin, drei von Johannes Hessus, je einer von Tilemann Schnabel, Euricius Cordus und Johannes Staupitz.

Die Vorlagen, aus denen Knaake, der bekannte Lutherforscher, sie abgeschrieben, befinden sich in der Bibliothek zu Gotha.

Die Briefe führen uns in jenen Kreis Thüringer Humanisten, die uns durch die Schilderungen Kampschultes und Krauses hinlänglich

vertraut sind. Beachtenswert aber bleibt, mit welcher Achtung in diesen Briefen von Luther geredet wird, schon mehrere Jahre, ehe er seine 95 Thesen anschlug. Man sieht, wenn Luther auch kein Humanist gewesen, worauf neuerdings unnötig oft hingewiesen wird, ein guter Freund der »Poeten«, der vielgeschmähten, ist er trotz alledem.

Die Briefe sind ein schätzenswerter Beitrag zu den Quellen, aus denen wir die Kenntnis der der Reformation unmittelbar vorangehenden Zustände schöpfen. Dagegen läfst sich von der Art der Herausgabe nicht viel Rühmenswertes sagen. Der Herausgeber Hering hat sich seine Aufgabe in der That sehr leicht gemacht.

Wir wollen kein besonderes Gewicht darauf legen, dafs sich für den kleinen Umfang der Schrift ziemlich viele Druckfehler finden, wie wohl man doch erwarten konnte, dafs der Editor, da er sonst fast nichts für die Publikation that, wenigstens darauf sein Augenmerk richtete. S. 5, 2 steht hodic für hodie; S. 5, 4 steht hirtzhaimeros und zwei Zeilen später hirtzhameros, wovon eines jedenfalls falsch ist, wahrscheinlich das zweite; S. 8, 26 ist der Martinus Juder jedenfalls Druckfehler für Martinus Luder! S. 12, 20 ist vountate vermutlich in voluntate zu verbessern.

Im übrigen ist die Arbeit Herings mehr als dürftig. Da ist alles unterlassen, was man von einem Herausgeber verlangen darf. Weder die klassischen noch die biblischen Citate sind nachgewiesen. Nicht einmal die Verse sind angegeben, wenn das Citat etwa den Gesang schon bezeichnete. So ist die Odysseestelle auf S. 2 in ρ 218 zu finden. Vergeblich sucht man nach einer Erklärung von Sachen und Persönlichkeiten, wie sie fast in jedem Briefe auftreten. So war kurz etwas zu sagen über Pfeffinger (S. 4), über die S. 5 erwähnte Schrift Reuchlins, über den Strafsburger Thomas Wolf (S. 5), über Vincentius (S. 7), über die Meroge (S. 12) etc. etc. Doch wozu diese Unterlassungssünden noch häufen. Zu allen den nicht erklärten Persönlichkeiten und Sachen liegt eine ausgedehnte und zum teil vortreffliche Litteratur bereit. Ja, nicht einmal die Kalenderdaten sind reduziert, von Inhaltsangaben über den Briefen gar nicht zu reden.

Der Herausgeber könnte bei G. Kawerau und Karl Krause lernen, wie man Texte aus dem 16. Jahrhundert heutzutage ediert.

Vom Kreise Luthers und Melanchthons gelangen wir ungezwungen zu der Familie Reiffenstein, die einen Namen in der Geschichte des Humanismus und der Reformation zugleich hat.

Ed. Jacobs, Die Humanistenfamilie Reiffenstein (Geigers Vierteljahrsschrift für die Kultur und Litteratur der Renaissance II 70—96).

In Deutschland blühte die Fürstenhuld dem Humanismus weit weniger als südlich der Alpen. Auch die Zahl der humanistenfreundlichen Familien der grofsen Reichsstädte ist nicht allzu grofs. Zu den Familien, welche der neuen Bildung Verständnis entgegenbrachten, ohne

schriftstellerisch aufzutreten, gehört die rheinfränkische, später harzische Familie Reiffenstein.

Der Name Reiffenstein oder Rieffenstein ist zu deuten als Stein, Felsenschlofs des Ripho. Doch trotz des adeligen Namens ist die Familie nach allen ihren Nachrichten von niederer Herkunft. Erst Kaiser Maximilian I. hat ihr Adel und Wappen verliehen.

Die Reiffensteins stammen aus der östlichen Taunusgegend, der alten Grafschaft Königstein-Epstein. Der erste näher bekannte ist Wilhelm Curio Reiffenstein zu Oberursel, Schultheifs zu Bommersheim. Sein Sohn war Philipp, zu dessen gelehrten Freunden auch sein Landsmann, der Dichter und Humanist Erasmus Alber gehörte. Gestorben ist er im Stolbergschen Dienst 1551.

Seine Söhne Dietrich und Johann bezogen 1525 und 1528 die Universität Wittenberg, wo sie an Melanchthon einen trefflichen Studienleiter fanden. 1532 empfiehlt Melanchthon den Dietrich an Erasmus, da er die Universität Freiburg bezog.

Mit Johann Reiffenstein, dem Sohn Georgs, des Pfarrers in Ursel, ist Jakob Micyllus, der berühmte lateinische Dichter, in treuer Freundschaft verbunden. 1506 oder 1507 geboren, ist Reiffenstein nur wenige Jahre jünger als Micyll. Zwischen 1520 und 1522 hörte er in Löwen Erasmus und dessen Amtsgenossen Goclenius aus Mengeringhausen. Doch sei hierzu bemerkt, dafs der Verkehr mit Erasmus nicht lange gedauert haben kann, da dieser seit 1521 dauernd seinen Aufenthalt in Basel nahm.

Im Februar 1523 bezog er sodann die Hochschule Wittenberg. Bald ist er der pietätsvolle Schüler Melanchthons, dessen Epigramme er 1528 bei Secerius in Hagenau herausgibt. Ein jäher Tod raffte den hoffnungsvollen Jüngling hinweg, als er im heimischen Taunus mit einem anderen Schüler Melanchthons, dem Grafen Ludwig zu Stolberg, auf die Jagd gegangen. Micyll, der die Leiche des vom Schlage Getroffenen zuerst gefunden hatte, beklagte in einem schönen lateinischen Gedichte den so rasch entrissenen Freund.

Der nächste Abschnitt handelt vom Rentmeister Wilhelm Reiffenstein, dem Bruder des so früh verstorbenen Johannes, sein ganzes langes Leben ein Freund der Reformation und des Humanismus. Um 1482 geboren, beginnt er 1502 schon seine Beamtenlaufbahn. Trotz der vielen amtlichen Pflichten bleibt ihm noch Zeit und Interesse, einen lateinischen Briefwechsel mit Melanchthon, Caesarius, Gluspiefs und Burchard zu führen. Daneben trieb er seit 1517 kaufmännische Geschäfte auf eigene Rechnung.

Sehr lebhaft interessiert er sich für die Reformation und läfst sich darüber aus Wittenberg berichten. Besonders die Erziehung seiner Söhne Wilhelm, Albrecht und Johann bringt ihn in nahe Verbindung mit Melanchthon und anderen Gelehrten. 1533 beziehen die drei jungen Reiffensteine gemeinsam die Hochschule Wittenberg.

Der freundschaftliche Verkehr mit Melanchthon und Caesarius, der viele Jahre dauerte, wird auf grund des Quellenmaterials geschildert.

Den 9. Mai 1538 wurde Reiffenstein durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft. Micyllus, der schon des Bruders Tod poetisch beklagt hatte, weihte auch Wilhelm ein schönes lateinisches Gedicht, worin er von ihm sagte, »dafs er mit heiliger Scheu das Recht und die Treue bewahrte, auch die Muse verehrt, wo sie dem Glauben vermählt«.

In dieselbe Zeit des deutschen Humanismus führen einige weitere Arbeiten:

Prof. Dr. Hugo Holstein, Findlinge aus der Reformationszeit (Beilage zum Programm des Königl. Gymnasiums zu Wilhelmshaven. Ostern 1887. 4⁰. 20 S.).

Der Inhalt dieser Programmarbeit, deren Verfasser als fleifsiger und kenntnisreicher Gelehrter durch zahlreiche litterarische Arbeiten bekannt ist, besteht aus »Findlingen«, d. h. aus Funden, die Holstein gelegentlich seiner Studien über das Drama der Reformationszeit in Handschriften und seltenen, oft nur in einem einzigen Exemplar erhaltenen Druckwerken gemacht hat, und »welche der Veröffentlichung wert sind, da sie die grofsen reformatorischen Gedanken, von denen fast das ganze 16. Jahrhundert getragen wurde, zum lebendigen Ausdruck bringen«. Voran stehen: I. Gedichte und Lieder. a) Lux Gemigger, eine Klage über die Verbrennung der Bücher Luthers (1521). b) Hans Wallseer, Bericht über den schweren Handel Luthers (1521). c) Ein bitt zu Gott. d) Ein schönes Lied von der Welt Sitten.

Sodann folgen: II. Vorreden und Widmungen: 1) Hans Sachs' Vorrede zur Wittenbergisch Nachtigall (Nürnberg, 8. Juli 1523). 2) Thomas Naogeorgs Widmung seines Pammachius an Luther. 3) Eine Vorrede Luthers zu einer Schrift Melanchthons.

Die Abteilung III enthält zehn Briefe aus dem 16. Jahrhundert, von welchen Nr. 2—7 für die uns hier gestellte Aufgabe von besonderem Werte sind, weil sie die für die Schulgeschichte wichtige Frage von dramatischen Aufführungen in der Schule betreffen. Mehrere der mitgeteilten Briefe rühren von Melanchthon her; Nr. 9 und 10 sind an Christoph Stymmel gerichtet, welcher 1545 als zwanzigjähriger Magister eine Komödie »Studentes sive de vita et moribus studiosorum« schrieb und 1549 erscheinen liefs, die nachher sehr oft wieder aufgelegt wurde.

Adalbert Horawitz, Johannes Faber und Petrus Paulus Vergerius (Geigers Vierteljahrsschrift für die Kultur und Litteratur der Renaissance II 244—253).

Eine der letzten Arbeiten des unermüdlichen Arbeiters auf dem Felde des Humanismus. — Vergerius, der ehemalige päpstliche Legat und spätere Reformator, wurde wahrscheinlich auf dem Reichstage zu

Augsburg 1530 mit Faber bekannt. Letzterer ging dem päpstlichen Legaten, welcher durch Faber auf König Ferdinand einwirken wollte, noch nicht weit genug; doch entspann sich zwischen den beiden ein Briefwechsel. Von diesen Briefen finden sich welche in dem Cod. Lat. IX, cod. 66 der Marciana (Epistolae variorum ad Petrum Paulum Vergerium), welche Sixt, dem Biographen des Vergerius, unbekannt geblieben sind.

Von diesen Briefen teilt Horawitz drei mit, wobei er in einer Einleitung und Anmerkungen die sachlichen Angaben erläutert.

Bibliographische Mededeeling van J. C. G. Boot. Overgedrukt uit de Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde, 3de Reeks, Deel IV. Amsterdam. Johannes Müller. 1887. 8°. 9 S. (S. 332—340).

Die kleine Untersuchung beschäftigt sich mit der scherzhaften grammatischen Schrift, welche 1887 wieder in Göttingen erschienen ist unter dem Titel: Johannis Spangenbergii Bellum grammaticale iterum edidit Robertus Schneider Halberstadiensis. Das Verbum Amo und das Substantiv Poeta kämpfen einen Kampf miteinander, wobei es grofse Verluste auf beiden Seiten gibt, fore und inquam verlieren beinahe alle ihre Kameraden, d. h. ihre Formen, ebenso kommt facio um facior etc.

Boot gibt nun zunächst einige bibliographische Ergänzungen zu den zahlreichen Drucken der Schrift: ein Druck von Deventer um 1520 von Theodoricus de Borne, ein solcher von Avignon 1526, ein Pariser von Robert Stephanus, die beiden letzten nach Brunets Manuel du libraire (5. Aufl.) II, 2, 1778; der Deventersche Druck findet sich in der Kgl. Bibliothek zu Amsterdam. Auch zu den Drucken der folgenden Jahrhunderte werden einige noch hinzugefügt.

Daran schliefst sich eine Inhaltsangabe des grammatischen Scherzes und zwar nach der Deventerschen und Zutphenschen Ausgabe, die vollständiger sind als die Wittenbergsche von 1606, nach welcher die neueste Göttinger hergestellt ist.

Aus der Inhaltsangabe wird wahrscheinlich, dafs das Werkchen aus Italien stammt, wie auch die erste Ausgabe 1511 in Cremona erschienen sein soll. Auf dem Titelblatt des Deventerschen Druckes steht: Grammatice opus novum mira quadam arte et compendiosa compositum, darunter ein Gedicht des bekannten Hermann van dem Busche, über den bekanntlich neuerdings Liessem gehandelt hat. Da Buschius sich von 1486—1491 in Italien aufgehalten hat, so ist wahrscheinlich, dafs er in Cremona die Bekanntschaft des Verfassers gemacht hat. Auf der Vorderseite des Titelblattes steht kein Verfasser angegeben; auf der Rückseite aber ist zu lesen: Paulo Caesio Jur. U. Consulto Andreas Guarna Salernitanus Salu. D.; um jeden Zweifel über den Verfasser auszuschliefsen, so folgt noch der ausführliche Titel (ich löse hier die Abkürzungen des alten Druckes auf): Grammaticale Vellum (sic) No-

minis et Verbi Regum de principalitate orationis inter se contendentium: nuper editum a Reve. d. Andrea Salernitano Patricio Cremonensi.

Auffallender Weise ist in den Wittenberger Ausgaben von 1577 und 1606 jede Erwähnung des Namens des Verfassers vermieden.

Wie aber war es möglich, dafs ein Werk des Italieners Andreas Salernitanus für eine Arbeit des deutschen Melanchthonianers Spangenberg ausgegeben wurde? Denn Spangenberg (geboren 1484) ist derselbe, welcher 1520 Rektor zu Nordhausen wurde und 1550 daselbst als Prediger gestorben ist. Das Rätsel löst Boot überzeugend auf folgende Weise: auf der Rückseite des Titelblattes der Wittenberger Ausgabe steht: In bellum grammaticale Johannis Spangenbergii ἑξάστιχον. Die Worte Johannis Spangenbergii waren ein Genetiv, der zum folgenden Worte gehörte. Mifsverständlich wurden sie aber zu den zwei vorhergehenden bezogen, und der Irrtum war fertig. Spangenberg hat also nicht das bellum grammaticale geschrieben, sondern blofs die wenigen begleitenden Verse zur ersten Wittenberger Ausgabe.

Die Darlegung ist so überzeugend, dafs die nächste Ausgabe des Buches nicht mehr unter dem Namen Spangenberg wird erscheinen dürfen.

Karl von Reinhardtstöttner, Johannes Burmeisters christlicher Martial (Geigers Vierteljahrsschrift für die Kultur und Litteratur der Renaissance II 283—289).

Zu dem imitatorum servum pecus gehört auch Johannes Burmeister, von dem nicht viel bekannt ist. Er wird als »divini verbi apud Gultsovios Saxonum praeco«, als »poeta laureatus« und »theologus« bezeichnet. So wie er den Versuch machte, des Plautus Alkumena in ein christliches Drama umzuwandeln, so hat er auch den Martialis christlich umgedichtet, der als Martialis renatus 1512 in Goslar erschienen ist, und aus dem charakteristische Proben mitgeteilt werden.

Hugo Slevogt, Technopaegnion Poeticum ex Codice MS. (Beilage zum Programm des gräflich Gleichenschen Gymnasiums zu Ohrdruf. Gotha 1887. 8 S.)

Der Codex, welcher sich jetzt im Privatbesitz des Herausgebers befindet, stammt aus der Bibliothek des Freiherrn von Schwedendorf »in villa Doelitiana« bei Leipzig, ging hierauf über in den Besitz von Karl Schaedel in Ilfeld und dann von Ernst Bachofen in Bremen. Er besteht aus zwei Teilen, deren erstem Titel und Namen des Verfassers fehlen, der zweite aber überschrieben ist: De Antiquitatibus Romanis Libri Decem Autore BC. Patre Nicolao Cosma E Societate Jesu Olomutii Eloquentiae Professore Anno Domini MDLXXXXIV. Der erste Teil, eine Art von Ars versificandi, dessen Abdruck Slevogt beginnt und in dem nächsten Programm fortsetzen will, ist 1584 oder 1585 verfafst worden. Was der Herausgeber S. 2 über den einseitigen Kultus der

Form durch die Humanisten sagt, ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Der Verfasser hat für seine Arbeit den auffallenden Titel Technopaegnion im Anschlufs an eine von Ausonius gebrauchte Bezeichnung gewählt. — Die abgedruckten Teile der Handschrift haben folgende Überschriften: In Technopaegnion poeticum praefatio. Artificium primum Vergilianum. De litera A. Quibus rebus sit apta. A et J alternatione mirum Maronis artificium in Hydra describenda. De litera B. De litera C cuius naturae variae. De litera D. De litera E.

Da die Monumenta Germaniae Paedagogica derartige Arbeiten sammeln und zusammenstellen wollen, so mag für den betreffenden Gelehrten auf die kleine Schrift hiermit aufmerksam gemacht sein.

Friedrich Kluge, Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze. Strafsburg. Trübner 1887. VIII und 150 S.

Nur der Abschnitt »Latein und Humanismus« (S. 112—127) gehört hierher. Obgleich sich unsere deutsche Sprache seit den Tagen des Ariovist und Arminius nie ganz dem Einflusse des Latein hat entziehen können, so ist das Latein doch selten so übermächtig gewesen wie in den Tagen des Humanismus, wie man an dem »teutschen Dictionarius« von Simon Rot (Augsburg 1571) sehen kann. Einer der deutschesten Schriftsteller der Zeit ist Luther, ganz besonders in der Bibelübersetzung. Eck, der katholische Bibelübersetzer und Zeitgenosse Luthers, hat beträchtlich mehr aus den klassischen Sprachen stammende Worte. Ohne Zweifel hat Luther mit voller Absicht die Fremdworte gemieden.

Das ganze Sprachmaterial, welches für die Zeit der Renaissance in Deutschland charakteristisch ist, stammt aus dem Latein. Auch die Reformation ist den lateinischen Lehnworten nicht feindlich. Besonders die wissenschaftliche Sprache der Zeit strotzt von Fremdwörtern, wie Antiquität, Edition, Eloquenz, Disciplin u. s. w. Die Kanzleisprache bleibt hinter der wissenschaftlichen nicht zurück.

»Es wäre eine Ungerechtigkeit, die Humanisten für diesen Schwall von lateinischen Wortmaterialien und Wortbildungen verantwortlich zu machen«. Unsere Humanisten waren keine Feinde der deutschen Volkssprache, wie man aus den zahlreichen, von ihnen gefertigten Übersetzungen klassischer Schriftsteller sieht. Zu diesen Vorkämpfern für die deutsche Sprache gehören z. B. Johannes Reuchlin, Hutten, R. Agricola, Pleningen, Zwingli.

Eine unbestrittene Herrschaft aber übte das Latein an den Hochschulen, an den eigentlichen Pflanzstätten des Humanismus. Wegen des Gebrauches der deutschen Sprache auf dem Katheder wurden mehrere Männer der Zeit getadelt, wie Tilemann Heverling, Thomas Murner; Theophrastus Paracelsus, Luther, welcher zur Freude der Zuhörer deutsche Worte einmischte.

Andererseits übte die Renaissance den günstigsten Einflufs auf die

Muttersprache. Nachahmend schuf man neue Wortformen und Redewendungen. Man denke an die Einbürgerung von Redensarten wie: Eulen nach Athen tragen, eine Schwalbe macht noch keinen Frühling, Schuster bleib' bei deinem Leisten u. s. w.

In diese Zeit fällt auch die Latinisierung und Gräcisierung vieler deutscher Eigennamen: Sapidus (Witz), Aurifaber (Goldschmid), Latomus (Steinmetz), Agricola (Baumann, auch Hausmann, Schnitter, Bauer), Chyträus (nicht Kochhoff, sondern Kochhafe), Placotomus (Bretschneider), Fabri (Schmitz) u. s. w.

Da der Protestantismus durch Melanchthon enger mit dem Humanismus zusammenhing, so hat auch der Protestantismus mehr solche Namen-Übersetzungen. Die Ansichten der Zeitgenossen darüber waren geteilt. Aventin nannte die Gewohnheit der Latinisierung »ein kindisches schülerhaftes Possenreifsen«, andere stimmten bei.

Daneben machte man auf die schönen deutschen Namen aufmerksam, so ein Namensbüchlein, das 1537 in Wittenberg erschien, aber nicht von Luther herrühren dürfte; entschiedener treten Vadian und Stumpf auf. Während so evangelische Kreise für deutsche Namen wirkten, beförderte die katholische Kirche die Wahl der lateinischen Heiligennamen. Charakteristisch dafür ist das 1541 erschienene Onomasticon Ecclesiae von Georg Witzel, der die deutschen Eigennamen ganz beiseite läfst und dafür die katholischen Heiligennamen empfiehlt. »So kommen durch die protestantische Bewegung die deutschen Taufnamen wieder in Ansehen; in den protestantischen Landschaften und Kreisen erfreuen sich bis heute die altgermanischen Namen einer weit gröfseren Verbreitung als in den katholischen«.

Von der Geschichte des deutschen Humanismus wenden wir uns nun nach Polen:

Pauli Crosnensis Rutheni atque Joannis Visliciensis carmina edidit, adnotationibus illustravit, praefatione, utriusque poetae vita, indice nominum rerumque memorabilium instruxit Dr. Bronislavus Kruczkiewicz. Cracoviae typis universitatis Jagellonicae provisore A. M. Kosterkiewicz. 1887. XLVI und 234 p. (Vol. II von Corpus antiquissimorum poetarum Poloniae Latinorum usque ad Joannem Cochanovium, gehörig zu den editiones Academiae litterarum Cracoviensis).

Ein erster Teil des Buches, De editionis ratione atque fontibus praefatio, berichtet zunächst, dafs die Gedichte chronologisch geordnet wurden, dafs der Herausgeber die Orthographie mit der unsrigen vertauschte, also Formen wie ocyus, sylva, faemina etc. veränderte und ebenso zahlreiche Fehler der Drucke verbesserte, manche auch stillschweigend, welch letzteres schwerlich zu billigen ist. Nachdem sodann kurz über die Anmerkungen und den Index gesprochen, werden die alten Drucke aufgezählt,

denen die Gedichte des Paulus Crosnensis entnommen sind, und welche sich meist in der Krakauer Universitätsbibliothek befinden.

Teil II »De Pauli Crosnensis vita atque scriptis« stellt zunächst fest, dafs man von der Herkunft dieses neulateinischen Dichters nicht viel mehr weifs, als das er in Krosno im heutigen Galizien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboren wurde. Wo er seinen ersten Unterricht erhielt, ist unbekannt. Wohl aber hat er im September 1499 in Greifswald das Baccalariatsexamen bestanden, wobei der berühmte Petrus Ravennas einer der Prüfungskommissäre war. 1500 wurde er in Krakau immatrikuliert; 1506 zum Magister Artium promoviert, begann er 1507 seine Lehrthätigkeit, welche er bis zum seinem 1517 erfolgten Tode fortsetzte. Als Schüler werden unter anderen genannt Joannes de Curiis Dantiscus, episcopus Varmiensis, Rudolf Agricola aus Wasserburg, Christophorus Suchtenius und Joannes Vislicius. Er interpretierte dabei folgende Schriftsteller: Persius, Vergil, Claudian (De raptu Proserpinae), Ovids Heroiden und Lucan.

Seine Lehrthätigkeit wurde durch mehrere Reisen unterbrochen, wovon eine ihn nach Grofsvardein (Varadinum) in das gastfreundliche Haus des berühmten Stanislaus Thurzo, des bekannten Humanistenmäcens, führte. Nachher machte er die Bekanntschaft von Gabriel Perenaeus zu Szöllös und suchte von hier aus auch Wien auf. Nach Ungarn scheint er in den nächsten Jahren noch öfters gekommen zu sein.

Die noch erhaltenen Gedichte umfassen mehr als 3400 Verse. Fast die Hälfte der Gedichte ist dem Paulus Perenaeus dediziert. Sehr viele behandeln religiöse Stoffe, obgleich er nicht Kleriker gewesen ist. Von der Art seiner Gedichte sagt der Herausgeber: Musam suam mollibus iocis quam grandisono cothurno aptiorem fuisse ipse recte perspexit (p. XXXVI). In der Form hat er sich am meisten Ovid zum Vorbild genommen. An gelegentlichen Barbarismen, wie splenditer, poterim u. a. fehlt es nicht, wie die Zusammenstellung p. XXXVIII. Anm. 1 zeigt. Im übrigen handhabte er das Latein nach Humanistenart wie eine lebende Sprache.

III. De Joannis Visliciensis vita atque scriptis (p. XXXVIII—XLVI) behandelt das Leben dieses Schülers von Paulus Crosnensis, den sein Lehrer auch Vislicius nennt. Von seinem Leben wissen wir blofs aus seinem Bellum prutenicum (1516), von dem sich ein einziges Exemplar in der Krakauer Bibliothek erhalten hat. Doch sind die Nachrichten dürftig genug: Pole von Geburt, war er Schüler des Paulus Crosnensis und liefs 1516 sein einziges Buch in Krakau drucken. Wäre dieses verloren gegangen, so wüfste die Nachwelt nichts von diesem neulateinischen Dichter. Wenn aber Kruczkiewicz meint, der Joannes de Vislicia, welcher 1505 und 1506 als Baccalar und 1510 als Magister in den Promotionsbüchern der Universität Krakau vorkommt, sei nicht identisch mit unserem Dichter, weil dieser in seiner 1516 erschienenen Schrift dieser

akademischen Titel nicht Erwähnung thun, so ist das gewifs kein zwingender Grund; denn viele Humanisten legten gar keinen Wert auf diese akademischen Titel.

Zur Erholung von mancherlei Sorgen dichtete er ein Epos, worin er den Sieg Polens über den deutschen Orden bei Tannenberg feierte (bellum Prutenum), und das 1515 zu Krakau bei Haller gedruckt wurde.

Bezüglich des dichterischen Wortes erhalten wir p. XLII folgendes Urteil: Paulum Crosnensem Vislicius ingenio paene superat, rerum antiquarum multiplici notitia singulisque locis oratione nitida excolendis fere aequiparat, linguae tamen latinae usu atque scientia, sive ad singularum formarum delectum, sive ad enuntiatorum structuram nexumque spectas, magistro multo inferior est. Ebendaselbst sind Fehler gegen Quantität und Grammatik verzeichnet, von denen übrigens manche bei nahezu allen Neulateinern des 15. Jahrhunderts sich finden dürften, wie fore = esse. Die Vorliebe des Dichters für Relativverbindungen wird auf die indoles sermonis poloni ad sententiarum coordinationem prona zurückgeführt. Es sind also Polonismen! Unter den von Paulus benutzten Quellen scheint auch Aeneas Silvius gewesen zu sein.

Daran schliefsen sich von p. 1—159 die Carmina Pauli Crosnensis, die sehr verschiedenen Inhalts sind, wie Panegyrici ad divum Ladislaum Pannoniae regem victoriosissimum et sanctum Stanislaum praesulem et martyrem Poloniae gloriosissimum, Elegiacon ad sanctam Barbaram virginem victoriosissimam, sapphische Oden auf Maria und die hl. Katharina etc. Aber auch antike Stoffe sind behandelt: Ad Janum Deum bifrontem, a quo Januarius (p. 68), Ad Apollinem, ut sibi poeticum inspiret furorem (p. 75), Ad Thaliam (p. 78).

Viele der Gedichte sind humanistische Gelegenheitsgedichte, wie sie die damalige Zeit liebte: der Dichter bedankt sich für die gastfreundliche Aufnahme und Bewirtung, besonders bei Gabriel Perenaeus, oder er gibt einem jungen Freunde ein Propempticon mit auf den Weg; er lädt einen andern zu sich ein, ein Invitatorium; auch eine reich besetzte Tafel, bei der edler Ungarwein fliefst, vermag den Poeten zu lateinischen Versen zu begeistern.

Die Persönlichkeiten, welche gefeiert werden, sind anderwärts wenig bekannt; doch fehlt es nicht ganz an solchen Namen, die wir in den Schriften der deutschen Humanisten wieder finden, z. B. der Buchdrucker Johannes Winterburger, der impressor sollertissimus, dem die sechs Distichen auf S. 100 gewidmet sind, wenn es auch eine starke poetische Hyperbel zu nennen ist, dafs dieser Joannes dictus ab hiberna arce, der ein ganz wackerer Drucker gewesen ist, mit Phidias, Lysippus, Myron, Praxiteles, Parrhasius und Pyrgoteles auf die gleiche Stufe gestellt wird. Die bekannteste unter den gefeierten Persönlichkeiten dürfte Stanislaus Thurzo S. 96 sein, wenn die Vermutung des Herausgebers richtig ist, dafs derselbe identisch ist mit dem gleichnamigen Humanistenmäcen,

dem späteren Bischof von Olmütz, der wie sein Bruder Johannes, Bischof von Breslau, für Humanisten stets eine offene Hand hatte. Die ausgedehnte Litteratur über die Thurzones, von welcher Kruczkiewicz blofs die Schrift des Jod. Ludov. Decius zu kennen scheint, ist jetzt verzeichnet bei G. Bauch, Caspar Ursinus Velius, der Hofhistoriograph Ferdinands I. und Erzieher Maximilians II. (Budapest 1886) S. 8, Anm. 4. — Auch ein anderer Mäcen, Joannes Lubrantius, episcopus Posnaniensis, wird in einem längeren elegischen Gedichte (S. 118—125) gefeiert, das zuerst 1512 in Krakau bei Florianus Unglerius erschienen ist.

Andere sind Begleitgedichte zu Schriften des Paulus Crosnensis, wie die alcäische Ode Ad lectorem (S. 131) zu L. Annai Senecae tragoedia sexta, quae Troas inscribitur, ex Avantii annotationibus castigatissime impressa und die sapphische Ode (p. 133) zu: L. Annaei Senecae tragoedia secunda Thyestes, praeter Philologi emendationem ex annotationibus Hieronymi Avantii facta quam castigatissima.

Daran reihen sich von p. 161—224 die Carmina Joannis Visliciensis. Das wichtigste darunter sind die drei Bücher des in Hexametern geschriebenen Bellum Prutenum, das Sigismund von Polen gewidmet ist. Auch an den üblichen Zuthaten, womit die humanistischen Dichter ihre Arbeiten in die Welt schickten, fehlt es nicht: einleitende Distichen, eine lateinische Epistel an den Lehrer des Dichters, den venerabilis ac (sic) egregius vir magister Paulus de Crosna studii Cracoviensis, collegiatus poeta praeceptorque dignissimus, worin der polnische Patriotismus des Verfassers mit Entschiedenheit, wenn auch in Anakoluthen sich ausspricht (Sigismundus ist rex Sarmatiae Europae invictissimus), die in Distichen abgefafsten Argumente der drei Bücher (wovon das erste oft eine so verdrehte Wortstellung hat, dafs der Herausgeber mit Recht in den Anmerkungen die Konstruktion angibt) und eine alcäische Ode an den Leser schliefsend:

Quae nostra fundet gutture Musula
Donando laudi carmina patriae,
Precor benigna mente parvi
Lector opus legito libelli.

Auch am Schlusse fehlen die üblichen poetischen Beigaben nicht, darunter eine Elegia ad deiparam Virginem Mariam pro sedanda peste, ein auch bei deutschen Humanisten beliebtes Thema.

Ein Register der Eigennamen und der wichtigsten Sachen schliefst die Ausgabe ab. Eine Anzahl Ausstellungen habe ich in der Berliner Philol. Wochenschrift 1888 Nr. 44 gemacht.

Das hübsch ausgestattete Werk ist in mehrfacher Beziehung äufserst lehrreich: wir ersehen zunächst daraus, dafs die Wellen der gewaltigen Geistesbewegung, die wir mit dem Namen Renaissance bezeichnen, auch das barbarische Sarmatien schliefslich erreicht haben. Am Ende des Mittelalters gab es im entlegenen Polen gewandte lateinische Poeten,

die trotz den gleichzeitigen Italienern den lateinischen Vers beherrschen, als ob Latein ihre Muttersprache wäre. Sodann sehen wir gerade aus dieser Publikation, wie unrichtig es ist, wenn man dem Humanismus vorgeworfen hat, er sei international, es fehle ihm an Patriotismus. Diese zwei polnischen Humanisten sind polnische Patrioten, wie viele gleichzeitige deutsche Humanisten deutsche Patrioten sind. Stoff und Denkweise zeigen jedem, der sehen will, dafs Paulus Crosnensis und Paulus Visliciensis trotz der lateinischen Sprache, die nun einmal Sprache der Bildung war, himmelweit von einem kosmopolitischen Indifferentismus entfernt sind.

Schliefslich aber sind diese Gedichte ein Beleg dafür, welch innige Verbindung der Humanismus mit der Religion eingegangen hat. Die vulgäre Vorstellung von dem Gegensatz des Humanismus und der Kirche ist grundfalsch. Weitaus die meisten Humanisten stehen im besten Einvernehmen mit der römisch-katholischen Kirche, wie auch viele derselben hohe und niedere Kirchenämter bekleiden oder Klosterinsassen sind. Die Gedichte an Heilige, welche unsere Sammlung enthält, zeigen, dafs es damit in Polen nicht anders als in Deutschland bestellt war.

Zum Schlusse aber möge der Wunsch gestattet sein, eine deutsche gelehrte Körperschaft möchte in ähnlicher Weise die kritische Sammlung und Herausgabe der litterarischen Erzeugnisse unserer deutschen Humanisten in die Hand nehmen. Nur durch staatliche oder anderweitige Unterstützung wird es möglich sein, für ein derartiges Unternehmen einen Verleger zu gewinnen.

Zur Geschichte der Altertumswissenschaft liefert einen Beitrag:

Dr. Robert Dernedde, Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum. Erlangen. Deichert. 1887. 8⁰. 158 S.

Die klassischen Stoffe lebten bekanntlich im Mittelalter weiter, und in mannigfaltigen Veränderungen wurden immer wieder dieselben Gegenstände behandelt. Freilich erfreuten sich nicht alle antiken Dichter gleich grofser Beliebtheit. Wir haben über diese Fragen mehrere wertvolle Arbeiten: Dernedde führt selbst folgende an: Comparetti. Virgilio nel medio evo (Livorno 1872), welches Werk Hans Dütschke in deutscher Sprache bearbeitet hat; Bartsch Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter (Quedlinburg 1861), Graf Roma nella memoria del medio evo (Torino 1882 und 1883).

Der Verfasser erklärt, durch die Untersuchung von Birch-Hirschfeld »Über die den provenzalischen Troubadours bekannten epischen Stoffe« (Halle 1878) angeregt worden zu sein. Er will eine Art von Weiterführung zu diesem Werke geben.

Das Altertum war für die mittelalterlichen Franzosen kein fremdes Gebiet, wenn gleich die Anschauungen der alten Heidenwelt mit dem

Christentum im Widerspruch standen und Geistliche vielfach vor der Lektüre der Klassiker warnten. Besonders eifrig wurden Lucan, Statius, Vergil und Ovid in den Schulen gelesen. Die griechischen Schriftsteller waren freilich im Original unbekannt. Nur durch das Medium der Römer wurden sie benutzt. Man bewunderte und pries Homer vielfach und kannte ihn doch nur aus der aus 1100 Versen bestehenden Verkürzung des sog. Pindarus Thebanus. »An die Stelle Homers traten die jämmerlichen Machwerke eines Dares von Phrygien und Diktys von Kreta«.

Auch der Geist des Altertums blieb den mittelalterlichen französischen Dichtern verschlossen. Nur für die moralische Seite der heidnischen Dichter hatte man ein Verständnis. Daraus erklärt sich auch, wie man durch Übertragung mittelalterlicher Verhältnisse auf das Altertum dieses unbewufst travestierte. »Sehr bezeichnend dafür sind einige Miniaturen einer Turiner Handschrift. Hier traut ein Bischof Juppiter und Juno, und an einer anderen Stelle celebriert ein Bischof, umgeben von (christlichen) Priestern und Mönchen, bei dem Leichenbegängnis Hektors«.

Zugleich war die Benutzung antiker Stoffe dadurch denkbar, dafs die Franzosen, wie andere Völker, ihren Ursprung auf die alten Troer zurückführten. »Schliefslich sagten die epischen Gedichte des Altertums wegen ihres Reichtums an wunderbaren Ereignissen, heroischen Abenteuern und kriegerischen Unternehmungen dem Mittelalter sehr zu, welches, wie Joly sagt, wie ein grofses Kind verlangt, dafs man ihm immer neue Geschichten erzählte«.

Die Quellenuntersuchung beginnt nun mit dem Roman de Troie von Benoit de Sainte-More, deren Einzelheiten hier nicht wiedergegeben werden können. Es werden die charakteristischen Schilderungen folgender Personen behandelt: Priamus, Hektor, Paris, Deiphobos, Helenos, Troilos, Antenor, Polydamas, Kalchas, Aeneas, Memnon, Hecuba, Andromache, Kassandra, Polyxena, Penthesilea, Briseida, Helena, Aias der Telamonier, Agamemnon, Ulysses, Diomedes, Menelaus, Patroklos, Achilles, Nestor, Palamedes, Neoptolemos.

Es folgt sodann die Untersuchung des Romans von Aeneas, des Romans von Theben, der Romane von Julius Caesar, des Cyclus von Alexander dem Grofsen.

Ein zweiter Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit dem Nachweis einzelner Anspielungen, die durch die ganze altfranzösische Litteratur sich finden. Ein Inhalts-Verzeichnis am Ende dieses Abschnittes orientiert über den reichen Inhalt.

Der gelehrte Verfasser würde sich den Dank derjenigen seiner Leser, welche nicht gerade Fachmänner sind, erworben haben, wenn er am Schlusse die allgemeinen Ergebnisse seiner mühevollen Untersuchung in einer Schlufsbetrachtung zusammengefafst hätte.

Wenden wir uns nun zu solchen Werken, welche die Geschichte und Methode der altsprachlichen Studien in den Schulen behandeln. Den Anfang soll ein Werk machen, das wohl kaum in einer besser ausgestatteten Schulbibliothek fehlt:

Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, bearbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten, herausgegeb. von Prälat Dr. K. A. Schmid, Gymnasial-Rektor a. D. in Stuttgart. Zweite verbesserte Auflage fortgeführt von Geh. Regierungsrat D. Dr. Wilh. Schrader, Kurator der Universität Halle a. S. Leipzig. Fues' Verlag (R. Reisland). 1887. Lex. 8°. (Bd. IX. Spanien-Vives. Bd. X. Vokabellernen — Zwingli).

Damit schliefst die zweite Auflage des bekannten trefflichen Werkes. Der Herausgeber Schrader hat sich redlich bemüht, die zweite Auflage zu einer verbesserten zu machen Vielfach mufsten neue Mitarbeiter gewonnen werden, um die verschiedenen Artikel einer Revision zu unterziehen, da die Gelehrten, welche seiner Zeit den Artikel für die erste Ausgabe geliefert hatten, seitdem gestorben waren.

Für die Zwecke des »Jahresberichts« kommen aus den beiden Bänden folgende Artikel in betracht:

Band IX. Sprache (von Lazarus), Stadtschule (Schrader), Stilistik (Hoppe), Stipendien (Kämmel), Stoiker (Kämmel), Johannes Sturm (Bofsler), Thiersch (Elsperger-Schrader), Trotzendorf (Hirzel), Überbürdung (Schrader), Unterricht, Unterrichtsform, Unterrichtskunst (Palmer), Unterrichtsgegenstände (Kern), Unterrichtssprache (Schrader), Unterrichtszeit (Erler), Vaterlandsliebe (G. Baur), Vergerius und Vegius (Kämmel), Vergnügungen (Palmer, Schrader), Versetzung, Versetzungsprüfungen (Wehrmann), Vincenz von Beauvais (Kämmel), Visitation (Hirzel), Vittorino von Feltre und Guarino von Verona (Kämmel), Vives (A. Lange).

Band X: Vokabellernen, Vokabularien (Queck), Winkelschulen (Firnhaber), Wörterbuch (Rieckher, Schrader), Fr. A. Wolf (J. Arnoldt und Schrader), Hieronymus Wolf (Bofsler), Württemberg, das höhere Schulwesen (von Dorn), Xenophon und Isokrates (Kämmel), Zeugnisse, Konduitenlisten (Firnhaber).

Das Werk ist in bezug auf Geschichte der Erziehung und des Unterrichts nicht blofs der Ergänzung fähig, sondern auch bedürftig. So müfste z. B. der Artikel Rudolf Agricola gänzlich umgearbeitet und dem jetzigen Stande der Frage entsprechend gestaltet werden. Dann wären die nichtdeutschen Pädagogen in viel gröfserer Ausdehnung heranzuziehen. Es ist ein Mangel, dafs man aus Schmid sich z. B. über Wilhelm Budé, Aeneas Sylvius, Corraro, Francesco Filelfo und andere, die doch Systeme der Pädagogik geschrieben haben, nicht unterrichten kann. Unbegreiflich aber bleibt, dafs Jakob Wimpfeling, der wichtige humani-

stische Pädagoge ganz ausgelassen ist. Aber auch Polizian, ferner Wiese sollten nicht fehlen. Ein ebenso dringendes Bedürfnis ist die Ergänzung der Universitätsgeschichte, was nach den Werken von Kämmel, Paulsen und Kaufmann niemand mehr im Ernste bestreiten wird.

Hermann Schiller, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. Für Studierende und junge Lehrer höherer Lehranstalten. Leipzig. Fues' Verlag (R. Reisland). 1887. 8°. IV und 352 S.

In der Vorrede betont der Verfasser, dafs es zur Zeit für Studierende und junge Lehrer an einem Buche fehle, woraus man den Stand der Kenntnisse über die Geschichte der Pädagogik in knapper und ausreichender Form erkennen könne. Die von den Kandidaten des höheren Lehramtes benutzten Bücher sind eigentlich für Volksschullehrer geschrieben.

Schillers Buch beruht auf langjährigen Studien und Erfahrungen, die er bei seinen Vorlesungen über Geschichte der Pädagogik gemacht hat. Ein Hauptzweck der Schrift besteht darin, zu zeigen, dafs man nicht »durch einfache Konservierung des reformatorischen oder gar durch Zurückschraubung des modernen Schulwesens auf einen heute unmöglichen Standpunkt« den Aufgaben der Gegenwart gerecht werden kann. Denn »die Aufgabe, welche der Pädagogik in unseren Tagen gestellt ist, besteht darin, das höhere Unterrichtswesen mit den Bedürfnissen der Gegenwart so in Einklang zu setzen, wie z. B. einst das mittelalterliche oder das reformatorische Schulwesen den Anforderungen ihrer Zeit entsprachen«.

Der Inhalt des Buches ist in 30 Abschnitte eingeteilt, deren erster die »Aufgabe und Litteratur« behandelt. Darnach hat die Geschichte der Pädagogik die Aufgabe, alle die Veranstaltungen darzustellen, welche im Laufe der Zeit getroffen worden sind, um Ausbildung des Körpers, Unterricht und Zucht zu entwickeln. Neben der pädagogischen Praxis mufs stets die pädagogische Theorie berücksichtigt werden.

Da das Buch, wie schon auf dem Titelblatt steht, praktischen Zwecken dient, so wird das sonst fast unübersehbare Gebiet beschränkt. Ohnedem sind wir über die Kulturvölker des Ostens und ihre Erziehungsweise so wenig unterrichtet, dafs eine Beschränkung auf das klassische Altertum und die davon abhängigen Gestaltungen angezeigt erschien. In der Hauptsache wird hier die Geschichte der deutschen Pädagogik dargestellt und das Ausland nur insoweit berücksichtigt, als es in die deutsche Entwickelung hemmend oder fördernd eingegriffen hat. Dem Lehrer wird sich aus der Geschichte der Pädagogik die Überzeugung entwickeln, »dafs neue Theorieen stets mit Vorsicht aufzunehmen und regelmäfsig zurückzuweisen sind, wenn sie die historische Continuität und die allgemeine Entwickelung unbeachtet lassen«.

Es folgt nun eine kurze Charakteristik der Werke von Ruhkopf,

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Alterthumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian,

herausgegeben

von

Iwan v. Müller,

ord. öffentl. Prof. der classischen Philologie an der Universität Erlangen.

Achtzehnter Jahrgang.

1890.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang.

Mit den Beiblättern:

Bibliotheca philologica classica.

Siebenzehnter Jahrgang (1890)

und

Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde.

Dreizehnter Jahrgang (1890).

Zweiundsechzigster bis fünfundsechzigster Band.

Zweites Heft.

Band LXIV S. 49—80. — Band LXVA S. 33—90.

BERLIN 1890.

VERLAG VON S. CALVARY & Co.

W. Unter den Linden 17.

INHALT.

BERLIN, W. Unter den Linden 17, im Mai 1890.

S. Calvary & Co.
(Verlag).

Fr. H. Chr. Schwarz, A. H. Niemeyer, Fr. Cramer, Karl von Raumer, Karl Schmidt, Albert Stöckl, Fr. A. Specht, Lor. von Stein, Kämmel und Paulsen sowie des Unternehmens von Karl Kehrbach, der Monumenta Germaniae paedagogica, von dem übrigens jetzt schon sieben Bände erschienen sind.

Zum Schlufs wird ein beherzigenswerter Rat gegeben, den wir hier wörtlich anführen wollen: »Im allgemeinen fehlen zuverlässige Einzeluntersuchungen. Auf diesem Gebiete könnte auch der jüngere Lehrer nützlichere Thätigkeit üben, wenn er das in den Registraturen und Archiven der Städte und Schulen ruhende Material in zuverlässiger Behandlung zugänglich machte, als wenn er fachwissenschaftliches und pädagogisches Material, das schon wiederholt bearbeitet ist, von neuem in Zeitschriften und Programmen durcheinander wirft, ohne Nutzen für sich und den Leser«. Zu diesen Worten bleibt nur hinzuzufügen, dafs es an zuverlässigen Einzeluntersuchungen doch nicht so unbedingt fehlt, wie Schiller behauptet; zweitens aber müssten solche monographischen Arbeiten immer in der Weise angestellt werden, dafs die Einzelheiten, welche die Archive und Bibliotheken liefern, eine Darstellung auf dem Hintergrunde der allgemeinen Zeitbildung finden. Sonst wird eine solche Darstellung zu einer geistlosen Sammlung »kuriöser« Einzelheiten, die nicht unterrichtend sind.

In dem Abschnitt über die »Pädagogik der Griechen« (S. 5—14) wird die Erziehung in Sparta und Athen dargestellt. Von den Erziehungstheoretikern finden Plato und Aristoteles, die »beiden bedeutendsten Erziehungstheoretiker des Griechentums«, eine kurze Darstellung.

In dem Abschnitt über die Römer, wo der Unterricht und die Erziehung in der republikanischen und der Kaiserzeit getrennt behandelt werden, findet Quintilians pädagogische Theorie eine eingehende Würdigung; denn von ihm wird zum erstenmal ein auch auf die Einzelheiten der Methodik eintretendes System aufgestellt.

An dem »Unterrichtsmechanismus« der alten Welt änderten die beiden Mächte, welche eine neue Zeit heraufführten, das Germanentum und das Christentum, gleichwenig. Durch die Germanen wird übrigens die Familienerziehung die Grundlage der Erziehung überhaupt. Die Einrichtung und die Methode der Schule blieb dieselbe, wenn auch einige Kenntnis der christlichen Lehre aufgepfropft wurde. Die Lehrbücher des Martianus Capella, des Beda und des Alexander de Villa-dei werden sachgemäfs und gerecht besprochen.

In dem Abschnitt über die Klosterschulen wird zunächst die Entstehung des Mönchtums entwickelt, das ein Gegengewicht gegen die schon im vierten Jahrhundert vorhandene Verweltlichung der Kirche sein sollte. Die Klosterschulen, die übrigens trotz ihrer einförmigen Lehreinrichtung erhebliche Unterschiede aufweisen, sind nicht Bildungsanstalten im gemeinen Sinne; denn die Ziele des Klosterlebens sind weder

Pflege der Wissenschaft noch Unterricht und Erziehuug der Jugend. Man unterschied von der eigentlichen Klosterschule (schola claustri oder interior) die weltliche Schule (schola canonica oder exterior), welch letztere auch weltliche Knaben besuchen konnten.

Als Lehrgegenstände erscheinen neben Latein (Griechisch wurde nicht gelehrt) Rhetorik und Dialektik (Logik) in geringem Mafse, mehr die Anleitung zur Anfertigung von Geschäftsaufsätzen, Briefen und Urkunden; das Quadrivium dürfte nur von Begabteren getrieben worden sein.

Der Zweck der Lektüre war nicht die Versenkung in den Geist des klassischen Altertums, sondern der Nutzen für den grammatisch-rhetorischen Unterricht und die Bibelkenntnis. Der Religionsunterricht war sehr kümmerlich. Die stets unveränderlich bleibende Methode nahm besonders das Gedächtnis in Anspruch: Vorsagen und Diktieren des Lehrers, Nachsagen und Nachschreiben der Schüler waren die Hauptsache.

Die Blüte der Benediktinerschulen ist mit dem 12. Jahrhundert vorbei: die monasteria studiorum erlagen der asketischen Zeitrichtung.

In dem folgenden Abschnitt »Kathedral-, Dom- und Stiftsschulen« findet zunächst die Thätigkeit Karls des Grofsen für die Schule eine Besprechung. Die geistigen Veranstaltungen des Kaisers überlebten ihn meist nicht lange. In Deutschland bildeten die Abteien zu Fulda, St. Gallen und Reichenau geistige Lichtpunkte.

Die Entstehung und das Wesen der Kathedral- oder Domschulen, der Parochial- oder Pfarrschulen wird kurz besprochen, ihre Organisation dargelegt. Lehrer war in der älteren Zeit ein Kanoniker, magister scolarium oder didascalus, der Domscholaster, später ein secundarius, magister secundus, der nur die niederen Weihen und keine beneidenswerte Stellung hatte. Der Scholaster behielt jetzt nur die Oberleitung.

Die Methode unterschied sich in nichts von der in den Klöstern herrschenden. Auch die Zucht wich nicht von der klösterlichen ab. Von den Erziehungstheoretikern wird nur Hrabanus Maurus besprochen.

In dem Abschnitte »Stadtschulen« vertritt der Verfasser die Ansicht, dafs bei der Gründung der Stadtschulen keineswegs ein religiöser Gegensatz sich geltend gemacht habe. Erst im 14. und 15. Jahrhundert kamen sie zu gröfserer Entwickelung. Der Scholaster hatte das Aufsichtsrecht über diese Schulen. Anfangs sind die Lehrer meist Geistliche, später mehr Weltliche Der Hauptlehrer bestellte seine Unterlehrer. Die Stelle war meist materiell nicht glänzend, aber geachtet. Erst allmählich löste sich die deutsche Schule von der lateinischen los.

Ein Abschnitt über die Universitäten beschliefst das Bild des mittelalterlichen Schulwesens. In den romanischen Ländern sind die Universitäten durch Verbindung der kirchlichen Kathedralschulen mit weltlichen Fachschulen entstanden. Nach dem Vorbild der romanischen sind die deutschen Hochschnlen gebildet. Die Gründung beruhte auf den Errichtungsbullen der Päpste. Wittenberg (1502) ist die erste Hoch-

schule, die nicht durch päpstliche, sondern blofs durch kaiserliche Autorität errichtet wurde. Die Lehrer sind alle Kleriker, die Studenten zum gröfsten Teile.

Neben den Vorlesungen, in denen die Lehrbücher erklärt wurden, stehen die Disputationen. Der erste Kurs, der mit dem Baccalariatsexamen abschlofs, umfafste das Trivium, d. h. Grammatik, Dialektik und Rhetorik, denen manchmal noch die Elemente von Mathematik und Physik beigefügt wurden. Der höhere Kurs umfafste die Philosophie, d. h. Psychologie, Physik, Metaphysik, Ethik, Politik, öfter auch noch Astronomie und Geometrie.

Nicht selbständige Forschung ist das Ziel des akademischen Lehrens und Lernens, sondern der vorgeschriebene Inhalt der Lehrbücher soll durch die Schüler angeeignet werden.

Die ganze Einrichtung hatte etwas Zünftiges, vom Handwerk Entlehntes. Vom Baccalar stieg man auf zum Magister und von diesem zum Doktor. In der theologischen Fakultät gebrauchte man dazu lange Zeit, 9—11 Jahre. Lehrer und Schüler wohnten zusammen in den Kollegienhäusern und Bursen.

Ein neues Leben kam in das Unterrichtswesen des Mittelalters durch den Humanismus (§ 9), ohne dafs dadurch, wie der Verfasser meint, überall etwas Besseres geschaffen wurde. Die Wiederherstellung der Wissenschaften bestand in dem Wiederbekanntwerden der griechischen und römischen Litteratur. Das neue Leben erblühte zunächst in Italien. »Das 15. Jahrhundert zeigt insbesondere in Italien ein so reges litterarisches Leben, wie man seit lange nichts mehr erlebt hatte«.

Hier entstanden auch die ersten Programme des Humanismus über Erziehung und Unterricht, die sich noch sehr eng an Quintilian anlehnen, zunächst freilich vorwiegend die Fürstenerziehung im Auge haben. Die Pädagogen und Erziehungstheoretiker, die besprochen worden, sind Vittorino von Feltre (1378—1477) und Mapheus Vegius (1407—1458).

In dem Abschnitt über »das humanistische Schulwesen vor der Reformation« hebt der Verfasser zunächst hervor, dafs die neue Richtung des Humanismus in manchen Lateinschulen früher zur Herrschaft kam als an den Universitäten. Die Verdrängung des Doktrinale von Alexander de Villa-dei und die Einführung von Terenz und Vergil sind dafür bezeichnend. Die Schulen der Hieronymianer oder Fraterherren, die humanistischen Einflüsse auf dieselben, die mit Wessel und Rudolf Agricola (1443 1485) begannen, die pädagogische Theorie des auf Quintilian zurückgehenden Agricola, bei dessen Schilderung Schiller die kleine Schrift von Ernst Laas über Sturm benutzt, werden kurz besprochen. Eine knappe Schilderung der Schulmänner Alexander Hegius, Johann Murmellius und der an der Schule zu Münster wirkenden Humanisten bahnt den Übergang zu Desiderius Erasmus, der in Deventer Schüler des Hegius war. Seine wichtigsten Schriften werden genannt, seine

pädagogische Theorie in ihrer Abhängigkeit von Quintilian kurz nachgewiesen.

Es folgt nun ein kurzer Abschnitt über die Fraterherrenschule zu Münster, der besser auf S. 77 oder 79 eingeschaltet würde. Über diese Schule brachte übrigens die Festschrift des protestantischen Gymnasiums zu Strafsburg von 1888 wertvolle neue Mitteilungen. Eine kurze Darstellung des oberdeutschen Humanismus (Johann Reuchlin, Konrad Celtis, Aventin, Bebel, Jakob Wimpfeling) beschliefst diesen Abschnitt (S. 85—88).

Der nächste Abschnitt behandelt das Schulwesen der Reformation (S. 89—98). Doch bedürfen die einleitenden Bemerkungen vielfach der Zurechtstellung. Insbesondere genügt jetzt ein einfacher Verweis auf das bekannte Werk Hagens mit seiner schiefen und tendenziösen Auffassung nicht mehr, um irgend eine Auffassung zu stützen.

Die württembergische Schulordnung von 1559, welche Joh. Brenz ausgearbeitet hat, bezeichnet den gröfsten Fortschritt, der seit der Reformation auf dem Gebiete des Schulwesens gemacht wurde. Schon Bugenhagen war in seinen Schulordnungen für die niederdeutschen Gebiete wesentlich über die sächsische Schulordnung von 1528 hinausgegangen.

Dem protestantischen Schulwesen, wie es sich in der Schweiz durch Zwingli und im südlichen Deutschland durch Joh. Sturm gestaltete, folgt die Schilderung des katholischen Schulwesens, wo zunächst Vives und sodann die Jesuiten gewürdigt werden. Von S. 127—129 folgt eine mafsvolle Beurteilung der Jesuitenpädagogik wie ihrer Anstalten, wobei Licht- und Schattenseiten ruhig und sachgemäfs erwogen werden.

Die nächsten Kapitel schildern die »neuen Strömungen«, die im Auslande früher sind als in Deutschland, die »Opposition des nationalen Bewufstseins, des gesunden Menschenverstandes und der Psychologie in Form der Hofmeistererziehung«, die »Reformbestrebungen auf dem Gebiete öffentlichen Schulwesens« (Ratichius, Comenius werden eingehend und anschaulich behandelt), die »Nachwirkungen der Reformbestrebungen in der Schulgesetzgebung«, das »Erziehungideal des galant homme in den Ritterakademien«, den »Pietismus« (A. H. Franke), die »Anfänge der Realschule«.

Mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Gr. (1740) gelangte die Aufklärung zum Siege. Bezeichnend für den zur Herrschaft gelangten Geist ist die wenige Tage nach dem Regierungsantritt angeordnete Zurückberufung des Philosophen Christian Wolff, welchen die Pietisten aus Halle vertrieben hatten. Die Berliner Akademie wird nun konstituiert und wählt das Französische statt des Lateinischen als Sprache ihrer Publikationen.

Einen charakteristischen Ausdruck findet die in der Zeit liegende Richtung in den Philanthropisten, welche wieder in manchen Punkten mit Rousseau zusammentreffen, weshalb an dieser Stelle ein Abrifs des Lebens und der Pädagogik Rousseaus eingefügt wird.

Im Jahre 1712 zu Genf geboren und von Anfang an der Mutter beraubt, erhält er eine höchst ungenügende Erziehung. Unstet und unsittlich, treibt er sich in bedenklichen Verhältnissen umher. Die Lösung einer Preisfrage, welche die Akademie in Dijon gestellt hatte, machte ihn schnell berühmt. Er stellte dabei die für seine ganze Richtung charakteristische Behauptung auf, dafs die sittliche Verderbnis durch die wissenschaftliche Bildung und Kultur herbeigeführt worden sei. »Der Schlufs lag nahe, dafs man nur die Kultur zu vernichten brauche, um die Tugend wieder zu erringen«. Bezüglich seines Verhaltens zu den fünf mit Therese Levasseur erzeugten Kindern, die er sämtlich in das Findelhaus brachte, sagt Schiller: »Dem Gefühle frei zu sein von Verpflichtungen, welche ihn in seiner freien Bewegung gehemmt hätten, opferte er die einfachsten und ursprünglichsten Menschentriebe«. (S. 224).

Sein bedeutendstes Werk ist Émile ou sur l'éducation, das der Absicht entsprungen ist, die Verderbnis der Zeit durch Erziehung zu heilen. Wegen der darin enthaltenen Angriffe auf den historischen Glauben 1762 aus Frankreich flüchtig, fand Rousseau in Neufchâtel unter dem Schutze Friedrichs II. eine Zufluchtsstätte. Seiner Selbstquälerei machte der Tod 1778 ein Ende.

Von seiner Pädagogik, die hauptsächlich im Émile dargestellt ist, sagt der Verfasser: »So schrieb ein Mann, der nie sich selbst erzogen, eine Theorie der Erziehung für seine Zeit. Trotz unbestreitbarer Genialität mufste dieselbe ihre Schwächen haben«. Der Darstellung der Pädagogik folgt eine eingehende und objektive Kritik. »Rousseau ist durchaus nicht überall originell. Er hat die Grundsätze seiner Vorgänger, namentlich Rabelais', Montaignes und Lockes genau studiert und zum Teil adoptiert; namentlich von Locke hat er vieles entlehnt«. Trotzdem kann aber die Originalität seines Denkens nicht bestritten werden.

In dem Abschnitte über den »Philanthropinismus« (S. 233—260) wird zunächst Einsprache gegen die Meinung erhoben, wonach derselbe blofs ein Ableger der Rousseauschen Meinungen gewesen. In manchen wichtigen Punkten, in der Überschätzung der modernen Kultur und in ihrem Optimismus, stehen die Philanthropen sogar im Gegensatze zu Rousseau. Basedow und seine Gesinnungsgenossen Campe, Salzmann, Bahrdt und Trapp finden sodann eine ausführliche Darstellung. Bezüglich der ganzen Richtung urteilt Schiller: »Es ist heute leicht, eine Reihe von Fehlern und Übertreibungen in der philanthropischen Bewegung zu entdecken; trotzdem bleibt ihr Verdienst bestehen. Die wichtige Frage der Emanzipation der Schule von der Kirche, von einzelnen schon lange gedacht, wurde jetzt in die Geister geworfen und konnte nicht mehr verschwinden«. »Erst jetzt wurde die Pädagogik eine Wissenschaft, und die Bemühungen der Philanthropinisten um die Lehrerbildung werden unvergessen bleiben«.

Die Gedanken der pädagogischen Aufklärung drangen unter Frie-

drich d. Gr. in das staatliche Schulwesen ein. Sein Minister von Zedlitz, ein sehr mafsvoller Mann, stand doch entschieden zu der neuen Richtung, Selbst die katholischen Teile Deutschlands, Österreich und Bayern nicht ausgenommen, konnten sich dem Zuge der Zeit nicht verschliefsen.

Wenn die klassischen Sprachen nicht ganz aus der Schule verdrängt wurden, so hat das Verdienst davon der »neue Humanismus«, dessen Wiege in Göttingen gestanden hat. Zugleich half der Aufschwung der deutschen Poesie mit. Klopstock hatte sich schon einen »Lehrling der Griechen« genannt. Winckelmann, Lessing, Herder, Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt sahen das Bildungsideal in der Vermählung des griechischen und deutschen Geistes. Joh. Math. Gesner, Christian Gottlob Heyne, Joh. Aug. Ernesti behaupten als Vorläufer des heraufdämmernden Neuhumanismus eine bedeutsame Stellung bei der Einrichtung und Gestaltung des höheren Schulwesens nach den die Zeit beherrschenden Ideen. Die neuhumanistische Richtung gelangte zum vollständigen Sieg durch ihre glänzenden Vertreter um die Wende des 18. Jahrhunderts. Ihr einflufsreichster Vorläufer ist Fr. Aug. Wolf, der sein Ziel, der Altertumswissenschaft eine selbständige und geachtete Stellung zu verschaffen, erreichte. In eingehender Darstellung sind seine Verdienste um Erziehung und Schule gewürdigt (S. 288–299).

In unverkennbarer Anlehnung an Paulsen und mit Benutzung hauptsächlich von Wiese werden sodann die neuhumanistischen Gymnasien und ihre Weiterentwickelung geschildert. Seit 1874 haben die Reifezeugnisse aller deutschen Gymnasien gegenseitige Anerkennung erlangt.

Der § 29 behandelt das Realschulwesen. Der Verfasser verspricht den Realanstalten mit siebenjährigem Kurs eine grofse Zukunft, wenn man sich entschliefsen könnte, ihnen die Einjährigenberechtigung bei der Pflege einer modernen fremden Sprache zu geben. »Der energische Betrieb einer fremden Sprache wird allgemein bessere und intensivere geistige Schulung und sicherere Kenntnisse ermöglichen, als der notwendigerweise stümperhafte Betrieb zweier«.

Der letzte Abschnitt »Die pädagogische Theorie« beschäftigt sich mit Pestalozzi und Herbart. Von besonderem Interesse ist das, was über den letzteren gesagt wird. Das Gesamturteil lautet: »Im allgemeinen ist auch bei der gerechten Beurteilung Herbarts festzuhalten, dafs er viele wichtige und brauchbare Anregungen und Förderungen der Erziehungsfragen gegeben, aber damit doch noch lange nicht einen Abschlufs derselben herbeigeführt hat. Man wird mehr von dem ihm wirklich originellen Systeme verwerfen als beibehalten müssen, wenn nicht Stagnation, d. h. Tod des wissenschaftlichen Lebens auf dem Erziehungsgebiete eintreten soll.«

Ein Register, das nicht allzu ausführlich ist, schliefst das Lehrbuch ab, das sich jetzt schon in Studentenkreisen eingebürgert hat.

Da der Verfasser ausdrücklich auf dem Titelblatt seine Schrift als ein Handbuch für Studierende und junge Lehrer bezeichnet, so ist damit der richtige Standpunkt für die Beurteilung gegeben. Der Wert des Werkes besteht nämlich nicht in neuen Ergebnissen über den behandelten Stoff oder in der Aufstellung neuer Gesichtspunkte. Das erwartet kein Verständiger von einem für die Hand der Studenten bestimmten Lehrbuche.

Dafür hat aber dieser Leitfaden eine Anzahl entschiedener Vorzüge. Zunächst ist der Verfasser ein tüchtiger Kenner des von ihm behandelten Stoffes. Er hat aus den sehr zahlreichen monographischen Arbeiten die besten und wichtigsten gelesen und ihren Inhalt, kritisch gesichtet, seinem Buche einverleibt. Es ist das bei dem grofsen Umfang des Gebietes keine kleine Leistung.

Zu tüchtiger Sachkenntnis gesellt sich das Streben nach ruhiger Würdigung und objektiver Beurteilung. Obgleich der Verfasser sein Urteil nicht zurückhält, wird niemand durch die Lektüre sich verletzt fühlen. Man kann das bekanntlich nicht allen Darstellungen der Geschichte der Pädagogik nachrühmen. Bei Schiller hat man den Eindruck, dafs ein besonnener Gelehrter in leidenschaftloser Weise Vorteile und Nachteile der pädagogischen Bestrebungen und Einrichtungen abwägt, ohne sich einem System oder einer einzelnen Persönlichkeit gefangen zu haben. Überall ist das Recht der eigenen Meinung gewahrt, und diese eigene Meinung wird nirgends zudringlich vorgetragen.

Auch die Anordnung des Stoffes verdient Beifall; nur wird man vielleicht Pestalozzi im letzten Abschnitt nicht recht am Platze finden, wie er ja auch aus dem zeitlichen Zusammenhange herausgeschoben ist.

Ein besonderes Lob verdient die besonnene Auswahl des Stoffes. Für den Zweck, dem das Buch dienen will, scheint es mir die richtige Mitte zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig zu halten. Ohne mager und skelettartig zu sein, gibt es doch nur das Notwendige, um die Einzelerscheinung und doch auch wieder den Fortschritt zu begreifen.

Möge es gestattet sein, hier noch einige Einzelheiten richtig zu stellen:

Wenn auf S. 74 behauptet ist, der Humanismus erst habe Vergil in die Schule eingeführt, so ist das nicht richtig. Vergil dürfte den gröfsten Teil des Mittelalters Schulschriftsteller gewesen sein, wie man aus der umfangreichen Benutzung desselben durch verschiedene mittelalterliche Historiker ersieht.

Wenn S. 77 gesagt wird, dafs auch bei Rudolf Agricola das Vagantentum im Blute gelegen habe, so scheint mir gerade bei diesem Manne der Vorwurf nicht gerecht zu sein. Er trifft zu bei Männern wie Luder, Karoch, Hermann van dem Busche, auch Celtis, aber Agricola ist nicht viel umhergezogen, wie er überhaupt eine höchst achtungswerte Persönlichkeit repräsentiert. Ich verweise dafür auf die gerechte

und verständnisvolle Würdigung des Mannes durch Fr. von Bezold (R. A., ein deutscher Vertreter der italienischen Renaissance. München 1884).

Die Angabe auf S. 81, dafs Desiderius Erasmus im Jahre 1476 geboren sei, mufs ein Druckfehler sein. Meines Wissens kann man bei dem Geburtsjahr des berühmten Humanisten blofs zwischen 1467 oder 1469 schwanken.

Wenn auf S. 82 von Erasmus gesagt ist, dafs er ein unstätes Gelehrtenleben in Frankreich, England, Italien und Holland geführt habe, so ist letzteres mifsverständlich und würde besser durch die Niederlande ersetzt. Sodann aber mufs auch noch Deutschland hinzugefügt werden.

Das Urteil über den Vocabularius latinus, Breviloquus dictus des Johannes Reuchlin auf S. 86, wonach es das erste gute lateinische Wörterbuch gewesen, ist viel zu günstig. Solche, welche den Breviloquus mit seinen Vorgängern verglichen haben, sehen in ihm geradezu einen Rückschritt. Vgl. auch Ludwig Geigers Urteil in seiner Monographie des Reuchlin.

Wenn auf S. 87 zu lesen ist, dafs Dringenberg zwischen 1450 und 1490 Rektor der Schule zu Schlettstadt war, so ist dagegen zu bemerken, dafs Knod mit überzeugenden Gründen dargelegt hat, dafs der Genannte die Schule von 1441 bis 1477 geleitet hat.

Die Angabe auf S. 89, wonach es nach dem Rückgang der Hochschulen in der Mitte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts bis in die 40er Jahre nicht erheblich besser geworden sei, trifft jedenfalls bei Wittenberg nicht zu, wo die Reform des Studienkurses schon in die erste Hälfte der 30er Jahre fällt. Wie erfolgreich diese Reform, beweist ein Blick auf die grofse Frequenz in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts. Vgl. Paulsen Gesch. d. gelehrten Unterrichts S. 789 und 790. Ebenso ist die dort gemachte Angabe, dafs Freiburg viel besser daran war als die anderen Universitäten, nicht haltbar. Das Citat aus Paulsen ist deshalb nicht beweiskräftig, weil dessen Angabe den Bericht bei Schreiber (Gesch. d. Universität Freiburg II 104) nicht genau wiedergibt. Die Immatrikulationen zu Freiburg sind auch in den dreifsiger Jahren trotz des streng katholischen Geistes der Hochschule immer noch mäfsige zu nennen.

Gänzlich schief ist die Behauptung S. 89, dafs Karlstadt und nicht Melanchthon im ersten Jahrzehnt der Reformation das entscheidende Wort gesprochen habe. Karlstadts Bedeutung ist seit 1517 nie so grofs gewesen, dafs bei ihm die letzte Entscheidung gelegen hätte. Die Episode der Schwarmgeister ist zu rasch vorbeigegangen, und seit 1525 vollends hat er an der Hochschule Wittenberg nichts mehr zu sagen.

Die Einführung der Deklamationen in Wittenberg (S. 91) fällt nicht erst 1525, sondern schon 1523. Ich verweise dafür auf Krafft Briefe und Dokumente etc. S. 9.

Über die Schriftsteller, welche nach Melanchthons Meinung (S. 92)

obligatorisch sein sollten, verweise ich auf meine ausführliche Darstellung in Band VII der Monumenta Germaniae paedagogica, wonach sich auch noch eine oder die andere Behauptung S. 92ff. ändern oder einschränken dürfte.

Ein störender Druckfehler ist S. 66 Cursen für Bursen.

Die Litteraturangaben sollen keineswegs erschöpfend sein. Aber manchmal vermifst man doch ungern ein oder das andere Buch. Bei Wimpfeling (und auch anderen Humanisten) sollte jedenfalls das gediegene Werk von Ch. Schmidt (Histoire littéraire de l'Alsace. Paris 1879) nicht fehlen, welches die älteren Arbeiten über Wimpfeling und seinen Kreis in sehr zahlreichen Punkten berichtigt.

Stellung und Bedeutung Miltons in der Geschichte der Pädagogik, von dem wissenschaftlichen Hilfslehrer Dr. Oswald Faulde. Beilage zum Programm des Realprogymnasiums zu Ratibor von Ostern 1886 bis dahin 1887. Ratibor 1887. 4⁰ (Progr. Nr. 213).

In einer Nachschrift teilt der Verfasser mit, dafs ihm die Arbeit von Dr. Hans von Dadelsen »Milton als Pädagog« (Gebweiler 1885) erst bekannt wurde, als er seine eigene schon in Druck gegeben hatte. Beide Arbeiten sind also vollständig unabhängig von einander, und Faulde meint, die beiden Abhandlungen dürften sich gegenseitig ergänzen.

Unter den benutzten Quellen, die sonst alle gedruckt sind, wird auch ein bei Dilthey nachgeschriebenes Kollegienheft aus dem Breslauer Wintersemester 1877/78 genannt.

Während in den Darstellungen der Geschichte der Pädagogik John Lockes Bedeutung stets allseitig hervorgehoben ist, wird Miltons in der Regel kaum gedacht. Er wurde mit vorurteilsvoller Abneigung behandelt, weil die auf die puritanische Aera folgende Reaktion ihn vergessen machen wollte. Doch sind neuerdings eine Anzahl wichtiger Publikationen über den Dichter und Publizisten erschienen, die S. 3 und 4 verzeichnet werden.

Von Milton erschien 1664 ein kleiner Traktat über Erziehung (On education), seinem Freunde Samuel Hartlib gewidmet, der vielleicht aus Preufsen nach England gekommen war und sich für Reform des Unterrichtswesens lebhaft interessierte. Milton hatte eine tiefe Abneigung gegen die Methode des damaligen gelehrten Unterrichts in England. Ohnedem herrschte in diesem Lande eine grofse Unzufriedenheit wegen der damals an den Universitäten und höheren Schulen üblichen Lehrmethode. Der kurze Traktat, zum Teil skizzenhaft abgefafst, gibt nur einen in grofsen Zügen entworfenen Plan, der mit Unrecht als eine in der Luft hängende Idee bezeichnet worden ist. Milton hatte selbst als Erzieher Erfahrungen gesammelt.

Die Vorschriften des Traktats beschränken sich auf die geistige und physische Ausbildung der vornehmen englischen Jugend (noble and

gentle youth) im Alter von 12—21 Jahren; dabei kommen aber methodische Fragen der Pädagogik in betracht, die zum teil heute noch nicht gelöst sind.

Vorangestellt ist eine Definition des Lernzweckes: »Der Zweck alles Lernens ist, die Schuld unserer Stammeltern wieder gut zu machen, dadurch, dafs wir Gott recht erkennen, ihn lieben, ihm ähnlich zu werden suchen«. Damit ist sofort sein puritanischer Standpunkt ausgesprochen. Innerlich und äufserlich mufs die Jugend zur Religion gebildet werden.

Als Mittel zum Zweck dient die Erlernung verschiedener Sprachen. Aber Sach- und Sprachkenntnis müssen gleichen Schritt miteinander halten. Aus dem bisherigen Formalismus leitet Milton alle Irrtümer ab, welche das Studium unangenehm und erfolglos machen: »Er wendet sich hierbei gegen die herrschende Lehrmethode auf Schulen und Universitäten. Man bringe sieben oder acht Jahre ausschliefslich damit zu, soviel elendes (miserable) Latein und Griechisch zusammenzukratzen (scrape), als man bei besserer Methode und Zeitbenutzung in einem einzigen Jahre lernen könne«. Diese Gedanken kehren in ähnlicher Form bei Montaigne, Locke und Comenius wieder.

Die Miltonsche Definition von Erziehung lautet: »Eine vollständige und edle Erziehung nenne ich diejenige, welche den Menschen befähigt, in gerechter, geschickter und hochherziger Weise alle Pflichten, öffentliche und private, die ihm sein Amt in Friedens- oder Kriegszeit auferlegt, zu erfüllen«.

Um das zu erreichen, werden sodann die Mittel angegeben: es sollen an geeigneten Orten im Lande grofse Schulanstalten errichtet werden, von denen jede ungefähr 130 Schüler fafst. Ihre Zeit soll zwischen Studium, körperlichen Übungen, Mahlzeiten nebst Erholung geteilt werden. Die von Milton vorgeschlagene Vereinigung von Universitäten und Gymnasien (Colleges) ist nicht eingetroffen; wohl aber sind andere seiner Vorschläge durchgegangen.

Von der in Frankreich herrschenden Hofmeistererziehung will er nichts wissen. Die Vorteile gemeinsamer Erziehung erscheinen ihm sehr grofs. Aber nur durch Männer in des Wortes eigentlicher Bedeutung kann die Jugend erzogen werden, solche müssen an die Spitze der Erziehungsanstalten gestellt werden.

Obgleich Milton die Mängel der herrschenden Lehrmethode scharf tadelt, bleibt er doch ein Vertreter des Humanismus. Die unberechtigten Neuerungen damaliger Zeit, die ja auch in Deutschland auftraten, werden von ihm nicht gebilligt. Er will eine wahrhaft humane Bildung, aber das hauptsächlichste Bildungsmittel sind und bleiben ihm die klassischen Sprachen. Der Muttersprache geschieht in seinem Traktate nicht einmal Erwähnung. Trotzdem leuchtet aus seiner Anordnung des Studienganges ein »echt englischer Utilitarismus« entgegen. »Das non

scholae sed vitae versteht man auch jetzt in England besser zu würdigen als bei uns«, meint der Verfasser, eine Bemerkung, die zum mindestens sehr anfechtbar ist.

Ein wichtiger Unterrichtsgegenstand bleibt ihm die Religion, die ihm zugleich auch Erziehungsmittel ist. Er verlangt tägliche Morgen- und Abendandacht, verbunden mit Bibellesung, am Sonntag religiöse Disputation. Selbst Hebräisch und Chaldäisch, auch Syrisch, soll gelernt werden, um in den oberen Klassen die Bibel in der Ursprache lesen zu können.

Der Verfasser schliefst seine Darstellung: »Fragen wir nun, ob dieses, abgesehen von Einzelheiten, an sich so treffliche Erziehungssystem schon in jener Periode in die Praxis umgesetzt worden sei, so müssen wir leider gestehen, dafs die politischen Wirren, welche England während der Republik und auch in der Folgezeit erfüllten, es nicht zu der von allen einsichtsvollen Männern so sehr erwünschten Schulreform kommen liefsen. Die Grundfehler der englischen Universitäts- und Gymnasialbildung, die Milton aus eigener Erfahrung kannte, blieben bestehen, die Reformen aber, welche allmählich sich geltend machten, weisen öfters auf Miltonsche Ideen und Vorschläge hin«.

Bezüglich der Form der Abhandlung sei bemerkt, dafs der Verfasser vielleicht besser gethan haben würde, wenn er zuerst die Miltonschen Gedanken im Zusammenhang gegeben und dann erst seine Kritik und Reflexionen angeknüpft hätte. Die beständige Unterbrechung der Darstellung durch an sich ganz schätzenswerte Betrachtungen stören den Genufs wie den Ernst der Lektüre.

Karl Kehrbach, Bericht über den Stand der Editionsarbeiten der Monumenta Germaniae Paedagogica (Verhandlungen der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich (Leipzig 1888) S. 361—364).

In Giefsen (1885) war beschlossen worden, in den Bericht jeder Versammlung deutscher Philologen ein Referat über den Stand der Editionsarbeiten der Monumenta Germaniae Paedagogica aufzunehmen.

Der Herausgeber Karl Kehrbach teilt mit, dafs folgende Bände bereits erschienen sind:

1. F. Koldewey, Die Braunschweigischen Schulordnungen. Bd. I.

2. P. Pachtler, Ratio studiorum et institutiones scholasticae Societatis Jesu. Bd. I.

3. S. Günther, Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter bis 1525.

Im Druck ziemlich vollendet sind:

4. J. Müller, Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder, mit dogmengeschichtlichen Erläuterungen, einer Abhandlung über das Schulwesen der böhmischen Brüder und fünf Beilagen.

5. P. Pachtler, ein zweiter Band Jesuitica, welcher die erste Gesetzesvorlage des Generals Aquaviva für eine Ratio stud. vom Jahre 1586, ferner die endgiltige Ratio stud. von 1599 und die neue Redaktion derselben von 1832 bringt.

6. Teutsch, Die siebenbürgisch-sächsischen Schuldordnungen von 1543—1778. Bd. I.

Im Manuskripte liegen fertig vor die Fortsetzungen Koldeweys und Pachtlers und von K. Hartfelder, Melanchthon als Paeceptor Germaniae.[1])

Von Schulordnungen sind jetzt in Angriff genommen die von

Anhalt, Baden, Bayern, Hansastädte, Nieder-Österreich, Oldenburg, russische Ostseeprovinzen, Preufsen (Brandenburg, Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein), Sachsen, Schweiz.

Trotz der oft sehr schwierigen Sammlung des Materials, das häufig in vielen Archiven zerstreut ist, kann jetzt schon festgestellt werden, dafs für diese Publikationen sich viele Inedita ergeben.

Für die Abteilung Schulbücher ist Dr. Reichling seit drei Jahren beschäftigt, das Material für das Doktrinale des Alexander de Villadei zusammenzubringen. Der Abschlufs der Arbeit ist erst dann möglich, wenn es gelingt, noch die Bibliotheken Frankreichs, Italiens und Englands für diesen Zweck zu durchforschen.

Die Vorarbeiten zur Edition des Fundamentum scholarium des Remigius von Auxerre, der Vokabularien des Mittelalters, der Artes dictaminis, der griechischen Grammatiker, wie Gaza, Chrysoloras und Laskaris, der deutschen Grammatiker des 16. und 17. Jahrhunderts sind im Fortschreiten. Doch ist ohne Studienreisen in Deutschland und ins Ausland eine gründliche Ausführung des Werkes nicht möglich.

Für die dritte Abteilung (Miscellaneen) sind in Aussicht genommen die Veröffentlichungen von Akten über Prinzen- und Prinzessinnenerziehung bei den Habsburgern, Hohenzollern, Sachsen-Ernestinern und Wittelsbachern. Doch ist es bis jetzt nicht gelungen, einen Bearbeiter für die entsprechende Publikation über das sächsisch-albertinische Haus zu finden.

Die Bearbeitungen der jesuitischen Schulkomödien sind schon weit vorgeschritten.

Von zusammenfassenden Darstellungen sind in Vorbereitung, zum Teil schon recht gefördert:

1. Poten, Geschichte des militärischen Erziehungs- und Unterrichtswesens in den Ländern deutscher Zunge.

2. Güdemann, Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens bei den deutschen Juden.

3. Votsch, Geschichte des geographischen Unterrichts.

---

[1]) Letzteres Werk, wie auch Nr. 4—6, sind seitdem (1889) im Druck erschienen.

Die Redaktion war bemüht, das Interesse für das grofse Unternehmen in die weitesten Kreise zu tragen. Zahlreiche Mitteilungen an die Mitarbeiter wie an die Leitung der Monumenta zeigen, dafs diese Bemühungen von Erfolg gekrönt waren.

Weitere Aufgaben, welche dem Unternehmen nützlich sein könnten, wie die Anfertigung eines Verzeichnisses sämtlicher auf Pädagogik bezüglichen Schriften, Durchforschung der verschiedensten Zeitschriften nach Aufsätzen mit pädagogischem Inhalt und anderes konnte von der Redaktion aus Mangel an Mitteln nicht geleistet werden.

Zu den am meisten gebrauchten Schulbüchern am Ende des Mittelalters gehören die bekannten Disticha Catonis, über die Zarncke eine Monographie veröffentlicht hat. Demselben Thema gilt auch folgende Arbeit:

J. Neuwirth, Die Zwettler Verdeutschung des Cato (Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde. Jhrg. 32 [N. R. Bd. 20], 1887, S. 78—97).

Unter den deutschen Übersetzungen der Disticha Catonis scheint bis jetzt diejenige unbekannt geblieben zu sein, welche sich in einer Handschrift der Bibliothek des Cisterzienserstiftes Zwettl in Niederösterreich findet. Die aus zehn Pergamentblättern bestehende Handschrift, von der eine Beschreibung gegeben wird, dürfte dem 14. Jahrhundert angehören und enthält den lateinischen und deutschen Text nebeneinander.

Der letztere lehnt sich zumeist an den der älteren deutschen Handschriftenfamilie an und entbehrt der Kriterien der gesamten jüngeren Familie. Die Zwettler Übersetzung »rückt in die ältesten, bisher als vollständig geltenden Verdeutschungen der Distichen Catos ein, deren für die Textrezension wichtigste A, in Melk befindlich, mit vorstehendem Sprachdenkmale vielleicht in gleichem Lande entstanden ist«.

Ein vollständiger Textabdruck beschliefst die Arbeit.

Oberlehrer Dr. C. Fietz, Prinzenunterricht im 16. und 17. Jahrhundert. Beilage zum Jahresbericht des Neustädter Realgymnasiums zu Dresden. Dresden 1887 (Progr. Nr. 516).

Die Gründung der sächsischen Fürstenschulen geht auf Kurfürst Moritz von Sachsen zurück, von dem L. v. Ranke sagt: »Er gründete das System der Schulen, dafs diesem Lande eine so eigentümliche, alle Klassen durchdringende Kultur verschafft hat«. Als erster Erzieher von Moritz wird Balthasar Rysche genannt. Aufser Kost und Hofkleidung erhielt der »Zuchtmeister« 50 fl. Ehrensold. Moritzens fünf Jahre jüngerer Bruder August wurde dem Freiberger Rektor Rivius zur Ausbildung übergeben, mit dem er sodann den Hof Ferdinands I. und die Universität besuchte. Gelegentlich soll der fürstliche Zögling geäufsert

haben, er würde eine Tonne Goldes darum geben, wenn alle lateinischen Wörter auf a nach der ersten Deklination gingen. Sein Nachfolger Christian wurde durch Dr. Paul Vogler erzogen. Für seine gute Bildung spricht seine Fürsorge für das Schulwesen, die er unter anderem auch durch die Schulordnung vom 1. Januar 1580 bewährt hat.

Über die Erziehung von Johann Georg III. (geb. 1647, † 1691) gibt die Handschrift J. 447m zu Dresden Aufschlufs. Auf Vorschlag der beiden Universitäten Leipzig und Wittenberg wurde Dr. Paul Hoffmann als Erzieher berufen, der zehn Jahre in dieser Stellung verblieb. Die Instruktion, nach der er verfahren mufste, hat sich leider nicht erhalten. Hofprediger Jakob Weller war Oberinspektor der Erziehung, und nach dessen Tode trat Oberhofprediger Martin Geyer in diese Stellung.

Über den Unterricht geben eine gröfsere Anzahl Arbeitsbücher und das »Vor Zeichnus der Bücher, welche in der jungen Herrschaft Studier Stublein in drey Tabulet sein gesetzet worden«, die sich ebenfalls in der Dresdener Handschriftensammlung befinden, Aufschlufs. In den Arbeitsbüchern merkt man den Einflufs Melanchthons, der dem evangelischen Schulwesen des Reformationsjahrhunderts seine feste Gestalt gegeben hatte. Für das 17. Jahrhunderts ist ein aus dem Ende desselben stammender Entwurf von J. F. Reinhard wertvoll, der den Einflufs einer neuen Zeit merken läfst.

Um 1600 waren die Lehrfächer: Schreiben, Rechnen, Religion, Musik, Dialektik, Latein und etwas Geographie und Geschichte.

Als Lehrbücher gebrauchte Christian nach dem »Verzeichnufs der Bücher, welche die junge Herrschaft zum Studieren gebraucht«: Bibel, Gesangbuch, vier Büchlein von Fragestücken des Katechismus, Betbüchlein des Kurfürsten Augusti, Sonntagsevangelien, Deutsch Katechismus Dr. Lutheri, Taufpredigt Dr. Miri, Klein Spruchbüchlein, Latein. Catech. Lutheri, Emblemata Alciati, Officia Ciceronis lateinisch und deutsch, Fabulae Aesopi deutsch mit Figuren, Fabulae Aesopi versibus explicatae, Libellus versificatorius, elegantiarum e Plauto et Ter. libri G. Fabricii, grammat. Philippi, Rechenbuch Adam Rieses, Tabulaturbuch, Synopsis Geographica deutsch von M. Frenzel.

Noch charakteristischer sind die Bücher, welche in der Bibliothek der Hofmeister standen: Die Chiliades adagiorum des Erasmus von Rotterdam, Apparatus verbb. lg. lat Ciceronianus, von Rudolf Agricola die drei Bücher de inventione dialectica (sogar in zwei Exemplaren), die griechische Grammatik des Theodorus Gaza, welche bekanntlich Erasmus ins Lateinische übersetzt hatte, die Elegantien des Laurentius Valla, von Johannes Sturm De amissa dicendi ratione et de litterarum ludis, schol. Fabric. puer. libri XI, ein Rechenbuch, Libellus de synonymis Terent. et commut. phrasium per Basilium Fabrum, Lexicon graeco-latinum, Thesaurus graecae linguae Henrici Stephani cum appendice Camerarii comm. utriusque linguae, Donatus germ. in zwei Exemplaren etc. Die

565 Bücher, welche das Ganze bildeten, sind die Bibliothek eines humanistisch gebildeten Pädagogen.

In der Fortsetzung (S. 8ff.) werden sodann die Arbeitsbücher nach den einzelnen Fächern besprochen. Aus denselben läfst sich ein ziemlich vollständiges Bild dessen gewinnen, was ein sächsischer Prinz des 16. und 17. Jahrhunderts zu lernen hatte.

Als Hauptfächer des Unterrichts im 16. Jahrhundert erscheinen Latein und Dialektik. »Beide zusammen befähigten den Gelehrten jener Zeit zum Glanzpunkt des Wissens, den Disputationen, dem Fürsten sollten sie die wünschenswerte Beredsamkeit geben und ihn in Stand setzen, die Staatsschriften zu verstehen«. Ein Beispiel aus dem Jahre 1596 zeigt, wie man auch schon damals den Reim angewandt hat, um das Lernen zu erleichtern, und zwar speziell für das Erlernen der Vokabeln. Auch Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische, argumenta genannt, finden sich, Nachahmungen von Cornel, Curtius und Cicero.

Wesentliche Änderungen im Prinzenunterricht lassen die aus dem 18. Jahrhundert vorhandenen Arbeitsbücher erkennen. An die Stelle des zurücktretenden Latein rückt Französisch und Briefstil. »Denn die jetzt aufgekommene Bildung des galant homme erforderte aufser neuern Sprachen besonders Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck«. (S. 16). Auch die mathematischen und historischen Disziplinen fanden eifrige Pflege. Überall merkt man den Einflufs des Zeitalters von Ludwig XIV. Die erste Anwendung der neuen Prinzipien auf den Prinzenunterricht hat wahrscheinlich Leibniz gemacht in seinem Projet de l'éducation d'un prince (1693). Für den sächsischen Hof verfafste Johann Friedrich Reinhard ein ähnliches Gutachten, das sich handschriftlich erhalten hat.

Derselbe war 1648 in Berlin geboren, studierte in Helmstädt und Strafsburg, machte dann Reisen, trat unter dem grofsen Kurfürsten in brandenburgische Dienste, die er 1697 mit einer Stelle im sächsischen Steuer- und Bergwerkskollegium vertauschte. Später ist er Archivbeamter und gibt das theatrum prud. eleg. heraus. Die Künste, welche ein Prinz zu erlernen hat, teilt er ein in solche, quae pertinent 1. ad splendorem, 2. ad prudentiam, 3. ad virtutem, 4. ad oblectamentum. Zur ersten Klasse gehört eloquentia et linguarum scientia. Ein Fürst mufs die Sprache seiner Grenznachbarn verstehen. Französisch insbesonders mufs er mündlich und schriftlich handhaben können.

Bei einer Vergleichung des Reinhardtschen Entwurfes mit dem Projet von Leibniz kommt der Verfasser zu folgendem Ergebnis: »Weit gröfser (als die Ähnlichkeiten) sind die Unterschiede der beiden Entwürfe. Leibniz schreibt in elegantem Französisch, Reinhard in dem schwerfälligen Gelehrtendeutsch, jener entwirft den Plan, ohne ein Buch zu benutzen, dieser wendet grofse Belesenheit an, um jede Forderung zu beweisen. Leibniz ist ganz selbständig, Reinhard ganz abhängig von

seinen Vorgängern, der Plan des ersteren ist genial, aber undurchführbar, der des letztern nüchtern, aber ausführbar«. (S. 25).

Die fleifsige Schrift ist eine dankenswerte Bereicherung unserer pädagogischen Litteratur. Die Benutzung handschriftlicher Quellen verleiht ihr einen besonderen Wert, indem die aus den Handschriften gemachten Mitteilungen hier zum ersten Mal einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht werden.

Oberlehrer Dr. phil. Woldemar Boehne, Die Erziehung der Kinder Ernsts des Frommen von Gotha. Chemnitz 1887. 4. (Beilage zum Jahresbericht des städtischen Realgymnasiums zu Chemnitz für Ostern 1887. Progr. Nr. 513).

Der Verfasser, welcher für seine Arbeit die Akten der herzogl. Geheimen Haus- und Staatsarchive zu Koburg und Gotha benutzte, will in seiner Monographie einen Beitrag liefern zur pädagogischen Litteratur, aus der man ersehen kann, wie wahrhaft grofse Männer ihre Kinder erzogen haben. »Von diesem Standpunkte schildern die vorliegenden Zeilen die Erziehung der Kinder Ernsts des Frommen, jenes edlen und begabten Fürsten, der mitten in den Wirren des dreifsigjährigen Krieges und trotz des allgemeinen Verfalls der folgenden Zeit die gothaischen Lande zu einer Blüte erhob, die mit berechtigtem Staunen erfüllen mufs«.

Von dem Bewufstsein der Pflicht der Eltern für die Kindererziehung durchdrungen, hatte er eine hohe Vorstellung von dem Werte der Erziehung. An Gelegenheit zur Bethätigung seiner Ansichten fehlte es ihm nicht, da ihm von seiner Gemahlin Elisabeth Sophia 18 Kinder geschenkt wurden. Für die Erziehung kommen nur zwölf in betracht wegen des frühen Todes der andern. Die Inspektion über die Erziehung, welche nach einer gründlich durchberatenen Instruktion geordnet wurde, hatte der »Geheime Rat«, eine Körperschaft, welcher die höchsten Beamten des Landes angehörten. Nur während der ersten Kinderjahre hatte die fürstliche Mutter, der einige dienende Geister zur Seite standen, einen gröfseren Einflufs auf die Erziehung. Auch dafür hatte der Fürst eine Instruktion entworfen. Im übrigen waren Vater wie Mutter ausgezeichnete Vorbilder für die heranwachsenden Kinder.

Die ganze Zeit war von Morgen bis Abend streng geregelt. Um sechs Uhr früh mufsten die Kinder aufstehen, sobald sie das sechste Lebensjahr erreicht hatten. Um $^{3}/_{4}$11 Uhr war die Hauptmahlzeit, und um acht Uhr begann die Vorbereitung zum Schlafengehen. Den Dienern und Lehrern wurde eingeschärft, die Kinder vor »abergläubischen altväterischen Vorbildungen« zu bewahren. Im übrigen aber war selbst den Dienern das Recht körperlicher Züchtigung eingeräumt. Der erste Unterricht wurde in biblischer Geschichte mit Hilfe von Bildern erteilt.

Überhaupt war dem Religionsunterricht ein breiter Raum zur Ver-

fügung gestellt. Auch auf regelmäfsigen Besuch des Gottesdienstes wurde hoher Wert gelegt. Ferien hatten die Prinzen die gleichen wie die öffentlichen Schulen.

Die Hofmeister, die meist 300 Thaler bei freier Station hatten, wurden auf gegenseitige vierteljährliche Kündigung angestellt und hatten mitunter ihr Amt nicht lange inne.

Neben der Charakterbildung, nach welchen der Herzog in erster Linie strebte, wurde auch die intellektuelle Bildung nicht vernachlässigt. Neben den elementaren Fächern (Religion, Lesen, Schreiben und Singen) mufsten die Prinzen noch »Compendium Theologiae, linguam Latinam, Rechnen, Historica, Ethica und Politica axiomata und discursus, nicht weniger Malen, Musik und dergleichen« treiben. Nur selten wurden die Anfangsgründe durch junge Lehrer erteilt und im ganzen das Fachlehrersystem beobachtet. Die Präceptoren erhielten ausnahmslos besondere Instruktionen; während des Unterrichts war ihnen »eine feine geziemende gravität« vorgeschrieben. Repititionen mufsten oft stattfinden, selbst in der schulfreien Zeit, z. B. auf Spaziergängen.

Mehr als ein Drittel sämtlicher Unterrichtsstunden, 10 – 12 Lektionen in der Woche, gehörten dem Latein. Aufserdem fanden zahlreiche Sprechübungen statt: auf Spaziergängen, beim Spiele und bei der Tafel wurde lateinisch geredet. Nur beim Essen wurde vor einer Übertreibung der lateinischen Konversation gewarnt, »damit nicht ein Verdrufs der lateinischen Sprache bei Unseren Kindern möge erwecket werden«. Bei den älteren Prinzen war Latein auch die Unterrichtssprache, die aber später durch Französisch ersetzt wurde. Doch waren die Leistungen im Lateinischen nicht immer sehr glänzend, woran die mangelhafte Methode einen Teil der Schuld tragen mochte.

Für die lateinische Lektüre wurden neben der »Schola Latinitatis« auch Cornelius Nepos, Justinus, Florus, Curtius und Livius benutzt. Die Übungen im Übersetzen galten zugleich als Übungen im Deutschen, wofür sonst nicht viel Zeit verwendet wurde.

Das Französisch wurde meist erst nach dem zwölften Jahre und auch dann nicht immer mit Ernst betrieben. Ähnlich wurde auch die Geschichte erst von den älteren Prinzen gelernt. Neben Sleidanus und Boxhornius war auch das Theatrum Europaeum als Lehrbuch vorgeschrieben, worüber sich jeder wundern wird, der einmal die schweren Folianten dieses sonst so wertvollen Werkes benutzt hat.

Geographie, Mathematik, Logik, Ethik und Rechtsgelehrsamkeit erscheinen gleichfalls unter den Lehrgegenständen, unter denen auch die Kriegskunst und ritterliche Übungen nicht fehlten. Ebenso wurde das übliche Bildungsmittel der Reisen nicht verabsäumt.

Die Prinzen Albrecht und Bernhard besuchten auch das Fürstenkolleg in Tübingen, welches der Herzog Ludwig von Württemberg 1589 gegründet hatte. Diese Anstalt hatte den gleichen Lehrkörper wie die

Universität. Die beiden sächsischen Prinzen besuchten daneben die Vorlesungen des Professor Magnus Hessenthal über Beredsamkeit und Stil, nahmen an den französischen Übungen bei Professor du May teil; auch die lateinischen Übungen wurden fortgesetzt.

Lektionstabellen verschiedener Prinzen schliefsen die nützliche und ganz aus den ersten Quellen geflossene Arbeit.

Hier sollte sich die Geschichte einzelner Schulen anreihen: mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum wurde dieser Abschnitt für den nächsten Bericht zurückgelegt.

Wir beginnen deshalb mit der **Gelehrtengeschichte**, indem wir auch hier Italien voranstellen.

Camillo Antona-Traversi, professore di lettere italiane nel r. collegio militare di Roma, Studj su Giacomo Leopardi con notizie e documenti sconosciuti e inediti. Napoli, Enrico Detken, editore 1887. 8. VIII und 363 p.

Der im Jahre 1798 zu Recanati geborene und 1837 zu Neapel verstobene Graf Leopardi reizt die italienischen Gelehrten immer wieder zur Darstellung, trotzdem dafs in früherer Zeit mehrfach Arbeiten über ihn veröffentlicht wurden, von denen z. B. Montanari (biografia del conte G. L. Roma 1838) und Fel. Tocco (Studi critici in der Rivista Bolognes. 1886) genannt sein mögen.

Bezeichnend sind die Worte des Verfassers (S. VI): »Ma dunque la vita compiuta e veritiera di Giacomo Leopardi non s'ha da scrivere, o dobbiamo aspettare che, comme per Dante e per il Bocaccio, ce la scrivano i Tedeschi?«

Gewidmet ist die Schrift »dem süfsesten Lehrer und Freunde«, dem Professor Alfonso Cerquetti, unter dessen Augen diese neuen Studj leopardiani entstanden sind, und der verstehen würde sie gegen die scharfen und heftigen Kritiken, wie sie in dem gegenwärtigen Italien üblich sind, zu verteidigen. Überhaupt ist der Verfasser schlecht auf die italienischen Kritiker zu sprechen. So lesen wir z. B. folgende Schilderung von dem kritischen Empfang, den er für sein Werk erwartet: »Il libro sarà appena uscito, che, al solito, i nostri ipercritici — maestri e donni di ciò che non sanno — grideranno, vuoi allo scandalo, per la franchezza di taluni giudizj e la nuda verità di molti fatti; vuoi alla inutilità o al pettegolezzo, per la mole non leggiera delle notizuole, della cronaca spicciola leopardiana e degli anedotti da me, con la solita diligenza, raccolti e annotati«. Sollte es in Italien mit der litterarischen Kritik wirklich so schlimm bestellt sein, oder sieht der Verfasser zu düster?

Der Inhalt des Buches zerfällt in folgende Abschnitte:

Giacomo Leopardi e A. Manzoni. — Notizie e aneddoti sconosciuti intorno a G. Leopardi e alla sua famiglia. — Una lettera inedita

di Monaldi Leopardi. — Recanati e Monaldo Leopardi. — Un capitolo inedito dell' »Autobiografia« di Monaldo Leopardi. — Pochi cenni sul Conte Carlo Leopardi. — Carlo Leopardi. — Giacomo Leopardi fanciullo. — Giacomo Leopardi a Pisa. — La Salma di Giacomo Leopardi.

Der Anhang enthält folgende Kapitel: Saggio cronologico di una bibliografia del Leopardi e del Manzoni. — Lati nuovi di un vecchio argomento. — Carlo Leopardi. — Leopardiana. — Dal »Vessillo delle Marche«. — Appendice alla Salma di Giacomo Leopardi.

Der gröfste Teil des Inhaltes dieses Werkes entzieht sich einer eingehenden Besprechung an dieser Stelle, weil er aufserhalb des Rahmens des »Jahresberichtes« liegt. Doch dürfen wir ganz besonders auf die Anmut der zahlreichen, hier aufgenommenen Briefe hinweisen.

Der Verfasser, welcher schon vier andere Publikationen über Leopardi gemacht hat, unter denen »Giacomo Leopardi e i Classici (Parma 1887)« genannt sein möge, stellt noch weitere über seinen Lieblingsautor in Aussicht.

Cesare Albicini Giovanni Gozzadini (Estratto dagli — Atti e Memorie della R. Deputazione di Storia Patria per le Provincie di Romagna — III. Serie. Vol. V, Fasc. III e IV). VIII p.

Den 25. August 1887 starb auf seiner Villa bei Ronzano der berühmte Altertumsforscher Graf Giovanni Gozzadini. Er war zu Bologna geboren als Sohn von Giuseppe Gozzadini und Laura, geb. Pappafava, aus dem Stamm der Carraras zu Padua. Die Familie Gozzadini ist eine der berühmtesten von ganz Italien und reicht hinauf bis in das 11. Jahrhundert.

Giovanni Gozzadini, anfangs seiner Ausbildung als Kavalier lebend, wandte sich bald den Studien zu, unterstützt von einer schönen Büchersammlung seines Vaters. Das erste Werk seiner Feder war die Vita di Armaciotto de' Romazotti, condottiero del secolo XV, von Molini 1835 in Florenz herausgegeben und gelobt. Zufällig auf seiner Besitzung zu Villanova im Jahre 1844 gemachte Funde gaben seinen Studien die Richtung auf die Archäologie. Bald boten die Nekropolen bei Bologna einen wahren Schatz von Funden: Qui si disseppellirono vaste necropoli con armi, vasi, ciste, armille, idoletti, fibule, centuroni, fittili d'ogni specie, mille piccoli avanzi insomma di popoli, dei quali fantasticando voremmo pur ricomporre la vita.

Eine treue Begleiterin für das Leben fand Gozzadini in Maria Teresa di Serego Allighieri, die ihm 40 Jahre zur Seite gestanden († 1881).

Zahlreiche Schriften über die archäologischen Fragen und Funde verschaffen Gozzadini einen geachteten Namen unter den Gelehrten, den er auch durch seinen Charakter verdiente.

Zwei spanische Arbeiten sollen wenigstens verzeichnet sein:

El Maestro Renallo, escrittor del siglo XI, en Barcelona. Memoria leida en la sesión de la real academia de la historia del 18 de Marzo de 1887, por Rodolfo Beer. Madrid. 1887. 8⁰. 12 S.

Certámen cientifico, litterario y artistico, en la ciudad de Pampelona. Imprenta de Joaquin Lorda-Pamplona. 1887. 248 S.

Diese Schrift enthält u. a. eine Biographie von P. Joseph de Morete, cronista de Navarra, p. 25—121.

Von Italien und Spanien wenden wir uns nach dem deutschen Boden:

Dr. Hermann Bender, Rektor des k. Gymnasiums zu Ulm. Johann Valentin Andreae (Gymnasialreden nebst Beiträgen zur Geschichte des Humanisums und der Pädagogik (Tübingen 1887) S. 256—275).

J. V. Andreae, wohl zu unterscheiden von seinem Grofsvater Jakob Andreae, dem Tübinger Kanzler und Haupturheber der Konkordienformel, ist schon von Herder der unverdienten Vergessenheit entrissen worden, trotzdem aber ist seine pädagogische Bedeutung noch nicht hinlänglich gewürdigt.

1586 in Herrenberg nahe bei Tübingen geboren, bezieht er 1601 nach dem Tode des Vaters Tübingen, macht sodann Reisen durch Frankreich und Italien und kehrt 26 Jahre alt nochmals in das Tübinger Stift zurück, weil er trotz seiner »feinen dona« in »lectione biblica nicht wohl versieret« war. 1614 wurde er Diakonus in Vaihingen an der Enz, und hier entstanden seine meisten Schriften. 1620 zum Superintendenten in Calw befördert, machte er hier die schweren Greuel des dreifsigjährigen Krieges durch, wobei er sein ganzes Vermögen verlor. 1639 berief ihn Herzog Eberhard zu seinem Hofprediger nach Stuttgart, in welcher Stellung er zwar viel Nützliches schuf, aber auch schlimme Erfahrungen machen mufste. 1654 starb er, im Begriff, in eine weniger arbeitsvolle Stelle überzugehen.

Aus seinen mehr als 100 Schriften ist herauszuheben der 1617 erschienene Menippus, eine Sammlung von 100 Gesprächen, durch deren Inhalt sich die Tübinger Professoren so gekränkt fühlten, dafs das Buch verboten und von einem Tübinger Professor ein sehr grober Anti-Menippus erschien.

Seine pädagogischen Schriften sind eine Opposition gegen die herrschende Methode, gegen die damals noch bestehende Melanchthonsche Schule, nach welcher sich manche jetzt noch zurücksehnen. Er nimmt seine Stellung in der Nähe von A. Comenius und J. B. Schupp. An dem Unterrichte der Zeit vermifst er vernünftige Methode, praktischen Nutzen und religiöse Gesinnung. Im Menippus persifliert er die Magister, Grammatiker, Dialektiker und Rhetoriker, von denen mancher glaubt, er sei so gelehrt, »dafs er von Kunst ganz überging und ihm der Witz zum Maul raushing«. Die Magistri erscheinen ihm als Asinicrea-

tores. Von drei Dingen will man auf den Universitäten nichts wissen: von freiem Denken, von wahrer Gelehrsamkeit und echter Frömmigkeit.

1617 erschien Andreaes pädagogische Hauptschrift: Reipublicae christianopolitanae descriptio, Beschreibung der Republik Christianstadt, worin er seine Vorstellung vom vollkommenen Staate darstellt, in dem die Schule eine wichtige Rolle spielt. Sein Idealstaat liegt angeblich auf einer kleinen Insel im antarktischen Meere; in der Stadt Christianopolis haben sich Religion, Wahrheit und Güte niedergelassen. Aufser moralischen und religiösen Büchern wird wenig gelesen und gedruckt. Für jeden einzelnen Zweig der Wissenschaft, Kunst etc. gibt es besondere Gebäude. Es wird ein Anschauungsunterricht erteilt, dessen einzelne Züge grofse Ähnlichkeit mit der heutigen Methode haben. Für beide Geschlechter besteht Schulzwang. Gelernt soll nichts werden, das nicht auch verstanden wird. Lateinisch, Griechisch und Hebräisch werden nach verbesserter Methode gelehrt, so dafs man hier in einem Jahre mehr lernt, als in den Schulen der Zeit während zehn Jahren. Lateinisch dient hauptsächlich zur Erlernung des Deutschen. Alles Lernen ist in fruchtbare Verbindung zum Leben zu setzen, und der letzte Zweck bleibt die Frömmigkeit.

Zur Ergänzung davon dienen die Ansichten, welche Andreae in seinem 1649 erschienenen Theophilus niedergelegt hat. Als höchstes Ziel erscheint die Heranbildung der Kinder zu Christen: nicht Cicero und Demosthenes sollen Vorbild sein, sondern Christus und Paulus. Aber auch die weltliche Wissenschaft soll nicht versäumt werden. Jetzt lernt man vieles Unnütze und zu vierlerlei. Doch sind Latein, Griechisch und Hebräisch für gründliche Bildung notwendig; dann kommt Mathematik, dann erst Logik und Dialektik. Der »Neuerer« Andreae gehört somit zu den Vorläufern von A. H. Francke.

Dr. Hermann Bender, Johann Balthasar Schupp (Gymnasialreden nebst Beiträgen zur Geschichte des Humanisums und Pädagogik [Tübingen 1877] S. 218—255).

Das kurze Lebensbild Schupps, das ebenso sehr in die Kirchengeschichte wie in die Geschichte der Pädagogik gehört, ist nur in seinem zweiten Teil hier zu besprechen. Schupp gehört neben Ratke und Comenius zu den pädagogischen Reformern des 17. Jahrhunderts. 1610 in Giefsen geboren und auf dem dortigen gymnasium illustre vorgebildet, studierte er in Marburg, mit dem Giefsen kurz vorher verbunden worden, zuerst Philosophie unter Rudolf Goclenius, dem »logikalischen Feldmarschall«, und sodann Theologie. Nach grofsen Wanderungen in dem mittleren und nördlichen Europa wurde er 1635 Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg, 1643 Prediger an der Elisabethkirche, 1646 Hofprediger des Landgrafen Johann in Braubach a. Rh., der von Schupp sagte: »er hat einen hitzigen Kopf und ein deutsches Maul,

aber er hat ein ehrlich Gemüt und Herz«. 1649 wurde er Prediger in Hamburg, wo er 1661 starb.

Von seiner eigentümlichen Predigtweise, die an Abraham a St. Clara erinnerte und ihm viele Gegner unter seinen Amtsgenossen zuzog, kann hier nicht gehandelt werden. Dagegen sind seine Verdienste um Erziehung und Schule kurz zu erwähnen »Wir erkennen aus Schupps Schriften nicht blofs den damaligen Zustand der Schulen, sondern auch die Mittel, welche man zur Heilung der mannigfachen Schäden vorschlug«. Wie Comenius wollte auch Schupp unter Verwerfung des bisherigen Formalismus der Schule diese mehr den Bedürfnissen des praktischen Lebens anpassen. Seine Ansichten hat er am ausführlichsten vorgetragen in der Schrift »Ambassadeur Zipphusius oder Vom Schulwesen«.

Die Not der Schulen leitet er daraus ab, dafs sich kein grofses Ingenium, kein generoses Gemüt mehr in den Schulen brauchen lassen wolle; »denn sie sehen, dafs sie weder Ehr noch Brot davon haben. Grofse Herren lassen sich nennen Pfleger und Patrone der Kirche und Schule und erweisen solches gar schlecht in der That«. Die vier Verba Amo, Doceo, Lego, Audio enthalten das, was ein guter Schulmeister zu thun hat. Die übliche Verbindung von geistlichem und Schulamt mifsbilligt er. »So lange die Einbildung währet, dafs der Status scholiasticus notwendig müsse verbunden sein mit dem Statu ecclesiastico, so lange werden keine guten Schulen in Deutschland sein«.

Bedenkliche Zustände müssen nach Schupps Schilderungen auf den deutschen Universitäten geherrscht haben. Den Studenten definiert er: Studiosus est animal nihil aut aliud agens. Besonders zuwider ist ihm der Pennalismus, d. h. die systematische rohe Unterdrückung und Mifshandlung der jüngeren Studenten durch die älteren, die Schoristen hiefsen. Ein schlimmer Mifsbrauch ist das Vergeben oder Verkaufen akademischer Würden.

Wertlos sind die Disputationen, wo die Studenten über alles Mögliche sprechen sollen, z. B. darüber, ob die Frauen zur Regierung fähig seien. Die Sprachen werden vernachlässigt, die Gegenstände der einzelnen Fakultäten sind zu nutzlosen Spitzfindigkeiten herabgewürdigt. Deshalb will es Schupp scheinen, dafs nicht alle Weisheit an die Universität gebunden ist. Die wahre Schule ist die Welt, das Leben. Wenn er nun aber den Rat erteilt, die jungen Leute sollten sich an die Höfe halten, wo man die Welt erst recht kennen lerne, so macht dagegen Bender geltend, wie gefährlich dieser Rat sei: »Die Höfe haben schon während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht gerade bewiesen, dafs sie die Pflegestätten der höheren Bildung, der Sittlichkeit, des Patriotismus waren«.

Der bekannte Thomasius stimmte Schupp bei und bezeichnete denselben als »ein sonderbares Werkzeug, dessen sich die göttliche Vor-

sehung bedienet, durch die von ihm vorgetragenen Wahrheiten den Studierenden, sowohl Lehrern als Zuhörern, die Augen aufzuthun«. Die Verdienste Schupps um die deutsche Sprache, die er schon vor Thomasius als Unterrichtssprache den Universitäten empfahl, mögen hier nur kurz angedeutet sein.

Aber weder Andreae noch Schupp sind philologische Namen. Erst das Ende des vorigen Jahrhunderts sah in Deutschland eine philologische Wissenschaft erstehen, welche der des Auslandes ebenbürtig war. Über diese ältere deutsche Philologengeneration sind wertvolle Arbeiten erschienen.

Epistulae Gottingenses a Carolo Diltheyo editae (Index scholarum in Academia Georgia Augusta per semestre hibernum a. d. XV M. Octobris MDCCCLXXXVII usque ad d. XV M. Martis A. MDCCCLXXXVIII habendarum. Gottingae officina academica Dieterichiana typis expressit. Wilh Fr. Kaestner). 4⁰. 44 S.

Eine wertvolle Sammlung von Philologenbriefen aus dem Anfang des Jahrhunderts, die aus den zu Göttingen (Universitätsbibliothek und Akten des Kuratoriums), Bonn (Universitätsbibliothek), Gotha (Privatbesitz des Rechtsanwaltes Jacobs, eines Enkels des berühmten Jacobs) und Karlsruhe (Hof- und Landesbibliothek) befindlichen handschriftlichen Originalien mitgeteilt werden.

Die ersten Briefe, sämtlich aus dem Jahre 1812, von und an Heeren in Göttingen, Jacobs in Gotha und Leist in Cassel, den Unterrichtsdirektor des Königreiches Westfalen, führen uns ein in die Schwierigkeiten, welche mit der Wiederbesetzung der Heyneschen Professur verbunden waren. Den 14. Juli 1812 war der berühmte Heyne in Göttingen gestorben: »Ein Schlagfluſs befiel ihn beym Ankleiden, und versetzte ihn in einem Augenblick in eine bessere Welt. So hat er von den Bitterkeiten nichts gefühlt und uns die Trauer des Abschiedes erspart. So ward sein Wunsch erhört, mit ungeschwächter Geisteskraft abgerufen zu werden«. Die zahlreichen Schüler beklagten den Tod ihres Meisters. Sein Lieblingsschüler Jacobs, damals Bibliothekar in Gotha, klagt: »Die Art seines Todes ist seines Lebens Wert. Nicht sobald werden wir wieder in diesem selbstsüchtigen Jahrhunderte einen ihm Gleichen sehn, voll so reinen und heiligen Eifers für das Gute, in welcher Gestalt es sich auch zeigen mochte, von so weitgreifendem Geist, einem so festen und gediegenen Sinn, in einer so schönen und treuen Liebe gegen alles, was er einmal der Liebe würdig gefunden hatte«.

Alsbald begannen die Unterhandlungen wegen der Wiederbesetzung des Heyneschen Lehrstuhles. Heeren, der Schwiegersohn Heynes, war der Vertrauensmann der Regierung, die in Leist, dem Nachfolger von Johannes von Müller, einen tüchtigen Beamten besaſs. Heyne hatte sich schon bei Lebzeiten seinen Lieblingsschüler Jacobs zum Nachfolger ge-

wünscht, und so wird er auch in erster Linie neben Creuzer in Heidelberg und Böttiger in Dresden vorgeschlagen.

Aber die von Heeren mit Jacobs geführten Unterhandlungen führten nicht zu dem gewünschten Ergebnis. Letzterer machte unter anderm auch seine Harthörigkeit geltend, die ihn zu Heynes Nachfolger ungeeignet mache. Der ausschlaggebende Grund aber war die Meinung von Jacobs, er sei nicht tüchtig genug, um an der ersten Universität Europas, wofür Göttingen in diesen Briefen mehrmals erklärt wird, der Nachfolger eines solchen Mannes zu werden. Den 25. August 1812 schreibt er an Heeren: »Es fehlt mir der Mut, auf eine Stelle zu treten, der ihre vorigen Besitzer einen so grofsen Glanz gegeben haben. Wie soll ich diesen erhalten? Und soll die erste Universität Deutschlands durch meine Schuld ihren alten Ruhm geschmälert sehen? Metiri se quemque suo modulo ac pede verum est!« (S. 11), und als der Antrag erneuert wird, antwortet Jacobs wiederum: »Nun kann ich mich aber weder über jenes, noch über meine eignen Kräfte täuschen. Ich kann mir nicht verbergen, was es heifst in Göttingen, d. h. auf der ersten Universität von Europa für die Philologie in ihrem ganzen Umfange, in Theorie und Praxis, zustehe, und ich habe weder die Anmafsung zu glauben, dafs ich so viel jetzt schon umfafste, noch das Vertrauen, in meinem jetzigen Alter das, was mir mangelt, leicht und schnell genug ersetzen zu können«. (S. 15).

Die obigen Mitteilungen sind wohl geeignet, die Worte Creuzers in dessen Autobiographie (Aus dem Leben eines alten Professors. Dessen deutsche Schriften. Abth. V. I. S. 95) einzuschränken, wenn er behauptet, Heyne habe ihm brieflich mitgeteilt, er denke immer an ihn als an seinen Nachfolger. Zugleich ist es eine Ergänzung zu Creuzers Werk, wenn wir hier S. 19 erfahren, dafs Dissen aus Marburg auf Heynes Lehrkanzel berufen wurde.

Die Briefe XVII—XX geben ein Stück Heidelberger Gelehrtengeschichte. Der berühmte Philologe Creuzer in Heidelberg schüttet dem befreundeten Heeren sein Herz uus. Wertvoll sind die Mitteilungen über Joh. H. Vofs, der damals schon in Heidelberg wohnte, auf die Universität bedeutenden Einflufs übte, wenn er auch nicht dem Lehrkörper derselben angehörte. Der mehr als derbe Mecklenburger scheute sich vor Scenen nicht, wie sie S. 25 hier beschrieben sind. Der weichere und sensiblere Creuzer, der sich dabei zwar ehrenhaft benahm, hätte doch gern einen andern Boden für seine Thätigkeit in einer Göttinger Professur gewonnen. Zwar stellte sich das Kuratorium der Universität Heidelberg auf seine Seite, aber »die stillen Kreise seines Wirkens« zu Heidelberg schienen ihm durch Vofs unwiderbringlich zerstört. Erst nach der verunglückten Episode der Leydener Berufung fühlte er sich dauernd an Heidelberg gefesselt und erklärte, er habe niemals den Wunsch gehabt, an Heynes Stelle zu kommen (S. 30). Auch auf die ersten Anfänge Böckhs, der sich in Heidelberg habilitiert hatte, fällt ein

Lichtstrahl; Creuzer schreibt (S. 27): »Der nun auch hier angestellte Professor Extraord. Boeckh, mit dem ich sehr gut stehe, liest mit besserem Beifall als der jüngere Voſs, der einige Vorlesungen gar nicht zu Stande brachte«.

Die nächste Gruppe (Brief XXI—XXVI) behandelt die Berufung Welckers aus Gieſsen nach Göttingen im Jahre 1816, nachdem Creuzer abgelehnt hatte. Besonders interessant ist der Brief von Jacobs, welcher der Vertrauensmann Heerens war. Letzterer hatte von Boeckh, der auch wegen Göttingen genannt worden war, geurteilt (S. 37): »Von Boeckh habe ich einmal die Meinung, daſs er kein umfassender Kopf ist, und nicht viel mehr als den Pindar grammatisch kennt«. Jacobs, der aber ein besseres Urteil hatte, schrieb dagegen zurück: »Unter den Candidaten Ihrer Liste würde ich doch in Rücksicht auf Tiefe und Umfang der Gelehrsamkeit dem Professor Boeckh den Vorzug erteilen. Er ist voll Geist, von unermüdlicher Arbeitsamkeit, und mit einer seltenen Leichtigkeit begabt, in jeden Gegenstand einzudringen, auf den er seine Studien zu richten für gut findet. Er ist in den Tragikern und im Plato nicht viel weniger zu Hause als im Pindar, und schon die Art, wie er den letztern behandelt, die Fülle grammatischer, metrischer, musikalischer Kenntnisse, die er dabey an den Tag gelegt hat, läſst erwarten, daſs er einen ganz vorzüglichen Rang unter den Humanisten unseres Vaterlandes einnehmen werde etc.«

Auſserdem waren noch Thiersch und Sickler in Frage gekommen. Während letzterem es nicht gelang, eine akademische Stellung zu erobern (er ist später als Direktor des Gymnasiums in Hildburghausen gestorben und hat nicht einmal Aufnahme in das Werk Bursians über die deutsche Philologie gefunden), hat Thiersch in München ein lohnendes Feld für seine eifrige Thätigkeit und seine ausgedehnten Kenntnisse erworben. Über ihn hatte Jacobs folgendermaſsen geurteilt: »Thierschs Talente sind ganz auſser Zweifel, aber ihm schadet ein allzustarkes Selbstgefühl und eine allzu rege Ruhmbegierde. Er will den Ruhm erstürmen, und nicht etwa eine Art desselben allein, sondern alle zugleich. Das ist sein gröſster Fehler, die Quelle seiner Streitigkeiten und ein Stein des Anstoſses bei Vielen; übrigens ein gewissenhafter Lehrer, unermüdlich in jedem Geschäft, unerschrocken, offenherzig und edelmütig. Wirken wird er überall, wo er auftritt; aber so wie er nun einmal ist, möchte seine Wirksamkeit vielleicht mehr für Jena als für Göttingen taugen«.

Der einzige, mit dem Unterhandlungen angeknüpft wurden, die dann auch zum gewünschten Ziele führten, war Welcker, dessen Beurteilung (S 34) ebenfalls voll Anerkennung ist. Welcker blieb aber nur kurze Zeit, um dann nach Bonn überzusiedeln. Sein Nachfolger wurde auf Boeckhs Empfehlung der damals erst 22jährige Otfried Müller, von dem Dissen (Brief XXVIII. 16. Jan. 1820) an Welcker schreibt: »An unserem Müller haben wir einen fröhlichen, kindlich gutmütigen, ge-

schickten Jüngling gewonnen. Er hat Liebe und Beifall und wird gewifs viel gutes leisten. Er sitzt am Tische bei mir und ich sehe ihn also alle Tage«. Die Verehrung, welche er in den letzten Briefen für den ihm entrückten Freund ausspricht, zeugt von einem weichen und begeisterungsfähigen Gemüt, wie z. B. wenn er schreibt: »Die Zartheit und unaussprechliche Milde Ihres Gemütes, die Festigkeit grofser Überzeugungen und doch das unvergleichliche Maafs in ihrem ganzen Wesen hat mir immer die gröfste Bewunderung und Anhänglichkeit an Sie eingeflöfst«. (S. 43).

Nachträge zur Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer. Zweiter Teil Von Direktor Dr. R. Volkmann. (Beil. z. Progr. des Gymnasiums zu Jauer. 1887. Progr. Nr. 176. 16 S.).

Im Grunde gehört diese Arbeit weniger hierher als vielmehr in das Referat über Homer. Der gelehrte Verfasser bietet in dieser Fortsetzung seiner Arbeit Folgendes:

VI. Einige Stellen aus Briefen von J. H. Vofs an Wolf, worin u. a. die Worte vorkommen: Über den Homer habe ich mein Bekenntnis Ihnen selbst abgelegt. Ich glaube einen Homer! Eine Ilias! Eine Odyssee! Aber ich bin kein verstockter Gläubiger, der nicht Beweisen des Gegenteils nachgeben könnte. Diese sind Sie noch schuldig etc.«

VII. Bernhardy hatte in einer akademischen Gelegenheitsschrift der Universität Halle (Epicrisis disputationis Wolfianae de carminibus Homericis) seinen Lehrer Fr. A. Wolf gegen einen Aufsehen erregenden Angriff seines Hallenser Kollegen L. Rofs, welchen dieser in seiner Vorrede zu seinen Hellenika veröffentlichte, verteidigt; die polemische Stelle mufste aber auf höhere Weisung unterdrückt werden. Volkmann veröffentlicht nun aus dem auf der Halleschen Universitäts-Bibliothek befindlichen litterarischen Nachlafs Bernhardys die seiner Zeit unterdrückte Stelle, in der es übrigens von Rofs heifst: quem ego magni facio propter candorem et amoenum ingenium cum elegantissima doctrina coniunctum.

VIII. Hier setzt sich Volkmann mit Düntzer auseinander bezüglich der Stelle Cicero de orat. III 34 (Pisistratus angeblicher Ordner der homerischen Gedichte). Düntzer hatte behauptet, Dikaiarchs *βίος Ἑλλάδος* sei dafür vermutlich Quelle gewesen, was Volkmann bestreitet, indem er damit seine schon vor zwölf Jahren vorgetragene Meinung von neuem bekräftigt

Abteilung IX—XI müssen in einem andern Abschnitt des »Jahresberichtes« eingehend besprochen werden, da sie Auseinandersetzungen allgemeineren Charakters über die homerische Frage enthalten.

Ein Zeitgenosse von F. A. Wolf ist B. G. Niebuhr.

Barthold Georg Niebuhr. Ein biographischer Versuch von Franz Eyssenhardt. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1886. 8°. IV und 286 S.

Der Verfasser will keine eigentliche Lebensgeschichte in dem Sinne geben, »daſs er alle äuſseren Lebensumstände Niebuhrs erzählen und darstellen will: sein Zweck ist vielmehr, den Begründer der kritischen Geschichtswissenschaft in seinem Wesen verstehen und daraus seine Leistungen, auch in ihren Mängeln und ihrer Beschränkung, erklären zu wollen«. Da Niebuhrs Freundin, Frau Hensler, in den Abschnitten der »Lebensnachrichten« und J. Classen in seiner Festschrift zu der 100jährigen Wiederkehr von Niebuhrs Todestag vieles Wichtige über dessen Lebensgang mitgeteilt haben, so schien Eyssenhardt eine Wiederholung dessen überflüssig. Dagegen will der Verfasser manche Schriften heranziehen, welche noch der Sohn wegen ihres polemischen Charakters nicht in die nachgelassenen Schriften seines Vaters mit aufgenommen hat. Ob der Verfasser aber die Lücken, welche der so reiche Briefwechsel Niebuhrs immer noch läſst, durch weitere handschriftliche Quellen ausfüllen konnte, darüber erhält man auf S. 2 nicht hinreichende Klarheit.

Niebuhr wurde den 27. August 1776 in Kopenhagen geboren und erhielt seine Erziehung zu Meldorf in Sunderdithmarschen, wohin der Vater auf seine Bitte als Landschreiber 1778 versetzt wurde. Der immer kränkliche Knabe hat nur die Prima in Meldorf besucht

Der Aufenthalt im Dithmarschenland war bedeutsam für Niebuhrs spätere wissenschaftliche Leistungen: »Meine Kenntnis des Landlebens und Feldbaues sowohl als meine Bekanntschaft mit der Geschichte der Ditmarschen haben mir in meinen historischen Untersuchungen groſse Hilfe geleistet«. (S 7). Aus der Erinnerung an die historischen Lieder der freien Ditmarschen entstand Niebuhrs Ansicht über die römische Königslegende.

Um der Vereinsamung seines Sohnes entgegenzuarbeiten, schickte ihn der Vater auf die Handelsakademie des Professors Busch in Hamburg. Der gröſste Gewinn dieses Hamburger Aufenthaltes dürfte die vertraute Bekanntschaft mit Klopstock gewesen sein, bei dem er jede Woche dreimal einen groſsen Teil des Tages zubrachte und der sich zu Niebuhrs Bedauern »gewöhnlich mit dem allgemeinen Eindruck einer Sache begnügte«, ohne das Bedürfnis zu haben, in Einzelheiten einzugehen. Mit der Kenntnis der 20 Sprachen, welche der gelehrte Sohn nach des Vaters Meinung verstand. ist es wohl nicht zu ernst zu nehmen.

1794 bezog er die Universität Kiel, wo er juristische Encyklopädie bei Cramer, Logik und Metaphysik bei Reinhold und Reichsgeschichte bei Hegewisch hörte. Am meisten scheint Reinhold auf ihn gewirkt zu haben; bezüglich Hegewischs sagt Eyssenhardt: »Die platte Verständigkeit der Vorlesungen dieses Historikers muſs dem kritischen Verstande

Niebuhrs ein Greuel gewesen sein«. Niebuhr machte sich damals allerlei Gedanken über die Entstehung des Menschengeschlechtes, der Sprache, der Völker, die mit der Bibel nicht sehr im Einklang standen.

Der einzige Lehrer zu Kiel, von dem er lernte, war Reinhold. Die philologischen Vorlesungen, welche durch die Brüder Cramer gehalten wurden, waren so, dafs Niebuhr sie nicht gehört zu haben scheint. Das Resultat dieser Verhältnisse war folgende Äufserung: »In der That, es verdriefst mich, so viele durch die Vorlesungen zerrissene Stunden zu verlieren«. (S. 20). Im übrigen hatte er kaum studentischen Verkehr, fühlte sich aber jetzt schon zum Geschichtschreiber, Altertumsforscher und Philologen berufen. Dabei gewährte ihm die Lektüre von Vossens Luise einen »so gleichenlosen Genufs«, dafs er sogar Thränen vergofs.

Januar 1796 wurde Niebuhr Privatsekretär des Finanzministers Grafen Schimmelmann in Kopenhagen, sodann Sekretär an der Bibliothek daselbst. Im Herbste desselben Jahres verlobte er sich und wollte sich jetzt in Italien für ein Lehramt in Kiel vorbereiten.

1798 ging er jedoch nach England und Schottland, besuchte London und Edinburg, ohne jedoch das zu finden, was er gehofft, woran er übrigens zum teile selbst die Schuld trug. »Hier kommt offenbar seine völlige Unfähigkeit, Witz und Scherz zu verstehen, ins Spiel; alle leichteren Seiten geistigen Verkehrs existierten für ihn überhaupt fast nicht«. (S. 33).

Mitte April 1800 war Niebuhr wieder in Kopenhagen und wurde Assesor im Commerzcollegium für das ostindische Büreau. Nach seiner Verheiratung verwendete er die freie Zeit, die ihm sein Beruf liefs, zu Studien über die römischen Ackergesetze und Arabisch. Aber eine angebotene Professur in Kiel lehnte er ab. Wohl aber folgte er 1806 einem Rufe des Freiherrn von Stein als Mitdirektor der Seehandlungssozietät in Berlin. »Niebuhr that den bedeutungsvollen Schritt keineswegs gewissermafsen ins Dunkele; er wufste ganz genau, dafs er einer schwierigen Zeit und einer grofsen Entscheidung entgegenging«. Er kam gerade noch recht nach Berlin, um sich der Flucht der preufsischen Behörden aus Berlin nach dem Unglück bei Jena anzuschliefsen. Von jetzt an diente Niebuhr Preufsen. Aber das Finanzministerium, das man ihm antrug, schlug er aus, weil er Hardenbergs Finanzpolitik nicht billigte.

1810 aus dem Staatsdienst entlassen und zum königlichen Historiographen ernannt, hielt er auf Verlangen seiner Freunde Vorlesungen an der neueröffneten Universität Berlin. Zu diesen Freunden gehörte Fr. A. Wolf nicht, wohl aber Buttmann und Spalding. Trotzdem lebte er in der Luft des Wolfischen Gedankenkreises, der rasch zu einem allgemeinen Bildungselement des deutschen Lebens geworden war.

Von diesen Vorlesungen können wir uns ein Bild nach der ersten

Auflage der römischen Geschichte machen, die daraus erwachsen ist. Die Grundgedanken seiner Auffassung, die aus alten Schriftstellern selbst entlehnt sind, gipfeln darin, dafs die Römer ein Mustervolk waren, so lange in ihrer strengen republikanischen auf dem Standpunkte der Bewohner eines kleinen Landstädtchens standen, dafs sie aber alsbald in Verderben versanken, als sie die Weltherrschaft zu erwerben begannen. Die Form aber, in welcher Eyssenhardt S. 57 diese Ansichten kritisiert, scheint wenig angemessen. Was soll das auch heifsen, wenn wir da lesen: »Noch betrübender ist der Satz, in welchem Niebuhr das von ihm vorausgesetzte Epos mit Homer vergleicht«, »oder man wird förmlich bange für menschliches Urteil«, »noch — man möchte fast sagen schrecklicher — ist die Äufserung« etc. Es ist in der That eine leichte Arbeit, vom Standpunkt heutiger Wissenschaft Niebuhr zu beurteilen. Ob aber dann solche Wendungen zulässig sind, darf mindestens fraglich erscheinen.

Sehr dankenswert sind die Mitteilungen S. 55—71 über verschiedene Stellen der Römischen Geschichte, welche in späteren Auflagen gestrichen oder durch andere ersetzt wurden. Freilich würde der Leser einen gröfseren Ertrag davon haben, wenn der vorgetragene Stoff und die jeweils angefügte Kritik nicht in so viele kleine Abschnitte zerrissen wären.

Von der Begeisterung der Freiheitskriege blieb auch Niebuhr nicht unberührt, aber seinem Wunsche, als Freiwilliger in ein Regiment eintreten zu dürfen, entsprach der König nicht, der ihm vielmehr eine andere Verwendung als Schriftsteller im Hauptquartier zumafs. So interessant die Mitteilungen über diese journalistische Thätigkeit Niebuhrs S. 74 ff. sind, so können sie doch hier als dem Zwecke des »Jahresberichts« fernliegend nicht eingehender dargestellt werden. Nur kurz sei bemerkt, dafs Eyssenhardt hier mancherlei mitteilt, was nicht in Niebuhrs nachgelassenen Schriften aufgenommen ist. Von besonderer Wichtigkeit ist die Schrift: »Preufsens Recht gegen den Sächsischen Hof«, aus dem Jahre 1814 (S. 134—178).

Das Jahr 1816 brachte Niebuhrs Ernennung zum preufsischen Geschäftsträger in Rom, eine Stellung, für die unser Gelehrter, als subjektiver Protestant, von vornherein wenig geeignet war. Bezüglich der Entdeckung des Gaius-Palimpsestes durch Niebuhr in Verona bei seiner Reise nach Rom erwähnt Eyssenhardt, dafs Savigny in späteren Jahren zu erzählen pflegte, er habe zu dem sich verabschiedenden Freunde gesagt: »Liebster Niebuhr, finden Sie mir in Italien nur den Gaius und Cicero de republica!«

Eine in Deutschland schon zurechtgemachte Vorstellung von Land und Leuten in Italien begleitete ihn nach diesem Land und verhinderte sein Verständnis italienischen Wesens.

In dem Streite, von dem uns die Schrift »Buttmann und Schleier-

macher über Heindorf und Wolf« berichtet, beruft sich zwar Buttmann auf den abwesenden Freund Niebuhr als mit ihm und Schleiermacher einverstanden, aber Eyssenhardt ist der Meinung, dafs er speziell mit der Polemik Schleiermachers nicht einverstanden sein konnte.

Die Unbehaglichkeit Niebuhrs in Rom, die sich in zahlreichen brieflichen Klagen Luft macht, leitet Eyssenhardt hauptsächlich aus seinen wissenschaftlichen Ansichten ab. Da dieser in dem Rom der letzten republikanischen und kaiserlichen Zeit nur einen heruntergekommenen und entarteten Staat sah, so vermochten auch die überwiegend aus dieser Zeit stammenden römischen Denkmäler ihm kein rechtes Interesse abzugewinnen. »So überstand er die wissenschaftliche Krisis, die sein römischer Aufenthalt für seine Entwickelung bildete, nicht, er erhob sich nicht zu kosmopolitischer Anschauung des wahren Römertums, dessen Vorbereitung Roms Geschichte als latinischen Bundeshauptes und Beherrscherin Italiens lediglich gewesen war, und dessen Abglanz die Weltherrschaft des Papsttums und Roms Stellung zu Niebuhrs Zeit ebenfalls war. Dafs er zu diesem mittelalterlichen und modernen Rom kein Verhältnis fassen konnte, entspringt aus denselben Gründen, aus welchen er die Weltbeherrscherin in ihrer historischen Entwickelung nicht verfolgen konnte und wollte«. (S. 212). Die absprechenden Urteile über Goethes italienische Reise und viele Kunsturteile desselben vonseiten Niebuhrs werden als Erzeugnisse seiner subjektiven Natur, die durchaus unantik und modern gewesen, bezeichnet. Er fand nicht das richtige Verständnis für die Römer, und doch wollte er ihre Geschichte schreiben. Die daraus entstehende Mifsstimmung suchte er oft in Gesellschaft deutscher Künstler zu verscheuchen, von denen Cornelius, Overbeck, Schadow und Koch die bedeutendsten waren.

Aber trotz aller Mifsstimmung gingen seine Studien weiter: er wollte eine Abhandlung über die Verfassung der griechischen Provinzen und der Städte des römischen Reiches bis unter die späteren Kaiser schreiben. Er glaubte entdeckt zu haben, dafs aus sprachlichen Gründen für das bellum Africanum und Alexandrinum verschiedene Verfasser anzunehmen seien. »Lateinische Sprachuntersuchungen ziehen mich schon länger sehr an, und ich hoffe, wenn ich lebe, in diesem Zweige noch ein Meister zu werden«. (S. 239). Auch andere Pläne beschäftigten ihn: »eine Darstellung des goldenen Zeitalters Griechenlands, über die Entstehung der Wissenschaften, über die unermefsliche Kluft zwischen dem Zeitalter des Perikles und Demosthenes«, und noch manches andere.

Ein besonderes Interesse hat Abschnitt 60, worin eine Schilderung seiner Persönlichkeit von Lieber, der als philhellenischer Freiwilliger von Griechenland heimkehrend Niebuhr in Rom aufgesucht und kennen gelernt hatte. Die Schilderung erstreckt sich auf Äufserlichkeiten seiner Lebensgewohnheiten wie auf die wichtigsten Eigenschaften

des grofsen Gelehrten. Merkwürdig ist die Mitteilung über sein vorzügliches Gedächtnis und seinen Gerechtigkeitssinn: »Kein Gelehrter war je unparteiischer als er. Er liebte die Wissenschaft, wo sie sich nur zeigte«.

1823 kehrte er nach Deutschland zurück. Er hatte bei seinem Abschiede von Rom die Empfindung, daselbst nicht heimisch geworden zu sein. In St. Gallen entdeckte er bei der Heimreise den Palimpsest des Merobaudes. Während seiner Bonner Lehrthätigkeit, in die er jetzt eintrat, trug er im Winter 1826 auf 1827 die römische Geschichte bis auf Sulla vor, erst im Winter 1828 auf 1829 las er bis zur Entstehung des Kaisertums.

In den letzten Abschnitten legt Eyssenhardt dar, wie Niebuhr dazu kam, zum teil so unzutreffende Urteile über hervorragende Erscheinungen in der römischen Geschichte, am Ende der Republik und am Anfang der Kaiserzeit abzugeben. Die Charakteristik Caesars, des Horaz und der Kaiserzeit werden eingehend besprochen und eingeschränkt. — Den 2. Januar 1831 überraschte der Tod den für die Gegenwart mit ängstlichen Befürchtungen erfüllten Gelehrten.

Was den Gesamteindruck des Buches betrifft, so könnte man dasselbe geistreich nennen. Eine Menge feiner Einzelbeobachtungen sind eingestreut, und der offenbar durch Reisen oder langen Aufenthalt im Süden gebildete Geist des Verfassers verfügt über eine Fülle verschiedenartigster Kenntnisse, die er besonders bei der Beurteilung von Niebuhrs Ansichten verwertet.

Aber eben in dieser Geistreichigkeit beruht ein Mangel des Werkes. Es bietet zu viel Kritik, Beurteilung, Raisonnement, zu wenig Stoff. In vielen Abschnitten nimmt das, was Eyssenhardt über Niebuhrs Ansichten sagt, ebensoviel Raum ein als diese Ansicht selbst. Von einer Biographie verlangt man aber, dafs sie uns mehr das Leben und die Ansichten der behandelten Persönlichkeit als deren Kritik vorträgt. Letztere kann wirklich für die mangelnde Thatsächlichkeit, für den fehlenden Stoff nicht Ersatz sein. So wäre es z. B. besser gewesen, wir würden von der Bonner Lehrthätigkeit Niebuhrs ein anschauliches Bild gewinnen (was durch das Buch nicht möglich ist) als dafs Eyssenhardt nochmals Partieen Niebuhrscher Geschichtsdarstellung einer fast auflösenden Kritik unterzieht. Kurzum, etwas mehr Wärme und Pietät für Niebuhr, etwas weniger Kritik für seine Schwächen hätten dem Buche nicht geschadet.

Sodann hätten die persönlichen Beziehungen besonders der letzten Zeit eine genauere Erforschung verdient. Wir erfahren nicht, wer Niebuhrs Freunde in dieser letzten Periode gewesen, wie er mit seinen Kollegen gelebt, wie ihm das schöne Rheinland mit seiner berühmten und doch so jungen Universität gefallen, wie er sich mit der Studentenschaft gestellt und dergl. Man könnte fast meinen — man sieht, wie

wenig das argumentum ex silentio taugt — Niebuhr hätte ganz einsam und verwaist gestanden, ohne innigere Beziehungen zu den gelehrten Zeitgenossen. Auch hätte vielleicht in einem Schlufskapitel etwas über die bedeutsamen Nachwirkungen von Niebuhrs gelehrter Thätigkeit gesagt werden dürfen, worüber gar nichts mitgeteilt wird. Gerade da Eyssenhardt so grofsen Wert darauf legt, die Bedeutung des grofsen Historikers zu erläutern, so würde ein solches Schlufskapitel doppelt angezeigt gewesen sein.

Noch ganz in dem Boden der älteren deutschen Philologen wurzelt der Hallesche Philologe Bernhardy.

Gottfried Bernhardy. Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Von Dr. Richard Volkmann, Gymnasial-Direktor in Jauer. Mit einem Bildnis Bernhardys nach einer Photographie. Halle, Eduard Anton. 1887. 8°. VIII und 160 S.

»Ein Lebens- und Charakterbild, keine erschöpfende und kunstgerechte Biographie«, sagt der Verfasser selbst von seiner eigenen Schrift, mit der er sich nicht blofs an den engen Kreis der Freunde, sondern an das allgemeine Forum der Gebildeten wendet. »Meine Schrift will darum zunächst als ein schlichtes Monumentum pietatis betrachtet und gewürdigt werden, welches ich auf dem noch schmucklos dastehenden Grabe meines verehrten Lehrers zu errichten bemüht war. Aber gerade um dieser Beschränkung willen bin ich darauf bedacht gewesen, die Klippe der meisten Biographien und biographischen Skizzen zu vermeiden, als welche Bernhardy selbst einmal sehr richtig »die verführerische Lust« bezeichnet hat, »in das Schrankenlose hinein zu rühmen, zu dehnen und darüber die richtige Auffassung des Verdienstes aufzugeben, welches doch immer bedingt von Vorgängern und Mitlebenden und als Wechselwirkung von Tugenden und Schwächen, gleichsam als ein aus Licht und Schatten durchdrungenes Gemälde erscheint — und mich im übrigen möglichster Kürze und Objektivität befleifsigen«. (S. IV).

Dem Verfasser standen neben den gedruckten Quellen, in denen sich Bernhardy über seinen Bildungs- und Studiengang geäufsert hat, der handschriftliche Nachlafs des berühmten Gelehrten zur Verfügung, der sich teilweise auf der Bibliothek in Halle, teilweise noch im Besitze der Familie befindet. Abgesehen von sehr zahlreichen Briefen ist noch ein Tagebuch über Dekanats- und Rektoratsgeschäfte vom 12 Juli 1841 bis 15. Dezember 1847 erhalten. Auch aktenmäfsiges Material aus Halle und Berlin erweiterte die eigenen Erinnerungen Volkmanns.

Bernhardy, den 18. März 1800 zu Landsberg an der Warthe von jüdischen Eltern geboren, kam 1811 auf das Joachimsthal in Berlin, wo unter seinen Lehrern besonders C. Schneider zu nennen ist. Visitator der Anstalt war Fr. A. Wolf, »der sich denn auch, mit der erforderlichen geheimrätlichen Würde umkleidet, ab und zu in derselben zu

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Alterthumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian,

herausgegeben

von

Iwan v. Müller,

ord. öffentl. Prof. der classischen Philologie an der Universität Erlangen.

Achtzehnter Jahrgang.

1890.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang.

Mit den Beiblättern:

Bibliotheca philologica classica.

Siebenzehnter Jahrgang (1890)

und

Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde.

Dreizehnter Jahrgang (1890).

Zweiundsechzigster bis fünfundsechzigster Band.

Drittes Heft.

Band LXIV S. 81—112. — Band LXV A S. 91—158.

BERLIN 1890.

VERLAG VON S. CALVARY & CO.

W. Unter den Linden 17.

INHALT.

---

schaffen machte«. 1816 zum Christentum übergetreten, ging er, mit einem Zeugnis Nr. II. versehen, 1817 zur Universität ab, um in Berlin Philologie zu studieren; in der Mathematik scheint er am schwächsten gewesen zu sein.

Unter Imm. Bekker immatrikuliert, wurde er hauptsächlich Schüler Wolfs. »Trotz seiner lockern Stellung zur eigentlichen Universität war damals F. A. Wolf noch immer der berühmteste philologische Docent Sein Vortrag war bekanntlich aufserordentlich elementar, fast zu elementar für die seit Decennien nicht unerheblich gestiegene Vorbildung der Studierenden, aber von fesselnder Lebendigkeit, nachhaltig anregend zu eigenem Studium, sprühend von Geist und schlagendem Witz«. Zeitlebens hat sich Bernhardy als Schüler Wolfs betrachtet, wie wohl damals schon Boeckh in Berlin lehrte.

Doch hörte Bernhardy neben Wolf und Boeckh auch Rühs, Neander (Kirchengeschichte), Schleiermacher (Dialektik), Hegel (Naturphilosophie). Seit 1819 war er fünf Semester Mitglied des philologischen Seminars unter Boeckh und Buttmann. Zum Hören der Vorlesungen kam ein Privatfleifs, »wie er kaum gröfser gedacht werden kann«. Das ergibt sich aus den massenhaften Collectanea, die noch erhalten sind, und die allerdings Beweise eines staunenswerten Fleifses sind, »um so bewundernswerter, als er einerseits ganz offenbar auf keine Anregung seiner Lehrer zurückgeht, anderseits in demselben Mafse an Umfang und Tiefe gewann, als sich Bernhardys Verhältnisse immer ungünstiger und trüber gestalteten«. (S. 7). Seit seinem zweiten Semester mufste sich der arme und verlassene Student selbst weiter helfen, was mit Hilfe von Privatstunden, Korrekturen, Seminarprämien u. s. w. ärmlich genug geschah. Es bewährte sich an ihm »fecunda virorum paupertas«. Diese Verhältnisse legten den Grund zu vielen seiner Charaktereigenschaften: Sparsamkeit, Ordnungsliebe. Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit. »Damals lernte er aber auch sich gegen seine Umgebung zu verschliefsen, alle Äufserungen tiefer Empfindung als Anwandlung sentimentaler Schwäche zu unterdrücken, Ironie und Sarkasmus als Waffe gegen die Widerwärtigkeiten seines Geschickes und die Zudringlichkeit Unberufener zu gebrauchen«. (S. 8).

Den 15. April 1820 bestand er sein Examen. Das Zeugnis rühmt seine Kenntnisse in den klassischen Sprachen, tadelt aber sein Benehmen und seine Sprache beim Unterrichten; »von dem Lehren der Mathematik ist er gänzlich auszuschliefsen«.

In das pädagogische Seminar aufgenommen, mufste er wöchentlich acht Lehrstunden an dem Friedrich-Werderschen Gymnasium übernehmen, welche Anstalt damals unter Leitung des Mathematikers Zimmermann im vollen Verfall war. Die übeln Erfahrungen der ersten Lehrstunde, Sophokles in Unterprima, liefsen einen dauernden Stachel in seiner Erinnerung zurück, wenn gleich er der Übermütigen Herr wurde.

Das zweite Kapitel »Der Beginn der akademischen und litterarischen Thätigkeit in Berlin« S. 11—32. Trotz seiner Armut studierte der von der Militärbehörde als untauglich bezeichnete »Oberlehrer« Bernhardy unermüdlich weiter. »Zu einer eingehenden Beschäftigung mit den eigentlich realen Fächern der Philologie verspürte er dabei wenig Neigung. Es war in der That der Geist des Altertums, wie er in der Gedankenwelt der Autoren sich kundgibt, der ihn fesselte«. »Umfangreiche, ja möglichst vollständige und vollzählige Lektüre der Autoren auf grund solider grammatischer Kenntnisse ist von jener Zeit ab das *A* und *Ω* seiner Philologie geblieben«.

Der vortreffliche Ministerialrat Johannes Schulze, der die Geister zu unterscheiden vermochte, veranlafste ihn, sich der akademischen Laufbahn zuzuwenden. 1822 promovierte er mit einer Dissertation »Eratosthenicorum specimen«, die ein Abschnitt seines Werkes über Eratosthenes war. Obgleich die Arbeit ziemlichen Beifall fand, sagte Bernhardy später darüber: »Über die Mängel dieser rasch hingeworfenen Arbeit, wie solche durch jugendliche Begeisterung für den Helden, durch Eigensinn, einsame Studien, ungelenke Form und eigentümliche Lebensgeschichte können verschuldet werden, bin ich nach wenigen Jahren nicht zweifelhaft gewesen«.

Sommer 1823 begann Bernhardy seine Vorlesungen an der Berliner Hochschule mit einem vierstündigen Kolleg über griechische Syntax und einem zweistündigen Exegeticum über Aristophanes' Wolken. In der nächsten Zeit las er meist Exegetica; erst später versuchte er es auch mit Römischen Antiquitäten und Römischer Litteraturgeschichte. »Es war sofort ersichtlich, dafs der junge Docent durch seine ungewöhnlich ausgedehnte Gelehrsamkeit und seinen kritischen Scharfsinn, wie die knappe Präcision seines Vortrages zum Universitätslehrer im höchsten Grade geeignet sei«.

Schon im März 1825 wurde Bernhardy zum aufserordentlichen Professor ernannt, bei welcher Gelegenheit das Ministerium die Erwartung aussprach, dafs er sich nicht nur als Docent, sondern auch als gelehrter Schriftsteller auszeichnen werde. Das Gehalt betrug 300 Thlr. Eine Zeitlang dachte er nun an ein Werk über Ovid, bis er sich entschlofs die »Geographi Graeci minores« im Reimerschen Verlag zu übernehmen, von denen auch bereits 1828 Band I erschien. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt nicht in der Textgestaltung, sondern im zweiten Teile, der mit einer Commentatio de Dionysio Periegete eröffnet wird, worin sich eine Fülle trefflicher sachlicher und sprachlicher Bemerkungen finden: »Vergleicht man die neue Arbeit mit den Eratosthenica, so zeigt sich ein bedeutender Fortschritt in jeder Hinsicht Dort haben wir die gelehrte, viel versprechende Arbeit eines Anfängers, hier die tüchtige Leistung eines kenntnisreichen Philologen, der sich für die Interpretation der Autoren schon eine feste, bestimmte Methode gebildet

hat, der mit richtigem Blick das vorhandene Material zu sichten und zweckentsprechend zu vervollständigen versteht«.

Auch seine gesellschaftliche Stellung verbesserte sich: er wurde befreundet mit Fr. A. Wolf, der ihn zu Spaziergängen aufforderte, Meineke, der seit 1826 Direktor des Joachimsthals war, Buttmann, Zumpt und Lachmann, der 1825 Extraordinarius in Berlin geworden. Seit 1827 trat Bernhardy an die Stelle Buttmanns an dem unter Boeckh stehenden philologischen Seminar. Seine Beiträge für die »Berliner Jahrbücher«, die sog. Hegel-Zeitung, beginnen mit dem Jahre 1828 und sind zum Teil jetzt noch lesenswert.

Den 20. März 1829 wurde Bernhardy ordentlicher Professor der klassischen Philologie und Mitdirektor des philologischen Seminars in Halle mit einem Gehalt von 800 Thlr., nachdem Karl Reisig in der Blüte der Jahre auf einer italienischen Reise in Venedig gestorben. Kurz vorher hatte Bernhardy dem Minister seine »Griechische Syntax« überreichen können, die bei Duncker und Humblot »in einem anständigen, vornehmen Format und erstaunlich korrekter Drucklegung« erschienen. »Diese gröſsere Erstlingsarbeit zeigt nun die geistige Eigentümlichkeit Bernhardys, der er sein Leben lang treu geblieben ist, und die er im Laufe der Zeit nur noch mehr vertieft und von fremden, störenden Einflüssen befreit hat, in unverkennbarer Deutlichkeit ausgeprägt. Seiner ganzen Anlage nach war er eine systematische, encyklopädische Natur. Darum hat die Detailforschung mit ihren Minutien in seinen Augen keinen Wert um ihrer selbst willen, sondern immer nur als Mittel zu einem höheren Zweck«. »Er war ein prinzipieller Feind aller isolierten, atomistischen Betrachtungsweise. Vielmehr strebte er immer zum Ganzen«. »So fügte sich ihm sein Wissen, das im Laufe der Zeit die Form einer stupenden Gelehrsamkeit annahm, zu einem wohlgefügten klar und übersichtlich geordneten Gesamtbau«. (S. 27). »Im übrigen aber verrät schon die Vorrede der Syntax den Hegelianer, aber der Gefahr, die Hegelsche Terminologie zum Fachwerk der Grammatik zu machen, ist er glücklich entgangen«. Volkmann erklärt es für Bernhardys Hauptverdienst, die Parole historischer Syntax ausgegeben zu haben, »nur daſs er darunter nicht den auf historischer Grundlage successive vorzunehmenden Neubau, sondern nur den nach historischen Gesichtspunkten zu regelnden Umbau dessen, was man als Syntax bezeichnete, verstand«.

Das dritte Kapitel (»Hallische Thätigkeit. Erster Abschnitt«) erzählt uns zunächst von Bernhardys Ehe, die er 1829 mit seiner Jugendfreundin Henriette Meyer aus Berlin schloſs. Volkmann spendet der feingebildeten Frau ein reichliches Lob.

Als Kollegen fand Bernhardy in Halle Hofrat Schütz, den Nachfolger Wolfs, Herausgeber des Aeschylus und Cicero, einen damals »abgestumpften Greis«, sodann den gelehrten M. H. E. Meier, einen be-

geisterten Schüler Boeckhs und treuen Freund von O. Müller und Gerhard, der aber die Zuhörer nicht zur Arbeit anregte, und endlich J. A. Jacobs, damals schwer krank, der auch bald nachher starb. Bernhardy wollte es anfangs nicht gelingen, die tüchtigen Reisigianer für sich zu gewinnen. Weder sein nüchterner Vortrag noch seine sarkastische Art behagte ihnen. Bald aber brach das Eis, und z B. M. Seyffert trat in intimere Beziehungen zu dem neuen Lehrer.

Reibungen mit dem Kollegen Meier führten 1846 zu einer Auflösung der bisherigen Seminareinrichtung, ohne dafs jedoch alle Wünsche und Hoffnungen Bernhardys sich dabei erfüllt hätten.

Als Examinator (er fragte meist nach Litteraturgeschichte und Antiquitäten, nur nebenbei nach Grammatik und Metrik) war er streng und gefürchtet, aber doch human bei der Beurteilung.

Viele Mühe brachte ihm die 1844 erfolgte Ernennung zum Ober-Bibliothekar, welcher Thätigkeit er täglich zwei Stunden opfern mufste, wofür er ein Gehalt von 400 Thlr. erhielt. »Er hat auf diesem Gebiete unter beschränkten Verhältnissen das möglichste geleistet, und Johannes Schulze hat nicht ohne Grund ihn mehrfach als seinen besten Bibliothekar bezeichnet«.

Daran schliefst sich S. 42ff. eine bis ins einzelne gehende Schilderung der Persönlichkeit und Lebensweise Bernhardys. Wie in allem, so war auch seine Lebensführung ein Muster von Ordnung und Regelmäfsigkeit, wodurch er sich trotz seines grofsen Fleifses gesund erhielt.

1846 erlaubte ihm eine Staatsunterstützung eine Reise nach den Niederlanden und Paris, um die noch ausstehenden Kollationen zur Fortsetzung des Suidas zu besorgen. Aus anschaulichen Briefen an seine Frau erhalten wir Kunde über die mannigfachen Eindrücke, welche ihm die Reise durch bisher nicht gesehene Länder und Städte zuführte. In Paris, wo er die Bekanntschaft mancher französischer Gelehrten machte, gefiel es ihm sehr wohl, und der briefliche Verkehr dauerte mit einigen auch später noch fort. Am vertrautesten verkehrte er mit Hase. Das Jahr 1848 mit seinem demokratischen Maulheldentum forderte nur seinen Spott heraus, obgleich er sich auch gegen konservative Männer die Freiheit des Urteils wahrte.

Von besonderer Wichtigkeit ist sodann das 4. Kapitel des Buches, welches die litterarische Thätigkeit der ersten hellenischen Zeit schildert. Es werden aufgezählt seine Rezensionen, von denen ausführlicher erwähnt sind die über Peerlkamps Horaz, über Meinekes Fragmenta comicorum Graecorum und O. Müllers Geschichte der griechischen Litteratur, »die Krone seiner sämtlichen Rezensionen«, Pläne zur Fortsetzung der Geographi minores, zu einer neuen kritisch-exegetischen Bearbeitung der Scriptores Historiae Augustae, die Ausgabe des Suidas (seit 1834), Plan zu einer Sammlung kommentierter Ausgaben lateinischer Klassiker, die römische Litteraturgeschichte, die Encyklopädie, die griechische Litteraturgeschichte.

Volkmann gibt über die nicht verwirklichten Pläne wie über die Werke selbst eingehend Auskunft: die Schriften werden besprochen und beurteilt, auch die Aufnahme, die sie bei den gelehrten und mitstrebenden Zeitgenossen gefunden, erwähnt. Anerkennung der Tüchtigkeit und Erwähnung der Schwächen, Lob und Tadel wird gespendet, wobei jedoch der pietätsvolle Schüler nie vergifst, was er dem verdienten Lehrer schuldig ist.

Der Würdigung des Schriftstellers schliefst sich eine Würdigung des Lehrers und Seminarleiters an, die niemand für eine Schmeichelrede erklären wird. Insbesonders werden hier die Einseitigkeiten und Schwächen nachgewiesen, weshalb Bernhardy trotz aller Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit kein Schulhaupt geworden ist. Man hat bei der Lektüre die Empfindung, dafs der Verfasser nur der Wahrheit dienen und deshalb nicht zu viel und nicht zu wenig sagen will. Insbesonders ist der unerfreuliche Streit mit Bergk so geschildert, dafs auch die Vorzüge des letzteren volle Anerkennung finden. So lesen wir S. 101: »Dafür war dieser (d. h. Bergk) Bernhardy in allen kritischen Fragen, man denke nur an die erstaunliche Leichtigkeit seines Konjekturaltalentes, unleugbar überlegen, und diese kritische Richtung gewährte auch seinen Vorlesungen gerade für ältere Studenten etwas ungemein Frisches und Lebendiges. Liefs er doch in ihnen seine Zuhörer gleichsam tiefe Einblicke in seine eigne, geistige Werkstatt thun. Auch in seiner Societät und sonst gab er sich viel mit ihnen ab, was Bernhardy, schon weil er keine Zeit dazu hatte, nicht mehr konnte, und auch früher immer nur einzelnen Bevorzugten gegenüber gethan hatte. Dabei wufste Bergk auf allen möglichen Gebieten mit dem neuesten Stand der philologischen Controverse vollständig Bescheid. In der Litteratur wie in den Antiquitäten, in der historischen Grammatik wie in der Kunde der italischen und griechischen Dialekte, in der Monatskunde und der Metrologie, Metrik, kurz überall war er zu Hause; alles, was er sagte, war neu oder erschien wenigstens so«.

Nachdem Bernhardy 1872 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum begangen, wobei er von vielen Seiten in hohem Grade gefeiert worden (Ritschls lateinische Zeitschrift wird im Wortlaut S. 109 mitgeteilt), starb er den 14. Mai 1874. Die tiefempfundene Grabrede seines Kollegen Beyschlag, welche ganz mitabgedruckt ist, feiert neben den Gelehrten ganz besonders den edlen und reinen Charakter des grofsen Gelehrten. In einem Schufswort fafst Volkmann nochmals das Wichtigste seiner lesenswerten und gerechten Darstellung zusammen.

Eine anerkennende Besprechung hat Volkmanns Buch zuerst durch Muff in der Berliner philolog. Wochenschrift VII (1887) S. 1575—1577 gefunden, der auch einige Ergänzungen und Ausstellungen hinzugefügt hat. Weitere Besprechungen sodann von M. Hertz (Deutsche Litteraturztg. 1889. Nr. 3), Peppmüller (Wochenschrift für klass. Philol. V,

11 p. 332), G. F. Rettig (Neue philologische Rundschau 1888 Nr. 1), G. Lotholz (Jahrb. f. Philol. Bd. 135. Heft 12).

Ein Brief Philipp Buttmanns (Rhein. Museum. N. F. Band 42, S. 627—633).

Ein ungenannter X. veröffentlicht einen vom 20. Oktober 1817 an den bekannten Philologen Näcke gerichteten Brief Buttmanns, der sich handschriftlich auf der Bonner Bibliothek befindet. Der Zweck der Veröffentlichung, der in der anmutig geschriebenen Einleitung klar wird, steckt in folgender Stelle des Briefes: »Darf ich Ihnen noch einen Rat geben, so geben Sie nicht alles, was Ihnen bei der Bearbeitung freilich durch Augen, Kopf und Finger hat gehen müssen, auch dem Leser. Es schwellt wirklich unsre Litt(eratur) gar zu sehr, und erschwert auch die erfreuliche Übersicht der einzeln(en) Abschnitte in Einem Buche, wenn man den ganzen Gang der Untersuchung, wie man sie an einem Schreibtische machen mufste, dem Leser, damit dieser sie gleichsam noch einmal mache, vorlegt«. So wird diese Mitteilung zu einem Mahnruf gegen die litterarische Massenproduktion der neuen Zeit, gegen die beständig anwachsende Kleinlitteratur, gegen welche schon Bernhardy, »dem niemand ein knappes Mafs litterarischen Verdauungsvermögens zusprechen wird«, geeifert hat. Ein ungenannter Korrektor Y hat sich in einer Nachbemerkung der litterarischen »Kleinkinderbewahranstalten« angenommen, in welchen angeblich die »hypertrophischen Erzeugnisse« der Doktoranden vor dem Untergang bewahrt werden.

Johannes Flach, Erinnerung an Karl Lehrs (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Bd. 136. S. 180—190).

Kaufmann oder, wie er später genannt wurde, Karl Lehrs, wurde den 14. Januar 1802 zu Königsberg als Sohn jüdischer Eltern geboren. Erst 1822 trat er zum Christentum über. Er studierte zu Königsberg unter Lobeck klassische Philologie, wurde 1824 Gymnasiallehrer in Marienwerder, 1825 Oberlehrer am Friedrichs-Collegium zu Königsberg, 1835 aufserordentlicher und 1845 ordentlicher Professor an der Universität Königsberg. Jetzt erst legte er sein Schulamt nieder, das er nebenbei bekleidet hatte. Den 9. Juni 1878 erlöste ihn der Tod von einem qualvollen Leiden. Einen ehrenvollen Ruf nach Leipzig als Nachfolger Gottfried Hermanns hatte er abgelehnt. Sein eigener Nachfolger in Königsberg wurde Arthur Ludwich.

Obgleich ein Verehrer des weiblichen Geschlechtes blieb er doch unverheiratet. Seine Lebensgewohnheiten waren einfach und regelmäfsig. Der Vormittag war der Arbeit oder dem Empfang von Freunden und Schülern gewidmet, nachmittags hielt er Vorlesungen (übrigens stets gratis) und erholte sich sodann.

Zu seinen Freunden gehörten der Philosoph Rosenkranz, die

Philologen Friedländer, Ludwich, Arnold und der Verfasser des Aufsatzes.

Bei einem Vergleiche mit anderen deutschen Philologen kommt Flach zu dem Ergebnis, dafs Lehrs von M. Haupt in der Sicherheit der textkritischen Methode, von A. Ritschl in der gleichmäfsigen Sicherheit der Methode übetroffen worden sei. »Aber Lehrs übertraf beide an Genialität, an Geistreichigkeit, an scharfem Urteil und an ästhetischem Geschmack«. Ob Geistreichigkeit ein so grofser Vorzug ist? Die ganze Charakteristik ist in diesem panegyrischen Tone gehalten. So lesen wir wenige Zeilen später: »So war Lehrs unstreitig der bedeutendste Hellenist, der auf deutschem Boden erstanden ist«.

Gelegentlich des Gegensatzes von Lehrs und S. Teuffel in der Horazkritik sagt Flach: »Man kann ruhig aussprechen, dafs die süddeutsche Selbstgenügsamkeit, der Egoismus daselbst, der Erwerbungstrieb niemals imstande gewesen sind, einen so intakten und grofsartig angelegten Gelehrten, wie Lehrs, zu begreifen, dessen innerstes Wesen aus dem Aufgehen in einen fremden Geist, aus Selbstlosigkeit und Entsagung zusammengesetzt war, aber ebensowenig im stande gewesen sind, das wirkliche Griechentum zu verstehen, weil hier im Süden noch das beschränkte und scholastische Mittelalter zu deutliche Spuren hinterlassen hat u. s. w.« Dafs hier jeder Satz angreifbar ist, dafs hier zum teil übertreibende Redensarten mit unterlaufen, merkt wohl auch derjenige Leser, welcher ohne Sachkenntnis diese »Erinnerung« liest.

Es folgt nun eine Charakteristik der philologischen Arbeiten von Lehrs: De Aristarchi studiis Homericis (1833), ein Werk, das Flach über Wolfs Prolegomena zum Homer zu stellen scheint; Herodiani scripta tria emendatiora (Königsberg 1848), an dessen Ende die Analecta grammatica; sodann die »populären Aufsätze aus dem Altertum« (1856), von denen die über Helena, über die Nymphen und über Wahrheit und Dichtung in der Litteraturgeschichte als besonders fesselnd bezeichnet werden; ferner die quaestiones epicae (1837), gleichsam eine Ergänzung zum Aristarch; die Pindarscholien (1873), von Theodor Bergk heftig angegriffen; sein Horaz (1869 und Nachtrag 1871); eine Übersetzung des platonischen Phädrus (1870), die nur wenig bekannt geworden ist.

Lehrs' Vorlesungen, die meist frei vorgetragen wurden, waren mehr anregend als stoffreich. Von der Litteratur wurde nur das notwendigste angeführt, sehr selten nur Aufsätze aus Zeitschriften. Ganz besonders anregend war Lehrs im philologischen Seminar, das er in seiner Wohnung abzuhalten pflegte. Besonders nützlich waren dabei die Übungen über Hesiod, Aristophanes und Horaz. Daneben werden die Besprechungen, die er mit den einzelnen Seminarmitgliedern über ihre Arbeiten abzuhalten pflegte, als sehr instruktiv gerühmt. »Lehrs hatte Zeit für seine Schüler und scheute seine kostbaren Stunden nicht, fand aber trotzdem Zeit genug für seine wissenschaftlichen Arbeiten.

Ebenso hatte er aber noch später Zeit, mit seinen Schülern, wenn sie die Hochschule verlassen hatten, zu korrespondieren und in ausführlichen Briefen seine Ansichten klar zu legen«.

Der Aufsatz, der als »Erinnerung« bezeichnet ist, hat etwas Skizzenhaftes; vermutlich wollte der Verfasser nur eine Umrifszeichnung und kein ausgeführtes Bild geben. Aber zu bedauern bleiben die eingefügten Ausfälle und Angriffe, die in ihrer Allgemeinheit auch über das Ziel hinausschiefsen. Es ist doch nicht nötig, andere zu schelten, wenn man Lehrs loben will. Der Verfasser würde seinen Lesern gröfseren Beifall abgewonnen haben, wenn er ohne diese überflüssigen Einmischungen sich fester an sein Thema angeschlossen hätte. Auch durfte der allzu panegyrische Ton an manchen Stellen gedämpft werden, ohne dafs dadurch dem Genius von Lehrs ein Eintrag geschah.

Keiner unter den lebenden deutschen Philologen geniefst allgemeinere Anerkennung auch aufserhalb Deutschland als Mommsen.

Karl Zangemeister Theodor Mommsen als Schriftsteller. Verzeichnis seiner bis jetzt erschienenen Bücher und Abhandlungen. Zum 70. Geburtstag am 30. November 1887 überreicht. Heidelberg. Winter. 1887. 8°. VI und 79 S.

Dieses Verzeichnis Mommsenscher Arbeiten kann als Beischrift zu der Marmorbüste aufgefast werden, womit Freunde und Verehrer den berühmten Gelehrten zu seinem 70 Geburtstage beschenkten. Mommsen möge diese Liste als ein »Monumentum rerum gestarum« in seinem Hausarchiv aufbewahren und zugleich für die beabsichtigte Fortsetzung eine Stelle offen halten.

»Der Katalog dürfte aber zugleich in weitesten Kreisen, wo immer der Name Mommsen gefeiert wird, von Interesse sein. Die schlichte Liste ist in der That an sich schon beredt genug Wie in einem Spiegelbilde zeigt sie das geistige Schaffen des grofsen Gelehrten. Jeder Leser wird den fast beispiellosen Umfang dieser schriftstellerischen Thätigkeit bewundern; Kundige, welche den jetzigen Standpunkt unserer Wissenschaft mit dem vor Mommsens Auftreten zu vergleichen wissen, werden sich zugleich deren Bedeutung vergegenwärtigen«.

Die chronologische Anordnung der Arbeiten bietet den Vorteil, dafs man die Entwickelung der Forscherthätigkeit überschauen kann. So sieht man, wie Mommsen mit seiner Vereinigung juristischer und historisch-philologischer Forschung sich gleich von Anfang an den wissenschaftlichen Wiederaufbau der Gröfse Roms zum Ziele gesetzt hat. Bereits eine These des Doktorkandidaten aus dem Jahre 1843 deutet dies an: Jurisconsultum a philologo discere posse; an possit philologus ab illo, adhuc dubitandum

Die Anordnung der Arbeiten innerhalb der einzelnen Jahre ist so gemacht, dafs an erster Stelle die selbständigen Werke stehen, sodann

die in Zeitschriften erschienenen Arbeiten und dann die Schriften anderer, zu denen Mommsen Beiträge geliefert hat.

Der Katalog, welcher bis Mitte November 1887 geführt ist, enthält 949 Nummern.

Ein Verzeichnis der Druckwerke, welche Beiträge von Th. Mommsen enthalten, und ein ausführliches Sach- und Namenregister beschliefst das Schriftchen, das eine einzigartige Huldigung ist. Schwerlich besitzt Deutschland einen zweiten Gelehrten, dem etwas Ähnliches dargebracht werden könnte. Eine Durchmusterung der einzelnen Titel ist auch insofern äufserst lehrreich, indem man daraus ersehen kann, wie Mommsen nicht blofs ein grofser Historiker und Philologe, sondern auch ein Gelehrter mit ausgedehnten sonstigen Interessen ist. Man achte auf die Reden des Abgeordneten und Akademikers Mommsen. Für die meisten Verehrer des genialen Mannes wird aber Nr 4 etwas ganz Neues bieten, wenn sie da lesen: »Liederbuch dreier Freunde. — Theodor Mommsen. Theodor Storm. Tycho Mommsen. Kiel 1843«

Der begeistertste Panegyrikus auf Mommsen könnte nicht nachhaltiger und durchschlagender wirken als diese einfache Zusammenstellung von Titeln. Deutschland aber darf stolz darauf sein, einen solchen Gelehrten zu besitzen.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Gustav Freytag. Leipzig. Hirzel. 1887. IV und 377 S.

Der Verfasser dieses anziehenden Werkes, einer der gefeiertsten Schriftsteller der Gegenwart, der berühmte Verfasser der »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«, und der »Ahnen«, ist zwar Germanist und nicht klassischer Philologe. Aber trotzdem verdient seine Autobiographie auch an dieser Stelle eine Erwähnung Nicht blofs, dafs er pietätsvoll die Männer schildert, denen er seine Schulbildung verdankt, er ist auch im späteren Leben, besonders während seines Leipziger Aufenthaltes, im regen Verkehr mit den glänzendsten Vertretern der klassischen Philologie in Deutschland.

Nachdem Freytag, ein geborener Schlesier, bei seinem Oheim, der Pastor war, den ersten Unterricht genossen hatte, kam er Ostern 1829 nach Öls auf das Gymnasium. Es ist erfreulich, dafs der gefeierte Schriftsteller die nun folgende Periode seines Lebens nicht, wie gewisse bekannte Modeschriftsteller als eine Art Satyrspiel, als eine pietätlose Schulhumoreske mit viel Dichtung und wenig Wahrheit behandelt; manche dii minorum gentium auf dem deutschen Parnass, die sich nicht genug thun können, ihre Schulzeit als eine Zeit der traurigsten und borniertesten Quälerei darzustellen und ihre Lehrer fast ausnahmslos als Halbnarren oder lederne Pedanten zu schildern, könnten sich an diesen »Erinnerungen« ein lehrreiches Beispiel dafür nehmen, wie man ein sehr geistvoller Schriftsteller sein und doch von seiner Gymnasialzeit mit Pietät sprechen kann.

Wegen der Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse kam Freytag nach Quarta, wo er unter meist jüngeren und kleineren Knaben sitzen mufste. »Von da stieg ich zu den unregelmäfsigen griechischen Zeitwörtern der Tertia auf«. In Prima verweilte Freytag drittehalb Jahr, zwei Jahr als Primus; das letzte halbe Jahr wurde auf Wunsch des Direktors zugelegt, und der Verfasser versichert, er habe nicht Ursache gehabt dies zu bereuen.

Wohl vorbereitet, bezog er 1835 die Universität Breslau. »Als ich zur Universität abging, schrieben die wackeren Lehrer Rühmliches über meinen griechischen und lateinischen Erwerb in das Schulzeugnis; sie waren, wie ich selbst, der Meinung, dafs ich auf den gebahnten Wegen der klassischen Philologie fortgehen würde. Doch es kam anders«.

Aber warum kam es anders? Die Vorlesung von Professor Schneider in Breslau über Plato erschien dem jungen Studenten so öde und langweilig, dafs ihm zeitlebens die Abneigung gegen diesen »schönen Mann der griechischen Philosophie« geblieben ist. Dagegen fesselten ihn die Vorlesungen des jugendlichen Ambrosch über Privataltertümer und antike Kunst. Bald jedoch zog der Germanist Hoffmann von Fallersleben Freytag in seine Kreise und gewann ihn für die deutsche Philologie.

In einen neuen Kreis trat er mit der Übersiedelung nach Berlin, wo er eine Gesellschaft von Comilitonen fand, der auch der Sanskretist Adalbert Kuhn angehörte: er war es, »welcher am sichersten in seinen Schuhen stand und im Wissen am weitesten vorgedrungen war«. Eine ganz neue wissenschaftliche Anregung fand er sodann durch die Vorlesungen Karl Lachmanns. Freytag rühmt »das feine Lächeln, mit dem er seine Reden anhörte, seine ruhige nachdrückliche Weise zu sprechen, den klaren Blick seines Auges. Vollends in den Vorlesungen. Er war damals kein gesuchter Lehrer und hatte nur ein kleines Auditorium, er bot auch nicht, was die Zuhörer im Anfange fesselt, glänzende Einleitungen und grofse Überblicke, er begann mit Einzelheiten und setzte willige Hingabe voraus. Aber was er gab: erklärende Thatsachen, kritische Bemerkungen zu einzelnen Stellen, das waren lautere Goldkörner, die er unablässig ausstreute«. Von seinen Vorlesungen über klassische Sprachen hörte Freytag besonders Catull; er wurde der Meinung, dafs zwei Stunden Lachmannscher Vorlesungen genügende Tagesarbeit für einen Zuhörer seien.

Die nächste Zeit liegt aufserhalb der uns hier gestellten Aufgabe. Nach wohlbestandenem Doktorexamen kehrte Freytag in die schlesische Heimat zurück, wo er sich auf eine germanistische Professur vorbereitete. Die Zeit seiner Privatdozententhätigkeit zu Breslau und der Dresdener Aufenthalt kann hier nicht besprochen werden. Erst sein Leipziger Aufenthalt, wo er als Mitredakteur an dem Grenzboten lebte, brachte ihn wieder in Verbindung mit der klassischen Philologie; er wurde der Freund von Moriz Haupt, Otto Jahn und Theodor Mommsen,

welche Freundschaft die Gemeinsamkeit der politischen Überzeugungen vermittelt hatte: »Die Freundschaft, in welcher die drei zusammen lebten, und die vornehme Gesinnung, mit der sie ihrer Wissenschaft dienten, waren eine ganz einzige Erscheinung«. (S. 234).

Alle drei waren damals der sächsischen Regierung verdächtig geworden und durch eine Untersuchung in ihrer Lehrthätigkeit gehemmt. Haupt, der älteste, hielt sich seitdem sehr eingezogen, liefs sich aber gern von Freytag besuchen: »zuweilen gelang es auch den ernsten, in sich gekehrten Mann zu geselliger Unterhaltung in eine stille Ecke zu verlocken«.

Mit Jahn und Mommsen kam es bald zu einem kameradschaftlichen Einvernehmen: »beide wurden hochgeschätzte Mitarbeiter der Grenzboten, denen sie manchen Prachtartikel geliefert haben«. Auch nachdem die drei nicht mehr in Leipzig waren, dauerte die Freundschaft fort. »Konnte ich nicht selbst Philologe sein, so war ich doch stolz darauf, dafs es die Freunde auch für mich waren, und ich bin seit jener Zeit auf den neuen Bahnen, welche die drei Gelehrten in ihrer umfangreichen und grofsartigen Thätigkeit eröffneten, getreulich nachgewandelt. Dies bescheidene Mitleben an ihrer Arbeit verklärte auch den persönlichen Verkehr, sie gewöhnten sich, mich als einen ihrer Getreusten zu betrachten. Zwei von ihnen sind uns verloren, aber der jüngste und genialste ist unermüdlich, als Häuptling der deutschen Wissenschaft neue Gebiete botmäfsig zu machen«.

Beachtenswert ist, dafs die Idee zu Freytags berühmtem Roman »Die verlorene Handschrift« von M. Haupt ausging. Es stimmte mit stillen Plänen Freytags, dafs er von seinem philologischen Freunde plötzlich aufgefordert wurde, einen Roman zu schreiben. Dieser teilte ihm einmal in vertrauter Stunde mit, dafs in irgend einer kleinen westfälischen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses sich die Reste einer alten Klosterbibliothek fänden, worunter möglicherweise noch eine Handschrift mit verlorenen Dekaden des Livius stecke. Eine gemeinsame Reise dahin wurde verabredet und der argwöhnische Besitzer der Handschrift sollte bei einem guten Trunke überlistet werden. »Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene beabsichtigte Fahrt hat der Handlung des Romanes geholfen«.

Jugendeindrücke und Erlebnisse von Georg Weber. Ein historisches Zeitbild. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1887 8°. VIII und 295 S.

Dieses in behaglicher Breite geschriebene Werk des nunmehr verstorbenen Verfassers der »Allgemeinen Weltgeschichte« verdient aus zwei Gründen an dieser Stelle Erwähnung: 1. schildert Weber seinen eigenen Entwickelungsgang, der durch die Philologie führte, und 2. charakterisiert er eine ziemliche Anzahl hervorragender Philologen, mit denen er

gesellig und wissenschaftlich während seines langen Lebens verkehrt hat Da der Verfasser seit 1829 mit kurzen Unterbrechungen immer in Heidelberg gelebt hat, so ist diese Autobiographie eine wichtige Quelle für das geistige Leben der Ruperto-Carola wie der schönen Neckarstadt.

Den 10. Februar 1808 zu Bergzabern in der bayerischen Rheinpfalz, die aber damals französisch war, geboren, kam Weber nach dem ersten höhern Unterricht in seiner Vaterstadt nach Speyer auf das Gymnasium, wo ihn sein Lehrer Anselm Feuerbach, der bekannte Archäologe, für das Studium der Geschichte und alten Litteratur begeisterte. Mit wohlthuender Pietät urteilt der Schüler: »Der befreundete Verkehr mit diesem geistreichen, kunstsinnigen Manne, der einige Jahre später als Professor der Archäologie nach Freiburg im Breisgau berufen wurde, gehört zu den schönsten Errungenschaften meines jugendlichen Lebens«. »Das vortreffliche Werk über den vatikanischen Apollo, mit welchem Feuerbach damals beschäftigt war, öffnete seinem Verehrer zum ersten mal den Blick in die schöne Welt antiker Kunst. Die Göttin des Glückes hatte dem trefflichen Manne in seinem Leben nur wenige ihrer goldenen Früchte zugeteilt, und die holde Euphrosyne schlug nur selten ihren Sitz in seinem Gemüte auf; aber ich habe ihm die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe über das Grab hinaus treu bewahrt«. (S. 50).

Obgleich sehr arm, bezog Weber die Universität Erlangen, wo er ein Jahr (1828/29) verbrachte. Hier machte er, durch den Commilitonen Friedrich Feuerbach veranlafst, Sanskritstudien bei dem Dichter und Professor Fr. Rückert, der damals schon als Dichter eines ziemlichen Rufes genofs. »Der Vortrag und die Erklärung waren nicht anziehend und wurden durch seine etwas unbeholfene Persönlichkeit nicht gehoben; dagegen waren die Übersetzungen, die er den Zuhörern in die Feder sagte, lauter Meisterstücke, originell in der Kraft der Ausdrücke«.

Die Studien wurden in Heidelberg fortgesetzt, eine akademische Preisfrage, die der Verfasser 1832 löste, wurde später zur Doktordissertation gestaltet unter dem Titel: De Gythio et rebus navalibus Lacedaemoniorum. Das Gutachten Creuzers wufste viele gute Eigenschaften an der Arbeit zu rühmen, z. B. auch die *ἀκρίβεια* iudicandi. Die Examinatoren bei der Prüfung waren Schlosser, Creuzer und Bähr. Zu den Büchern, welche Weber besonders eifrig studierte, gehörte Gibbon, den er im ganzen dreimal durchmachte und excerpierte. Am liebsten aber studierte er die Schriftsteller der Alten: »Ich las fast alle griechischen und römischen Klassiker in chronologischer Ordnung und machte es mir dabei zur Aufgabe, nach der Beendigung eines Buches oder eines gröfseren Abschnittes oder poetischen Stückes aus dem Gedächnis den Inhalt und Gedankengang niederzuschreiben«.

Unter den Heidelberger Lehrern wurde für Weber besonders Karl Friedrich Hermann von Bedeutung (S. 78 ff.). Derselbe war damals Privatdozent und »arbeitete gerade an seinem bedeutendsten

Buche, den griechischen Staatsaltertümern und hielt zugleich Vorlesungen über denselben Gegenstand«, die Weber auch besuchte. Bald kam der fleifsige Zuhörer auf vertrauten Fufs mit dem Lehrer und las einen Teil der Korrekturbogen genannten Werkes. Bezüglich der Platostudien Hermanns, die Schleiermacher entgegengesetzt wurden, meint Weber: »Für Platons idealen und schwungvollen Geistesflug fehlte dem deutschen Professor das volle Verständnis. Ein Mann des Verstandes und der praktischen Gelehrsamkeit, besafs er zu wenig poetische Anlage und Phantasie, um in die platonische Ideenwelt einzudringen«.

Die Hauptstärke Hermanns wird trotz aller Gelehrsamkeit in seiner Lehr- und Erziehungsthätigkeit gesucht. So las er für zwei Studenten ein Privatissimum über Persius und ein solches für Weber allein über Demosthenes pro corona. »Von ihm erhielt ich nicht blofs Belehrung und Methode, er flöfste mir auch die heifse Liebe für die griechische und römische Litteratur und Kunst ein, die mir ein Leitstern durch das ganze Leben geblieben ist. Als ich die zweite Auflage meiner »Allgemeinen Weltgeschichte« in neuer Bearbeitung der Öffentlichkeit übergab, konnte ich in der Dedikation meinen Dank nur den Manen des Verstorbenen darbringen«.

Jedenfalls soll hier konstatiert werden, dafs der Universalhistoriker Weber trotz Schlosser seine methodische Schulung der klassischen Philologie dankt, und das Studium der Philologie war für ihn nach eigenem Geständnis nicht blofs Durchgangspunkt, nicht blofs Mittel zum Zweck.

Der glänzende philologische Stern Heidelbergs in der ersten Hälfte unseres Jahrhundert war aber Georg Friedrich Creuzer, der bekannte Symboliker, dem Weber eine eingehende Würdigung zu teil werden läfst (S. 81—89). Sein angeborener »mystischer Keim«, seine grofse Fertigkeit im Lateinsprechen, seine innige Anhänglichkeit an Heidelberg, die ihn nach kurzem Aufenthalt in Leyden, wo er keinen mythologischen Gedanken fassen konnte, wieder nach Heidelberg zurückführte, sein Schüler Moser, »der erste Grenadier des philologischen Seminars«, seine Hypothese von einer Urreligion, zu der sich alle späteren Religionen wie gebrochene und geschwächte Ausstrahlungen verhalten sollten, werden kurz besprochen.

Aber bereits war Ottfried Müllers Ansicht von der genuinen Entwickelung des griechischen Genius verbreitet, und auch Weber mufste sich mit Creuzer und Müller auseinandersetzen: »Als ich nach Heidelberg kam, war Creuzers Glanzperiode vorüber, doch besuchte ich das philologische Seminar, das unter seiner und Bährs Leitung stand, und wohnte seinen Vorlesungen über Mythologie und Symbolik, über Archäologie und Kunstgeschichte, sowie über die verrinischen Reden Ciceros bei«. Aber gegen die Creuzerschen Ansichten verhielt sich der Verfasser mit vorsichtiger Kritik, indem er, Müller und Creuzer als Extreme betrachtend, die Wahrheit in der Ausgleichung beider suchte.

An Creuzer reiht sich sein Antipode in Wissenschaft und Leben, Johann Heinrich Vofs (S. 85ff.), der durch Markgraf Karl Friedrich von Baden und seinen intelligenten Minister Reitzenstein nach Heidelberg berufen worden war, ohne jedoch Mitglied des akademischen Lehrkörpers zu werden. »Der Sohn (von Vofs), Heinrich, lebte im elterlichen Hause wie ein Oberknecht auf dem Gehöfte eines alttestamentlichen Patriarchen. Er kam nie zu voller Selbständigkeit, und seine intime Freundschaft mit Jean Paul kann als Beweis gelten, dafs er von weicherem Metall geschmiedet war«. Das ist übrigens derselbe Vofs, mit dem der alternde Goethe sophokleische Tragödien in Weimar gelesen hatte. Die Antisymbolik von Vofs, welche zwar Creuzer einen Fackelzug einbrachte, war trotzdem ein schwerer Schlag für diesen, und mit seiner bisherigen Unbefangenheit und Sicherheit war es vorbei.

Von den Schülern Creuzers wird Kayser (S. 88) einer ehrenvollen Erwähnung gewürdigt. Wenn behauptet wird, die von Creuzer angeregte Ausgabe des Philostratus sei Kaisers bekanntestes Werk, so hätten die mindestens ebenso bekannten Cicero-Arbeiten eine kurze Erwähnung verdient.

Eingehende Würdigung findet sodann der Universalhistoriker Fr. Chr. Schlosser, als dessen speziellen Schüler sich der Verfasser bekennt (S 89—96). Von der Geschichte wieder zur Philologie führt uns die Charakteristik Christian Bährs, bekannt durch seine mehrbändige Geschichte der römischen Litteratur und seine Herodotausgabe. Obgleich aus einem protestantischen Pfarrhause stammend, neigte der pygmäenhafte und nicht mitteilsame Gelehrte zu einem romantisch angehauchten Katholicismus. Von seinen Leistungen wird nicht viel gerühmt: »Er besafs viele Kenntnisse in allen Zweigen der Altertumswissenschaft, welche er mit bienenhaftem Fleifs gesammelt hatte, und schrieb ein korrektes Latein. Aber er war ein Mann ohne eigene Ideen, ohne tieferes Urteil und ohne eine Spur von Genialität. In Verbindung mit Creuzer bearbeitete er eine neue Ausgabe der Geschichtsbücher des Herodot, welche ausgezeichnet war durch ein reiches Notenmaterial und sich lange Zeit als die brauchbarste Bearbeitung zum Verständnis des Vaters der Geschichte erwies«.

Auch mit dem Philologen Thiersch, der eine so grofse Bedeutung für das gelehrte Schulwesen Bayerns erhalten hat, ist Weber gelegentlich zusammengetroffen (S. 226). »Er war ein interessanter Mann von idealen Bestrebungen, ein feuriger Apostel des Humanismus und von grofser Gewandtheit der Rede«.

Am liebevollsten und eingehendsten neben Schlosser ist Karl Bernhard Stark, der bekannte Archäologe, gezeichnet (S. 268—275). Man merkt dieser Schilderung recht wohl an, dafs sie der Freund dem Freunde geschrieben hat. Nachdem Starks Entwickelungsgang besprochen — er hatte Göttling, Gottfried Hermann und August Boeckh zu

Lehrern — werden seine Schriften aufgezählt und seine sonstigen Verdienste, wie die Gründung des Heidelberger archäologischen Instituts, geschildert. Von den Schriften werden namentlich aufgezählt: »Städteleben, Kunst und Altertum in Frankreich«, die neue Auflage von K. Fr. Hermanns »Gottesdienstlichen und Privataltertümern der Griechen«, die Heidelberger Festschrift für das deutsche archäologische Institut 1879, »das Heidelberger Schlofs in seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung«, die Monographie über die Mithräen und Ladenburg, und besonders das leider Torso gebliebene »Handbuch der Archäologie der Kunst«. »Stark war kein durch Gedankenreichtum und Genialität hervorragender Gelehrter, ein Fachgenosse nannte ihn einst den Dogmatiker der Altertumsforscher Aber er war ein getreuer Arbeiter im Weinberge der Wissenschaft, dessen Grenzen er stets weiter ausdehnte, dessen Gebiet er fleifsig und sorgfältig bestellte, dessen Früchte er behutsam einheimste und im Hörsaale und auf dem Büchermarkte verwertete«.

So ist dieses Werk des Heidelberger Altmeisters der Universalgeschichte eine wertvolle Quelle für die Gelehrtengeschichte unseres Jahrhunderts im allgemeinen und die Heidelberger Universitätsgeschichte im besonderen. Die Mitteilungen haben den Reiz des unmittelbaren Eindruckes, wie er sich nur aus persönlichem Verkehre ergibt.

Neben den berühmten Philologen sei auch ein hochgeachteter Schulmann erwähnt:

Drewes, Carl Theodor Gravenhorst (Neue Jahrb. f. Philol. und Pädagogik. Bd. 136. S. 37—43. 65–76).

Der durch seine schriftstellerischen Leistungen auch aufserhalb der Lehrerkreise bekannte, am 28. Januar 1886 verstorbene Oberschulrat a. D. C. Th. Gravenhorst war am 1. November 1810 in Braunschweig geboren, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, um sodann in Leipzig Philologie zu studieren. Von Gottfried Hermann wurde er zwar gefördert, aber bei seiner früh hervortretenden Neigung für das Ästhetische nicht sehr angezogen. Sodann nach Göttingen übersiedelnd, wurde er von Grimm, Dahlmann und besonders von Otfried Müller angeregt und beeinflufst«. Zu seinen Freunden gehörten Richard Lepsius, Bethmann, H. L. Ahrens und Schneidewin.

Nachdem er Ostern 1833 die Prüfung bestanden hatte, bekleidete er Lehrerstellen zu Göttingen und Lüneburg 1847 wurde ihm das Inspektorat, d. h. die Direktion des Alumnats an der Ritterakademie zu Lüneburg übertragen, eine Stelle, die er nicht ohne Bedenken übernahm. Von 1849–1857 lehrte er sodann alte Sprachen und Geschichte am Andreanum zu Hildesheim, wobei er sich die begeisterte Verehrung seiner Schüler erwarb, obgleich er ihnen gelegentlich in schroffer Weise die Wahrheit sagte.

Nachdem er in Bremen eine Direktorstelle bekleidet hatte, wurde

er Ostern 1866 Direktor des Braunschweiger Gymnasiums, zugleich auch Mitglied der Kommission für Schulsachen und der Prüfungskommission für Schulamtskandidaten mit dem Titel Schulrat. Seit 1877 war er Mitglied der Oberschulkommission für Braunschweig. Damals hörte auch die »wenig würdige Einrichtung des Ephorats« an den Braunschweiger Gymnasien auf. Die Gymnasialkuratorien, in denen regelmäfsig der Gymnasialdirektor Sitz und Stimme hat, sind der Direktion nicht über-, sondern beigeordnet. Auf diese Behördenorganisation wie auf die Braunschweiger Gymnasien überhaupt hat Gravenhorst einen bedeutenden Einflufs ausgeübt.

Während Gravenhorst dem Publikum gelegentlich schroff entgegentrat, besonders wenn es anmafsende und unberechtigte Ansprüche äufserte, hatte er eine liebenswürdige Rücksichtnahme für seine Lehrer, im Verkehr mit denen er nie den humanen Ton vermissen liefs. Für Ostern 1881 erbat er seine Pensionierung. Trotz zunehmender Krankheit bewahrte er sich zuerst noch ein lebhaftes Interesse für Schulangelegenheiten und wissenschaftliche Thätigkeit. Am 1. Februar 1886 »geleiteten zahlreiche Kollegen, Schüler und Freunde die Hülle des Dahingeschiedenen zu seiner letzten Ruhestätte nach dem Magnifriedhofe, wo er unfern dem Grabe Lessings unter schattigen alten Bäumen und Cypressen ausruht von seiner Arbeit«.

Seinem Wesen nach war Gravenhorst ein Idealist und Optimist; dazu stimmte seine Religiosität; »doch widerstrebte es ihm, seine Religiosität irgend zur Schau zu tragen«. Seinem Idealismus entsprach es, dafs er höheren Wert auf allgemeines, als auf einzelnes legte. Der Gymnasialunterricht erschien ihm nur dann wertvoll, wenn er eine humane Gesinnung erzeugte.

Mit seiner grofsen Empfänglichkeit »für alles Schöne und menschlich Edle« verband sich gelegentlich ein unsicheres Schwanken in Ansichten und Auftreten, ein Mangel an energischer Geschlossenheit seines Wesens, darin ein Geistesverwandter Ciceros, den er auch stets gegen abfällige Beurteilungen in Schutz nahm.

Seine Gelehrsamkeit ging mehr in die Breite als in die Tiefe. Doch besafs er neben einer gründlichen Kenntnis der griechischen scenischen Litteratur, seiner Spezialität, auch eine tüchtigere Kenntnis des Lateinischen, als ihm mancher zutraute. »Die Leichtigkeit der Anempfindung, verbunden mit der Gabe des os rotundum, der wohllautenden, durchsichtigen und abgerundeten Rede, insonderheit auch der Herrschaft über die poetische Form, befähigte ihn in aufsergewöhnlichem Grade zu denjenigen Leistungen, in denen der Schwerpunkt seiner Lebensthätigkeit zu suchen ist, zum Übersetzer der griechischen Tragödie für das moderne Publikum und zum Lehrer der Gymnasialprima«.

Ein Verzeichnis von Gravenhorsts gedruckten (9) und ungedruckten (11) litterarischen Arbeiten beschliefst den Lebensabrifs. Die Über-

setzungen aus dem Griechischen sind am reichsten vertreten. Genannt mögen sein Oedipus auf Kolonos (Hannover 1853), Iphigenia in Tauris von Euripides, Philoktet von Sophokles, Phönikerinnen von Euripides, Prometheus von Äschylus etc.

Ein Stück französischer Gelehrtengeschichte bietet folgendes Schriftchen:

Deux éditeurs de Virgile par E. Collilieux Agrégé des Lettres, Professeur au Lycée de Grenoble. Grenoble 1887. 31 p.

Der Verfasser, welcher sich schon durch zwei Werke bekannt gemacht hat: La couleur locale dans l'Énéide und Étude sur Dictys de Crète et Darès de Phrygie, gibt den Inhalt seiner Schrift folgendermafsen an: I. M. Benoist. — II M. J. Duvaux. — III Plan d'une édition de Virgile. — IV. Réplique à un article de la Revue de l'École des Chartes. — Benoist und Duvaux sind Herausgeber Vergils und kommen ziemlich schlecht weg. Auf S. 3 steht, was bemerkt sein soll: Parmi les manuscrits, Ribbeck, le grand Ribbeck, préfère le Palatinus; M. Benoist, le Médiceus. Im übrigen gehört eine genaue Besprechung dieser Schrift in eine andere Abteilung des Jahresberichtes.

Mit der Gelehrtengeschichte älterer Zeit ist unzertrennlich die ältere Buchdruckergeschichte verbunden, aus der einige, mir zugängliche Arbeiten hier kurz verzeichnet sein mögen:

Dr. K. Steiff, Universitätsbibliothekar in Tübingen. Beiträge zur ältesten Buchdruckergeschichte. 4. Der erste Buchdruck in Tübingen (1498—1534). Nachträge zu der vom Verfasser herausgegebenen Schrift gleichen Titels (Tübingen. H. Laupp. 1881). (Hartwigs Centralblatt für Bibliothekswesen. IV, Heft 2. S. 49—60).

Zu seinem 1881 erschienenen Werke, als dessen dankbaren Benutzer sich auch der Schreiber dieser Zeilen bekennt, gibt Steiff eine Anzahl Nachträge. Dem Gang seiner Schrift folgend, werden zuerst die Drucker und dann die nachzutragenden Titel behandelt.

Weniger erheblich sind die Notizen zu Joh. Otmar, dem frühesten der Tübinger Drucker, und Friedrich Meynberger, dessen Verleger in Tübingen. Der bekannte Thomas Anshelm von Baden wird mit Hilfe seines Monogramms auch als Künstler, als Formschneider nachgewiesen. Da diese Formschneider meist nicht selbst die Zeichnungen ihrer Holzschnitte entwarfen, (vgl. darüber A. Woltmann Holbein und seine Zeit [Leipzig 1874] S. 189), so wird es mit Anshelm ähnlich bestellt sein.

Von den verzeichneten Drucken sei an dieser Stelle besonders genannt: Laur. Corvinus Latinum idioma, S. a. (1514—1516), wegen des vorkommenden Accentes (ferè) in die Zeit versetzt, da Melanchthon bei Anshelm Korrektor war.

Zur Geschichte des Jesuiten-Kollegiums zu Braunsberg. Verzeichnis der Braunsberger Drucke. Beilage zu dem Jahresbericht über das Königliche Gymnasium zu Braunsberg 1887 von dem Direktor Hermann Gruchot. Braunsberg. 4°. Progr. 3. 30 S.

Die Braunsberger Druckerei hatte seit ihrem Anfang ein nahes Verhältnis zu dem 1565 gegründeten Jesuiten-Kollegium. Ihre meisten Erzeugnisse standen in Beziehung zu dem 1579 errichteten päpstlichen Seminar, auch schon in der Zeit, als die Druckerei noch nicht im Besitze der Jesuiten war.

Gruchots Arbeit ist eine Erweiterung der von Professor Bender 1865 veröffentlichten Zusammenstellung, der auch eine Geschichte der Buchdrucker gegeben hat. Die Namen der Drucker sind Johann Sachse, Georg Schönfels, Kaspar Weingärtner, Heinrich Schultz, Witwe Heinrich Schulz, Peter Rosenbüchler.

Weitaus die meisten der verzeichneten 490 Drucke, die Gruchot als noch ergänzungsfähig bezeichnet, haben theologischen oder kirchenhistorischen Inhalt. Aus der Zahl der für den »Jahresbericht« in Frage kommendən mögen folgende hervorgehoben werden:

Nr. 4. Simonis Verepaei de epistolis latine conscribendis Libri V. nunc recens meliori Methodo et scholiis illustrati et accessione aliqua nova postremum aucti. Johannes Saxo 1590.

Nr. 44. Jacobi Pontani de S. J. Progymnasmatum Latinitatis sive dialogorum selectorum libri duo. Ad usum et secundae et tertiae Scholae Grammatices. G. Schönfels. 1610.

Nr. 57. Pie docendi pieque studendi ratio. Cum R. P. Joannis Argenti S. J. sermone de septem B. V. Excellentiis habitus ad Parthenios Sodales Vilnae, quorum leges et indulgentiae subjiciuntur. G. Schonfels. 1614.

Nr. 99. Publii Ovidii Nasonis De Tristibus libri V. 1640.

Nr. 104. Publii Ovidii Nasonis Fastorum libri VI. E manu scriptis antiquioribus castigatiores redditi. Caspar Weingärtner. 1644.

Nr. 105. Publii Ovidii Nasonis Tristium libri V. Caspar Weingärtner. 1644.

Nr. 106. M. Verinus. Disticha de moribus. 1644.

Nr. 107. Publii Ovidii Nasonis De Ponto libri IV. E. manu scr. antiquioribus castigatiores redditi. Casp. Weingärtner. 1645.

Nr. 108. Ciceronis de Officiis. l. III. 1645.

Nr. 118. Praxis oratoria. Sive praecepta artis rhetoricae, quae ad componendam orationem scitu necessaria sunt . . . a P. Sigism. Lauxmin e S. J. etc. 1648.

Nr. 119. Horatius ab omni obscoenitate expurgatus 1648.

Ferner Nr. 120. 135 und viele andere.

G. Mollat, Mehrere unbekannte Inkunabeln (Rhein. Museum N. F. Bd. 42. S. 639 und 640).

Kurze Beschreibung dreier alten Drucke, die sich in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel befinden und in den Nachschlagewerken von Brunet, Ebert, Graesse, Hain und Panzer fehlen: es sind: 1. Cicero, de officiis. S. l. e. a. fol. 65 Bl. Gotische Buchstaben. — Ex bibliotheca Rudolfi II de Scheerenberg, episcopi Herbipolensis. — 2. Aesopus, fabulae XXXIII trad. Laurentius Valla. S. a. Impressum Nurmberg. Johannes Weyssenburger. — 3. Auctoritates variorum. 1497. Deventer. Jacobus de Breda. 4°. 53 Bl.

Ad. Hofmeister, Die Anfänge des Rostocker Büchergewerbes. Vortrag, gehalten im Verein für Rostocks Altertümer 8. Febr. 1887.

Der Verfasser hat nicht die Absicht, »eine in sich geschlossene, erschöpfende Darstellung aller mit der technischen Herstellung und dem Vertriebe der Bücher in Verbindung stehenden Gewerbszweige zu geben«; die Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg hat ohnehin Lisch schon vor 50 Jahren in mustergültiger Weise gegeben. Der Verfasser beschränkt sich vielmehr auf die Zusammenstellung einer Anzahl zerstreuter Notizen, aus denen er ein ungefähres Bild der weitverzweigten Industrie zu gestalten sucht.

Report on the Mitchell Library, Glasgow. 1887. Glasgow. 1888.

Ein Rechenschaftsbericht dieser schottischen Bibliothek, der das erste Jahrzehnt ihres Bestehens abschliefst. Mit Befriedigung verbreitet sich das Schriftchen über das bisher Erreichte Zugleich gibt es ausgiebige Aufklärung über die Statuten der Anstalt, ihre Benutzung, ihre Anschaffungen von Büchern und Zeitschriften u. s. w.

An die Spitze der Arbeiten, welche sich mit Pädagogik und Schulorganisation beschäftigen, und die der Mehrzahl nach aus Mangel an Raum erst später besprochen werden können, gehört nach Umfang und Bedeutung:

Handbuch der praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten. Von Dr. Hermann Schiller, Direktor des Gymnasiums und des pädagogischen Seminars und Professor der Pädagogik an der Universität Giessen. Leipzig, Fues' Verlag (R. Reisland). 1886. 8°. XII und 640 S.

Laut der Vorrede ist dieses nützliche Buch für Anfänger im Lehramte bestimmt, »welche nach Mafsgabe der bestehenden Schulgesetzgebung und im Rahmen der heutigen Schuleinrichtungen sich über die praktischen Fragen ihres Berufs orientieren wollen«. Es will mir aber scheinen, als ob auch viele ältere Lehrer aus dem reichhaltigen Buche Anregung und Belehrung schöpfen könnten.

Dasselbe ist aus der Doppelpraxis des Verfassers erwachsen, womit er aber nicht den Anspruch erhebt, alles, was er mitteilt, selbst gefunden zu haben. Soll es ein Fortschreiten der Wissenschaft geben, so mufs nicht jeder von vorne anfangen wollen, sondern auch früher Aufgestelltes nach reiflicher Prüfung annehmen. Aber nichts will der Verfasser empfehlen, was von ihm nicht längere Zeit auf seine Brauchbarkeit geprüft und bewährt gefunden.

Sodann wird der Mangel einer ausreichenden und handlichen Zusammenstellung der pädagogischen Litteratur für höhere Schulen beklagt »und doch zeigt ein Blick in unsere Programmlitteratur, dafs eine solche nicht überflüssig ist: manches bliebe ungeschrieben oder die Arbeit würde fruchtbarer werden, wenn die Verfasser den Stand der Litteratur kennen würden. Aber auch unsere Lehrthätigkeit würde aus dem Gebiete blofser Routine und wertlosen Experimentierens in die Bahnen ruhiger und zusammenhängender Entwickelung und wertvoller Erfahrung gelangen, wenn unsere Lehrerwelt zuerst einmal sich Kenntnis verschaffte von dem, was erfahrene Berufsgenossen gedacht und gefunden haben; kein Volk besitzt einen ähnlichen Schatz an tüchtigen Arbeiten wie das unserige«.

Der Inhalt des Werkes zerfällt in vier Teile: 1. Schulen, Schüler, und Lehrer. 2. Die psychologische Grundlage der Erziehung und des Unterrichts. 3. Die Schulzucht. 4. Unterricht.

Der »Jahresbericht für Altertumswissenschaft« kann keineswegs den ganzen Inhalt dieses gehaltreichen Buches vorführen, sondern wir müssen uns an dieser Stelle mit einer Auswahl dessen begnügen, was in unmittelbarer Beziehung zu unserem Thema steht.

Die Pädagogik als die Wissenschaft von der Erziehung der Jugend erhält ihre Aufgabe durch die Civilisation und Kultur der Zeit gestellt. Die Aufgabe der heutigen Erziehung wird so definiert: »Die körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Jugend allseitig so zu entwickeln, dafs dieselbe mit Unterordnung ihres Sonderinteresses an der Lösung der Civilisation- und Kulturaufgaben unserer Zeit und der Gesamtaufgabe der Menschheit, sittlich zu sein, nach den Anforderungen der sittlichen Einsicht mit Erfolg sich beteiligen kann«. Da nun aber Körper und Geist gebildet werden, so bedarf die Pädagogik der Physiologie, Psychologie und Hygiene als Hilfswissenschaften. Aber auch der Ethik und einiger Kenntnis des socialen, politischen und religiösen Gebietes kann sie nicht entraten.

In hochkultivierten Gesellschaftszuständen können die Aufgaben nicht für alle gleich sein, und so ergibt sich nach dem Prinzip der Arbeitsteilung eine Differenzierung nach Anlage, Ausbildungszeit, Mittel und Zielen. Es ist eine »gefährliche Utopie, für alle Individuen eines Volks gleiche Bildung oder auch nur Vorbildung anstreben zu wollen«. Das schliefst aber einen völlig gleichen Unterbau der Elementarbildung für alle Schüler nicht aus.

Nach dem Grade und der Art, wie sich die einzelnen Teile der Bevölkerung an der Lösung der Kulturaufgaben beteiligen, gliedern sich die Schulen in niedere, mittlere und höhere. Während die Erziehungsmittel wesentlich dieselben sind, entsteht aber eine Verschiedenheit durch die verschiedenen Ziele, welche sodann durch die Länge der Schulzeit und der Lehrmittel bedingt sind.

Das Bildungsideal schwankt mit der Kultur. Das christliche Bildungsideal, »das bei seiner Schlichtheit doch den tiefsten Gehalt birgt und bei der geistigen Freiheit, womit es der wissenschaftlichen Erkenntnis Raum läfst, zugleich die höchsten sittlichen Grundsätze, Tugend und Liebe zu Gott und der Natur, enthält«, hat doch im Laufe der Zeit mehrfach geschwankt. Auch die Definition, wonach es die Aufgabe der Erziehung sei, den Menschen gottähnlicher zu machen, ist nicht brauchbar, da der Gottesbegriff nicht immer derselbe gewesen, auch nicht so scharf gefafst werden kann, dafs man sich darunter etwas Unabänderliches denken kann. Auch so gelangen wir zu dem Ergebnisse, »dafs die Erziehung die Aufgabe hat, den Menschen für die Mitarbeit am Kulturleben seiner Zeit und an der Lösung der Aufgaben, welche dieses stellt, zu befähigen«. Nur ein sittlich-religiöser Charakter kann den auf allen Lebensgebieten gestellten Aufgaben genügen.

Es werden sodann die verschiedenen Arten von Schulen charakterisiert: Gymnasium, das »für sämtliche höhere Bildungsanstalten und für die sofort nach der Schule eintretende Berufsunterweisung« nach der bestehenden gesetzlichen Auffassung die Vorbildung geben kann, das Realgymnasium und die Oberrealschule, die »hierbei zur Zeit noch gröfsere oder geringere Beschränkungen sich gefallen lassen müssen«, die Realschulen ohne Latein.

Das Gymnasium mit seiner konzentrierten Betreibung der alten Sprachen und der Geschichte verleiht eine Bildung, die notwendig zur Universität führt. Überwiegend den historischen Disziplinen zugewandt, gibt es eine solche Schulung wissenschaftlichen Denkens, die als Vorbereitung für die Universitätswissenschaften historischer Richtung gelten mufs.

Das Realgymnasium, das in Süddeutschland trotz eines tüchtigen Bürgertums nur geringe Verbreitung gefunden hat, ist die Schule der besitzenden Bürgerklassen, welche eine Vorbildung für die Universität zurückweisen und sich doch mit der Realschule nicht begnügen wollen. Eine weitere Vermehrung der Berechtigungen dieser Schulgattung würde künftighin eine noch gröfsere Anzahl von Menschen auf falsche Bildungswege locken.

Die Realschule ohne Latein oder noch zielbewufster die Hofmannsche Mittelschule ist für die Bedürfnisse des praktischen Lebens und des mittleren Bürgerstandes notwendig und zweckdienlich.

Die Oberrealschule, die mit einer unerklärlichen Abneigung

des Publikums zu kämpfen hat, ist aufgebaut auf einer breiten, der modernen Bildung ausschliefslich angehörigen Grundlage und ist die konsequent durchgebildete Schule für das gebildete Bürgertum, das keine Universitätsbildung sucht.

Vorhandene konfessionelle Anstalten sind, wo es die Verhältnisse gestatten, zu erhalten; im übrigen aber ist der Verfasser für konfessionslose Schulen, jedoch mit konfessionellem Religionsunterricht.

In dem Streite über die Vorschulen zu den Mittelschulen ist Schiller auf Seite derjenigen, die für dieselben eintreten: »In der That sind die Lehrerfolge dieser Vorschulen meist sehr befriedigend und die öffentliche Meinung hat zu ihren Gunsten durch den immer stärker werdenden Andrang zu denselben entschieden«.

Im Abschnitt »Lehrverfassung« wird zunächst das Gymnasium mit seinen neun Jahreskursen beschrieben. Es ergibt sich dabei, dafs auch in diesem Punkte Bayern und Württemberg eine Separatstellung haben. Die Verschiedenheit der einzelnen Lehrgegenstände ist in den einzelnen Fächern recht grofs: so differiert die wöchentliche Stundenzahl des Latein zwischen 102 (Württemberg) und 73 (Bayern und Baden), die des Griechischen zwischen 31—42, die des Französischen zwischen 8 (Bayern) und 21 (Preufsen) etc.

Trotz dieser Verschiedenheit der Lehrpläne sind infolge einer Abmachung aller deutschen Regierungen im Jahre 1874 die Reifeprüfungszeugnisse aller deutschen Anstalten einander gleichgestellt. Die Gymnasien sind in Süddeutschland durchaus, in Norddeutschland vielfach staatliche Anstalten, die Realanstalten meist kommunale Schulen.

Bezüglich der Berechtigungen, welche die einzelnen Schulen verleihen, meint Schiller, dafs die Berechtigungen des Gymnasiums und Realgymnasiums zwar nicht gleich seien, aber doch der historischen Entwickelung entsprechend sich verteilen. Die Vertreter der verschiedenen Anstalten würden »dem deutschen Volke einen besseren Dienst leisten, wenn sie, statt um Berechtigungen zu streiten, darin wetteifern würden, diejenige Vorbildung ihren Schülern zu verleihen, welche sie befähigte, in leitenden Stellungen, gleichviel ob im Amte oder in den Gebieten des Handels und der Industrie, edlen und unabhängigen Charakter, klares Urteil, gesunden Menschenverstand, tiefere Lebensauffassung, richtige Erkenntnis der Zeitverhältnisse und reinen Geschmack zu beweisen«.

Ein grofser Teil des Stoffes aus diesem inhaltsreichen Buche entzieht sich der Mitteilung an dieser Stelle. Der zweite Teil handelt von der psychologischen Grundlage der Erziehung und des Unterrichts, ein dritter Teil von der Schulzucht, ein vierter vom Unterricht. In diesem Abschnitt geht eine allgemeine Darstellung über allseitige und einheitliche Geistesbildung und über allgemeine Bestimmungen bezüglich des

Unterrichtsverfahrens an den höheren Schulen voran. Die Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer wird in folgender Anordnung vorgeführt; Religionsunterricht, Unterricht in der Muttersprache, der fremdsprachliche Unterricht (Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Englisch), Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften, Zeichnen, Turnen.

Für die Zwecke des »Jahresberichtes« kommt der Abschnitt über lateinischen und griechischen Unterricht in Betracht (S. 351—560), der sich in folgender Weise gliedert: Der lateinische Unterricht, zerfallend in: Der Anfangsunterricht, Grammatik, Lesen und Sprechen, Schreibübungen, Verteilung und Verknüpfung des Unterrichts. Konzentration des Unterrichts auf der Mittelstufe, Schriftstellerlektüre der Mittelstufe, grammatisch-stilistische Aufgabe der Oberstufe, Schriftstellerlektüre der Oberstufe. Der »Griechische Unterricht« ist folgendermafsen eingeteilt: der grammatische Unterricht und die Schreibübungen, die Lektüre der Prosaschriftsteller, die poetische Lektüre.

Das Recht der alten Sprachen auf eine breite Stelle im Unterricht der leitenden Stände gründet sich auf die Notwendigkeit einer historischen Bildung für diese. »Eine volle historische Bildung gewährt blofs die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen«. Denn in der Sprache drückt sich der Geist eines Volkes am deutlichsten aus. Der Unterricht in der Sprache mufs sich dabei an die alte Geschichte anlehnen.

Die pädagogische Verwendung der alten Sprachen im höheren Unterricht unterscheidet sich einigermafsen von der Muttersprache. Die fremden Sprachen schaffen dem Denkvermögen eine um so reichlichere Übung, je weiter dieselben von der Muttersprache entfernt sind. Die antiken Litteraturen, und insbesondere die griechische, bieten Typen, die »bei aller Einfachheit sich für die Erfahrung des Schülers eignen und alle Interessen desselben wachzurufen und zu entwickeln vermögen«.

Von prinzipieller Bedeutung ist der Abschnitt über die Schreibübungen (S. 369ff.). Ein Teil unserer Lehrerwelt ist in diesem Punkte noch in Vorstellungen einer längst vergangenen Zeit befangen, welche den schriftlichen Verkehr in lateinischer Sprache als ein wesentliches Bildungsmittel betrachten mufste. Wenn die Schulordnungen Sturms mit Recht tägliche Stilübungen verlangten, so liegt das heute doch ganz anders. Die Übungen im Lateinschreiben haben jetzt nur noch die Bedeutung, die Lektüre zu begleiten und deren Ertrag zur Darstellung zu bringen.

Daher soll der Sprachstoff der Übungen der Lektüre entnommen sein. Ferner müssen die zur Anwendung gebrachten Regeln den Schülern nicht blofs bekannt, sondern auch eingeübt sein. Die Unpopularität des Extemporale darf nicht zu dessen Abschaffung führen.

Das Extemporale aber hat seine Grenzen in doppelter Beziehung: da es von dem Schüler eine gröfsere Anspannung der Kräfte verlangt,

als gewöhnlich, so wirkt es erzieherisch. Dann sollen aber die Schreibübungen nicht eine Sammlung von Fufsangeln sein; »der Schüler ist in der lateinischen Sprache, wie er sie erfahrungsgemäfs kennen gelernt hat, an solche Tücke nicht gewöhnt und besitzt auch meist nicht die Kraft, eine so kondensierte Denkübung völlig erschöpfend vorzunehmen, da ihm sonst meist durch den Lehrer Winke gegeben werden«.

Wenn aber die Extemporalien so rationell behandelt werden, dafs sie nur »der Niederschlag des mündlichen Unterrichts« im Lateinischen sind, so mufs man ihnen auch eine wichtige Stellung bei der Beurteilung der Reife eines Schülers einräumen. Hausarbeiten im Lateinschreiben werden gänzlich verworfen wegen der grofsen Unselbständigkeit der Schüler und der Verbreitung privater Nachhilfe.

Da nun die Schreibübungen die Vorstufen zum lateinischen Aufsatz, dem vielumstrittenen, sind, so wird sich bei dem dargelegten Charakter der Schreibübungen auch das Wesen des Aufsatzes sehr wesentlich modifizieren. »Zunächst besteht die Täuschung, dafs diese Aufsätze wirkliches Latein seien; das waren sie zu keiner Zeit, und heute sind sie es erst recht nicht«. Auch ist eine tüchtige lateinische Schulung möglich ohne lateinischen Aufsatz, wie das Beispiel der süddeutschen Staaten beweist, die ohne lateinischen Aufsatz »recht respektable Leistungen im Lateinischen« aufzuweisen haben. Trotzdem ist aber Schiller für den lateinischen Aufsatz, da er der natürliche Abschlufs für die von ihm entwickelte Art des lateinischen Unterrichtes sei: »Denn er ist nur eine weiter entwickelte Form der Imitation, welche sich strenge innerhalb der Grenzen der freieren selbständigen Reproduktion, vielleicht auch der beschränkten Produktion hält«. Darum mufs er in engste Beziehung zur lateinischen Lektüre treten, sodafs die Themata dieser ausschliefslich entnommen werden. Man fange spätestens in Untersekunda mit kleinen Aufsätzen an, auf welcher Stufe 3—4 im Jahre genügen. Aber auch weiter hinauf dürften sechs Arbeiten im Jahre genügen schon wegen des Zeitaufwandes«. Die Korrektur durch den Lehrer erstreckt sich hauptsächlich auf »die Fehler gegen die Korrektheit der Gedanken und des sprachlichen Ausdrucks«, die der Schüler sodann verbessern mufs. »Eine völlige Umarbeitung ist nicht zu verlangen, da dieselbe zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde«. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dafs diese Art des lateinischen Aufsatzes, wenn das in Wahrheit noch ein rechter lateinischer Aufsatz ist, in grellem Gegensatz zu einer weit verbreiteten Praxis steht.

Sehr beherzigenswert ist auch der Abschnitt »die Schriftstellerlektüre der Oberstufe« (§ 44). S. 410—429. Schiller ist dafür, dafs sämtliche Schüler den gleichen Text haben. Das ganze Verfahren mufs darauf gerichtet sein, den Schülern typische Bilder der einzelnen Litteraturgattungen zu schaffen. Die Interpretation soll nicht lateinisch sein, weil weder Lehrer noch Schüler der Sprache so mächtig sind, dafs dies

befriedigend geschehen kann. »Der Gewinn für das Lateinische wäre also unerheblich, der Verlust für das Verständnis sehr bedeutend«. — Wenn möglich, nur ein Lehrer für Latein oder Griechisch in der gleichen Klasse. Immer nur einen Schriftsteller lesen, aber mit angemessener Abwechslung nach dem Semester. — Auch Extemporieren ist auf dieser Stufe zulässig, doch mufs stets auf gutes Deutsch und völlige Klarheit der Gedanken gesehen werden. Die Vorschläge Schillers, die gleich sehr die sprachliche und sachliche Seite der Schriftstellerlektüre berücksichtigen, sind wohl geeignet, diesen Zweig des Unterrichts nutzbringend zu gestalten.

In den §§ 45–47 ist der griechische Unterricht behandelt. Bei dieser Sprache kommt es darauf an, neben der Erwerbung eines ausreichenden Wortvorrates das Charakteristische dieser Sprache zur Kenntnis der Schüler zu bringen. Ferner hat die griechische Litteratur in ihren wichtigsten Erzeugnissen einen typischen Wert und ist für unsere deutsche Nationallitteratur mafsgebend gewesen, »dafs letztere ohne die Kenntnis der ersteren gar nicht zu verstehen und in ihren tieferen Beziehungen zu erfassen ist«. Daraus ergibt sich aber die Notwendigkeit, dafs eine tüchtige Kennntnis der griechischen Grammatik und des griechischen Sprachschatzes erworben werden mufs. »Die verführerischen Reden über das Erfassen des antiken Geistes durch massenhafte Lektüre ohne grammatische und vokabulare Kenntnisse werden nur Leute beirren, die von diesen Fragen nichts verstehen. Leider ist das Ideal mancher dem Gymnasium nicht feindlich entgegenstehenden Kreise eine seichte ästhetische Schwärmerei, welche den Lehrer bewundernd Sophokles, Äschylus und alle möglichen Dichter übersetzen läfst und hört, auch ihm darüber zu reden gestattet und damit um so mehr einverstanden ist, je mehr Phrasen dabei zu Tage kommen, dann von dem Genusse redet, den die griechische Litteratur in der richtigen Hand gewähre und mit geringschätzigem Bedauern die Kurzsichtigkeit der Philologen beurteilt, welche von der Jugend verlangt erst zu arbeiten und dann zu geniefsen«. Je weiter nach oben, desto mehr Raum ist für die griechische Lektüre zu schaffen.

Schiller spezialisiert auch hier, wie sonst, seine Auseinandersetzungen über die einzelnen Schriftsteller: Xenophon, Herodot, Thukydides, Lysias, Demosthenes, Plato, Homer, Tragiker. Für griechische Privatlektüre in Sekunda ist der Verfasser nur in dem Falle, dafs sie vom Lehrer kontrolliert wird. Für Prima aber ist den Schülern, welche sich für andere Unterrichtsgebiete interessieren, Freiheit in der Wahl der Arbeiten zu gestatten. Schüler, deren Neigung auf andere Unterrichtsgebiete gerichtet ist, sollte man nicht gegen ihre Neigung zu griechischer Privatlektüre zwingen; das »würde soviel sein als den Segen freiwilliger und selbstthätiger Arbeit zerstören«. (S. 458).

Sehr beachtenswert sind die Bemerkungen, womit Schiller diesen

Abschnitt schliefst, und worin er die Frage behandelt, wie es kommt, dafs die meisten Gymnasialabiturienten nach zurückgelegter Schulzeit sich nicht mehr mit den Schriftstellern der Alten beschäftigen. Es ist das ein auch von sonst verständigen Leuten unserer heutigen Schule in ihrer Methode gemachter Vorwurf; denn natürlich sind die Lehrer und ihre Methode, wie an den meisten andern Übeln, so auch daran schuld. Mit Recht wird dagegen bemerkt, dafs es mit den anderen Wissenschaften, mit Geschichte, Mathematik, mit deutscher, französischer und englischer Litteratur nicht anders sich verhält. Ja nicht einmal die eigentlichen Berufsstudien im engeren Sinne werden von vielen fortgesetzt, nachdem der Eintritt in den Beruf stattgefunden hat.

Zu den von Schiller angeführten Gründen läfst sich noch ein weiterer hinzufügen: das veränderte geistige Interesse unserer Zeit. Wenn das ästhetische Geschlecht jetzt vor hundert Jahren »die Tröster der Schulen« auch nach zurückgelegter Schulzeit nicht aus der Hand legte, sondern bei Homer und Cicero auch in späteren Jahren seine Erholung suchte, so hängt das mit der Zeitbildung, dem Zeitgeiste zusammen. Die Deutschen von damals hatten noch kein politisches Leben, sie wufsten noch nichts von einer sozialen Frage. Die Litteratur bildete den Mittelpunkt unseres geistigen Lebens. Aber seitdem sind die Zeiten anders geworden: höchstens noch die Musik findet neben den politischen, sozialen und nationalökonomischen Fragen ein allgemeines Interesse. Man achte doch darauf, worüber sich Leute, die nicht Fachgenossen sind, unterhalten, wenn sie sich zur Erholung und Unterhaltung vereinigen. Wenn einmal das litterarische Interesse wieder stärker wird als das politische — und diese Zeit wird auch wieder kommen — tritt gewifs auch hierin eine Änderung bezüglich der alten Schriftsteller ein. So gewifs aber als die Philologen und die philologisch gebildeten Lehrer die Zeit nicht gemacht haben, wie sie ist, so gewifs ist es eine Ungerechtigkeit, sie für gewisse Zeiterscheinungen haftbar machen zu wollen.

Was aber Schillers Buch als Ganzes betrifft, so verdient es warme Anerkennung. Es empfiehlt sich allen Lesern durch sehr schätzenswerte Eigenschaften, als da sind: Beherrschung des Stoffes und der einschlägigen Litteratur, die unter dem Texte verzeichnet ist, ein praktischer Sinn, der sich durch keine Parteiphrase imponieren läfst, sondern mit kritischer Nüchternheit Brauchbares und Unbrauchbares scheidet, eine offene Empfänglichkeit für Tüchtiges, gleichviel von welcher Seite es geboten wird, eine Abneigung gegen leere Allgemeinheiten, womit der Sache doch nicht gedient ist. Eine langjährige praktische Erfahrung macht den Verfasser zum Gegner der »pädagogischen Hyperbel«, die sich bekanntlich in systematischen Büchern verwandten Inhaltes gelegentlich noch recht breit macht. Kein strebsamer Lehrer, der das Buch vorurteilsfrei liest, wird es ohne Nutzen aus der Hand legen. Statt allgemeiner theoretischer Erörterungen, die gewifs meist recht gut gemeint

sind, ohne viel zu helfen, erhalten wir hier eine Anzahl praktischer Winke und Regeln, deren Befolgung das schwere Geschäft des Lehrers und des Lernenden wesentlich erleichtern.

Eine Inhaltsangabe, ein Sachregister und Inhaltsangaben am Rande erleichtern den Gebrauch des empfehlenswerten Buches.

Ein Wort zu der jetzt viel verhandelten Gymnasialfrage ist auch:

Dr. Hermann Bender, Rektor des k. Gymnasiums zu Ulm. Gymnasialreden nebst Beiträgen zur Geschichte des Humanisums und der Pädagogik. Tübingen 1887. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. 8⁰. VI und 275 S.

Die sechs Gymnasialreden, welche den gröfseren Teil dieses Buches ausmachen und in den Jahren 1881—1886 in den Schlufsakten des Ulmer Gymnasiums gehalten wurden, führen folgende Titel: »Über Analysis und Synthesis in Zeit und Schule«, »Über historische Bildung im Gymnasium«, »Über Schule und Haus«, »Über ganze und halbe Bildung«, »Das Gymnasium einst und jetzt«, »Über mechanisches und rationelles Verfahren im Gymnasialunterricht«. Zahlreiche der jetzt in den Kreisen der Lehrer verhandelten Fragen werden hier in leidenschaftsloser Weise von einem Fachmanne besprochen, der durch philosophische Studien sich einen weiten Blick und ein unbefangenes Urteil erworben hat.

Die erste Rede über Analysis und Synthesis, die im ersten Teile durch feine Auseinandersetzung dieser beiden Begriffe anzieht, endigt schliefslich mit dem wenig erfreulichen Ergebnis, dafs unser gegenwärtiges Gymnasium durch das Vielerlei der Lehrgegenstände und der Methoden für die einzelnen Fächer zu sehr zur Analysis neige und der Synthesis entbehre. Ich habe in einer Besprechung in der Berliner philol. Wochenschrift 1888 Nr. 25 auf die pädagogischen Bedenken hingewiesen, welche diese Rede hervorruft.

Die notwendige Ergänzung der ersten Rede, Revers zu dem Avers der Münze, ist die zweite über historische Bildung im Gymnasium. Dieselbe beantwortet die Frage: »Wodurch beweist heutzutage das Gymnasium das Recht seines Seins und seines Soseins?« Der historische Beweis, wonach das jetzige Gymnasium als ein Produkt der historischen Entwickelung vernünftig sein müsse, genügt nicht, weil eben diese Vernünftigkeit bezweifelt wird. Dagegen ist zu bemerken, dafs die Sprache das edelste Erzeugnis des menschlichen Geistes ist. »Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag' allem Wissem«, sagt der Dichter Rückert. Aber die alten Sprachen müssen es gerade sein, nicht etwa, weil sie angeblich den Geist des Schülers besser entwickeln, oder weil das Lateinlernen die beste Vorbereitung für die modernen Sprachen oder weil zum Verständnis vieler allgemein gebräuchlichen Ausdrücke Kenntnis der klassischen Sprachen wünschenswert sei. Diese etwas abgegriffenen Gründe werden zwar angeführt, aber sie sind nicht entscheidend: »wo-

her Aneroid und Philatelismus kommt, müssen auch Philologen sich ausdrücklich sagen lassen«.

Der letzte Grund für die beherrschende Stellung der klassischen Sprachen liegt tiefer, nämlich darin, »dafs wir das klassische Altertum in seiner geschichtlichen, unleugbaren und unverrückbaren Bedeutung auffassen und daraus die leitenden Gesichtspunkte für Beurteilung und Behandlung der klassischen Studien auch in der Schule zu gewinnen suchen«. Dieser historische Gesichtspunkt beim Betrieb der klassischen Studien ist erst seit 100 Jahren, seit F. A. Wolf, B. G. Niebuhr, A. Boeckh mafsgebend geworden.

Den etwaigen Einwand, dafs man in diesem Falle lieber gleich die Geschichte in den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts rücken solle, weist Bender zurück unter Hinweis auf die Unreife des Urteils auch noch in den obersten Gymnasialkursen. Dann ist auch ein Unterschied zwischen »historischen Kenntnissen« und »historischer Bildung« zu machen. Die Alten aber empfehlen sich schon durch ihre Objektivität. Die Beschäftigung mit ihnen ist, wie Hegel sagt, »ein geistiges Bad, eine profane Taufe, welche der Seele den ersten Ton, die unverlierbare Tinktur für Geschmack und Wissenschaft gibt. Wenn das erste Paradies das Paradies der Menschennatur war, so ist dies das zweite, das höhere, das Paradies des Menschengeistes, welcher hier in seiner schönen Natürlichkeit, Freiheit, Tiefe und Heiterkeit hervortritt«.

Objektiv ist aber schon die Sprache der Alten, sodann ihre Auffassung der Dinge. Wir erhalten dadurch ein heilsames Gegengewicht gegen den Subjektivismus und Individualismus, der die Signatur unserer Zeit bildet.

Zugleich ergänzen sich die beiden antiken Völker in glücklichster Weise. Wenn die Griechen uns das Jugendalter der Menschheit darstellen, so sehen wir in der Geschichte der Römer »die saure Arbeit des Mannesalters der Geschichte«. So bilden denn auch Latein und Griechisch ein zusammenhängendes Ganze »dessen innere Geschlossenheit auf der Sache selbst beruht«, und an die sich denn die anderen Fächer ansetzen lassen. Der Verfasser schliefst mit den Worten Goethes: »Wenn unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der lateinischen und griechischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, dafs diese zu einer höheren Kultur so notwendigen Studien niemals rückgängig werden«.

Die Rede über das Gymnasium von einst und jetzt, der man übrigens die Lektüre Paulsens anmerkt, gibt eine kurze Übersicht über die Entwickelung dieser Anstalt. Doch wäre vielleicht aus pädagogischen Gründen die Stelle über die bedenkliche Moralität mancher Lehrer im 16. Jahrhundert besser weggeblieben.

Aus dem Inhalte des Ganzen mögen hier noch einige Einzelheiten von allgemeinerem Interesse hervorgehoben werden: S. 123 bekennt

sich Bender trotz seines gymnasialen Standpunktes als Freund des Realgymnasiums: »Die Errichtung solcher Schwesteranstalten (d. h. der Realschulen) mufs auch vom Standpunkt des Gymnasiums aus durchaus gutgeheifsen werden; es mufs aber an diese Anerkennung die Forderung angeknüpft werden, dafs jede dieser zwei resp. drei Anstalten ihr besonderes Gebiet, ihre spezifischen Lehrfächer und Lehrziele mit klarem Bewufstsein und reinlicher Trennung festhalte«. Wenn aber S. 132 von den Gründen, welche gegen das Abiturientenexamen sprechen, gesagt wird, das klinge alles schön, sei aber praktisch nicht durchführbar, so sehe ich wenigstens nicht ein, warum dies nicht durchführbar sein soll. Warum soll denn ein Lehrer, der mehrere Jahre hindurch einen Schüler unterrichtet, nicht wissen können, ob derselbe für den von diesem Lehrer vorgetragenen Gegenstand Begabung hat oder nicht? Dazu ist doch wahrhaftig keine »Infallibilität« notwendig oder »eine über menschliches Vermögen hinausgehende Prüfung von Herzen und Nieren«. Mir dagegen scheinen die Gründe für Abschaffung oder wenigstens Erleichterung des Abiturientenexamens auf S. 131, die sich noch beträchtlich vermehren lassen, so einleuchtend, dafs ich darin einen grofsen Gewinn für unsere Mittelschulen sehen würde. Sehr verständig dagegen finde ich, dafs Bender S. 134 nicht in das wüste Geschrei vieler Lehrer wegen der Berechtigungen mit einstimmt. Den nicht wünschenswerten Fall angenommen, dafs die Berechtigungen der jetzigen Mittelschule fallen, würden bald die lautesten Rufe nach Berechtigungen ertönen, und niemals werden solche Schüler aus den Mittelschulen verschwinden, welche den ganzen Kursus nicht durchlaufen oder andere, die, obgleich nur mäfsig begabt, doch nach dem Abiturientenzeugnis unentwegt streben. Es ist viel besser, diesen thatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen als in beständigen nutzlosen Protesten sich und der Schule zu schaden. — Die Auslassung über Examina S. 168ff. scheint mir in dieser Form für Schülerohren wenig geeignet zu sein. Einige weitere Ausstellungen in meiner Besprechung der Berliner Philolog. Wochenschrift 1888 Nr. 25.

Im übrigen aber hat der Verfasser so viel Tüchtiges gesagt, dafs die Lektüre dieser Schulreden nur empfohlen werden kann.

Anhangsweise mögen zwei Schriften den Bericht für 1887 abschliefsen, deren Inhalt selbst dem Leser deutlich machen wird, weshalb sie hier erwähnt werden.

Tre poesie antiche de donne latine da Luigi Toldo, tradotte e dedicate ai giovani sposi Teresa Scarenzio ed Enrico Comitti con voti di perenne letizia. Piacenza, tipografia Marchesotti e. c. 1887. 8⁰. 23 S.

Eine litterarische Huldigung für ein italienisches Brautpaar, die graziös und sehr bezeichnend ist.

Die erste Nummer ist eine Übersetzung der bekannten Sulpicia-

Satire mit kurzer Einleitung. Wenn jedoch Toldo S. 5 angibt, dafs dieselbe als Ekloge bezeichnet und als Anhang zu Vergil von Gugl. Rovillio 1573 zu Lyon und als Satire bezeichnet 1590 zu Heidelberg erschienen ist, so sind ihm die ältesten Drucke entgangen. Schon 1498 wurde Sulpiciae satira zu Venedig gedruckt und 1509 zu Strafsburg wiederholt. Auch Ugoletus hatte sie schon 1499 als Anhang zu seinem in Parma erschienenen Ausonius gegeben, wovon in Venedig 1501 eine Wiederholung erschien.

Daran schliefsen sich »La Veglia di Venere di Vibia Chelidone« und die »Elegia di Eucheria«. Die kurzen beigefügten Noten machen keinen Anspruch darauf, Ergebnisse neuer Forschung zu bieten, was billigerweise wohl auch niemand von einer solchen Gratulationschrift erwartet.

Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1888. 119 S.

Je seltener wir unter den neueren Lyrikern einen finden, der sich, wie einst Geibel, ein warmes Interesse für die Welt des klassischen Altertums bewahrt hat, um so mehr verdient das kleine Bändchen Gedichte Erwähnung, mit welchem der schon durch mehrere lyrische Leistungen bekannte Dichter Vierordt neuerdings in die Öffentlichkeit getreten ist. Solche Publikationen sind ein wertvoller Gradmesser, in wie weit die Altertumswissenschaft auch aufserhalb des Kreises der zünftigen Fachgenossen geachtet wird und Boden besitzt.

Der Dichter der »Akanthusblätter« gehört nicht zu jener zahlreichen Klasse von Zeitgenossen, die nach zurückgelegter Schulzeit es eilig haben, »die Tröster der Schulen« von sich zu werfen und ihr Interesse von da an dauernd solchen Gegenständen zuwenden, die mit der Schule nichts zu thun haben. Die Welt klassischer Gestalten verwebt sich ihm zwar überall mit denen des Mittelalters und der Neuzeit und sein vielseitiges Interesse ist ebenso rege für den Ostgothen Theodorich und Napoleon I. wie für die klassischen Götter, für den Hermes des Praxiteles, für Augustus und seine Dichterfreunde. Er sieht überall in dem modernen Italien und Griechenland noch die deutlichen und fortlebenden Spuren der untergegangenen Welt des Altertums:

Jene Kunst, die einst verklärend
Götter aus dem Stein gerafft,
Offenbart sich noch, bewährend
Ihre ewige Schöpferkraft;
Farb und Form schmückt nicht vergebens
Höchste Lust und tiefstes Leid,
Nachtet über uns des Lebens
Dunkle Unvollkommenheit.

Die »Akanthusblätter« sind das Ergebnis einer Reise, die der jugendliche Dichter durch Italien und Hellas gemacht hat. Pietätsvoll versenkt sich sein gebildeter und kenntnisreicher Geist überall in die Überreste der griechisch-römischen Welt und spinnt mit Hilfe der Phantasie und einem reichen Vorrat von Kenntnissen Fäden bis zur neuesten Gegenwart. Ganz besonders erfreut sich sein Auge an den plastischen und architektonischen Denkmälern. Den Hermes des Praxiteles, dem er das einleitende Gedicht geweiht hat, begrüfst er:

Dieser Nacken kraftgedrungen,
Dieses Antlitz stolz bewufst,
Diese Schultern kühn geschwungen,
Diese machtvoll breite Brust:
Der Olympier stille Hehre
Voll aus diesen Zügen bricht —
Selbst Apoll von Belvedere
Gleichet dir an Schönheit nicht.

In der vatikanischen Sammlung fesselt ihn die bisher häufig als Eros des Praxiteles bezeichnete Halbfigur, die man jetzt als Todesgenius auffafst:

Sanft und göttlich blickend steht der hohe
Freudenspender, dessen Lippe schweigt,
Langsam senkend einer Fackel Lohe,
Selig träumend, leicht das Haupt geneigt.

Auf dem Kapitole erinnert sich der Dichter an jene »Götterheimkehr« des Jahres 1816, wo die von Napoleon I. geraubten Kunstwerke wieder ihren Einzug in die alten Sammlungsräume feierten:

Auf geschmücktem Blumenwagen
Fahren sie durchs hohe Thor,
Des Olymps Gebieter ragen
Herrlich übers Volk empor;
Leuchtend flattern die Gewänder
Der Gestalten formensatt,
Die der grofse Tempelschänder
Einst entführt der heil'gen Stadt.

Allem Volk ist, als geschähe
Wiederum ein Wunder jetzt,
Und es atmet Götternähe,
In der Schatten Welt versetzt;
Fühlt in seiner Seele Tiefen,
Dafs Unsterbliche genaht,
Kränzt mit Zweigen von Oliven,
Fromm begrüfsend ihren Pfad.

In Tivoli, wo »der Ölhain rauscht, das Wasser schäumt, im Mondenschein der Garten träumt«, gedenkt er der Zeiten des ersten römischen Kaisers:

Drei Männer ruhen an dem Tisch
In Epheukränzen atmend frisch;

Die gröfsesten des Römerstaats:
August, Mäcenas und Horaz.

Beim Besuch Capris, der Caesareninsel, gedenkt er der klassischen Schilderungen des Gregorovius und gestaltet dessen gefeierte prosaische Darstellung zu zwei schönen Gedichten.

Die Reise geht weiter nach Sizilien. In dem Gedichte »Der Fischzug« wird anmutig erzählt, wie sizilianische Fischer in ihren Netzen ein Bild der Aphrodite aus dem Meere ziehen und die Göttin in einer Nische an »Taorminas Hängen« aufstellen:

Die funkelnde Flut umflofs,
Thront in des Felsens Spalten,
Wo den Chören des Äschylos
Vordem gelauscht die Alten.

Der Felshang ist ihr Altar,
Dran wilde Vögel nisten;
Die der Heiden Göttin war,
Ward Mutter-Gottes der Christen.

Am Fufse des Ätna, der weifsen, aus blauem Meere aufsteigenden Felspyramide, geniefst der Dichter das stille Glück der Einsamkeit; als die Sonne verglühend ins Meer sinkt und »der Ziegenhirt im Hage« ihr ein leises Abschiedslied bläst, da fühlt er den Atem des goldenen Zeitalters eines Theokrit. Dann geht es hinüber nach dem uralten Selinunt am afrikanischen Meere mit seinen gigantischen Tempelresten, auf welche der Sänger seine müden Glieder hinstreckt:

Uralt hellenische Bilderpracht
Zerbröckelt liegt im Staube —
Umsponnen liebend hält's die Nacht
Von grüngeschwelltem Laube.

Aus Tempeltrümmern, Friesgebälk,
Dem Leib der Säulenriesen,
Aus Steinaltären morsch und welk
Die wilden Blumen spriefsen.

Von Italien geht die Fahrt nach dem schönen Hellas. Die Gedichte »Venus von Knidos«, »Ganymed«, »Der Bildhauer und sein Knabe«, »Ikarus« zeigen, wie heimisch der Dichter in der Welt der alten Hellenen ist. Zu Athen steigt er in stiller Vollmondnacht empor zum Trüm-

merfeld der Akropolis und hört da trotz des Tempelfriedens den schwesterlichen Trauergesang der Karyatiden am Erechtheustempel, welche klagen, dafs eine ihrer Schwestern, vom räuberischen Britten entführt, nicht mehr als hohe Tempelfrau dienen kann, dafs sie im fernen feuchten Barbarenlande weilen mufs:

Leis verzitternd in die Lüfte
Stirbt's wie Aeolsharfenton;
Veilchen atmen, Thymiandüfte
Weben um das Parthenon.

Aber auch am Tage zieht es ihn zu der welthistorischen Stätte: gelagert vor dem Erechtheion, den Blick auf das leuchtend blaue Meer gerichtet, denkt er wehmütig der deutschen Heimat:

In der Heimat schweigt der goldne Reigen
Und es schwindet hin der hohe Sang,
Denn sie kränzen dort mit Lorbeerzweigen
Stirnen, die geweiht dem Untergang.

Dabei denkt er der beiden Dichter, welche in der Heimat die Propheten der schönen Idealwelt, die Verkündiger der Schönheit des klassischen Altertums gewesen sind: »Schiller und der hohe Hölderlin«.

Auch Sunion wird unter allerlei Abenteuern besucht und in einem schönen Gedichte gefeiert.

Wir glauben dem Dichter gerne, dafs ihm der Abschied aus dem schönen Lande nicht leicht geworden. In dem letzten Gedichte der Sammlung »Abschied von Griechenland« fafst er nochmals seine Eindrücke und Empfindungen zusammen, die ihn beim Scheiden bewegten; auf dem Fahrzeuge stehend, das ihn durch die bewegten Fluten des korinthischen Golfes der Heimat entgegenträgt, ruft er dem farbenreichen Hellas den letzten Grufs zu:

Du, der Schönheit Morgenwiege,
Du, der Menschheit Jugendtraum,
Land, das für die höchsten Siege
Gab den Zweig vom heilgen Baum;
Das, wenn Sorg' und Elend nachten,
Unsre Seelen aufwärts trägt —
Jenes Herz ist arm zu achten,
Welches nicht für Hellas schlägt.

Die mitgeteilten Stellen sind Proben der schwungvollen und edeln Sprache des Dichters, über die er meisterhaft verfügt. Das ganze Bändchen entläfst den Leser mit ungetrübtem Gefühl. Wir aber wünschen dem ideal gerichteten Lyriker, der in so ergreifenden Tönen die Schönheit des klassischen Altertums zu preisen versteht, einen litterarischen Erfolg, der dem Werte seiner schönen Gabe entspricht.

Jahresbericht über römische Geschichte und Chronologie für 1888.

Von

Geh. Oberschulrat Dr. Hermann Schiller,

Gymnasial-Direktor und Universitäts-Professor in Giefsen.

1. Zusammenfassende Werke und Abhandlungen allgemeinen Inhalts.

Von Duruy-Hertzberg Geschichte des römischen Kaiserreichs sind bis Ende 1888 86 Lieferungen erschienen, womit der vierte Band abgeschlossen wird. Die Zuverlässigkeit des Erscheinens der Fortsetzungen erhöht den Wert des nützlichen Werkes.

B. Niese, Abrifs der römischen Geschichte. In Handb. d. klass. Altertumswissenschaft herausg. v. Iwan Müller, Nördlingen 1886. Neunter Halbb. S. 567—688.

Der Verfasser teilt seinen Stoff in folgende Teile: 1) Einleitung in die römische Geschichte, 2) Italische und römische Vorgeschichte, 3) 1. Periode der Geschichte Roms: bis zur Vereinigung mit den Kampanern 388 v. Chr., 4) 2. Periode: Unterwerfung Italiens (265 v. Chr.), 5) 3. Periode: bis zur Erlangung der Weltherrschaft (167 v. Chr.), 6) 4. Periode: bis zum Untergange der Republik (28 v. Chr.), 7) 5. Periode: die Kaiserzeit bis auf Diokletian (285 v. Chr.), 8) 6. Periode: die Kaiserzeit bis zum Ende des Reichs im Westen (560 n. Chr.). Bis jetzt sind nur die sechs ersten Teile vollendet, mit dem Anfang des siebenten schliefst der Band.

Die Arbeit wägt überall sorgfältig ab und entspricht so durchaus der Aufgabe des Handbuchs, ein übersichtliches und wissenschaftlich zuverlässiges, dabei gründliches Bild der einzelnen Diziplin zu geben. Nur die Litteraturverzeichnisse hätten reichlicher sein dürfen, da man überall auch den Gegner zum Worte kommen lassen soll. Von

R. Bonghi, Storia di Roma, Milano

ist der zweite Band erschienen: Cronologia e fonti della storia romana; l'antichissimo Lazio e origini della città.

In demselben werden mit eingehendster Gründlichkeit alle Fragen erörtert, welche über die betreffenden Materien aufzuwerfen sind. Der Verfasser kennt die neuere Litteratur überall, doch entscheidet er überall selbständig. Zu einem Auszuge eignet sich das Buch nicht, da man überall den Gang der Untersuchung mitteilen müfste. Denn völlig neue Ergebnisse sind nur selten gefunden.

Ἰακώβου Χ. Δραγάτση Ἱστορία τῶν Ρωμαίων καὶ τοῦ Βυζαντιακοῦ Κράτους μέχρι τοῦ διχασμοῦ τοῦ Ρωμαικοῦ Κράτους. Athen 1888.

Ein Schulbuch ohne wissenschaftlichen oder pädagogischen Wert.

Arthur C. Jennings, Chronological Tables. A synchronistic arrangement of the events of ancient history. London 1888.

Der Verfasser giebt synchronistische Tabellen von 753 v. Chr. bis auf Christi Geburt mit folgenden Rubriken: Political History; Jewish Church History; Wars, Popular movements, Catastrophes; Biography and Topographie; Inventions, Discoveries, Science, Art; Laws, Litterature, Drama, Institutions. Dafs diese Rubriken sehr logisch seien, kann man nicht behaupten. Die ganze Arbeit ist um 50 Jahre verspätet.

2. Chronologie.

Triemel, Zum catonischen Gründungsjahre Roms. Neue Jahrb. f. Philol. 137, 373. 379.

In steter Polemik gegen Unger, der als das catonische Gründungsjahr das J. 739 berechnete, und gegen Soltau (der 744 als solches annahm) und Holzapfel, welche mit jenem die Stelle über Cato bei Dionys. 1, 74 nicht richtig verstanden, sucht der Verfasser zu erweisen, dafs das eigentliche catonische Gründungsjahr 751/50 war. Dionysios hat zuerst dieses wahre catonische Gründungsdatum überliefert.

Soltau, Chronologische Vorurteile. Neue Jahrb. f. Philol. 137, 299–304.

Niese hatte in einer Beurteilung von Soltaus Prolegomena zu einer römischen Chronologie einen kleinen Beitrag zur Chronologie Diodors gegeben. Soltau weist nun nach, dafs der erste Teil, den Niese als seine Entdeckung darlegt, schon von Matzat und ihm so aufgefafst worden sei. Dagegen wird ihm vorgeworfen, dafs er das wichtigste Problem der römischen Chronologie, die Diktatorenjahre, nur nebenbei gestreift habe. Als gleich unbefriedigend wird die Behandlung der Frage hingestellt, weshalb Diodor in der ersten Hälfte des vierten Jahrh. d. St. vier Tribunenkollegien weniger biete; Soltau ist der Ansicht, dafs Diodor bei 244jähriger Königszeit zwischen 507/6 und 504/3 geschwankt habe. Den Erklärungsversuch, den Niese bezüglich der Wiederholung der Eponymen

von Varr. 360—64 und der Übergehung von 380—383. 387 durch Diodor unternimmt, wird zurückgewiesen, weil es bei dem heutigen Stande der chronologischen Forschung nicht mehr möglich sei, mit der Eventualität von Fälschungen mehrerer Jahre oder von einer Eintragung von Fülljahren zu rechnen.

Soltau, Zu den römischen Tagen. Eb. 833—842.

1) Die verschiedenen Bezeichnungen der dies nefasti. Die beiden Noten N und NP bezw. NF sind folgendermafsen zu verstehen. Den dies nefasti ohne Namensbezeichnung fehlte das öffentliche Sühnopfer und die Feiertagsruhe von der Arbeit, wie sie nur den nefasti zukam, die zugleich feriae publicae waren. Diese letzteren wurden in der Regel NP (NF) bezeichnet, vereinzelt sogar FP. Unter Berücksichtigung der Thatsache, dafs die Noten ursprünglich substantivische Bedeutung hatten, wird die Bezeichung der Note NP wahrscheinlich als N(efas) F(eriae) P(ublicae) zu deuten sein.

2) Die dies fasti seit dem Decemvirat. Abgesehen von den nundinae waren die Kalendae, Nonae, Idus sowie ihre Nachtage dies fasti, soweit sie nicht in die längeren Bufszeiten des Februar (1—15) und des April (4—20), in die kürzeren des Juni (5—14) und Juli (1—9) fielen. Eine Ausnahme von dieser Regel bilden Kal. Jun., Kal. Octobr., Kal. Dec. und postridie Kal. Dec., welche mit dem dritten December eine kurze anomale Frist von drei nefasten Tagen im December bilden. Soltau nimmt an, dafs auch diese Tage schon vor Cäsar nefast waren und dafs speciell die Decembertage den kalendarischen Reformen der lex Acilia 191 v. Chr. angehören. Die Herkunft der drei als dies nefasti anomalen Kalenden darf nur so erklärt werden, dafs früher alle dies fasti von nundinae ferngehalten werden sollten.

3) Fiktive dies fasti. Aufser Kal., Non., Idus und ihren Nachtagen zählt Mommsen noch sieben anomale dies fasti (drei dies fissi 24. März, 24. Mai, 15. Juni und 21. Febr., 23. Apr., 19. Aug. und 23. Sept.). Aber die drei fissi waren sicher keine fasti, und die vier anderen waren es wahrscheinlich auch nicht.

W. Soltau, Cato und Polybius. Wochenschr. f. klass. Philol. 5 (1888), 373—382.

Der Verf. polemisiert gegen Niese, der Gött. Gelehrt. Anz. 1887, 828 Soltaus Ansicht bekämpfte, nach der Polybios' Bericht über die tumultus Gallici ein Auszug aus Catos Origines sein soll. Zuerst werden mehrere allgemeine Einwände Nieses zurückgewiesen; die Hauptsache ist aber nach Soltaus Ansicht der Beweis, dafs Polybios 2, 14—22 nur einer lateinisch schreibenden Quelle entnommen sein kann; dafs aber vor 151 v. Chr. andere lateinisch geschriebene Annalenwerke nicht existiert haben, scheint ihm ausgemacht. Die Abstammung aus einer

lateinischen Quelle ergiebt sich aus manchen Ausdrücken, namentlich aus der Art des Gebrauchs von *Γαλάται*. Ergänzt wird dieses Resultat durch die Thatsache, dafs Polybios auch sonst in den wichtigsten chronologischen Fragen sich vorzugsweise auf Catos Origines gestützt hat; diese Annahme wird durch mehrere Angaben zu erweisen versucht.

Ebenfalls gegen Niese a. a. O. ist eine weitere Polemik Soltaus gerichtet: Chronologische Vorurteile. N. Jahrb. f. Philol. 1888, 299. In derselben wird zu erweisen versucht, dafs mehrere Aufstellungen von Niese betreffs der Chronologie Diodors haltlos seien.

W. Soltau, Die römischen Amtsjahre auf ihren natürlichen Zeitwert reduciert. Freiburg i. B. 1888.

Eines der Hauptprobleme der römischen Chronologie ist die Frage nach der wahren Zeit aller einzelnen Amtsjahre sowie nach der Gesamtdauer aller Amtsjahre. Der Verf. versucht die Lösung des Problems, indem er von den Verschiebungen der consularischen Antrittstermine ausgeht. Der Verf. sucht zunächst den Satz zu erweisen, dafs die römischen Eponymenkollegien das römische Kalenderjahr lediglich als Maximalfrist gehabt haben, und dafs nicht selten durch vorzeitigen Rücktritt der Beamten Verkürzungen der Amtsjahre eingetreten sind. Alsdann versucht der Verf. den Nachweis, dafs die Interregna rechtlich einen Teil des Amtsjahres bildeten. So gilt ihm der Satz als erwiesen, dafs x römische Amtsjahre = x—y römische Kalenderjahre waren. Im Folgenden werden die sicher nachweisbaren Antrittstermine der Konsuln seit V. 305 zusammengestellt; sie ergeben das Resultat, dafs, abgesehen von den controversen Diktatorenjahren die 449 Amtsjahre v. Chr. seit dem Decemvirat nur wenig mehr als 445 Kalenderjahre gewesen sind. Der Verfasser glaubt damit gezeigt zu haben, dafs es möglich sei, abgesehen von den Diktatorenjahren die Dauer aller republikanischen Amtsjahre im Einzelnen wie im Ganzen auf wahre Zeit zu reducieren. Aber nun ist die Frage zu beantworten: Welchen Zeitraum umfafsten die sog. Diktatorenjahre? Zu diesem Zwecke wird der Synchronismus bei Polyb. 1, 6 Alliaschlacht = Sommer 387 v. Chr. und Besetzung Roms = Antalkidasfrieden Herbst oder Winter 387 v. Chr. als der annalistischen Zählung wie den Angaben »aller Autoren« bei Dionys. 1, 74 zu Grunde liegend erwiesen; Cato führte ihn in die römische Literatur ein und war die Quelle des Polybios; aufser ihm Timaeus, jeder von beiden unbedingt zuverlässig in chronologischen Fragen. Die Folgerung für die Diktatorenjahre lautet nun folgendermafsen. Dieselben müssen im Wesentlichen je einem Kalenderjahre gleich gewesen sein. Sie waren ursprünglich Konsulatsjahre, die um des chronologischen Ausgleichs willen gestrichen worden sind, und zwar aus guten Gründen: denn bei einer synchronistischen Geschichtschreibung mufsten vier römische Amtsjahre mit dem Vorjahre in der Zählung combiniert werden.

Dieses Ergebnis wird durch einen vierfachen Beweis gestützt: 1) In den Friedensvertragszeiten nach Kalenderjahren werden die Diktatorenjahre mitgezählt, 2) ebenso in Chroniknotizen bei Diodor 19, 10 und 20, 101, 3) die Censurintervalle zwischen 442, 447 (richtiger 446), 450, 454 bedingen ihre Mitzählung, 4) der regelmäfsige Wechsel patrizischer und plebeischer Ädilenkollegien zeigt die Annuität der Diktatorenjahre. Das letzte Kapitel giebt eine Tabelle über die wahre Zeit aller römischen Amtsjahre seit V. 305 und eine hypothetische Reconstruction der vordecemviralen Amtsjahrliste 246—303.

Die Beweisführung ist klar und gewinnend; aber man darf nicht vergessen, dafs auch hier wieder eine Reihe von subjectiven Annahmen nötig ist, mit deren Ablehnung die Beweisführung einen Teil ihrer Grundlagen verliert.

W. Soltau, Die chronologischen Schwierigkeiten des Pyrrhuskrieges. Wochenschr. f. klass. Philol. 5 (1888), 1497—1501; 1524—1526.

Die chronologischen Schwierigkeiten des Pyrrhuskrieges sind nach des Verf.'s Ansicht vielfach übertrieben worden. Was zunächst die zeitlichen Angaben über Beginn, Dauer und Ende der pyrrhischen Kriege in Italien und Sizilien betrifft, so stehen dieselben völlig fest. 280 März Ankunft des P. in Italien; 278 Juli Überfahrt des P. nach Sizilien; 275 Anf. P. Rückkehr nach Italien; 275 Juni Zug nach Samnium; 275 Spätsommer Schlacht bei Benevent; 275 Ende: Rückkehr nach Epirus. Die Verteilung der überlieferten Kriegsereignisse vom März 280 — Juli 278 v. Chr. denkt sich der Verf. folgendermafsen: die Schlacht bei Heraklea fällt etwa in den September 280 v. Chr.; die Waffenstillstandsverhandlungen des Kineas fielen in den Herbst 279 oder Winter 279/78, die Schlacht bei Asculum Ende des Amtsjahres V. 475, etwa in den April 278 v. Chr. Vor, zwischen und nach diesen Thatsachen liegen folgende Ereignisse: 279 Febr. Ti. Coruncanius in Rom; 279 Frühjahr: Aemilius in Samnium, Laevinus deckt Capua gegen Pyrrhus, welcher vor Neapel rückt. 279 Juni: Marsch des Pyrrhus auf Rom. 279 Juli: Aemilius, der zur Deckung Roms herangezogen war, triumphiert nach Pyrrhus' Abzug IV id. Quinct. in Rom, Coruncanius rückt P. nach und vereinigt sich mit Laevinus; beide nehmen als Prokonsuln dem P. gegenüber Stellung; 279 Herbst: Gesandtschaft des Fabricius. 278 März: Einfall des P. in Apulien. 278 Kal. Mai: Antritt der Konsuln v. V. 476 C. Fabricius, L. Aemilius Papus. Erfolg derselben gegen P. Bundesgenossen, ev. bald darauf die Vergiftungsgeschichte. Die von Justin 18, 2 berichtete karthagische Flottensendung gehört in den Sommer 279 v. Chr.

Derselbe, Die ersten julianischen Schaltjahre. Wochenschr. f. klass. Philol. 5 (1888), 762—766, 794—798.

Holzapfel und August Mommsen nehmen den 2. Januar 45 v. Chr.,

Matzat den 1. Januar desselben Jahres als Anfangstag des julianischen Kalenders an. Soltau gelangt auf anderem Wege zu demselben Resultate wie die beiden ersteren.

H. Matzat, Der Anfangstag des julianischen Kalendes. Hermes 23, 48—69.

Die Frage, auf welches Datum und auf welchen Tag der altrömischen achttägigen Woche die Kal. Jan. des ersten julianischen Jahres V. 709 gefallen sind, ist von hervorragender Wichtigkeit für die gesamte römische Chronologie. Ohne sie beantwortet zu haben, kann man keinen Schritt in die dahinter liegende Zeit thun.

Matzat hat in seiner Röm. Chronol. 1, 11—18 denselben auf 1. Jan. 45 v. Chr. bestimmt mit dem Nundinalbuchstaben G (d. h. als siebenten Wochentag). Dagegen haben Holzapfel und A Mommsen den 2. Jan. 45 v. Chr. bestimmt. Matzat erweist nun nochmals seine Rechnung als richtig und widerlegt die Argumente seiner Gegner. Da die Rechnungen hier nicht reproduciert werden können, mufs auf die Abhandlung selbst verwiesen werden.

G. Fr. Unger, Der Gang des altrömischen Kalenders. Abh. d. philos.-philol. Cl. d. k. bayr. Akad. d. Wiss. 18, 281—397.

Der Verf. will nachweisen, dafs von zwei unzweifelhaften längeren Störungen abgesehen, der Kalender des römischen Freistaates allezeit den ihm vorgezeichneten Gang eingehalten und demgemäfs die Monate immer zu ihrer Naturjahrzeit gebracht hat. Für die Abgrenzung der ersten Störung und die Reduction ihrer Neujahre, welche der Verf. in seiner Zeitrechnung der Griechen und Römer (I. Müllers Handb. d. klass. Altertumsw. I S. 77) gegeben hat, soll sie die Begründung nachliefern und die in Jahrbb. f. Philol. 1884 p. 578ff. mitgeteilte Darstellung der zweiten, soweit diese Widerspruch erfahren hat, rechtfertigen. Ein Anhang behandelt die Zeit der Amtswahlen. Die Art der Arbeit mit ihrem weitläufigen Materiel gestattet keine Wiedergabe.

Fr. Rühl, Die Konstantinischen Indictionen. Neu. Jahrb. f. Philol. 137, 789—792.

Der Verf. ist der Ansicht, es müsse einen besonderen Grund haben, dafs mit 1. Sept. 312 eine neue, eigens benannte Reihe von Indictions-Jahren beginne, während sich die Indictionen vorher und nachher an sich nicht im mindesten unterscheiden. Fafst man das Problem rein chronologisch, so ist die nächstliegende Annahme die, dafs mit dem am 1. September 311 nach Chr. beginnenden Indictionsjahre irgend eine grofse Periode ablief, eine Art von annus magnus. Rühl betrachtet nun das Varronische Gründungsdatum (21. April 753 v. Chr.) als Ausgangspunkt der Berechnung und findet, dafs mit dem 31. August 311 ein

Indictionszirkel schliefse d. h. es fallen in diesem Jahre alle Wochentage und alle Mondphasen auf dieselben Monatstage wie im Jahre der Gründung der Stadt Rom. Diese drei Bedingungen zusammen aber hatte in der ganzen Zwischenzeit kein einziges Jahr erfüllt, und so konnte diese Periode von 1065 Jahren wirklich als ein annus magnus bezeichnet werden. Dazu kam, dafs mit dem Jahre 312 ind. XV nicht nur chronologisch, sondern auch historisch ein Weltalter schlofs; denn bereits in den Oktober von 312 ind. I fällt der Sieg des Konstantin über Maxentius und damit der Anbruch einer neuen Epoche für das römische Reich und speciell für die Bekenner des christlichen Glaubens. Wenn das Chron. pasch. die *ἀρχὴ ἰνδικτιώνων* auf den 1. Sept. 49 v. Chr. ansetzt, so geschah dies, weil dies das erste Jahr der Cäsarischen Ära war, wie sie in Antiocheia galt, und zugleich ein erstes Indictionsjahr. Wenn es nun eine Zeittafel gab, welche nach antiochenischen Jahren rechnete und die Zeitcharaktere angab, so mufste bei dem ersten Jahre notwendig *ἰνδικτίων ᾱ* beigeschrieben sein, was dann leicht ein späterer für den Anfang der Indiktionen überhaupt nehmen konnte.

3. Königszeit und Übergang zur Republik.

Joh. Gust. Cuno, Vorgeschichte Roms. 2. Teil. Die Etrusker und ihre Spuren im Volk und im Staate der Römer. Graudenz 1888.

Nach zehn Jahren erscheint der zweite Teil der Vorgeschichte Roms (s. Jahresb. f. 1876—78, 439ff.); weiter war es dem Verf. nicht vergönnt seine Arbeit zu führen, da er bald nach Erscheinen des zweiten Bandes gestorben ist.

In Kap. 1 »Über den Ursprung der Etrusker« werden in der gründlichen, aber weitschweifigen und wenig anziehenden Art, die schon am ersten Bande getadelt wurde, die Ansichten von Herodot, Dionysios von Halikarnafs und K. O. Müller entwickelt. Der Fundamentalsatz, von dem die Forschung ausgehen mufs, ist der bereits von Dionys ausgesprochene, dafs die Etrusker ein autochthones italisches Volk waren. Das 2. Kap. betrachtet die etruskischen Eigennamen und ihre Deklination, sowie einige auffällige Erscheinungen der Sprache, das 3. die Verbreitung des etruskischen Stammes über die italische Halbinsel; dazu kommen im 4. die etruskischen Ortsnamen, deren der Verf. eine recht grofse Zahl in allen Teilen Italiens aufdeckt, endlich im 5. die etruskischen Götternamen, deren Bedeutung der Verf. öfter im Anschlusse an Corssen festzustellen sucht. Im 6. Kap. wird die römische Gründungssage untersucht. Die Rea Silvia wird als Dea Silvia gefafst Silvia = umbr. Çerfia oder Serfia; die Griechen machten aus Silvia Ilia. Auch die Evandersage ist erst allmählich gräcisiert; aus ursprünglichem effandus wird ein Evander; überall werden etruskische Elemente gefunden. Das 6. Kap. ist zum Teil schon früher veröffentlicht worden; es

untersucht die Kämpfe der Etrusker mit den Hellenen. Hier werden die phönikischen Kolonieen und die Anfänge der hellenischen Kolonisation gegenüber gestellt, die Gründung von Cumae und die etruskische Seeherrschaft, der Untergang der Etrusker in Kampanien und der etruskische Söldnerdienst zu Land und zur See eingehend erörtert. Der Verf. weist nach, dafs insbesondere über eine etruskische Seeherrschaft — für einzelne Städte giebt er Seehandel zu — und über die Macht dieses Volkes in Kampanien viele Übertreibungen berichtet sind. In Kap. 8 betrachtet der Verf. »etruskisch-römische Könige und Helden«. Natürlich gehört dazu L. Tarquinius Priscus: Priscus ist die Übersetzung von Lucumo. Servius ist in ähnlicher Weise die Übersetzung des etruskischen Mastarna; beide Namen bedeuten soviel wie Fürst. Auch das Wort Classis, welches in Servius Tullius' Regierung eine so grofse Rolle spielt, ist etruskischen Ursprungs, es bedeutet Volk. Tanaquil-Caecilia ist die etruskische Feuergöttin, welche vielleicht als die Mutter des Servius Tullius galt. Diese etruskischen Sagen sind von etruskischen Eroberern und Kolonisten nach dem Gebiete von Rom gebracht worden. In der Porsennasage sind Mutius Scaevola und Horatius Cocles ebenfalls der etruskischen Heroengeschichte entnommen. Der Verf. ist überhaupt von dem etruskischen Ursprung Roms durchdrungen: Servius Tullius gilt ihm für älter als Romulus; die gewaltigen Bauten, wie die Cloaca maxima etc., können nur von einem festgefügten etruskischen Königtume ausgeführt sein. Die Machthaber einer der grofsen benachbarten etruskischen Städte haben, um den unteren Tiber in ihre Gewalt zu bringen, die latinische Bevölkerung des linken Ufers unterworfen und damit den Anfang zur Unterwerfung Latiums gemacht; sie begannen die Gründung einer Stadt, nachdem durch einen ungeheuren Aufwand von Mitteln die Abzugskanäle gebaut und durch die Entwässerung ein weiter Raum geschaffen oder bewohnbar gemacht worden war. Die Könige und der Patriciat waren etruskisch, die Plebs latinisch, von hier aus wurden die Eroberungen weit nach Süden ausgedehnt, Latium teilweise erobert, teils zu mehr oder minder freiwilliger Anerkennung der römischen Oberhoheit gebracht. Die Gründung Roms kann nur von Caere oder Veii ausgegangen sein; in der That ist sie von Caere aus erfolgt, wo das Grabmal der Tarquinier aufgefunden wurde. Die Werke der letzteren Capitolium, Cloaca verraten sich schon durch ihre Namen als etruskisch. Kap. 9 behandelt »die servischen Centuriatcomitien«. Patricier und Plebeier waren zwei gesonderte Völker von verschiedener Abstammung, Religion, Gerichtsbarkeit, ohne Ehegemeinschaft. Der politische Gedanke des Servius Tullius war, die vermögenden Klassen der Plebs mit dem Patriciat zu verbinden und die werdende Demokratie zu hindern. Im Einzelnen werden von dem Verf. vielfach bestehende Ansichten bekämpft. Kap. 10 führt »die Erhebung der Plebs« vor. Der Sturz des Königstums vollzog sich durch die Verbindung des Patriciates mit der Plebs,

er bedeutet zugleich den Abfall von Etrurien, als dessen Vorkämpfer Porsenna in der Überlieferung erscheint. Er hat Rom unterworfen und den Römern einen demütigenden Frieden auferlegt; sonst läfst sich weder sein Verhältnis zum etruskischen Bunde, noch seine Stellung zu Rom näher ergründen. Der Verf. führt nun seine Ansichten über Plebs und Klienten durch, die des Polemischen so viel enthält, dafs auf eine Wiedergabe der Ausführungen verzichtet werden mufs. Eine besondere Betrachtung wird dem Wesen der Kuriatcomitien gewidmet; der Verf. ist überzeugt, dafs sie ursprünglich der Ausdruck des gesamten römischen Volkes waren. Das Tribunat erscheint als ein auf dem Wege der Revolution den Patriciern entrungenes Zugeständnis, wobei diese sich des Mafses der von ihnen verliehenen Gewalt nicht voll bewufst waren. Kap. 11 enthält eine Untersuchung über die Verfassungsformen vom Anfang des 4. Jahrh. d. St., Kap. 12 die Ausgleichung der Stände, Kap. 13 das Verhältnis von Rom und Latium. In diesen wie in den vorhergenden Kapiteln übt der Verf. an der Überlieferung eine schneidende Kritik. Und wenn man auch oft genug zum Widerspruch gereizt wird, so verdient doch des Verf.'s Scharfsinn, Vorurteilslosigkeit und geschichtlich-politische Bildung unbedingte Anerkennung. Auch ist es ein Vergnügen, seiner Entwickelung zu folgen, die nur da unerfreulich wird, wo sie in sprachliche Untersuchungen eintritt. Aber wo finden sich hier Spuren der Etrusker? In dieser Zeit vollzieht sich das Zusammenwachsen der Kaste der etruskischen Eroberer mit den uralten Bewohnern des Landes. Die etruskischen Könige in Rom hatten bereits den gröfseren Teil von Latium ihrer Gewalt unterworfen; die geschlossene Macht Roms beruhte auf besseren Grundlagen als zuvor die der etruskischen Eroberer, ihr gelang, was jenen mifslungen war, die Unterwerfung von ganz Latium. Bei dieser Gelegenheit findet auch der Verf., dafs der Vertrag mit Karthago in etruskischer Sprache abgefafst war. Der Nachweis, dafs die Sprache der Etrusker auf die römische sehr bedeutend eingewirkt habe, bildet den Schlufs dieser Abschnitte. In Kap. 14 werden wir über die Meerenge von Messina geführt zu den hellenischen Tyrannen in Sicilien, in Kap. 15 zu den Ausonern, Oinotrern und Hellenen in Unteritalien, von denen die ersten Etrusker sind. Mit Kap. 16 »die Etrusker in der römischen Geschichte« kehrt der Verf. wieder zu seinem Hauptthema zurück. Wenngleich die Etrusker uns nur durch die Schilderungen ihrer Feinde bekannt werden, so will der Verf. doch hier Alles zusammenstellen, was über »ihre weltgeschichtliche Bedeutung sich ahnen läfst aus den noch vorhandenen Spuren ihres Wirkens«. Sie hatten ihre Handelsfaktoreien im Polande und in den Alpen und versandten die Erzeugnisse ihrer Industrie über die Alpen (Bronze-, Erz-, Goldarbeiten); den Bernstein erhielten die Hellenen erst durch ihre Vermittelung. Die keltischen Bewohner der Alpenthäler empfingen von ihnen die Schrift und natürlich auch sonst noch bedeutenden Bil-

dungsstoff. Andererseits übten die Hellenen, mit denen intensive Handelsbeziehungen bestanden, einen starken Einflufs auf die Bildung der Etrusker; der Charakter ihrer Kunst blieb aber stets durch das praktisch Nützliche bestimmt. Etrurien war eine uralte Geld- und Handelsmacht; dagegen beruhen die Vorstellungen über Seeraub meist auf Verwechslungen mit den tyrrhenischen Pelasgern. Der Städteflor Etruriens mit seinen gewaltigen Substructionen und Steinbauten weist auf eine dichte Bevölkerung, auf eine uralte Kultur hin. Wahrscheinlich findet sich bei den Etruskern zuerst in Italien das Prinzip des Bogens und der Kielstützung angewandt.

Staatlich stellt sich die Gesamtheit der Etrusker dar durch den Bund der zwölf Städte; an der Spitze einer jeden Stadt stand ein König oder Lucumo; einer der Lucumonen war das Haupt der Gesamtheit; sie sind Häupter der bewaffneten Macht. Was uns über das Verhältnis einzelner Lucumonen zu Rom berichtet wird, läfst sich nur begreifen, wenn Rom eine etruskische Stadt war. Doch scheint es nur selten vorgekommen zu sein, dafs einer dieser Lucumonen zur Tyrannis gelangte. Die Nachrichten über Berührungen der früheren Königszeit mit den Etruskern sind wertlose Erfindungen; erst die Erzählungen von Tarquinius Superbus enthalten allgemeine Erinnerungen aus der Königszeit, aber sie gehören der Geschichte Etruriens oder der Geschichte Roms als einer etruskischen Stadt an; dasselbe gilt von Porsenna. Ein etruskisches Wandgemälde aus Vulci zeigt die etruskische Heldensage von den Siegen ihres Mastarna gegen die Römer unter Gnaeus Tarquinius und die Befreiung des Caeles Vivenna. War Rom eine etruskische Stadt, so stand es unter Lucumonen. Die Familie der Tarquinier besafs die Lucumonie eine lange Reihe von Jahren, während deren sie eine monarchische Gewalt usurpierten. Hierfür wirkten von noch erkennbaren Ursachen: die Menge der Mitglieder, der Reichtum des Geschlechtes, seine Heimat in dem nur vier geographische Meilen von Rom entfernten Caere.

Mit dem Sturze der Tarquinier begann der Kampf der Stände oder der Kampf der latinischen Plebs gegen den etruskischen Patriziat. Dieser war nun losgelöst von Etrurien, seine und Roms Existenz beruhte auf der Teilnahme der Plebs am Kampfe gegen Volsker und Etrusker, gegen Samniten und Latiner; der Preis aber, welchen die Patrizier zahlten, ohne es zu wollen und zu wissen, war der Verlust ihrer etruskischen Nationalität.

Was die Kämpfe gegen Veii betrifft, so hat ein Krieg gewifs stattgefunden, aber sein Verlauf war anders, als er berichtet wird; der Vorteil mufs im Wesentlichen auf der Seite Veiis gewesen sein. Die Überlieferung über die 10jährige Belagerung von Veii zeigt die Erinnerung an schwere Kämpfen und Gefahren; die Eroberung erfolgte erst durch die Bildung eines stehenden Heeres. Die Römer hatten von jeher eine

starke Partei in Etrurien aus nationalen Gründen; dieselbe wuchs durch den Untergang Veiis und durch die von Gallien her drohende Gefahr. Durch diese Partei gewann Rom in Etrurien eine Stellung, welche vielleicht ähnlich war der in Latium zur Königszeit. Den ersten Stofs hatte die etruskische Macht weit vor dem Falle Veiis im Polande durch die Kelten erlitten. Die Einbrüche der Kelten in Etrurien waren nur die Folgen jenes Sturzes. Durch sie litt Etrurien noch mehr als Rom, das bald nachher seine Macht im südlichen Etrurien zu befestigen vermochte. Die Berichte über die späteren Kämpfe zwischen Rom und Etrurien sind wenig wert. Nach der definitiven Unterwerfung des Landes glimmte die Unzufriedenheit noch lange fort; aber im zweiten punischen Kriege mufs das Land römisch gewesen sein, denn Hannibal suchte und fand dort keine Bundesgenossenschaft.

Im 17. Kapitel werden die Verdienste von L. Lanzi und Corssen um die Entzifferung der etruskischen Sprachdenkmäler entwickelt; überall werden die abweichenden Ansichten des Verf.'s begründet. Und sie weichen vielfach ab, und Corssen wird vorgeworfen, dafs er keine Spur von Bescheidenheit den Sprachdenkmälern gegenüber besessen, dafs er mit »roher Willkür hinter der Schanze gelehrten Apparates« mit gröfster Bestimmtheit Gesetze erlassen hat. Das 18. Kap. behandelt »etruskische Inschriften mit Verbalformen«; ein Glossar bildet den Schlufs des umfangreichen Werkes (899 S.), in dem Deecke nur einmal erwähnt wird.

Bei dem weitläufigen Stoffe wird es nicht schwer sein, vieles zu finden, worin der Verf. den Leser nicht überzeugt. Aber einerseits läfst sich dies erklären durch die Wertlosigkeit der Überlieferung, die stets mehr oder minder willkürlich behandelt wird, und durch die Notwendigkeit der Hypothese. Leichtfertige Urteile findet man nirgends. Die Kritik ist oft kühn, aber nirgends läfst sich sagen, dafs die Verhältnisse nicht so gewesen sein können, wie sie dem Verf. erscheinen. Ein tüchtiges Stück Arbeit steckt in dem Bande, und die Forschung ist dem toten Verfasser es schuldig, seine Aufstellungen mit Unbefangenheit zu prüfen.

Wilh. Deecke, Die Falisker. Eine geschichtlich-sprachliche Untersuchung. Strafsburg 1888.

Der Verf. erörtert zuerst die Geographie des Faliskerlandes, sodann die Geschichte der Falisker, ihre Kultur und ihre sonstigen Spuren. Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit den Alphabeten und der Sprache, gehören also, gleich dem ersten Kapitel, nicht in den Jahresb.

Kap. 2 stellt die Geschichte der Falisker dar. Sie sind zunächst verwandt mit Latinern und Etruskern und sind wohl später als Osker, Sabeller-Sabiner, Volsker und Umbrer in die Halbinsel eingewandert. Sie zogen dann durch das Thal des Nar (Nera) zum Tiber hinab, überschritten

ihn und besetzten die seither von Sabinern bewohnte Ebene bis zum Ciminus und zur Treia (später ager Faliscus), darauf auch das südlich daran stofsende Bergland des Soracte mit dem Vorterrain bis zur Gramiccia (später ager Capenas). Mit der Zeit unterlagen die Falisker den sie von drei Seiten umgebenden Etruskern (Veii, Volsinii, Tarquinii); doch behielten sie ihre Sprache und ihr Alphabet. Die Eroberung scheint besonders von Veii ausgegangen zu sein, doch behauptete sich Falerii selbständig und auch Capena, auf es gestützt, gewann seit der Schwächung Veiis eine ziemlich unabhängige Stellung. Die Falisker begleiteten die Etrusker auf dem Eroberungszuge nach Kampanien ungefähr 50 Jahre vor Roms Gründung, und ihre Spuren haben sich im ager Falernus, campus Stellas und anderen Momenten erhalten.

In die Geschichte treten die Falisker durch ihre Kriege mit den Römern ein, die anfangs, wie es scheint, zur Unterstützung von Veii geführt wurden. Der Verf. begnügt sich die erhaltene Überlieferung mitzuteilen, da uns jede anderweitige Kontrole fehlt. Sie dauern fast 200 Jahre und es sind fünf Kriege zu unterscheiden, die nach Livius dargestellt, durch einzelne Bemerkungen Diodors und Plutarchs ergänzt werden.

Kap. 3 wird der Kulturzustand der Falisker geschildert; man darf ihn sich nicht zu hoch vorstellen; den Etruskern standen sie weit nach, und auch von den Römern wurden sie bald überholt. Der Kultus zeigt überwiegenden etruskischen und sabinischen Einflufs. Die Hauptgötter (imperatores summi) waren Jupiter, Juno Quiritis und Minerva; sonst werden noch der Janus Quadrifrons, Mars, Dis Soranus, Feronia, vielleicht Neptun und Vulcan gefunden. Andere Götter, wie Apollo, Venus, Hercules sind aus der Fremde eingeführt. Die Verfassung war aristokratisch-republikanisch. Den kriegerischen Adel bildeten etruskische Familien. Die Stellung der Freigelassenen scheint ähnlich wie in Etrurien, patriarchalischer als in Rom gewesen zu sein. Hauptthätigkeit war der Landbau, wobei Kanalisierung die Fruchtbarkeit des Landes vermehrte; Flachsbau und Rindviehzucht blühten. Obst- und Weinbau gab es, auch Olivenwälder. Der Festungsbau war schon in alter Zeit gut entwickelt. Metall- und Thongeräte sind roh, nur in Bereitung der Metallwaffen zeigte sich Kunstfertigkeit; auch der Handel war früh entwickelt. Alteinheimisch war die Dichtung der versus Fescennini. Spuren der Falisker zeigen sich im Ager Falernus, im Ager Stellas, der an einen Teil des capenatischen Gebietes gemahnt, in Faleria in Etrurien und in Falerio in Picenum.

Benedictus Niese, Die Sagen von der Gründung Roms. Hist. Zeitschr. N. F. 23, 481—506.

Die Gründungsgeschichten Roms beginnen mit der Zeit, wo die Römer anfangen, die Aufmerksamkeit der Griechen auf sich zu ziehen; die verschiedenen Stufen der Macht werden von den Gründungssagen

begleitet, aus denen man zuweilen sehen kann, wie sich Rom darstellte, und was an ihm am bemerkenswertesten erschien. Aufser der Gründung der Stadt waren es auch die Namen von Orten, die Ursprünge gewisser merkwürdiger Sitten und Gebräuche, durch welche die griechische Neugierde angeregt wurde und dadurch ätiologische Geschichten veranlafste, die wohl mit der Gründungsgeschichte selbst verwebt werden. Anderswo wirkte die Eitelkeit einzelner Gemeinden, da es ehrenvoll und unter Umständen nützlich war, mit den Römer verwandt zu sein, was durch eine Gründungsgeschichte am leichtesten zu beglaubigen war. Ein Teil dieser Erzählungen rührt von Historikern her, die gelegentlich die Origines und Merkwürdigkeiten Roms berichten, andere behandelten italische und römische Dinge besonders und ausschliefslich; dazu kamen vereinzelt Dichter, vor allen aber die römischen Antiquare.

Die Griechen pflegten die Bevölkerungen der bekannten Welt auch aufserhalb ihrer Heimat durch Genealogieen und Wanderungsagen von sich abzuleiten, meist durch Vermittelung der Sagen von Herakles, den Argonauten und dem trojanischen Kriege. Auf diesem Wege wurde auch Italien, dessen Küsten von vielen ansehnlichen Griechenstädten besetzt waren, mit Hellas verbunden, wiederum besonders vermittelst des trojanischen Krieges. Roms Anfänge sind an verschiedene Teile der griechischen Sagenwelt angeknüpft worden. Die Sage der Gründung durch den Arkader Euander ist sehr alt. Zu dieser Herleitung gaben vielleicht mancherlei Ähnlichkeiten Anlafs, die man zwischen römischen und arkadischen Gebräuchen zu finden glaubte. Die Neigung, Rom unmittelbar aus Griechenland herzuleiten, blieb bei allen Wandlungen der Sage z. B. bei Varro und Dionys von Halikarnafs. Die meisten Gründungsgeschichten haben aber den Umweg der Heldensage, hier wieder am häufigsten den trojanischen Krieg gewählt (Odysseus und Kirke, Aeneas und Odysseus). In manchen Erzählungen erhält Rom mit anderen italischen Stämmen oder Gemeinden gemeinsamen Ursprung, weil die Italiker mit den Römern als Waffenbrüder und Bundesgenossen auf das Engste verbunden erschienen; so z. B. die Gründer Roms mit denen Etruriens zusammen, wohl zu der Zeit, als die politische Verbindung der etruskischen Städte mit Rom sich vollzog, d. h. zur Zeit des Pyrrhoskrieges. Eine andere Version giebt Aeneas drei Söhne, die sich in das Reich der Latiner teilen; sie ist erst nach 338 bezw. 334 v. Chr. entstanden, als Rom und Kapua sich enge zusammengeschlossen hatten. Die Herleitung Roms von Italos und Leukaria (= Luceria) zeigt, wie sich die Ausdehnung des Namens und Begriffes Italien auch auf Mittel- und Norditalien vollzog, aber auch die Bedeutung von Luceria in Unteritalien; sie kann erst nach 315 v. Chr. entstanden sein, ist aber älter als der Bundesgenossenkrieg, vielleicht auch älter als der zweite punische. Genauer ausgeführt ist allein die Ableitung Roms von Aeneas, der um 200 v. Chr. allgemein als Urahn der Römer anerkannt ist. Auch

diese Sage hat nur die Tendenz durch Vermittlung der Heldensage Rom mit Griechenland zu verbinden; eine Wanderung des Aphroditekultes ist darin nicht zu sehen. Zu allgemeiner Anerkennung gelangte Aeneas dadurch, dafs er zuerst als Gründer Roms Gegenstand der einheimischen Dichtung (Naevius, Ennius) wurde und seine Geschichte sich zuerst in ausführlicher Darstellung mit römischen Orten (Alba Longa, Lavinium) und Institutionen vermählte und dadurch in der That römisches Eigentum wurde. Doch drang erst in der augusteischen Zeit die in Rom herrschende Gründungssage allgemein durch.

Indessen gab es verschiedene Erzählungen, von denen der Verf. einige betrachtet. In einer derselben wird die Stadt nach einem Heiligtum der Fides (πίστις) genannt; diese Sage gehört in die Zeit, da die Hellenen zuerst die Zuverlässigkeit des gegebenen Wortes und der darauf gegründeten Schutzverpflichtung kennen lernten. Naevius, dem Vergil folgte, brachte Roms und Karthagos Gründung in Verbindung; er folgte dem Timäus, zu dessen Zeit beide Städte eng verbündet waren, um Pyrrhos aus Italien und Sicilien zu vertreiben. Die Sage von Romulus und Remus (die Namen sind nichts anderes als die Verdoppelung desselben Namens) bezieht sich wahrscheinlich auf die Kollegialität des Konsulats. Sie heifsen Söhne oder Enkel des Aeneas, aber auch des Zeus, gewöhnlich des Mars; diese Version stammt aus einer Zeit, wo Rom schon seine Überlegenheit in den Waffen bewiesen hatte, und ist nicht älter als etwa 300 v. Chr. Der Name der Mutter schwankt; einmal heifst sie Aemilia, mit Rücksicht auf den Sieger von Pydna. Die Namen sowohl der Gründer als ihrer Eltern sind nicht von Alters her überkommen, sondern bewufst und absichtlich gebildet. Die leitenden Motive finden sich auch in anderen Sagen. Auch die Tarpeia ist ein echt griechisches Motiv; ursprünglich waren die Feinde Gallier. Die Vereinigung von T. Tatius und Romulus hat Anlafs zu vielen Erklärungen über den Ursprung der Stadt gegeben, die aber alle fehlerhaft sind, weil sie die Annahme zur Voraussetzung haben, dafs sich in der Gründungsgeschichte in der That wirkliche Erinnerungen an den Gründungsakt erhalten hätten. Die Sage von dieser Vereinigung hat keinen gröfseren Wert als die vom Asyl; sie will zeigen, wie eine Stadt aus dem Nichts entsteht. Zugleich will sie den Ursprung des Namens Quirites erklären. Will man mehr darin suchen, so schlägt Niese Folgendes vor. Die Sabiner sollten die Sabiner oder Samniten in der älteren weiteren Bedeutung d. h. alle sabellischen Stämme bezeichnen, und man hat dabei an das Bündnis zu denken, das die Römer im J. 358 mit den Samniten schlossen. Beide handelten mehrfach gemeinsam, unterdrückten z. B. die Volsker. Bedenklich bleibt freilich, dafs das Zusammenwirken der Römer und Samniten in der Überlieferung nur schwache Spuren hinterlassen hat. Schliefslich verwirft der Verf. die Ansicht, die Mommsen über diese Sage ausgesprochen hat (Jahrb. 1886, 284),

da die Ereignisse von 290 weder nur die Sabiner betreffen, noch eine Union sind; sie können also dem Dichter nicht den Anstofs gegeben haben.

Conrad Trieber, Die Romulussage. Rhein. Mus. 43, 569—582.

Ranke vermutete, dafs Fabius Piktor bei der Darstellung der Romulussage ein wirkliches Drama benutzt habe, und wollte dieses in einem vorlorenen Stücke des Naevius finden. Im Altertum fiel schon Plutarch das dramatische der Sage auf. Auffallender ist die Ähnlichkeit der Romulussage, wie sie Fabius darstellt, mit der griechischen Sage von der Tyro, wie der Verf. im Einzelnen nachweist. Er ist überzeugt, dafs die sophokleische Tyro der Romulussage des Fabius zugrunde liegt. Doch hat dieser sie nicht direkt dem Sophokles entlehnt, sondern durch Vermittlung des Diokles von Peparethos. So ist die Romulusfabel von dem Griechen Diokles und zwar nach einem griechischen Drama gebildet worden; ein Beweis, welchen Einflufs Griechen auf die Gestaltung der ältesten römischen Geschichte mittelbar und unmittelbar geübt haben.

Fr. Marx, De capite humano invento Tarquinio Superbo regnante. Ind. lect. Rostock 1888/9.

Der Verf. untersucht die Sage von der Auffindung eines menschlichen Kopfes unter der Regierung des Tarquinius Superbus. Er stellt in Analogie eine ähnliche Sage über die Auffindung eines Menschenhauptes bei der Gründung von Karthago. Die Deutung wird dahin gegeben, man habe darunter die für jede Stadtgründung nötige, aus der Erde hervorbrechende Quelle zu verstehen, welche als Kopf des Flusses die Alten gerne mit einem Kopfe verglichen (vgl. *Πήγασος*, *κρήνη*).

4. Zeit des Ständekampfes und der Eroberung Italiens.

Wilh. Lackner, De incursionibus a Gallis in Italiam factis. Pars II. Pr. des Gymn. Gumbinnen 1888.

Es folgt hier der zweite Teil der Jahresb. 1887, 272f. angezeigten Abhandlung; der Verf. fährt fort, in demselben den Wert der Überlieferung zu untersuchen. Bezüglich Plutarchs kommt er zu dem Ergebnisse, derselbe habe fast seinen ganzen Bericht über die gallischen Einfälle aus Livius und Dionysios entnommen. Ihre Widersprüche sucht er auszugleichen, zeigt aber dabei Leichtsinn und Übereilung. Dionysios stimmt meist mit Diodor überein; in der Anordnung von Fragm. 12 nach Fragm. 19 hat Peter Unrecht. Appian hat Plutarch benützt. Daneben hat er auch Dionysios eingesehen. Dio hat die gleiche Quelle wie Livius vor sich gehabt, wahrscheinlich Claudius Quadrigarius. Zonaras hat Plutarch und Dio ausgezogen.

B. Niese, Das sogenannte licinisch-sextische Ackergesetz. Hermes 23, 410—423.

Die Nachricht, dafs sich unter den drei von den Volkstribunen C. Licinius Stolo und L. Sextius im J. 367 v. Chr. durchgebrachten Gesetzen auch das später von Ti. Gracchus erneuerte Ackergesetz befand »ne quis plus quingenta iugera agri possideret« geht auf Livius und einige annähernd gleichartige und gleichaltrige Erzählungen zurück. Dieser Überlieferung steht eine andere, ältere, auf Posidonius, den Fortsetzer des Polybios zurückgehende gegenüber, welche Appian und Plutarch erhalten haben. Beide erwähnen auch ein vorgracchisches Ackergesetz gleichen Inhalts, das aber nicht soweit zurückliegen kann, wie Niese nachweist. Es setzt die Unterwerfung Italiens voraus, und hat den Zweck, die Zahl der Wehrfähigen zu mehren und die Bundesgenossen geneigt zu halten. Und zwar kann es erst eine geraume Zeit nach Italiens Unterwerfung erlassen sein; denn erst allmählich entwickeln sich aus der Freigebung des unverteilten und unverpachteten Gemeindelandes die Übelstände, und es bedarf wieder längerer Zeit, ehe die Römer sich entschliefsen, diesen durch das Ackergesetz zu steuern. Auch die Nachricht führt auf solche Annahme, dafs das Ackergesetz nur kurze Zeit in Kraft blieb; wäre es i. J. 367 gegeben, so wäre es zu Ti. Gracchus Zeit etwa 200 Jahre aufser Kraft gewesen. Dann hätte aber doch sicher sich ein Vorwurf gegen Gracchus erhoben, dafs er so veraltete Einrichtungen wiederbeleben wolle. Die durch das Gesetz bekämpften Übelstände, das Verdrängen der kleinen Landbesitzer und freien Arbeiter durch die Grofsgrundbesitzer und ihre Sklavenheerden kommen im wesentlichen erst nach dem zweiten punischen Kriege zur Erscheinung. Auch setzt das Ackergesetz einen so bedeutenden Umfang des Gemeindelandes voraus, wie man ihn für das Jahr 367 in Rom nicht annehmen darf. Die bessere vorlivianische Überlieferung weifs in der That nichts von dem licinisch-sextischen Ackergesetz. Wahrscheinlich ist das Ackergesetz jünger als das flaminische von 233 v. Chr.; sicher ist es erlassen vor dem Konsulate des C. Laelius Sapiens (140 oder 145 v. Chr.), der es zu erneuern gedachte. In Kraft war es z. Z. Katos (um 167 v. Chr.) Der Verf. möchte es nicht weiter als 150 v. Chr. hinaufrücken, und keinesfalls ist es älter, als das Ende des hannibalischen Krieges. Dafs Livius es in seinen bis 167 so vollständigen Annalen nicht erwähnt, ist ohne Belang; denn sie sind weder vollständig noch unverfälscht. Auch alle übrigen gleichzeitigen oder früheren demagogischen Ackergesetze sind als erdichtet anzusehen. Verdächtig sind aber auch die beiden anderen licinisch-sextischen Gesetze; nach Diodor war das Gesetz, dafs der eine Konsul Plebeier sein solle, ein feierliches Abkommen am Ausgang des Decemvirats. Auch das dritte Gesetz ist wahrscheinlich erfunden und erst aus den Bestrebungen und Anträgen des ersten Jahrhunders v. Chr., wo solche Schuldgesetze gelegentlich auftauchten, in die ältere Zeit versetzt.

Die Untersuchung ist mit gewohntem Scharfsinn durchgeführt. Aber das Schweigen des Livius einerseits und seine direkte Nachricht andererseits wird man schwerlich sich entschliefsen so gering zu achten, wie es der Verf. thut. Die Frage dürfte also noch nicht im Sinne des Verf.'s für entschieden gelten.

5. Die punischen Kriege und die Unterwerfung der Mittelmeerländer.

Bened. Niese, De annalibus Romanis observationes alterae. Ind. lect. Sommer 1884. Marburg.

Der Verf. liefert weitere Beiträge zur Unglaubwürdigkeit der römischen Annalisten, indem er nach Anführung zweier Beispiele von Namen-Dichtungen die Berichte über die Prozesse gegen P. Scipio Africanus und L. Scipio Asiaticus einer Prüfung unterwirft. An Mommsens Behandlung wird ausgesetzt, dafs er die Quellen und den Wert des Livius verkannt habe; für erstere hält er Valerius Antias und Claudius Quadrigarius; sodann hat er die Thatsache selbst nicht richtig erkannt. Der Verf. gibt zuerst den Bericht des Polyb. XXIII fr. 14 und die damit übereinstimmende Erzählung des Gellius, der sie aus Cornelius Nepos entnahm, sodann den von Gellius erhaltenen, von dem Verf. wieder Cornelius Nepos zugeschriebenen Bericht über Scipio Asiaticus, der teilweise von Cicero bestätigt wird. Einen weit ausführlicheren Bericht gibt Livius 37, 43—57. Mommsen hält denselben für innerlich einheitlich und zusammenhängend, aufser einigen Widersprüchen in cc. 55—57, und bezeichnet Valerius Antias als Quelle, womit auch Nissen einverstanden ist. Niese glaubt dies aus verschiedenen Gründen nicht; er sucht vielmehr wahrscheinlich zu machen, dafs Livius den Valerius mehrfach nach Cornelius Nepos corrigiert und erweitert habe. Glauben verdient bezüglich des Africanus nur, was in dieser Erzählung mit Polybios übereinstimmt; dieser hat noch keine Zeitangaben, welche erst von Antias, zum Teil ganz falsch, eingefügt wurden. Der Livianische Bericht über Asiaticus ist ganz unglaubhaft; auch Nepos verdient keinen Glauben, nur Cicero und Valerius Maximus. Der geringe Wert des Livius für die Zeit des punischen Krieges läfst sich darnach bemessen, dafs er über einen Mann wie Scipio Africanus so wenig Zuverlässiges berichten konnte.

v. Pflugk-Hartung, Hannibals Übergang über die Rhône. Von Fels zum Meer. 1883 No. 3.

Eine gemeinverständliche Darstellung ohne wissenschaftliche Bedeutung.

Ed. Wölfflin, Die Rettung Scipios am Tessin. Hermes 23, 307—310 und 479—480.

Der Verf. knüpft an eine von Livius erhaltene Version des Coelius an, wonach Scipio durch einen ligurischen Sklaven gerettet wurde. Da

Polybios 3, 65, 11 bei der Schilderung des Gefechtes nichts von der Heldenthat des Sohnes weifs, kennt er sie 10, 2, 8 durch Laelius. Man kann vermuten, dafs Laelius erst dieselbe hinterher erfunden und Polybios beigebracht hat. Mindestens hatte der junge Sklave Anteil an der Rettung; dies bestätigt Plin. nat. hist. 16, 14, wo Scipio die ihm für des Vaters Rettung angebotene corona civica ausschlägt. Anteil an dem Rettungswerke hat er demnach gehabt, aber ebenso sicher hat er es nicht allein vollbracht.

Reusch, Die Schlacht bei Cannae. Progr. Altkirch. 1888.

Der Verf. sucht zuerst zu erweisen, dafs im J. 216 v. Chr. die Möglichkeit vorhanden war, die Schlacht sowohl auf dem rechten als auf dem linken Ufer des Aufidus zu liefern. Er entscheidet sich für das rechte. Dazu bestimmt ihn der Ausdruck Liv. 22, 44, 3 trans Aufidum; denn derartige Ortsbestimmungen werden entweder so angewandt, dafs der Standpunkt in Rom ist oder so, dafs der Standpunkt ein bestimmter vorher genannter Ort (hier Gereonium) ist. In beiden Fällen ist trans Aufidum auf dem rechten Ufer. Bei Polyb. 3, 110, 10 ist πέραν von dem gröfseren Lager aus zu verstehen; dieses lag aber nach der Darstellung des Schriftstellers nördlich vom Aufidus. Die sämtlichen Angaben der Quellen über die Himmelsgegenden lassen sich nur anwenden auf eine Stellung südlich vom Aufidus. Die Worte bei Polyb. 113, 7 ἐπ' αὐτὸν τὸν ποταμόν bedeuten »so dafs die Front gegen den Flufs war«; hätte die Schlacht auf dem linken Ufer stattgefunden, so hätte Hannibal nicht zugleich Front nach dem Aufidus und nach Norden (114, 8) haben können. Am Tage vor der Schlacht stand Hannibal nach Polyb. 111, 2 nördlich vom Aufidus; denn nur hier konnten sich in der grofsen Ebene seine Reitermassen entfalten (= Liv. 44, 4). Andererseits haben die Römer sicherlich nicht den Kampfplatz so gewählt, dafs Hannibal seine Reiterei möglichst vorteilhaft verwenden konnte. Auch die Schlachtstellung selbst (Liv. 43, 8 = Polyb. 113, 3) setzt das rechte Ufer voraus, wo die Massen der Römer sich nicht so entfalten konnten, wie es in der Ebene möglich gewesen wäre.

Dieses Resultat wird bestätigt durch die Nachrichten des Polybios und Livius über die Lager und die einzelnen Truppenbewegungen am Morgen vor der Schlacht und am Tage der Schlacht selbst. Polyb. erwähnt das erste Lager Hannibals allerdings nicht genauer; nach Liv. 43, 10 war es gegen Südost geschützt, lag also südlich vom Flusse. Das kleinere Lager der Römer sollte nach Polyb. das punische bedrohen; das war nur möglich, wenn es auf derselben Seite stand, wie das des Hannibal. Nach Polyb. schlug Hannibal am Tage vor der Schlacht ein zweites Lager an derselben Seite des Flusses, wo das grofse römische lag, d. h. auf der linken. Livius erwähnt das zweite Lager gar nicht, aber es mufs auch in seiner Erzählung angenommen werden, wenn sie nicht sinnlos sein soll.

Am Schlusse gibt der Verf. eine zusammenhängende Darstellung des Verlaufs der Begebenheiten, wie er sich dieselben denkt.

Solbisky, Die Schlacht bei Cannae. Pr. Realgmn. Weimar 1888.

Der Verf. gibt zuerst eine Darstellung nach dem Berichte des Polybios, den er anschaulich und klar findet; einige kleinere Versehen bezüglich der Zahlen will er nach dem Vorgange von Hesselbarth de pugna Cannensi Göttingen 1874 S. 9. 10 beseitigen. Alsdann gibt er den livianischen Bericht mit besonderer Berücksichtigung der Abweichungen von Polybios. Dann sucht er nach den Quellen, die Livius benützt hat, und findet, dafs die Hauptquelle für Kap. 44—47 Coelius war, woneben teilweise Polybios benützt worden sein mag. Ebenso ist coelianischen Ursprungs 40, 5—6. 40, 79 – 93, 1 gehört wohl Valerius, der Rest von 43 wieder dem Coelius an. 48. 50. 51 stammen wieder von Coelius, 49 von Valerius.

Die Schlacht fand auf dem rechten Ufer des Aufidus statt.

Th. Zielinski, Die Schlacht bei Cirta und die Chronologie von 203/202 in Comment. philol. quibus Ottoni Ribbeckio etc. Leipzig 1888. S. 23—34.

Man hielt bis in die neueste Zeit 24. Juni 203 für das Datum der Schlacht. Für dasselbe ist zuletzt Soltau eingetreten, nachdem andere Ansichten darüber von Zielinski und Neumann veröffentlicht worden waren. Gegen Soltau richtet sich die Abhandlung. Zielinski und Soltau sind darin einig, dafs die ovidische Datierung als urkundliches Zeugnis den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden mufs. Beide behaupten weiter, dafs dieselbe nur mit der Chronologie des Polybios combiniert werden darf, die aber durch die Quellenkritik des Livius ergänzt werden mufs. Aber nach des Verf.'s Ansicht hat ein Mifsverständnis Soltau irre geführt. Denn dieser hat zwei Angaben des Livius (XXX, 11 und 12, 37) für polybianisch gehalten, während sie Zielinski als unpolybianisch und unglaubwürdig verwirft. Er sucht zu erweisen, dafs nach Polybios ein doppelter Auszug des Masinissa nach Numidien anzunehmen ist; die ovidianische Schlacht mufs in den zweiten verlegt werden. Die Chronologie ist folgende: Die Schlacht auf den grofsen Feldern fand im Hochsommer, der Waffenstillstand im Spät-Herbst 203, die Schlacht bei Cirta im Frühsommer, die bei Zama im Hochsommer 202 statt.

Max Koehn, De pugna ad Zamam commissa. Diss. Halle. 1888.

Der Verf. erörtert zunächst das Verhältnis der Quellen zu einander. Livius folgt 30, 29—35 Polybius und hat nur Einzelheiten wahrscheinlich dem Valerias Antias entnommen. Florus folgt Livius, während Eutrop teilweise mit Appian übereinstimmt, teilweise aber Valerius Antias benutzt hat, letzterer lag vielleicht auch Cornelius Nepos vor. Frontinus schreibt wörtlich Livius aus. Dio schöpft aus Livius oder

stimmt mit ihm überein, manches hat er auch selbständig gefunden oder von einem anderen Gewährsmann entnommen. Appian und Polybios haben die gleiche Quelle direkt oder indirekt benutzt; diese Quelle ist Silenus, den Appian durch Vermittlung des Coelius benutzt hat.

Stofflich bringt Appian viele Erdichtungen z. B. den Zweikampf der Feldherrn. Die eigentlich zu benützenden Quellen für den Krieg in Afrika waren Silenus, Cato, Ennius. Polybios hat für den zweiten punischen Krieg Silenus und Fabius, also für die Schlacht bei Zama nur den ersteren benützt, an Ort und Stelle war er aber nicht. Dagegen war er in Karthago und konnte von den Karthagern manches über die Schlacht erfahren, was zur Berichtigung der scipionischen und laelianischen Berichte diente. Zugleich hatte er ausreichende militärische Bildung. Aus ihm schöpfen Livius und teilweise Appian; dieser aber, wie Dio, hatte als Hauptquelle Coelius Antipater; doch ist es auch möglich, dafs sie aus Valerius Antias schöpften oder mit diesem dieselbe Quelle benutzten, der Verfasser hält dies aber nicht für wahrscheinlich.

Die Arbeit ist ohne Wert; dazu ist sie in sehr schlechtem Latein abgefafst.

6. Die Revolution.

Théodor Reinach, Essai sur la numismatique des rois de Pont (Dynastie des Mithridates) Rev. numismatique 1888, 232—263 und 434—456.

Wir heben aus diesen Untersuchungen nur die Münzgeschichte des Mithridates Eupator 121—63 v. Chr. hervor, welche manche Aufschlüsse über politische Pläne und Absichten des Königs gibt.

Conr. Paape, De C. Mario quaestiones selectae. Diss. Königsberg 1888.

Der Verf. hält C. Marius durch die alte Überlieferung für benachteiligt und will für die Jahre 103—100 die Wahrheit feststellen. Dabei geht es ohne einige Hiebe auf Bardey nicht ab. Was die Quellen betrifft, so waren die Zeitgenossen, welche Aufzeichnungen hinterliefsen, Optimaten und Marius bitterfeind. Von den Späteren, welche aus ihnen schöpften, ist Cicero allein erhalten und, obgleich er bisweilen auch ungerecht ist, doch allen anderen vorzuziehen. Livius hat dem Marius feindliche Quellen, sicherlich den P. Rutilius Rufus (bezw. von diesem abgeleitete Quellen) benutzt; Orosius hängt ganz von Livius ab. Plutarch nennt als seine Quellen Sulla und P. Rutilius Rufus, kann also nur mit äufserster Vorsicht benutzt werden; dasselbe gilt so ziemlich von Appian; der Verfasser des liber de viris illustribus ist unparteiisch.

Der Verf. untersucht zunächst die Frage, ob Marius zu Saturninus und Glaucia nahe Beziehungen gehabt habe; er verneint sie auf Grund der Zeitverhältnisse, und weil Cicero davon nichts erwähnt; speziell die

Beteiligung des Marius an der Verbannung des Metellus wurde von den Optimaten erfunden, weil diese ihrer Schwäche zugeschrieben und das Verhalten des Metellus allgemein gepriesen ward. Die nahen Beziehungen zwischen den Tribunen und Marius wurden erfunden, um seinem Charakter einen häfslichen Flecken anzuhängen, wenn er sie später im Stiche liefs und niederwarf. In der That sprach ja manches für solche Annahme; denn die Tribunen haben, um Marius für sich zu gewinnen, ihm manchen Gefallen gethan. Marius aber stand stets auf der Seite der Ritter, genofs ihre Unterstützung und trat auch im Jahre 100 für ihre Interessen ein.

Die nächste Untersuchung gilt den Gesetzen des Appuleius. Die erste lex agraria zu gunsten der marianischen Veteranen gehört nicht in das erste Tribunat des Saturninus; ebensowenig kann sicher erwiesen werden, dafs sie im Jahre 100 eingebracht wurde. Das zweite Ackergesetz v. J. 100 wollte die Gebiete der Tektosagen und anderer Stämme in Gallia Narbonensis, welche zu den Cimbern abgefallen waren, an römische Bürger und Italiker aufteilen. Die Ritter aber hatten gehofft, hier vorteilhafte Güterkäufe machen zu können und machten gegen Saturninus und seine Genossen mit den Optimaten gemeinsame Sache. Gleichzeitig mit dieser zweiten lex agraria brachte Saturninus seine lex de coloniis deducendis ein, welche Koloniegründungen in Sicilien, Achaia und Macedonien verordnete und mit dem Gelde, welches durch Q. Servilius Caepio in den Staatsschatz gekommen war, Landankäufe verfügte. Auch hiergegen kämpften die Ritter. Die lex de maiestate hat mit dem Prozefs gegen Servilius Caepio nichts zu thun; sie ist mit der lex frumentaria i. J. 100 eingebracht worden. Alle Gesetze waren nur auf augenblickliche Abhilfe berechnet; an eine Verjüngung des Staates, die etwa Marius mittels derselben geplant haben soll, ist nicht zu denken.

Die dritte Untersuchung will erweisen, dafs C. Memmius bei der Konsulwahl i. J. 100 der Kandidat der Ritter war, mit denen Marius gemeinsame Sache hatte; deswegen wurde er auf Antrieb von Saturninus und Glaucia ermordet.

Zwingend ist kein einziger der geführten Beweise.

J. Asbach, Das Volkstribunat des jüngeren M. Livius Drusus. Progr. Bonn 1888.

Die Abhandlung gibt ein klares Bild des Tribunen und enthält einige interessante Ausführungen. Den Eid der Bundesgenossen bei Diodor hält der Verf. mit Ihne für untergeschoben. Bei der neuen Organisation der Gerichte handelte es sich nicht um eine Erweiterung des Senats durch Aufnahme von 300 Rittern, sondern um die Bildung einer gemischten Kommission von 300 Senatoren und 300 Rittern, aus denen in Zukunft die Geschworenen genommen werden sollten. Der Eintritt eines Ritters in diese Kommission wurde von einer Prüfung der bisherigen richterlichen Thätigkeit abhängig gemacht.

K. Buresch, Die Quellen zu den vorhandenen Berichten von der Katilinarischen Verschwörung. Comment. philol. quibus Ottoni Ribbeckio etc. Leipzig 1888. S. 219—234.

Der Verf. findet die Quellenkritik sehr unbefriedigend. Er nimmt Weizsäckers Beweis, dafs Plutarch in Cicero Capp. 10—23 mit Ausnahme einiger wenigen Stellen ausschliefslich Ciceros ὑπόμνημα τῆς ὑπατείας benutzt habe, für zwingend und will nur die betreffenden Kapitel nochmal einer Prüfung unterziehen. Plut. S. 247, 23—25 Sint. (kl. Ausg.) und S. 248, 2—6 sind aus Sallust 16, 5 und 14, 5 entnommen. Der Verf. wirft den bisherigen Quellenkritikern vor, dafs sie Ciceros Gedicht über sein Konsulat nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt hätten, das dem Inhalte nach mit dem ὑπόμνημα identisch sei, aus dem doch Dio durch Vermittlung des Livius geschöpt habe. Im c. 17 ist wieder eine kleine Einlage anderswoher übertragen, »aber sie grenzt sich haarscharf ab«. Auch in Caesar, Crassus und Cato hat Plutarch das ὑπόμνημα benutzt. Weiter sucht der Verf. zu erweisen, dafs auch Appian neben Sallust das ὑπόμνημα benützt habe. Der Verf. liest den Vorgängern überall gehörig den Text; er selbst stellt eine völlige Umstofsung der bisherigen Quellenforschung in Aussicht; an Zuversicht fehlt es ihm jedenfalls nicht.

C. John, Der Tag der ersten Rede Ciceros gegen Catilina. Philol. 46, 650—665.

Der Verf. hält als Tag der ersten Rede gegen Catilina nach seinen früheren Ausführungen 8. November 63 v. Chr. fest. Da nun nach dem Zeugnisse des Asconius die erste katilinarische Rede auf den 18. Tag nach dem SC. ultimum fällt, so müfste letzteres auf 22. Oktober fallen, und nicht, wie man bisher annahm, auf 21. Oktober.

Aug. Chambalu, Das Verhältnis der vierten katilinarischen Rede zu den von Cicero in der Senatssitzung des 5. Dezember 63 wirklich gehaltenen Reden. Neuwied Progr. 1888.

Der Verf. weist zuerst nach, dafs Cicero am 5. December wenigstens zweimal das Wort ergriff, einmal zur Einleitung der Verhandlungen, das anderemal zur Beleuchtung der zwei Gutachten des Silanus und des Cäsar. Das zweite Auftreten war wenig bedeutend und auf die Verhandlungen und das schliefsliche Urteil ohne Einflufs. Die erste Rede hat er aufgezeichnet; es ist die vierte katilinarische, an deren Echtheit nicht zu zweifeln ist (vergl. die eigene Äufserung Ciceros Philipp. 2, 46, 119). Der Verf. erbringt aber im Einzelnen scharfsinnig den Nachweis, dafs der weitaus gröfste Teil der Rede im Senate nicht so gesprochen worden sein kann, wie er ihn uns schliefslich überliefert hat. Aber auch von den sachlichen Abschnitten hat er wahrscheinlich nicht alles im Senate vorgebracht. Jedenfalls hat er im Senate nicht die streng disponierte und sorgfältig ausgearbeitete Ausführung gegeben, die er uns

in der Rede vorlegt. Der Verf. macht schliefslich den Versuch das festzustellen, was Cicero im Senate gesagt haben kann. Der Grund für seine Darstellung der Senatsverhandlung war in der Hauptsache ein persönlicher: er wollte als der Retter des Staates erscheinen.

Die Rede ist wahrscheinlich zwischen Mai und Dezember 61 niedergeschrieben; die äufsersten Grenzen sind Mai 61 und Juni 60. Doch hat Cicero sie schwerlich selbst veröffentlicht, sondern sie wurde erst aus seinem Nachlasse herausgegeben. Der sorgfältigen und überzeugenden Untersuchung sind viele Leser zu wünschen.

Die Abhandlung von

M. Antoine, Une séance mémorable du sénat romain. Mém. de l'Acad. de Toulouse 9, 203. 232

über dieselbe Frage ist mir nicht zugekommen.

G. Lacour-Gayet, De P. Clodio Pulchro tribuno plebis. Diss. Paris 1888.

Der Verf. schildert zunächst das Vorleben des Clodius, ehe er zur Quästur gelangte, sodann seine militärische Laufbahn im Osten und Westen. In Kap. 2 wird die Quästur und die transitio ad plebem behandelt. Der Verf. erzählt nicht ohne Behagen die Scene am Feste der Bona Dea und die daran sich anschliefsende Anklage auf Incest. Ziemlich weitläufig, ohne Neues zu sagen, wird die transitio ad plebem dargestellt. Kap. 3 enthält das Tribunat des Clodius; die Verbindung mit Pompeius, Cäsar und Crassus wird sehr klar entwickelt. Besondere Aufmerksamkeit wird den von ihm eingebrachten Gesetzen gewidmet. Kap. 4 giebt die Überlieferung über die Ädilität des Clodius und seine Bewerbung um die Prätur; die Händel mit Milo werden wieder ausführlich verfolgt.

Das Ergebnis des Buches ist gering; es giebt eigentlich nur längst bekanntes. Dafs dieses sorgfältig und verständig aus den Quellen gesammelt ist, kann kaum ein Lob heifsen. Die Latinität ist im Ganzen gewandt, aber doch stellenweise recht modern; namentlich macht den Verf. die Consecutio temporum oft unsicher. Das Beste ist die Zusammenfassung am Schlusse, die knapp und scharf ist.

Valentin-Smith, Fouilles dans la vallée du Formans (Ain) en 1862. Documents pour servir à l'histoire de la campagne de Jules César contre les Helvètes. Lyon 1888

war mir nicht zugänglich.

Rud. Schneider, Portus Itius. Progr. des Königstädt. Gymn. Berlin 1888.

Bekanntlich hat Napoléon III. den portus Itius in Boulogne, Heller in Wissant erkannt; für erstere Annahme ist Desjardins eingetreten,

ohne die Gründe Hellers su widerlegen, der Verf. will die ganze Frage nochmals nachprüfen und thut dies in musterhafter Weise. Man darf deshalb den von ihm gefundenen Resultaten um so mehr Vertrauen beweisen. Die aus den Kommentarien gezogenen Schlüsse für den einen oder den anderen Hafen erweisen sich sämtlich als unsicher, und man kommt mit denselben nicht weiter, als dafs Cäsar aus irgend einem Hafen im Morinerlande abgefahren ist. Alle Schriftsteller der Kaiserzeit — nach Schneiders Interpretation sogar Strabo — kennen nur einen Hafen im Lande der Moriner: Gesoriacum. Wenn man auch annehmen wollte, dafs der Verkehr dahin erst durch Agrippas Strafsenzüge veranlafst worden sei, so mufste man die Frage beantworten, warum denn Aprippa gerade hier dieselben ausmünden liefs. Denn in den 30 Jahren seit Cäsars Expeditionen nach Britannien können sich die Verhältnisse der Häfen unmöglich so verändert haben, dafs ein bedeutender Kriegshafen, der wegen seiner erheblich gröfseren Nähe an Britannien doch den Vorzug verdiente, bereits unbrauchbar erschien; aber ebenso unmöglich ist es, dafs Cäsar bei seinen beiden Expeditonen einen Hafen übersehen hat, den Agrippa und die Späteren insgesamt als den einzigen Überfahrtshafen nach Britannia erkannten. Die Identificierung mit Wissant wird verworfen 1) weil kein Zeugnis eines alten Schriftstellers, keine Strafse, keine römischen Fundstücke von irgend welcher Bedeutung, keine Spuren römischer Arbeiten im Erdreiche kundgaben, dafs Wissant von den Alten als Hafen benutzt wurde, und 2) weil, auch wenn man mit Henry und Heller grofse Versandungen annimmt, der Platz nie ein guter Hafen war, da er völlig blofsgestellt ist gegen die Winde aus Westen, Nordwesten (Chorus ventus) und Norden, gegen welche der Schutz am notwendigsten war. Die Bedeutung des Hafens von Boulogne in der Kaiserzeit und im Mittelalter steht fest; die Untersuchungen von Haigneré bezüglich der Flut und Strömung haben unwiderleglich bewiesen, dafs Boulogne ein vorzüglicher Punkt zur Überfahrt nach England ist. Unerklärt bleibt nur der zweimalige Namenswechsel (portus Itius, Gesoriacum, Bononia).

Die Untersuchung von

H. E. Malden, Cesars expedition to Britain. Journ. of Philol. No. 34. 163

war mir nicht zugänglich.

Victor Pfannschmidt, Zur Geschichte des pompeianischen Bürgerkriegs. Progr. Weifsenfels 1888.

Der Verf. erörtert zunächst die Abfassungszeit von Cäsars Schrift über den Bürgerkrieg; er meint, dieselbe sei nicht 45 oder Anfang 44 verfafst, sondern wahrscheinlich in der Hauptsache gleich nach dem alexandrinischen Krieg und dann bei dem Aufenthalte des Dictators in

Rom veröffentlicht worden, jedenfalls aber vor dem Ausbruch des afrikanischen Krieges. Sodann wendet er sich zur Prüfung der Angriffe auf Cäsars Glaubwürdigkeit und bemüht sich, »was in seiner Darstellung fehlt, nachzutragen und alles auszusondern, was als der geschichtlichen Richtigkeit widerstreitend mit Recht angesehen werden kann«.

Verschwiegen hat Cäsar absichtlich: die Sendung des jüngeren Balbus an den Konsul Lentulus Crus, um diesen zur Rückkehr nach Rom zu bewegen. Der Versuch scheiterte. Ferner ist verschwiegen die Wegnahme des Staatsschatzes Anfang April. Auf die Verschweigungen und Entstellungen in Bezug auf Verwundete und Gefallene, auf die Entschuldigungen und Abschwächungen erlittener Niederlagen oder Unfälle geht der Verf. nicht tiefer ein. Dagegen verschweigt Cäsar, wo er von seinen Wohlthaten gegen die Spanier redet, dafs er von ihnen viel Geld aufbrachte; ebenso erzählt er nicht von der Meuterei der neunten Legion zu Placentia.

Was die Entstellungen historischer Begebenheiten anlangt, so verteidigt der Verf. Cäsar gegen Gloede und Basirer, welche behauptet hatten, Cäsar habe den Asinius Pollio in seiner Erzählung von der Eroberung Siciliens einfach übergangen und durch Curio ersetzt; es scheint dies eher eine Erfindung des Asinius zu sein, den der Verf. weder als Soldat noch als Schriftsteller hochstellt. Eine falsche Darstellung findet sich 1, 11, 4, wo Cäsar glauben machen will, er sei in Ariminum geblieben und habe keine weiteren feindlichen Schritte gegen Pompeius gethan, während wir aus Cicero wissen, dafs er Ancona, Fanum, Pisaurum etc. besetzte. Der Bericht 1, 14, 4 über Einstellung von Cäsars Gladiatoren in das feindliche Heer ist nicht gegen seine Glaubwürdigkeit zu verwenden. Denn auch Cic. ad Att. 7, 14, 2 kennt die Version. Dagegen entspricht der Bericht 3, 1, 4 nicht ganz der Wahrheit; denn er hat nicht blofs einige, sondern alle lege Pompeia Verurteilten und noch manche andere dazu begnadigt. Absichtlich entstellt ist auch der Bericht über die Friedensverhandlungen 1, 24, 4; dagegen scheint der Bericht 1, 9 richtig, aber unrichtig die 1, 10 berichtete Antwort des Pompeius und des Senates; endlich ist auch die Erzählung von dem dritten Ausgleichsversuch 3, 10 und 11 nicht klar und Vertrauen erweckend. Der Verf. will nicht an die Aufrichtigkeit Cäsars bei diesen Verhandlungen glauben. Etwas völlig Unwahrscheinliches wird 3, 56 berichtet; die Geschichte von dem Abfall der Allobroger 3, 59. 60 ist recht fraglich. Mannigfache Unklarheiten, vielleicht auch Entstellungen zeigt der spanische Feldzug, und die Katastrophe des Curio enthält auch offenbare Verdunklungen des wirklichen Thatbestandes, und dasselbe gilt erwiesenermafsen von den Vorgängen in Corfinium 1, 16ff.

Man mufs bei dem Verf. selbst die Beweise nachlesen, die überall mit sorgfältiger Beachtung der sonstigen Überlieferung geführt sind.

W. Fabricius, Theophanes von Mitylene und Q. Dellius als Quellen der Geographie des Strabo. Strafsburg, Heitz 1888.

Der Verf. versucht Theophanes von Mitylene als Quelle Strabos für die Angaben über des Pompeius Feldzüge im Orient im 7. 12. und 14. Buche nachzuweisen, während Q. Dellius die gleiche Stellung einnimmt für die Partherkriege des Antonius im 11. und 16. Buche. Der erste Beweis ist ihm nicht unwiderleglich gelungen; man kann höchstens zugeben, dafs die Annahme möglich ist. Bezüglich des Q. Dellius stimmt der Verf. mit Krüger und Bürklein überein; doch schadet es nicht, dafs er nochmals deren Annahmen als richtig bestätigt. Sorgfältig ist die Karte über die von Pompeius 64—62 geschaffenen Länderverhältnisse, und dasselbe gilt von der Sammlung der Überlieferung über den Feldzug des Pompeius gegen Mithradates 66 v. Chr.

7. Zeit der Julier, Claudier, Flavier und Antonine.

Emmerich Cornelius, Quomodo Tacitus, historiarum scriptor, in hominum memoria versatus sit usque ad renascentes literas saeculis XIV et XV. Progr. Gymn. Wetzlar 1888.

Nur der erste Teil der Abhandlung gehört in den Jahresbericht. In demselben stellt der Verf. die Benutzung des Tacitus durch die lateinischen Geschichtschreiber der fünf ersten Jahrhunderte n. Chr. fest. Zunächst benutzte ihn Plutarch; der Verf. hat dies durch seine Ausführungen so wenig bewiesen wie die Vorgänger, denen er folgt. Sueton hat vieles aus Annalen und Historien wörtlich abgeschrieben; ebenso Dio aus den Annalen. Florus hat für seine Darstellung die Karten von Tacitus entlehnt; auch Justinus. Gekannt und benutzt haben ihn Ptolemaeus, Lucian und Eumenius, auch Tertullian. Ammian, der ihn fortsetzte, hat ihn vielfach sachlich und sprachlich benützt: ebenso Aurelius Victor und Hegesippus. Orosius, Sulpicius Severus, Ausonius, Paulinus Nolanus, Sidonius Apollinaris, der Scholiast des Juvenal, Cassiodorius und Jordanis haben ihn alle mehr oder minder gekannt und benützt.

Wie bei allen diesen Untersuchungen werden auch in der vorliegenden Übereinstimmungen sachlicher Natur, welche auch ähnlich sprachlich benannt werden müssen, zu Beweisen direkter Benutzung und Ausschreibung gestempelt, was sie an und für sich nicht sind.

Wallichs, Die Geschichtschreibung des Tacitus. Progr. Gymn. Rendsburg 1888.

Der Verf. entwickelt in behaglicher Breite die Gründe, die ihn zur Verteidigung des Tacitus veranlafst haben: er ist aufgewachsen in der Zeit, in welcher derselbe ein kanonisches Ansehen genofs, hat diese Auffassung während der Studienjahre und als Lehrer festgehalten, kam

lange nicht dazu, sich mit der neueren Litteratur über diese Frage zu beschäftigen; aber endlich mufste er lateinischen Unterricht in der Prima geben und sich mit derselben bekannt machen. Da gab die Äufserung eines Kollegen, der sich abschätzig über Tacitus aussprach, den Ausschlag; der Verf. mufste sich über die Hauptstreitpunkte Klarheit verschaffen, und berichtet nun, wie er sich diese Klarheit verschafft habe, darf es mir aber nicht verübeln, wenn ich den von ihm gewählten Weg nicht gerade bewundern kann; denn er schlägt keine direkten Bahnen ein, sondern schlendert wie ein müfsiger Spaziergänger con amore dahin und dorthin, betrachtet hier etwas und da etwas, ärgert sich über den einen Weg und freut sich über den andern — kurz es ist eine gemütliche Betrachtung und Causerie, aber kein methodisches Verfahren. Auch kennt der Verf. doch die Kaisergeschichte in ihrem Zusammenhange bei weitem nicht genug. Dabei zeigt sich sein Standpunkt bezeichnend in dem Worte: »es fragt sich doch noch, ob nicht die Kulturgeschichte nur eine Nebenpartie der Weltgeschichte ist, und das für die Nachwelt Lehrreiche und Interessante vorzüglich in dem bewegteren Leben, den politischen Kämpfen, den Veränderungen der Staatsgewalt, dem Kampf der Parteien mit ihr und den Völkerkämpfen liegt«. Der Verf. erörtert nach einander eine Reihe von Ansichten, welche sich in den letzten 40 Jahren gegen die »kanonische Autorität« des Tacitus gewandt haben, und stellt ihnen seine eigenen gegenüber; öfter werden zur Verstärkung gegnerische Aussprüche, insbesondere von Ranke, angeführt. Wie es kaum zu vermeiden ist, geben diese aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen beiderseits nicht selten ein schiefes Bild; an anderen Stellen, wo auch die Autoritäten des Verfassers nicht mit der »kanonischen Autorität« übereinstimmen, klammert er sich an die Form und findet wenigstens noch das Gute an ihnen, dafs sie nicht so schroff und pietätlos über Tacitus sprechen wie die Anderen. Schliefslich gelangt der Verf. zu dem Ergebnis, dafs man auf die Angriffe der Tacitus-Gegner hin diesen nicht aus den Schulen zu verbannen brauche. Ich freue mich mit dem Verf. wenigstens in diesem Punkte ganz gleicher Ansicht sein zu können, vorausgesetzt, dafs er nicht den stadtrömischen Klatsch mit seinen Primanern lesen will, sondern die Tacituslektüre ungefähr so gestaltet, wie dies Dettweiler in Fricks Lehrproben 7, 39ff. dargelegt hat.

Carl Pascal, De Cornelii Galli vita. Rivista de filologia 16, 399—413.

Er ist geboren 685 und gestorben 728 d. St. und stammte aus niederem Stande. Über seine Jugend wissen wir nichts. Später wurde er Freund des Vergil, ob auch des Properz, ist unsicher. Lycoris, die Geliebte des Gallus, ist mit Volumnia-Cytheris, der Maitresse des Antonius, identisch. Wahrscheinlich veranlafste ihn die Sehnsucht nach ihr, die mit einem neuen Geliebten nach dem Rheine gegangen war, 716 oder 717

sich dem Agrippa, der nach Gallien zog, anzuschliefsen. 724 erhielt er die Verwaltung von Ägypten, wo er gegen Antonius und Cleopatra wertvolle Dienste leistete; ihr Lohn war die Präfektur von Ägypten. Als Vice-König machte er sich um die Hebung des Landes durch Kanalbauten etc. verdient. Als er eine Revolte in Theben sehr hart unterdrückte, wurde er unbegründeter Vergehen angeklagt und tötete sich.

Jul. Asbach, Die Überlieferung der germanischen Kriege des Augustus. Bonner Jahrbb. H. 85, 14—54.

1. Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus.

Die Niederlage des M. Lollius wird mit Jul. Obsequens c. 71 in das Jahr 17 (statt wie gewöhnlich 16) gesetzt. Augustus gründete bei seiner Anwesenheit am Rhein in den Jahren 16 und 15 Vetera Castra. Gleichzeitig wurde die fossa Drusiana in Angriff genommen und im Jahre 13 vollendet. Für die Feldzüge des Drusus scheinen dem Verf. die Nachrichten des Florus Anspruch auf Glaubwürdigkeit zu haben, während Dio eine sehr späte, durch die Volkssage getrübte Quelle benutzt hat.

2. Die Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 und 5 n. Chr.

Velleius ist für dieselben eine im Ganzen zuverlässige Quelle. Das Winterlager des Tiberius 4/5 wird zwischen Borken, Haltern und Dülmen gesucht. Auch hier hat Dio entweder äufserst flüchtig berichtet oder eine sehr schlechte Darstellung der germanischen Kriege benutzt.

3. Die Varusschlacht.

Für die Darstellung dieser Katastrophe sind die Mitteilungen des Velleius, Tacitus und Florus guter Quelle entnommen; dagegen besteht bei ihnen ein Gegensatz gegen Dio, dessen Darstellung lückenhaft und unrichtig ist. Es würde also der Forschung die Aufgabe gestellt sein, an der Hand der drei ersten Berichte durch Untersuchungen an Ort und Stelle den Schauplatz im Einzelnen zu finden. Bezüglich des Ortes der Katastrophe schliefst sich Asbach an Mommsen an.

Paul Seyffert, Quaestiones ad Augusti bella Germanorum criticae. P I. De clade Lolliana et de Drusi bellis. Diss. Erlangen 1887.

Der Verf. will die Nachricht des Dio LIV, 20 *ἐν τῇ σφετέρᾳ τινὰς αὐτῶν συλλαβόντες ἀνεστάυρωσαν* mit der Nachricht des Florus 2, 30 viginti centurionibus in crucem actis und Schol. ad Horat. 4, 2, 34 quia antea centuriones Romanos-tentos crucibus defixere zusammenbringen und als Veranlassung zum Kriege des Lollius gegen Sugambrer, Usipeter Tencterer betrachten. Florus sagt nun freilich, dies sei bei Sugambern, Cheruskern und Sueben geschehen, aber der Verf. meint, er habe die betreffenden Nachrichten durcheinander geworfen. Wer nicht der Ansicht des Verf. sei, müsse, meint er, mit Dederich die Nachricht des Florus auf den zweiten Feldzug des Drusus, nicht mit Mommsen auf

den ersten beziehen. Die Worte ad stipendia will er so erklären, Lollius habe die Germanen, weil sie seit 19 v. Chr. keine Einfälle mehr versucht hatten, für so gedemütigt angesehen, dafs er sie leicht tributpflichtig machen zu können glaubte. Nun werden Lollius manche Vorwürfe gemacht, aber den völliger Urteilslosigkeit hat Niemand zu erheben gewagt.

Der erste Zug des Drusus wird nach den Berichten des Dio LIV, 32 und Livius ep. 137 geschildert. Die Schlacht gegen die Bructerer kann nur unbedeutend gewesen sein, da Dio sie nicht erwähnt. Auf den zweiten Zug bezieht der Verf. die Erzählung des Florus 2, 30, da die berichtete Siegesgewifsheit der Germanen nur die Folge der gefährlichen Lage der Römer bei Arbalo hätte sein können. Die Chatten standen anfänglich auf Seite der Römer, wurden aber von den Sugambern zur Heeresfolge gezwungen; denn eine Partei der Chatten stand auf ihrer Seite. Zu deren Bestrafung errichtete nachher Drusus ein Kastell im Chattenlande. Die Erscheinung des germanischen Weibes gehört — gegen Abraham —, wenn sie nicht, wie wahrscheinlich, eine Fabel ist, in den vierten Zug. Auf dem dritten Zuge wurden die Chatten heimgesucht, aber auch die Marcomannen. Auf dem vierten Zuge kam Drusus bis zur Saale, die man fälschlich mit der oberen Elbe identificierte; sein Tod erfolgte in der Nähe von Mainz.

G. Aug. B. Schierenberg, Die Kriege der Römer zwischen Rhein, Weser und Elbe unter Augustus und Tiberius und Verwandtes. Vervollständigung und Berichtigung der ersten Ausgabe von: Die Römer im Cheruskerlande. 1862. Frankfurt a. M. 1888.

In dem »Vorwort zur zweiten Ausgabe« polemisiert der Verf. gegen eine Reihe von Gelehrten, von denen er sich als schlecht behandelt betrachtet. Sachlich behauptet der Verf. folgendes ad caput Juliae fluminis bei Velleius bedeutet die Geule westlich von Aachen, wo die Grenzen der Provinzen Ober- und Unter-Germanien sich berührten. Die Kriegszüge des Drusus und Tiberius ostwärts zur Weser und Elbe gingen nicht von Mainz, sondern von Vetera aus. Aliso war nie römische Festung, sondern nur zweimal Zufluchtsort versprengter römischer Heere. Das Kastell, welches Germanicus im Frühjahre 15 am Berge Taunus erbaute, ist nicht in der Saalburg, sondern an der oberen Lippe zu suchen. Varus zog über den Externstein in das Cheruskerland; »das Geschwätz von der Dörenschlucht ist Faselei, die aller Begründung entbehrt«. Am Externsteine hatte er sein Sommerquartier, eine Stunde östlich vom heutigen Detmold hat ihn die Katastrophe ereilt.

Der zweite Abschnitt schildert den Rachekrieg der Römer gegen die Cherusker. Der Verf. gefällt sich auch hier, alle bisherigen Ansichten auf den Kopf zu stellen. So wohnen nach seiner Ansicht die Chatten an der unteren Ruhr, Thusnelda war weder die Tochter Segests

noch die Gemahlin Armins. Bei dem Überfalle auf dem varianischen Leichenfelde macht sich Germanicus davon (aequis manibus abscessum heifst: mit angemessener Mannschaft macht er sich davon!!), die pontes longi, Dielbrücken lagen zwischen Delbrück und Ringboke, mit dem Wasser des Haustenbachs wurde das römische Lager überschwemmt. Die Totenhügel für Varus und sein Heer waren aber kaum angefangen, geschweige vollendet worden. In der Schlacht auf dem Idistavisusfelde wurde Germanicus thatsächlich besiegt, der zweite Kampf fand zwischen Venne und Engter statt. Der Bericht des Tacitus ist teilweise ironisch gehalten, teilweise ein Zugeständnis an die in Rom erlogene Darstellung.

Alsdann folgen Studien zu den Annalen des Tacitus. In denselben wird der Versuch gemacht, die vorstehenden Ansichten aus Tacitus zu begründen. Der Verfasser sagt, er sei 44 Jahre alt geworden, ehe ihm das erste lateinische Exemplar des Tacitus in die Hände gefallen sei. An und für sich ist es ja wahrhaftig keine Schande, wenn ein Mann in diesen Jahren sich noch auf die Erlernung der lateinischen Sprache wirft. Vorsichtig wäre es aber, wenn er sich an der Interpretation nicht versuchte; sonst kommen Dinge zutage, wie das vorhererwähnte aequis manibus abscessum, ja noch viel schlimmere. Es ist daher besser, von diesem Teile zu schweigen; denn von taciteischem Sprachgebrauch hat der Verf. keine Ahnung.

An diese Studien schliefsen sich andere zu Tacitus' Germania, welche ebenfalls meist Polemik enthalten. Ein weiterer Artikel »Zur Varusschlacht« bekämpft die Ansicht Mommsens. Der Verf. sucht das Sommerlager des Varus östlich vom Externsteine, und dort ist auch das Schlachtfeld zu suchen. Eine wichtige Quelle für die Varusschlacht entdeckt der Verf. in der — Edda, deren Hauptlieder nach seiner Ansicht um 1100—1130 niedergeschrieben sind und die altheidnische Tradition bewahrt haben, welche in Deutschland durch die christliche Geistlichkeit sorgfältig ausgetilgt wurde. Der Grund von Varus Vernichtung war darnach die Verletzung der religiösen Heiligtümer des Volkes durch Varus; am Externsteine wurde die Mutter Erde als Ostara verehrt. Siegfried ist Armin, der Drache Fafnir die römische Weltherrschaft etc. Aus der Edda wird abgeleitet, dafs Varus' Sommerlager auf der Moorlage bei Horn stand; der Totenhügel fällt nach Detmold, wo der Knochenbach auf den Namen Lechthope (Leichenhaufe) führt. Der Varusberg einige Stunden südlich von Horn hat seinen Namen von einem Wachtposten des Varus, um den Zugang durch den Pafs von Altenbeken nach Höxter zu decken. Zwischen Varusberg und Externstein liegt der Banngarten d. h. Todesgarten, nämlich der Reiterei des Numonius Vala. Hier haben sich viele hunderte von Hufeisen im Boden gefunden. Der Schlachttag war der 19. August. Arminius hat nicht im römischen Heere gedient, sondern befand sich blofs im Gefolge des Tiberius. Die Barenauer Münzfunde will Schierenberg auf die Angrivarierschlacht zurückführen.

Ein weiterer Nachtrag sucht zu erweisen, dafs die Grotte am Externsteine von Varus als Mithräum geschaffen wurde; einige weitere Nachträge suchen diese Annahmen zu stützen. Man mufs bei dem Verf. Interpretation und Autopsie scheiden; wo letztere besteht, wird seine Schrift stets einigen Wert haben; dagegen die erstere ist teilweise wegen der unvollkommenen Sprachkenntnis wertlos, teilweise deswegen bedenklich, weil er, wie meist Lokalantiquare, die Schriftstellen seiner Intuition anpafst.

M. von Sondermühlen, Spuren der Varusschlacht. Berlin 1888.

Der Verf. giebt nach einer Einleitung über die Quellen eine kurze Vorgeschichte der Römerzüge in Germanien. Um den Ort des Varuslagers ausfindig zu machen, geht er von der Erwägung aus, dafs Varus' Aufmerksamkeit auf die Gewinnung eines festen Punktes an dem von Aliso aus nächsten schiffbaren Teile der Weser gerichtet sein mufste. Da er von Süden kam und dem Laufe des sich ihm gegen Norden quer vorlegenden Weserstromes folgte, so sah er sich genötigt, sein Lager so weit als möglich gegen die Mündung des Stromes vorzuschieben. Er konnte es aber nicht jenseits der Bergkette verlegen, die der Weserflufs bei Porta durchbricht, weil er dann von Aliso und dem Rheine abgeschnitten worden wäre. Das Sommerlager ist also südlich der Porta zwischen Rinteln und Rheme zu suchen. Zwischen Vetera und Amisia, der Festung an der Mündung der Ems, bestanden unzweifelhaft geschützte Heereswege, und Varus' Absicht mufste sein, eine sichere Verbindung zwischen dem Lager an der Weser und Amisia herzustellen. In der Ausführung dieser Absicht erblickten die Cherusker eine Bedrohung ihrer Freiheit. Varus wird von dem Verf. als ein Mann geschildert, der unter bedächtigem, gutmütigem Äufseren klare Überlegung und grofse Festigkeit besafs, die, wenn es erforderlich schien, sich auch in rücksichtslose Grausamkeit verwandelte; er war für ein durch die Umstände gebotenes langsames Vorgehen in Deutschland der best geeignete Mann. Als ein besonderer Grund des Hasses wird die Sophistik des römischen Rechtsverfahrens angeführt, welches immer im Auge behielt, was den Römern oder der ihnen ergebenen Partei Vorteil brachte. Das Sommerlager wurde der Sammelplatz der germanischen Häuptlinge und bildete die Bühne, auf der sich ein gewaltiges Drama von Treue und Liebe, Patriotismus, Herrschsucht, Arglist und Verschlagenheit, Freundschaft und Arglist abspielte. Dafs die Germanen die Legionen weder auf ihrem Marsche zur Weser noch während ihres langen Aufenthaltes an diesem Flusse angriffen, dazu trugen noch des Verf.'s Ansicht die Nähe von Aliso, die beiden dort unter Asprenas stehenden Legionen (?) so wie die geschützte Verbindung zwischen Aliso und dem Rheine bei. Diese Verbindung mit Aliso wurde hergestellt durch eine Strafse über Wiedenbrück und Gütersloh, die bei Bielefeld die Bergkette durch-

brach. Das Sommerlager selbst war bei Varenholz. Hier würden Nachgrabungen wohl Reste der römischen Umwallungen ergeben. Es war so fest, dafs die Deutschen nicht wagten, es anzugreifen, sondern warteten, bis die Römer, vom Sommerlager abziehend, ihre feste Stellung in demselben aufgaben. Da Varus nach Süden eine feste Strafse besafs, so mufste Armin es fertig zu bringen suchen, dafs er nicht nach Süden zog; dies war der Zweck der Scheinempörung. Zugleich mufste sich aber der Marsch gegen die Empörer mit dem Abmarsch zum Rheine vereinigen lassen, da Varus nicht gewagt hätte, bei Beginn des Spätherbstes in unbekannte, abgelegene und unsichere Gegend mit dem ganzen Heere zu marschieren. Dies traf nur zu, wenn die empörten Völker westlich vom Sommerlager wohnten. Zu diesem Zuge konnte Varus sich um so mehr entschliefsen, wenn er etwa von dem Sommerlager die Verbindung mit der Heerstrafse von Vetera nach Amisia bei Bentheim herstellen wollte. Der Verf. will in den im Dosen-Moore, bei Vörden und Ueffeln aufgefundenen Resten alter römischer Bohlen-Wege Spuren der von Varus vorbereiteten Strafsenzüge erkennen. Die Cherusker können sich nur in den Moorgegenden zwischen Weser, Hase und Hunte gesammelt haben. Varus hatte zunächst das leichthügelige Gebiet zwischen Varenholz und Bünde und dabei den Flufslauf der Werre zu passieren; das erste Nachtlager war in der Gegend von Bünde, jenseits der Werre. Durch Aufstauung ihrer Wassermassen wurde die ganze Niederung unter Wasser gesetzt und durch Abreifsen der Brücken den Römern der Rückmarsch zum Sommerlager oder eine Wendung nach Süden unmöglich gemacht. Nun blieb den Römern nur noch ein Weg gegen Westen d. h. das Durchdringen zum Emsflusse und zu dessen gesicherten linksseitigen Landstrecken. Der nächste Weg zur Ems führt von Bünde aus auf jene Berge, aus welchen weithin sichtbar die Dietrichsburg (Teutoburg) emporragte, nach der Tacitus den saltus Teutoburgensis genannt hat. An diese Teutoburg knüpft der Verf. phantastische Betrachtungen über die Höhe der Kultur unserer Vorfahren. Die ganze Combination ist ein sehr schwacher Punkt der Schrift; diese Burg war »höchstwahrscheinlich Besitz und Wohnsitz des arminischen Fürstengeschlechts«, zu dem »das Wittekindische Geschlecht wahrscheinlich in einer direkten Nachkommenschaft stand«. Von dieser Stelle aus haben sich die germanischen Heerführer durch Feuerzeichen während der Nacht und optische Signale am Tage verständigt und benachrichtigt. Armin liefs zunächst die Besatzung des Sommerlagers niedermachen, die Varus zurückgelassen hatte, und dieses selbst besetzen, damit Asprenas nicht zu Hülfe kommen konnte. Der Angriff auf das erste Nachtlager des Varus bei Bünde erfolgte vor dem Aufbruche der Römer von Norden her; durch ihn wurde Varus in Unordnung nach Süden und in die Bruchgegenden südwestlich von Bünde gedrängt (Winne-Brook = Siegestal). Die Legionen mufsten sich nun über Buer in die Berglandschaft der Dietrichsburg wenden, um

die flache Moorebene nördlich des Wiehengebirges vermittels des Passes bei Oster-Cappeln oder Engter wieder zu gewinnen. Die Verschanzungen des zweiten Lagers will der Verf. auf einer Berghöhe »Wagenhorst« bei Oberholsten erkennen; die Beweise sind aber mindestens sehr unsicher. Am dritten Tage stiegen die Legionen am westlichen Abhange der Wagenhorst hinab, wo sie im Thale, dem Laufe des Opkebaches folgend, zwischen Fledder und Dören, den Lehmhorst südlich lassend, unterhalb des nach Norden gelegenen »dicken Thumhorst« auf die »Oberheide« kamen und dann über Jöstinghausen, Hitzhausen, Caldenhof bei Oster-Cappeln die Bergschlucht passierten, durch letztere endlich in die erstrebte Ebene jenseits der Bergkette kamen; das dritte Nachtlager ist in der Gegend des Dorfes Venne zu vermuten. Der nächste Marsch führt durch eine weite trockene Ebene bei dem Landgute Niewedde über Ueffeln oder über Vörden an die Ems. In der Ebene, ungefähr zwei Stunden westlich von Venne, zwischen Vörden und der Bergkette bei Engter, auf dem »Witte- oder Wyks-Felde« erfolgte die Katastrophe. Doch pflanzte sich der Kampf mit einzelnen römischen Heeresabteilungen in den Berggegenden südlich des Wittefeldes und nördlich von Osnabrück über ein gröfseres Terrain fort.

Die Spitze der Angriffe des Germanicus ist stets gegen die Cherusker gerichtet, welche westlich der Weser bis zu den jenseits der Hase zwischen Meppen und der Stadt Rheine gelegenen Bruchgegenden ausdehnten, andererseits von den Mooren am Dümmer-See und den Ebenen des Münsterlandes und der Senner Heide eingeschlossen waren. Dafs Germanicus stets den Versuch machte, von Norden aus in dieses Land einzudringen, erklärt sich nach des Verf.'s Ansicht nur dadurch, dafs das Bergland gegen Angriffe von Süden her durch zahlreiche starke Festungen geschützt war Deshalb liefs Germanicus durch die Moorgegenden die unter dem Namen pontes longi bekannten Bohlenwege anlegen. Der Verf. hat es nicht unterlassen, eine Anzahl seiner Ansicht nach cheruskischer Burgen aufzuführen Germanicus und seine Feldzüge werden von dem Verf. mit grofser Antipathie behandelt, was sie schwerlich verdienen; der »tapfere Prinz« erscheint alle Augenblicke, und seine Siege sind lauter Niederlagen.

Die übrigen Teile, die sich mit Armin und seiner Familie und der Verherrlichung der deutschen Thatkraft befassen, kommen für die eigentliche Frage nicht in Betracht.

Auch in dieser Arbeit hat nur das Wert, was der Autopsie und der Lokalkenntnis entnommen ist Sonst ist vielfach »Dichtung und Wahrheit« gemischt.

Paul Höfer, Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz. Leipzig 1888.

Im ersten Teile bespricht der Verf. die Quellen über die Gegend der Varusschlacht. In steter Polemik gegen Mommsen gelangt er zu

folgenden Ergebnissen. Die Schlacht hat sich jenseit Aliso, vom Rhein aus gerechnet, zugetragen, also östlich oder nordöstlich oder südöstlich von diesem Platze. An der Ostgrenze der Brukterer, also im Quellgebiete der Ems und Lippe stehend, mufste man sowohl von der Emsstrafse als auch von der Lippestrafse dorthin gelangen können; das Vordringen war aber mit Schwierigkeiten verbunden. Schon aus diesen Bestimmungen läfst sich mit grofser Wahrscheinlichkeit erkennen, dafs das Gebirge, hinter welchem das Schlachtfeld lag, in der östlichen Verlängerung der Lippe- und der Emsstrafse lag. Denn wollte man glauben, es habe südlich von der Lippe gelegen im Haarstrang oder an der Möne, so müfste man zugestehen, dafs Germanicus, bei seinem Feldzuge gegen die Chatten und besonders bei seiner Befreiung des Segest, dieser Örtlichkeit viel näher gekommen sein würde, als bei dem Feldzuge entlang der Ems. Dasselbe würde der Fall sein, wenn man die Sumpf- und Waldgegend bei Beckum, die zwischen Ems und Lippe liegt, für den Teutoburgiensis saltus halten wollte. In beiden Fällen würde ferner der Rückmarsch vom Schlachtfelde im Jahre 15 sich anders gestaltet haben, als er ann. 1, 63 ff. erzählt wird. Caecina, der sein Heer auf dem Landwege nach Vetera und Köln bringen sollte, würde, falls das Schlachtfeld südlich der Lippe lag, die Lippestrafse eher erreicht haben als die Ems, und zwar noch mit Germanicus vereinigt. Lag das Schlachtfeld nördlich der Lippe, bei Beckum, so war ihm ebenfalls die Lippestrafse leicht erreichbar; denn die Beckumer Berggegend liegt nur eine Meile von derselben entfernt; auch in diesem Falle würde er nicht erst an die Ems mit marschiert sein, und falls er dennoch das Heer des Germanicus bis zur Ems begleitet hätte, so hätte er bei dem Rückmarsch zur Lippestrafse nicht auf einen halb verfallenen, lange Zeit unbenutzten Weg (des Domitius) zu gerathen brauchen, sondern er konnte denselben Weg wählen, welchen er soeben mit dem gesamten Heere passiert hatte. Die Lippestrafse selbst aber hatte Caecina erst im Frühjahre desselben Jahres wiederholt beschritten, als er dem gegen die Chatten operierenden Germanicus den Rücken gegen die Cherusker und Marsen deckte oder den Segestes befreite. Auch hier konnte er den verfallenen Weg des Domitius nicht antreffen. Die Situation des Caecina auf seinem Rückmarsche von der Ems zur Lippe (oder nach Vetera) verbietet also, das Schlachtfeld südlich der Lippe oder zwischen Lippe und Ems anzusetzten; ebenso macht der Umstand, dafs Caecina und Germanicus wiederholt in dieser Gegend operiert hatten, ohne in die Nähe des Varusschlachtfeldes zu kommen, beide Annahmen unmöglich. Nur das östliche Gebirge, der Teil des Osnig zwischen dem Bielefelder und dem Altenbekener Passe, auf welches die Lippe- und die Emsstrafse in ihrer Verlängerung führen, entspricht genau allen Angaben über die Lage des Teutoburgiensis saltus und den damit in Verbindung stehenden historischen Vorgängen. Aufser diesem Theile des Gebirges

kann nur noch die westliche Fortsetzung zwischen Bielefeld und Iburg, also der nördlich von der Ems gelegene Teil des Osnig in Betracht kommen, aber nur dann, wenn Aliso so weit westlich lag, dafs von diesem Gebirge die nächste Verbindung mit dem Rhein ebenfalls über Aliso führte, etwa bei Haltern. Die Unmöglichkeit einer solchen Lage, nur fünf Meilen vom Rhein entfernt, ergiebt sich aus der Länge des Marsches, welchen die flüchtige Besatzung (im Winter 9/10) zu machen hatte, ferner aus dem Umstande, dafs Asprenas den Eingeschlossenen nicht zuhilfe kam, obwohl ihn kein feindliches Heer daran hinderte. Dafs Aliso nur an der oberen Lippe gelegen haben kann, sucht der Verf. im zweiten Teile »Aliso« zu erweisen. Er untersucht den Bericht über die Gründung und entnimmt diesem, dafs der Ort nahe dem Cheruskerlande d. h. an der oberen Lippe so weit östlich wie möglich gesucht werden müsse. Alsdann widerlegt er die Einwendungen, welche im Interesse anderer Hypothesen gegen diese Lage vorgebracht wurden; dieselben zerfallen teils in nichts, zum Teil beruhen sie auf irrtümlichen Voraussetzungen. Endlich zieht er, an der Lippe aufwärts gehend, alle Punkte in Betracht, welche bisher für Aliso vorgeschlagen sind; denn mit den bisherigen Vorschlägen ist auch die Reihe der Möglichkeiten erschöpft. Keiner entspricht so den Angaben wie der Ort Neuhaus an der Lippe-Alme-Mündung. Denn von ihm gilt das σφίσιν ἐπιτειχίσαι, das Winterlager ad caput Lupiae, es ist der äufserste Punkt römischer Befestigungen (cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita), der Name Aliso-Elsen, Ἐλίσων-Eller; seine Lage ist unangreifbar, es wird nach den Operationen gegen die Cherusker auf's neue besetzt, der Unwille der Cherusker über neue Kolonieen, endlich die Richtung der alten Strafsen von Mainz, Köln, Vetera. Wenn aber Aliso an dieser Stelle zu suchen ist, dann ist auch der Lippische Wald als Teutoburgiensis saltus mit voller Bestimmtheit erwiesen.

Im dritten Teile werden die Münzfunde von Barenau kritisiert. Der Verf. bringt eine Reihe erheblicher Einwände gegen Mommsen vor und gelangt zu dem Ergebnisse: Es geht also nicht an, die Münzfunde bei Vennen, Barenau u. s. w. als die Spuren einer römischen Niederlage anzusehen. Höfer ist eher geneigt anzunehmen, dafs die Auffindung der Münzen auf einem weiten Raume, ohne andere Metallreste, speciell ohne andere römische Spuren aus einem feindlichen Überfall einer Hütten-Ansiedlung mit Mord, Plünderung und Brand zu erklären sei. Da er der Ansicht ist, dafs die Gegend um Barenau, in welche Mommsen das Varusschlachtfeld verlegte, in das Angrivarengebiet gehört, so will er jenen Überfall mit Brand und Mord dem Stertinius (ann. 2, 8) zuschreiben, der auch noch einmal nachher gegen sie Krieg führte. Das Geld der erschlagenen Angrivaren, das unter der Asche der verbrannten Hütten liegen blieb, ist es, welches hin und wieder zutage kommt. Sehr wahrscheinlich ist gerade diese Darstellung des Hergangs nicht, wenn sie

auch nicht als unmöglich bezeichnet werden kann. Lesenswert ist in diesem Abschnitt auch, was der Verf. über die eine grofse Rolle spielenden Bohlbrücken sagt.

Der vierte Teil erörtert die »Quellen zur Varusschlacht«. Der Verf. stellt sich hier auf den Standpunkt von Schierenberg und von Ranke, indem er Florus, Velleius, Frontin und Tacitus allein als Quellen berücksichtigen will und den Bericht des Dio völlig verwirft. In ausführlicher Untersuchung vergleicht er den Inhalt der einzelnen Quellen und betont besonders die unlösbaren Widersprüche, welche Dio mit den Angaben der älteren römischen Schriftsteller enthält. Dieser Teil ist nicht von Willkürlichkeiten frei, und insbesondere für den Vorschlag das taciteische prima Vari castra als dasjenige Lager aufzufassen, »welches Varus ursprünglich inne gehabt«, wird der Verf. keine grofse Zustimmung erwarten dürfen.

Nach diesem Ergebnisse der Quellenkritik wird im fünften Teile »der wahre Hergang der Varusschlacht« geschildert. Danach standen die Cherusker in einem Bundesgenossenverhältnisse zu den Römern, das Varus in ein tributäres umwandeln wollte, indem er zugleich die höchste Gerichtsbarkeit für sich beanspruchte. In diesem Versuche, servitus an Stelle des Bündnisse zu setzen, erkannten die Cherusker Bruch des Bündnisses und Mifsbrauch des Vertrauens: die Römer waren fortan ihre Feinde. Die Cherusker, von Armin beraten, beschlossen, sich des Varus, der durch Vertrauensbruch eine feste Stellung mit gesicherten Verbindungen mitten in ihrem Lande erlangt hatte, so rasch als möglich zu entledigen. Man baute den Plan dazu auf die Unvorsichtigkeit des Varus, Zuhörer und Zuschauer zu seinen Gerichtssitzungen zuzulassen. Indem die Germanen auch ihre eigenen Rechtshändel dem Statthalter zur Entscheidung vortrugen, verführten sie ihn zu der höchsten Sorglosigkeit. Er berief entweder selbst die Cherusker zusammen oder entbot ihre regelmäfsige Versammlung vor seinen Richterstuhl, in der die Männer bewaffnet zu erscheinen pflegten. Bei dieser Gelegenheit sollte der Überfall ausgeführt werden. Trotz der Warnung des Segest zögerte Varus mit der Verhaftung Armins und hielt am Tage nach der Warnung einen Gerichtstag ab. Bei dem Heroldsrufe stürzten sich die Germanen auf die römischen Offiziere, töteten die drei Legaten und verwundeten Varus; bald war das Lager genommen. Man kann dem Verf. zugeben, dafs er gezeigt hat, wie viel die Überlieferung wert ist; aber dafs er ein wahrscheinliches Bild des Hergangs geschaffen habe, kann man nicht behaupten. Ungefähr 30,000 Mann standen in dem Lager. Wenn man nun auch es für möglich hält, dafs die Cherusker dem Gerichtstage beiwohnten, wenn man auch annehmen will, dafs keinerlei Vorsichtsmafsregeln für eine so grofse Versammlung getroffen gewesen seien — lauter Unwahrscheinlichkeiten — wie soll man es für möglich halten, dafs vonseiten der römischen Soldaten gar kein Versuch ge-

macht wurde, die Letzteren, die doch im besten Falle nur einige Tausend waren, niederzumachen oder aus dem Lager zu vertreiben? Wo waren diese 30,000 Mann unterdessen? Gaben sie ohne Bedenken das sichere Lager für eine unsichere Flucht auf? Und der Verf. nimmt doch selbst an, dafs Varus noch einen Teil der Truppen gesammelt und aus dem Lager geführt habe. Kurz die Zahl der Unmöglichkeiten, mindestens aber der Unwahrscheinlichkeiten ist so grofs, dafs wohl wenige Leute sich entschliefsen werden, diesen Hergang als den wirklichen anzunehmen. Es geht dem Verf. eben, wie bis jetzt so ziemlich allen, die es unternommen haben, aus den Quellen den wirklichen Vorgang in Einzelheiten darstellen zu wollen; es fehlt hierzu an jedem Anhalt. Die negative Kritik ist immer das wertvollste an diesen Untersuchungen, da sie allmählich den Kreis der Möglichkeiten immer mehr einengt. Diejenigen werden recht behalten, welche behaupten, dafs ohne eine sorgfältige Beschreibung und Zusammenstellung aller Funde und ohne neue wichtige Funde ein endgiltiges Ergebnis nicht zu erreichen ist. Der Verf. hat gerade nach der letzterwähnten Richtung sich unzweifelhaft Verdienste erworben. Seine Sammlungen von Münzfunden sind recht verdienstlich, und auch der sechste und letzte Teil seiner Schrift »Erforschung des Schauplatzes« darf in dieser Richtung nicht übersehen werden. Als Ergebnis der früheren Kapitel stellt der Verf. den Satz auf: der Schauplatz der Varusschlacht mufs in der östlichen oder nordöstlichen Verlängerung des Raumes gesucht werden, welcher zwischen der oberen Ems und der oberen Lippe liegt. Um nun die Stätte zu bestimmen, schlägt der Verf. Nachgrabungen vor. Von Münzfunden allein erwartet er nicht viel Aufklärung. Dagegen hat man im Lippeschen Walde menschliche Gebeine, Waffen und Münzen gefunden, und nach solchen vereinigten Fundzeugnissen müfste zielbewufst geforscht werden. Dazu kann die Kenntnis der alten Strafsenzüge hülfreich werden. Der Verf. stellt eine Anzahl von Fundberichten aus dem Lippischen zusammen und deduciert aus der Vergleichung der alten Strafsenzüge, das Sommerlager des Varus sei an der von Aliso durch die Dörenschlucht führenden Strafse gelegen gewesen, und zwar in der Gegend von Heerse gegenüber von Schötmar, genauer auf der Strecke zwischen Heerse bis Iggenhausen und Pottenhausen (allenfalls bis Lage) wahrscheinlich auf der linken Seite der Werre; das ist eine Strecke von 3/4 Meilen Länge. Hier hat man einen Bohlweg gefunden, ein römisches Schwert und einen Steinmeifsel, am Ausgange des Thales Römermünzen aus der Zeit des Augustus; auch der Name »in den Welschen« weist auf römischen Zusammenhang. Hier hält der Verf. weitere Nachgrabungen für angezeigt. Von der Expedition des Germanicus entwirft er folgendes Bild. Caecina wurde von der oberen Ems bei Rietberg vorausgeschickt, um den Weg zur Unglücksstätte zu ermitteln, die Strafse auch für Reiterei und Wagenpark zugänglich zu machen und Mafsregeln

gegen etwaige Überraschungen zu ergreifen. Da die Absicht war, die Gebeine der Gefallenen zu bestatten, mufste man den Weg der Schlacht und der Flucht von Anfang bis zu Ende verfolgen. Caecina mufste deshalb zunächst den Weg bis zum Varuslager herstellen, und schon hier wird er Brücken und Dämme über Sümpfe und trügerische Felder haben legen müssen. Denn zwischen dem Pafs und der Werre befindet sich noch jetzt der Mackenbruch, der Ehlenbruch, die Geesterlacke, die Sumpfniederung bei Heipke. Der Weg vom Gebirge bis zum Unglückslager ging nach Nordosten und betrug etwa eine Meile. Hier traf man die alte Strafse von der Weser nach Aliso. Indem man die deutlichen Spuren des Kampfes und der Flucht nach Süden zu durch offenes Feld verfolgte, näherte man sich wieder dem Gebirge, welches von Nordwesten nach Südosten streicht, und traf nach $1^1/_2$ Meilen bei den genannten Sümpfen (in der Gegend von Stapelage) die zweite Verschanzung. Die Untersuchung des Gebirges hatte ergeben, dafs man von diesem Punkte in $1^1/_2$ Stunden zu dem Pafs von Örlinghausen und auf die dortige Strafse zurückkehren könne, wenn man durch jenes sumpfige Thal zwischen Tönsberg und Barkhauser Berg »in den Welschen« einen Weg herstellte. Diesem Zwecke verdankte der Bohlweg seine Entstehung, der besonders für die Reiterei und den Wagentrofs berechnet war. Ich möchte mir die Frage erlauben, ob es wohl wahrscheinlich ist, dafs Caecina, um dem Heere einen Umweg von $2^1/_2$ Meilen zu ersparen, einen Bohlweg herstellte, der mindestens einige Tage zu seiner Herstellung erforderte? Der Kampf, den Caecina bei seinem Rückmarsch über die pontes longi des Domitius zu bestehen hatte, trug sich zwischen der Ems und der Lippestrafse zu, wahrscheinlich zwischen Rietberg und Liesborn oder zwischen Wiedenbrück und Dolberg. Ähnlich wie Schierenberg verwendet auch Höfer die Edda zur Bestätigung seiner Hypothesen: die Gnitaheide, wo Sigard den Fafnir erschlug, erkennt er in der Knetterheide, die von dem isländischen Abte Nicolaus damit in Verbindung gebrachten Orte Horns und Kilian findet er in dem Orte Hörentrup und Schötmar bei Heerse, auch er erblickt in der Sage die Niederschläge des Kampfes der Germanen gegen die Römer.

In einem Anhange wird einzelnes begründet, sonst hauptsächlich Polemik geübt gegen dem Verf. entgegentretende Ansichten, besonders gegen Mommsen und Zangemeister. Auch einige Einwände, die ich Jahrb. 1885, 262ff. erhoben habe, werden piquiert zurückgewiesen. Doch haben mich die Gegengründe nicht überzeugt. 1) Glaube ich auch jetzt noch nicht, dafs bei militärischen Expeditionen Worte wie Caesar transgressus Visurgim auf den Übergang des Einzelnen, hier des Germanicus, bezogen werden können, sondern ich behaupte, dafs hier unbedingt an das Heer gedacht werden mufs. 2) Auch die Anführung Frontins 2, 3, 23 beweist nicht, dafs Germanicus die Reiterei zur Nachtzeit in unbekanntem Hochwalde bergan vorgeben liefs; seine Notiz

bestätigt nur, dafs die Verwendung der Reiterei zu Fufs ein singuläres Ereignis war; sonst hätte Frontin nicht die Mafsregel des Augustus als etwas Besonderes angeführt. Aber das erwähnt er nicht, dafs die Reiterei durch den Hochwald auf den Kamm des Gebirges reiten mufste; in solchen Fällen hätte Frontin jedenfalls nicht etwas Singuläres, sondern etwas Unerhörtes gefunden. 3) Der Verf. entnimmt aus den Worten Tacitus ann. 2, 16 editis in altum ramis et pura humo inter arborum truncos, mein Einwand, dafs auch der Hochwald Unterholz enthalte, sei gegenstandlos. Germanicus konnte aber doch, als er die Reiterei zur Nachtzeit absandte, gar nicht wissen, wie die Situation im Innern des Waldes war; dies enthüllte sich erst später; ein Feldherr in Germanien mufste aber doch auch auf Unterholz gefafst sein. Denn wie Tacitus ann. 2, 14 zeigt, waren nach Germanicus eigener Ansicht enata humo virgulta im germanischen Walde etwas Gewöhnliches, ja Regelmäfsiges.

So ist auch diese Schrift da, wo sie lokale Anschauung verwertet und Zusammenstellung von Funden liefert, wertvoll; dagegen wird man die positiven Konstruktionen nur mit gröfster Vorsicht aufnehmen dürfen. Eine Lösung der Frage, wo das Varusschlachtfeld zu suchen sei, bringt sie in unbedingt überzeugender Weise auch nicht.

Otto Dahm, Die Hermannschlacht. Vortrag gehalten im Februar 1886 im Geschichtsverein zu Hanau. Hanau 1888.

Der Verf. hat schon die Hauptpunkte im Jahre 1886 veröffentlicht (Jahresb. 1887, 312). In dieser Schrift werden ausführlichere Entwicklungen gegeben.

v. Sondermühlen verlegte die Schlacht zwei Meilen nördlich von Osnabrück auf das sogenannte Wittefeld, Mommsen in die unmittelbare Nachbarschaft des von jenem angenommenen Schlachtfeldes. Der Verf. rekognoscierte im Jahre 1885 die ganze in Frage kommende Gegend (Egge-Gebirge und die lippischen Berge, die Gegend von Detmold, Horn, Paderborn, Elsen, Lippstadt und Haltern, den Lauf der Ems, die Senne, die Dören- und die Bielefelder Schlucht, das Flufsgebiet der Werre, Ala, Hase und Else, sowie endlich die Umgegend von Rehme, Minden, Bückeburg und Osnabrück). Dabei fiel ihm namentlich auf, wie wenig die meisten Forscher bei ihren Hypothesen der Beschaffenheit des in Frage kommenden Terrains Rechnung getragen haben. Bei der Beschaffenheit der germanischen Wege ist nur denkbar, dafs die Züge der Römer fast ausschliefslich in den Flufsthälern erfolgten. Hält man dies fest, so ist die Zahl der möglichen Marschlinien sehr beschränkt. Der Verf. giebt alsdann eine kurze Darstellung über die Beziehungen der Römer und Germanen und stellt die Quellennachrichten zusammen, unter denen er Dio die gröfste Bedeutung beilegt. Der Weg von der oberen Lippe zur Weser führte nach der Werremündung, und hier ist das Sommerlager

des Varus zu suchen; doch kann es auch bei Vlotho, Varenholz oder noch eine Strecke weiter aufwärts gewesen sein. Von hier richtete nun Varus seinen Zug in die Gegend von Barenau; bezüglich des Ortes der Katastrophe stimmt Dahm Mommsen bei, obgleich er Einzelheiten nicht anerkennen kann. Aliso sucht der Verf. am unteren Laufe der Lippe, weder an der Glenne-Mündung, noch bei Elsen. Er erwartet hierüber, wie über den Ort der Varusschlacht von systematischer Durchforschung der römischen und germanischen Befestigungen und Strafsenzüge weitere Aufklärung.

Paul Baehr, Die Örtlichkeit der Schlacht auf Idistaviso. Halle 1888.

Der Verf. verlegt mit Knoke die Varusschlacht in die Gegend von Iburg. Auch darin ist er mit jenem einverstanden, dafs Germanicus von Iburg nordostwärts weiterzog und nach Überschreitung des Wiehengebirges an dessen Nordrande mit Armin kämpfen mufste; dieser Kampf fand wahrscheinlich in der Gegend von Lübbecke statt, während Caecinas Kampf wohl in der Gegend von Barenau zu verlegen ist. Germanicus ging über Brägel zurück, während Caecina den Weg durch und um das Dammer Moor einschlug. Hier wurde er von den Germanen überfallen.

Um nun zu entscheiden, ob Idistaviso auf dem rechten oder linken Ufer der Weser, oberhalb oder unterhalb der Porta zu suchen ist, mufs man den Weg nachweisen, auf dem die Römer von der Ems bis zur Weser marschiert sind. Germanicus hatte als nächstes gröfseres Ziel die Weser zwischen Minden und der Porta im Auge; die Hauptrichtung des Marsches mufs also von Nordwesten nach Südosten gewesen sein, wobei man das Gebirgsland, soweit es die militärische Situation erlaubte, zu vermeiden suchte. Die Römer zogen auf dem rechten Ufer der Ems bis Lathen, überschritten dann das Dosen-Moor bei Sprakel, drangen bis Löningen vor und marschierten an der Hase aufwärts bis Essen, wo die Flotte höchstwahrscheinlich den Proviant und das Armeematerial gelandet hatte. Von diesem Magazinplatze wird Germanicus über das Dammer Moor, Hunteburg, Levern, Lübbecke nach Minden gelangt sein. Ein kürzerer Weg wurde bis jetzt nicht in Vorschlag gebracht, ist auch wohl nicht gut denkbar. Den Teil bis Essen hatte schon Knoke in Vorschlag gebracht. Dafs der Verf. sich ihm für die Fortsetzung des Weges nicht anschliefst, dazu bewegen ihn die »unzweifelhaft echten römischen Brücken (pontes longi) zwischen Damme und Hunteburg, die 1887 gefunden worden sind«.

Idistaviso ist die Ebene, welche von der damals in Windungen sich hinschlängelnden Weser zwischen Porta und Minden im Westen und von den Nammer Bergen und dem Hügelrücken, auf dem Röcke liegt, im Osten begrenzt wird. Der Harrl würde der Wald sein, der sich im Rücken noch über die Hügel erhob. Die römische Schlachtlinie, deren Front sich nach Südosten richten mufste, lehnte sich mit

dem rechten Flügel an die Weser, südlich von den Befestigungen (praesidiis) an, der linke Flügel reichte etwa bis Dankersen. Die Germanen hatten ihre Schlachtordnung etwa von Lerbeck bis zur Klus. Zum Schlusse widerlegt der Verf. noch einige Hypothesen von Knoke.

Giebt man dem Verf. zu, dafs Germanicus als Ziel Minden im Auge hatte, so wird man seiner Beweisführung beitreten müssen; aber woher weifs man, dafs dies in der That der Fall war?

Hettner, Römische Inschrift aus Trier. Korr.-Bl. d. Westd. Z. 7, 166—173.

Der Verf. hat eine Inschrift entdeckt, die er ergänzt: | pro salute | L. CAESARIS AV(g. f. auguris. cos. design.) PRINCIPIS (inventutis). Sie wäre, wenn die Deutung richtig ist, die älteste Trierer Inschrift und würde beweisen, dafs die römische Neugründung der Stadt noch unter Augustus erfolgte.

Chr. Hülsen, Neues Fragment der Arvalakten. Berl. philol. Wochenschr. 1889 S. 42.

Einen lehrreichen Beitrag zur verfassungsmäfsigen Regierung des Tiberius liefert ein 1888 in einer Vigna an der via Flaminia gefundenes Fragment der Arvalakten aus den Jahren 20 und 21 n. Chr. Hier steht in der Formel, mit welcher der magister collegii die Jahresfeste indiciert, der Name des Kaisers erst nach dem des Priesterkollegiums, während er sich seit Gaius Caesar an erster Stelle befindet.

Die Abhandlung von

Duméril, Tibère. Ann. de la faculté des lettres de Bordeaux 1888 No. 2

ist mir nicht erreichbar gewesen.

Fritz Abraham, Tiberius und Sejan. Progr. d. Falk-Real-G. Berlin 1888.

Der Verf. stellt in einer kurzen Einleitung die staatsrechtlichen Verhältnisse beim Tode des Augustus dar. Wie Fürst und Senat sich zu einander stellen würden, davon hing die künftige Entwicklung ab. Da hierbei die Person des ersteren von entscheidendem Einflufs war, so giebt Abraham eine Darstellung der persönlichen Eigenschaften des Tiberius. Wir heben daraus hervor, dafs, wenn die Nachrichten über spätere Ausschweifungen desselben teilweise begründet sind, letztere jedenfalls keinen Einflufs auf seine Regententhätigkeit geübt haben. Sodann wird betont, dafs er keine oder nur geringe Erfahrung in den inneren Angelegenheiten, sowie in den Verhandlungen mit dem Senat gehabt habe.

Diese Ungewandtheit zeigte er sofort bei dem Regierungsantritte, wo er durch sein Zögern bei der Übernahme der Regierung den Senat veranlassen wollte, ihm die Regierung durch einen besonderen Beschlufs zu übertragen. Aber der Senat wollte diese Absicht nicht verstehen; dies war die Signatur seiner Haltung während der ganzen Regierung: unterwürfig gegen Befehle, widerspenstig, wenn die Zügel nachgelassen wurden. Dazu wankte der Gehorsam des Heeres; seine Mutter erhob Anspruch auf Mitregierung. Diese Schwierigkeiten wurden gesteigert durch die Prätendentenstellung der Familie des Germanicus, und sie wurden nicht gemindert durch das Verhalten der kaiserlichen Anhänger, die — wie Abraham nach seiner früheren Arbeit für feststehend hält (vgl Jahresb. 1885, 269) — sich gegenseitig befehdeten. Die grofsen Verdienste des Kaisers in der Provinzial-, Finanz- und Heeresverwaltung blieben bei der stadtrömischen Aristokratie unbeachtet. Zwar brachte der Kaiser in den ersten Jahren seiner Regierung alles an den Senat und liefs demselben freie Entscheidung, nach Abrahams Vermutung, um ein Gegengewicht gegen die aufrührerischen Legionen zu gewinnen. Aber er that dies widerwillig, weil er sah, dafs seine Stellung dadurch nicht besser, seine Person nicht beliebter wurde.

Sejan benutzte diese Stimmung, um dem Kaiser zur Vereinigung der Garde in Rom zu raten, wodurch er selbst der zweite Mann im Staate ward. Die Entfernung aus Rom um 26 war wohl Tiberius' eigenster Entschlufs, der sich dadurch seiner Mutter und den Klagen der Agrippina entzog, zugleich aber auf dem Wege schriftlichen Verkehrs den Senat entweder zum Gehorsam oder zur offenen Opposition nötigte. Die um dieselbe Zeit eintretende häufigere Anwendung des Majestäts-Gesetzes ist Sejans Werk, der kühn und rücksichtslos war. Derselbe ging jetzt auf den Thron los, beseitigte Drusus und wufste bezüglich der Familie des Germanicus den Kaiser zu überzeugen, dafs seine eigene Herrschaft durch dieselbe bedroht sei. Diese Insinuation war teilweise begründet. Nach dem Sturze der julischen Familie hatte Sejan thatsächlich die Herrschaft, und da Tiberius ihm die Nachfolge nicht zuwenden wollte, gedachte er sie mit Gewalt zu erringen. Als ihn der durch Antonia gewarnte Kaiser mit List gestürzt hatte, da liefs er sich zu erbarmungslosem Wüten gegen alle Hochgestellten hinreifsen. Unter dem Eindrucke der letzten Jahre wurde sein Bild für die Nachwelt gezeichnet.

Die Ergebnisse stimmen in allen wesentlichen Punkten mit der von mir in der Römischen Kaisergeschichte gegebenen Darstellung überein.

W. Ribbeck, Der Sturz der Messalina und die Phädra des Seneca. Zeitschr. f. Gesch. und Polit. 1888 S. 608—615 und Rhein. Mus. 43, 636.

Nach des Verf.'s Ansicht haben wir ein gleichzeitiges Zeugnis über den Eindruck, den das wahnsinnige Unternehmen der Messalina, sich

bei Lebzeiten des Claudius mit C. Silius zu verheiraten, auf die Mitwelt hervorbrachte, in Seneca's Bearbeitung der Euripideischen Phädra, welche als ein Pamphlet des durch Messalinas Einflufs nach Korsika verbannten Philosophen zu betrachten ist. Der Chorgesang v. 967 RP wird direkt auf die Ehe der Messalina bezogen und soll zu einer Zeit entstanden sein, wo sie sich noch im Vollbesitze der Macht befand. Andere Stellen scheinen erst nach ihrem Sturze gedichtet zu sein.

Callegari, Fonti per la storia di Nerone. Atti dell' Istit. Veneto 1888 N. 8. 9.

Bringt nur Bekanntes.

K. Zangemeister, Zur Geschichte der civitas Treverorum. Korr. Bl. d Westd-Z. 7, 50—55.

Auf einer Mainzer Legions-Inschrift, die nach dem 19. Februar 197 errichtet ist, wird die civitas Treverorum in obsidione ab ea defensa erwähnt; wahrscheinlich fällt ihre Errichtung Ende 197 oder Anfang 198. Man hat die civitas Treverorum auf die Stadt Trier bezogen. Zangemeister sucht nachzuweisen, dafs dies nicht möglich sei, sondern es sei hier das Gebiet der Treveri zu verstehen. Den Hergang denkt er sich so: In dem Bürgerkriege zwischen Severus und Albinus drangen Germanen über den Rhein vor. Die Treveri verteidigten ihr Gebiet und verschanzten sich wie einst im Jahre 69/70, benutzten auch die vielleicht damals (Tac. hist. 4, 37) angelegten Linien. Ihre Verschanzungen wurden angegriffen, sie wurden in die Lage einer Blokade versetzt. In dieser Bedrängnis kam ihnen die 22. Legion zu Hilfe, welche vermutlich nach der am 19. Februar 167 erfolgten Niederwerfung des Albinus nach dem Rheine zurückkehrte. Für diese Hilfeleistung brachte die Treverer-Gemeinde ihre Dankbarkeit zum Ausdruck durch das in Mainz errichtete Denkmal.

A. Diepenbrock, L. Annaeus Seneca. Diss. Amsterdam 1888.

Die Schrift enthält folgende Kapitel: Origo, tirocinium et iuventus, Seneca senator, Seneca exul, Educator Neronis, Seneca et Agrippina, Quinquennium Neronis, Discidium et discessus, finis. Bezüglich der Lebensdaten und der chronologischen Ansetzung der Schriften schliefst sich der Verf. bisweilen an Lehmann an. Doch hat er selbständig die Quellen durchforscht und nicht ohne Scharfsinn verwertet. Dies zeigt sich an dem grundsätzlichen Unterschiede, dafs er nicht mit Lehmann glaubt, Senecas wirkliche Denkweise lasse sich aus seinen Schriften illustrieren. Im Gegenteile, er hält Leben und Schriften für sehr verschiedene Dinge. Schon im Jahre 39 stand Seneca auf Seite der Agrippina, die damals durch ihren Buhlen Lepidus die Herrschaft zu erlangen gedachte. Die Verbannung nach Korsika (Ende 41) hält der Verf. ebenfalls für ver-

dient, da er an ein unerlaubtes Verhältnis Senecas zu Livilla glaubt. Als Neros Lehrer leitete er wesentlich dessen rednerische Bildung, während die philosophischen Studien dem Chaeremon und Alexander überlassen blieben; die unrömische Denk- und Handlungsweise ist Senecas Werk, der ein Spanier war und blieb. Um den Mord des Claudius wufste er; gleich nachher begann er den Kampf gegen die Herrschergelüste der Agrippina durch Begünstigung der Liebschaft mit Acte. Nach Brittanicus' Ermordung schrieb er die kaiserliche Bekanntmachung, und zehn Monate später widmete er Nero die Schrift de clementia. An Agrippinas Ermordung trifft ihn sicherlich die Schuld der Mitwisserschaft; ebenso ist er an der Pisonischen Verschwörung beteiligt gewesen.

Der Verf. ist überall bemüht, den Gegensatz zwischen Worten und Thaten Senecas hervorzuheben; vielleicht geht er darin zu weit. Wertvoller sind seine Versuche, aus der Geschichte die einzelnen Schriften zu bestimmen; doch dies gehört mehr in die Litteratur- als in die politische Geschichte. Die eigentümliche Latinität erleichtert das Studium der fleifsigen Schrift nicht.

E. Klebs, Die Vita des Avidius Cassius. Rhein. Mus. 43, 321—346.

Die Vita des Avidius Cassius ist für die Komposition der Kaiserbiographieen und die Art ihrer Quellen sehr lehrreich. Den historischen Kern bildet ein kurzer Bericht über den Aufstand des Avidius, welcher zum gröfsten Teil mit wörtlichen Übereinstimmungen sich in der Vita Marci (c. 24, 6 = c. 26) findet. Aber beide Verf. haben nicht mehr Marius Maximus selbst, sondern nur noch einen Auszug aus ihm benutzt, den sie im engsten Anschlufs an den Wortlaut und den Umfang fast unverändert abschrieben. Überhaupt gilt für die Kaiserbiographieen, dafs sie eine reine Excerptenlitteratur darstellen, aber meist laufen sehr verschiedenartige Excerptreihen neben und durcheinander. Man darf Marius Maximus nicht auf gleiche Stufe für die Benutzung durch diese Späteren stellen, wie etwa Livius und Dio; ja selbst mit Sueton ist er kaum zu vergleichen. Der Rest der Vita, der nach Ausscheidung jener Partie verbleibt, besteht zum gröfseren Teil aus angeblichen Aktenstücken, Briefen und Acclamationen des Senats. Man hält sie allgemein für Fälschungen; der Verf. versucht aber den Nachweis, dafs dieselben sämtlich von einem einzigen Fälscher herrühren. Er verfolgt die sachlichen und sprachlichen Anzeichen und erkennt in der Arbeit die Phantasie eines Rhetors über das Thema: Avidius Cassius, der strenge republikanische Staatsmann, und Marcus, der milde Philosoph auf dem Thron; den ersten Anlafs zu der Antithese gab natürlich der Name (Cassius Severus); dazu kam die traditionelle Verwilderung und Verlotterung des syrischen Heeres. Die ganze Fälschung ist der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts zuzuweisen; ihr Urheber war Lollius Urbicus. Manche dieser Fälschungen in den Kaiserbiographieen zeigen Einwir-

kung oder Darstellung politischer Ideen z. B. des Soldatenkaisertums, des Gegensatzes einer Senatsherrschaft u. s. w.; die Fälschungen der Vita des Avidius Cassius zeigen keine Spur derartiger Anschauungen.

So sicher, wie der Verf. meint, ist die Einheit der Person des Fälschers noch nicht erwiesen; er selbst mufs zugeben, dafs mitunter eine andere Schablone erscheint; man kann mit ebensoviel Recht sagen, eine andere Hand, ein anderer Geist, eine andere Quelle. Die Mache mag ja vielfach ähnlich sein; aber gerade in einer ideenarmen Zeit wird dieselbe bei ganz verschiedenen Persönlichkeiten übereinstimmen. Überhaupt wollen alle diese Quellenuntersuchungen zu viel beweisen, und deshalb kommt jede zu einem anderen Resultate; die Subjectivität spielt eine zu grofse Rolle.

G. Lacour-Gayet, Antonin le Pieux et son temps. Essai sur l'histoire de l'Empire Romain au milieu du deuxième siècle. (138—161). Diss. Paris 1888.

Der Verfasser vermifste eine Monographie über Antoninus Pius und will diese geben; wie es fast stets der Fall sein wird, ist ein Zeitgemälde daraus geworden, dessen gröfster Teil auch auf andere Regierungen sich erstreckt Die Bibliographie und die Quellenkritik geben nur Bekanntes. In Kap. 1 wird die Vorgeschichte des Kaisers bis zu seiner Thronbesteigung dargestellt, man wird auch nicht die unwesentlichste Kleinigkeit der Überlieferung darin vermissen. In Kap. 2 wird der Charakter der Regierung des Pius im allgemeinen dargestellt. Der Kaiser wird als ein einfacher Mann, voll Hingebung an seine Aufgabe und conservativ geschildert Aus der Erwähnung der Vota soluta und suscepta decennalia zieht der Verf. den Schlufs, der Kaiser habe dadurch dem kaiserlichen Regimente republikanischen Anstrich geben wollen; wäre dies der Sinn, so hätten die absolutistischen Regierungen der Folgezeit sicher den Brauch nicht beibehalten. Der Beiname Pius soll der Tugendhafte, der Gute bedeuten. Die freundliche Haltung gegenüber dem Senate wird durch den Umstand erklärt, dafs Pius selbst zwanzig Jahre Senator gewesen war. Doch konnte sie den unaufhaltsamen Verfall der Körperschaft nicht hemmen Den Grund erblickt der Verf. in der Aufnahme von Leuten aller Provinzen in den Senat, wodurch diesem seine Tradition verloren ging. Unter den Überschriften, Le prince, le sénat, le conseil du prince et la chancellerie impériale, les grands fonctionnaires trägt der Verf. einen reichen Stoff zusammen; dafs die Kaisergeschichte im allgemeinen dadurch gefördert wäre, kann man nicht sagen; denn es handelt sich überall um Einzelfälle, welche nur Bekanntes belegen. Dasselbe gilt von dem dritten Kapitel »Le peuple de Rome et l'approvisionnement de la capitale«, von dem vierten Kapitel »les finances«, von dem fünften Kapitel »l'armée«, worin eine ganz eingehende, fleifsige Nachweisung über die Truppenbestände unter Pius

gegeben ist. In Kapitel 6 giebt der Verf. eine Darstellung der Kriege und der Barbaren unter dieser Regierung. Über Germanien spricht er einige Hypothesen aus; bezüglich Dakiens will er an die Niederwerfung eines Aufstandes durch den Kaiser denken, dem eine neue Teilung des Landes folgte (Porolissensis, Apulensis, Malvensis); erst weitere Funde können über die Berechtigung der Annahme entscheiden. Bezüglich der ägyptischen Erhebung nimmt der Verf., wie die Berichte von Aristides und Malalas an, dafs unter Pius zweimal solche stattfanden, das erstemal vor 145 in unbedeutendem Umfange, das zweitemal um 154 so bedeutend, dafs der Kaiser selbst sich zur Bekämpfung aufmachte. Das Ansehen des Kaisers bei den Nachbarvölkern wird von dem Verf. doch wohl zu hoch angeschlagen. Kapitel 7. Travaux publics, giebt eine sehr sorgfältige Zusammenstellung aller baulichen Unternehmungen des Kaisers, die in Rom, Italien und den Provinzen nachweisbar sind; die Zahl derselben ist allerdings recht erheblich. Auch die Schilderungen der wirthschaftlichen Zustände des Reiches sind vielfach interessant, da es gerade auf diesem Gebiete nicht an Nachrichten fehlt. Die Verwaltungsverhältnisse von Italien und den Provinzen werden in Kap. 9 und 10 dargelegt; hier bieten die Inschriften ein reiches Material, aus dem der Verf. freilich bisweilen mehr herausliest, als darinnen steht. Das 11. Kapitel. »La cour impériale et la société Romaine« enthält nur in der Darstellung der Familienverhältnisse interessante und individuelle Verhältnisse; die übrigen Ausführungen über den Hof, Sklaven und Freie, Schauspiele, sind eigentlich nach Friedländers Darstellungen wertlos. Das 12. Kapitel. »Les arts« zeigt wieder etwas mehr individuelle Färbung, indem es bestimmte Denkmäler aus der Zeit dieser Regierung ins Auge fafst. In geringerem Mafse gilt dies vom 13. Kapitel, in welchem die Verhältnisse in Litteratur, Philosophie und Wissenschaften geschildert werden. Die beiden folgenden Kapitel 14 und 15 beschäftigen sich mit den religiösen Zuständen. Auf dem Gebiete der heidnischen Religion, deren treuer Anhänger Pius war, vermag der Verf. nichts besonderes zu bringen. Dagegen hält er ihn für einen Freund der Juden, deren Religion er die rabbinische Restauration gestattete. Die Christen hat er nicht verfolgt; doch ist das Schreiben an das *κοινὸν Ἀσίας* unecht. Die allgemeinen Ausführungen über Stellung und Zustände der christlichen Kirche enthalten nur Bekanntes. Kapitel 16 giebt eine sorgfältige Darstellung des Rechtswesens. Mit Kap. 17 »Détails personnels sur Antonin. Sa mort« findet die Untersuchung ihren Abschlufs; ihre Ergebnisse fafst ein Schlufswort zusammen. Man kann dem Verf. nur beistimmen, wenn er sagt: Cette étude — ne nous a pas conduit à réviser le jugement qui a été porté par les contemporains d'Antonin et par la postérité; elle nous a permis d'en contrôler l'exactitude, en l'appuyant sur un grand nombre de faits de tout genre.

Zwei Anhänge enthalten weitere Ausführungen über die kaiserliche

Familie und die Konsularfasten. Die Arbeit ist für die Kaisergeschichte wertvoll, wenn sie auch, wie das bei jeder Monographie der Fall ist, manches Überflüssige enthält.

Gust. Ad. Müller, Pontius Pilatus, der fünfte Prokurator von Judäa und Richter Jesus' von Nazareth. Stuttgart 1888. 59 S.

Der Arbeit vorausgeschickt ist eine Zusammenstellung der Pilatus-Litteratur. In dem ersten Kapitel »Herkunft und Laufbahn des Pontius Pilatus« erfährt man nichts Neues, obgleich mit ziemlicher Breite hundertmal gesagte Dinge nochmals gesagt werden. Neu ist folgender Versuch, Tertullian Apolog. 21 zu erklären: Pontio Pilato Syriam tunc ex parte Romana procuranti soll bedeuten: »Pilatus, sonst ein Unterbeamter des syrischen Statthalters, hatte tunc d. h. im Todesjahre Christi Rechte, wie sie bei gewöhnlicher Lage der Dinge nur dem Syriam procuranti zustanden«. Der Verf. hätte sich diese unglaubliche Konjektur ersparen können, die durch die Billigung des Herrn Franklin Arnold nicht besser wird, wenn er gewufst hätte, dafs Judaea seit Vespasian Syria Palaestina hiefs und seit Severus die Provinz Syrien in Syria Magna (Coele) und Syria Phoenice zerfiel, welch letztere auch die ehemaligen Bestandteile von Judäa enthielt, dafs sich also Tertullian ganz korrekt für seine Zeit ausdrückte. Gleich breit und ergebnislos ist das zweite Kapitel »Pontius Pilatus in Judäa bis zum Prozesse Christi.« Der Verf. hält es für nötig eine lange Auseinandersetzung zu geben, dafs der Procurator griechisch ἡγεμών heifsen könne; offenbar war für ihn diese Entdeckung neu. Über Pilatus wird mancherlei geredet; er besafs einen grausamen Zug, er war rücksichtslos, unüberlegt. Und die Juden waren die reinen Engel. Freilich heifsen sie schliefslich auch heimtückische Gegner. Kapitel 3 handelt von der Residenz des Pontius Pilatus. Eine lange Erörterung über Caesarea hat nur den Wert einer historisch-geographischen Notizensammlung. Dann wird untersucht, wo Pilatus Christus in Jerusalem verurteilt hat. Nach längerem Hin- und Herreden und einem längeren Citat eines neueren Reisewerkes von Rückert findet der Verf., dafs man eigentlich doch nichts Sicheres darüber sagen kann. Kapitel 4. »Pilatus und die messianische Bewegung« sucht zu erweisen, dafs Pilatus in Christus keinen politischen Revolutionär erblickt habe; ebenso wenig kann er sich um den Vorwurf der Gotteslästerung bekümmert haben. Längere Erörterung erfährt die Frage, ob Pilatus Christus habe malen lassen; sie wird bejaht. Auch einen Brief des Pilatus an Tiberius oder den Senat hält der Verf. für wahrscheinlich, die vorhandenen Briefe aber verwirft er. Kapitel 5 behandelt »Die Motive des Pilatus bei seinem Urtheilsspruch«. Der Verf. findet, dafs es die Drohung der Juden mit einer Anzeige bei Tiberius war, die den an und für sich der Bestrafung abgeneigten Pilatus willfährig machte. Dabei wird angenommen, der Kaiser habe sein ihm zur

zweiten Natur gewordenes Mifstrauen vornehmlich gegen die draufsen waltenden Beamten gerichtet, wenn sie Geschick mit Einflufs zu verbinden wufsten«. Wie soll das erwiesen werden und vor allem wo lag denn der dem Kaiser verdächtige Einflufs des Pilatus?« Kapitel 6. »Pontius Pilatus vom Tode Jesu bis zu seinem Ende« enthält meist Phantasieen über das Ende des Pilatus und bildet so den passenden Übergang zu dem Anhang über die Pilatus-Sagen. Ein weiterer Anhang giebt den angeblichen Brief des Pilatus an den rex Claudius; man begreift nicht, wie der Verf. es der Mühe wert halten konnte, diesen handgreiflichen Unsinn drucken zu lassen; ein dritter Anhang handelt von der offiziellen Sprache der Prokuratoren Judäas; natürlich kann hier der Verf. nichts weiter sagen, als was längst in jedem Handbuch der Staatsaltertümer steht.

Der Verf. hebt in dem Vorworte hervor, manche Auffassung werde des Neuen nicht entbehren; es kommt nur darauf an, was man unter »neu« versteht. Es thut mir leid, dafs ich nur einiges neue fand, was nicht gut war, und weniges gute, was schon recht alt ist.

Wie kommt der Verf. zu der Schreibweise »apogryphisch«? Sollte sie aus dem badischen Regel- und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung entlehnt sein?

Florenz Hernekamp, Darstellung und Beurteilung der neueren Verhandlungen über den Todestag Jesu. 1. Teil. Progr. Neustadt in Westpr. 1888.

Der Verf. stellt nach einer kurzen Besprechung der historischen Entwicklung der Frage als feststehend hin: 1) Der gesetzliche Tag des Passahmahles war der 14. Nisan. 2) Der 15. Nisan, der erste Tag des Festes, hatte selbständige Sabbathheiligkeit und stand höher als die nachfolgenden Tage. Als Differenzpunkt stellt er hin: Die Differenz zwischen Johannes und den Synoptikern betrifft nur die jüdischen Ritus- und Monatstage und ihre Congruenz mit den Wochen- und Heilstagen der christlichen Kirche. Nach dem Berichte des Johannes soll der Freitag der 14. Nisan gewesen sein, nach den Synoptikern dagegen der Donnerstag. In einer kritischen Betrachtung der gegebenen Interpretationsversuche gelangt der Verf. zu dem Ergebnisse, dafs Johannes Kapitel 13 in den Worten *πρὸ τῆς ἑορτῆς τοῦ πάσχα* an ein gewöhnliches, am Abend des 13. Nisan gehaltenes Mahl gedacht hat, bei dem Jesus seinen Jüngern den letzten Liebesbeweis gab. Für Joh. 13, 29 erscheint es sehr wahrscheinlich, dafs die Jünger ihre Mutmafsungen über die Mahnung von Judas *ὃ ποιεῖς ποίησον τάχιον* am Abend des 13. Nisan ausgesprochen haben. Auch Joh. 18, 28 führt auf den 14. Nisan als Todestag Christi; denn die Juden wären durch das Betreten des heidnischen Hauses am Genusse des Passahmahles gehindert worden. Dagegen beweist 18, 39 für den Todestag Jesu nichts. In 19, 4 *ἦν δὲ παρασκευὴ τοῦ πάσχα*,

ὥρα δὲ ὡσεὶ ἕκτη kann nur der 14. Nisan genannt sein, da παρασκ. τ. Πάσ. nur den Rüsttag zum Passah bezeichnen kann; der 14. Nisan hatte keinen sabbathlichen Charakter, wie der 15. Nisan, und wird deshalb im Talmud immer als ereb bezeichnet. Der Joh. 19, 31 erwähnte grofse Sabbathtag war der erste Festtag, der 15. Nisan, der in diesem Jahre Doppelsabbath war. Endlich spricht noch Joh. 19, 36 für den 14. Nisan als Todestag.

C. Franklin Arnold, Die neronische Christenverfolgung. Leipzig 1888.

Der Verf. hofft eine abschliefsende Untersuchung über sein Thema zu liefern. Zu diesem Zwecke will er zuerst den richtigen Text der Tacitusstelle feststellen; das Ergebnis ist die Coniectur: aut crucibus adfixi sunt flammandi utque, ubi defecisset dies, in usum nocturni luminis urerentur. Die Änderung ist für die Hauptsache gänzlich gleichgiltig. Es folgt sodann die Worterklärung. Der Verf. findet an den bisherigen Erklärungen auszusetzen, dafs sie nicht beachtet hätten, in welchem Zusammenhange die Erzählung mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden stehe, welche logische Disposition der Darstellung zu grunde liege und wie sich der Schriftsteller den Hergang gedacht habe. Diesen Anforderungen wird seine Erklärung Rechnung tragen. »Die ganze von Tacitus mit den Worten Ergo abolendo rumori — Christianos berichtete Mafsregel hatte also nur den Zweck, den Kaiser von dem schimpflichen Verdacht der Brandstiftung zu entlasten«. Subdidit reos kann sich also nur auf die Brandstiftung beziehen; mit subdere sagt Tacitus, dafs er die Christen derselben nicht schuldig hielt. Der Ausdruck abolendo rumori bezieht sich aber auch auf quaesitissimis poenis affecit d. h. der Kaiser erreichte seinen Zweck, die gegen ihn erhobene Nachrede auf die Christen abzuwälzen, auch wenn die Leute über den Strafen der Verurteilten ihren Argwohn gegen den Kaiser zwar nicht abbaten, aber doch vergafsen. Die Christen wählte Nero als Ableiter, weil sie wegen ihrer flagitia allgemein verhafst waren; unter flagitia sind die Θυέστεια δεῖπνα und Οἰδιπόδειοι μίξεις gemeint. Die durch die Parenthese über Erklärung des Christennamens unterbrochene Erzählung wird wieder aufgenommen mit igitur. Correpti heifst »es wurden in Anklagezustand versetzt«; das Subiect dazu ist qui fatebantur: dazu ist zu ergänzen se incendium fecisse oder incendium. Unter genus humanum ist die ganze Menschenwelt des römischen Reiches verstanden, odium g. h. ist »prinzipieller Widerstand gegen die römische Staatsomnipotenz«. Auch indicio eorum kann nur auf die Brandstiftung bezogen werden; denn das religiöse Bekenntnis war weder unbekannt, wenn die ersten Angeklagten deshalb ergriffen wurden, noch hatte man es bis dahin als Verbrechen betrachtet, wie die bisherige Straflosigkeit zeigt. Die Worte adversus sontes et novissima excempla meritos bedeuten: An und für ich war man überzeugt, dafs diese Menschen die strengsten Strafen

verdient hatten; man wäre auch ganz zufrieden gewesen, wenn sie bei einer anderen Gelegenheit zu ganz denselben Strafen verurteilt worden wären.

Im Anschlufs daran legt der Verf. dar, welche Geschichte die historische Kritik dieses Abschnittes gehabt hat; ich werde darauf zurückkommen. Alsdann wird die aufsertaciteische Überlieferung über das Ereignis vorgeführt; nur drei Berichte erwähnen dieselbe, die Apologie des Melito, der Brief des Clemens Romanus und Sueton. Freilich ist mit diesen drei Berichten nicht viel anzufangen. Sueton sagt, die Christen seien wegen ihrer Religion verfolgt worden; das glaubt heute kaum ein ernsthafter Forscher: Melito nennt als Verfolger der Christen Nero und Domitian; wenn die Angabe über Nero so gut beglaubigt ist, wie die über Domitian, so ist sie wertlos. Aus dem Briefe des Clemens Romanus kann man nur indirekt die neronische Verfolgung erschliefsen, er nennt sie nicht. Aber lasse man diese Zeugnisse gelten, so geht aus ihnen nur hervor, dafs im zweiten Jahrhundert n. Chr. so gut wie an den Märtyrertod von Petrus und Paulus, in Rom an Verfolgungen durch Nero und Domitian geglaubt wurde; dafs sie historische Thatsachen sind, ist damit noch lange nicht erwiesen.

Der Verfasser unterwirft nun den Bericht des Tacitus einer historischen Kritik und giebt eine Darstellung des geschichtlichen Herganges. Übertreibung erkennt der Verf. in der multitudo ingens, auch in der Schilderung der Folgen des Brandes. Bezüglich der neronischen Urheberschaft des Brandes will er wenigstens ein Non liquet zulassen. Dagegen polemisiert er gegen mich, dafs ich einen Ghetto angenommen hätte, »wo Juden und Christen durcheinander wohnten mit denselben Synagogen, Feiertagen und Speisegesetzen«. Ich weifs zwar nicht, wo ich das gethan haben soll, werde aber trotzdem weiter unten auf diese Frage näher eingehen. Dort werde ich auch dem Verf. zeigen, woher wir wissen, dafs orientalische und zwar jüdische Händler am Cirkus maximus wohnten und handelten; er meint nämlich; »wir wissen nicht, ob unter den Händlern am Cirkus auch Juden waren«. Nach des Verf.'s Ansicht verstand Tacitus ganz gut, zwischen Juden und Christen zu unterscheiden, obgleich er ihren gemeinsamen Ursprung nicht kannte. Dies wird erwiesen aus einer Stelle in der Chronik des Sulpic. Severus 2, 30, 6, die ohne weiteres als taciteisch angesehen wird. Zur Stütze dieser Ansicht werden noch einige weitere Stellen angeführt, die weiter unten berücksichtigt werden sollen. Bezüglich des Namens Christiani tritt der Verf. allerdings den Untersuchungen von Lipsius bei, aber er will zum Beweis, wie früh diese Bezeichnung in Italien Eingang fand, die bekannte Rätselinschrift von Pompei verwenden. Dafs die Juden nicht verfolgt wurden, wohl aber die Christen, will der Verf. mit dem jüdischen Einflusse am Hofe erklären. Die Annahme, dafs die Juden durch Denunziationen die Verfolgung der Christen veranlafst hätten,

weist der Verf. ab als nicht mit dem Berichte des Tacitus vereinbar; aber nachher will er sie doch nicht von alle Schuld freisprechen: »dafs sie an einflufsreicher Stelle dem Unglücke zusahen, ohne die Hände zu rühren, läfst sich ja ohnehin nicht leugnen«; sogar an Existenz des Volkshasses gegen die Christen infolge jüdischer Einwirkung glaubt er. Den Christen wurden Geständnisse durch die Folter erprefst. Als Vermittlung zur Verurteilung wegen odium generis humani will er magische Künste und Zauberei ansehen, welche in engem Zusammenhange mit Brandstiftung standen. Der Prozefs fand vor dem Stadtpräfekten und dem praefectus vigilum statt; die Anstifter der Klage waren parteiverblendete Christen; die eschatologische Erwartung, die Welt werde in Feuer aufgehen, bot den nächsten Anhalt.

Die folgenden Abschnitte sind eigentlich nur für die Kirchengeschichte wichtig. Zunächst legt der Verf. dar, wie wenig die jüngst von Beyschlag für seine Ansicht über die Apokalypse und ihren Zusammenhang mit der neronischen Verfolgung verwerteten sibyllinischen Orakel zu bedeuten haben: ein unverkennbarer Hinweis auf dieselbe findet sich nirgends. Ähnliches gilt von der neronischen Verfolgung in der Darstellung der Kirchenväter. Auch hiernach kann derselben eine prinzipielle Bedeutung nicht zukommen, sondern nur eine lokale und ephemere.

Weiter untersucht der Verf. die Frage, ob die römische Gemeinde heiden- oder judenchristlich gewesen sei, und entscheidet sich im ersteren Sinne. Endlich ist die Erzählung des Tacitus von dem Pliniusbriefe ganz unabhängig. Beide Darstellungen zeigen nicht die verschiedene Auffassung zweier Epochen von Christentum, sondern sie beruhen auf denselben Vorurteilen, welche bei Plinius durch Naturanlage und persönliche Erfahrung gemildert werden, bei Tacitus aber mit aller Schärfe zum Ausdruck gelangen.

Der Verf. hat meine Hauptbeweise zwar überall benutzt, belehrt mich aber vielfach, dafs ich Unrecht habe, teilweise, weil er meine Interpretation nicht verstanden, teilweise weil er nicht die nötigen Kenntnisse hat. Diesen Beweis will ich ihm nun erbringen.

S. 19 macht der Verf. die wichtige Entdeckung: Man kann wohl nicht, wie Schiller für möglich hält, aus den Worten Ergo Nero abolendo rumori subdidit reos ein rei als Subjekt ergänzen, sondern qui fatebantur bietet sich als solches«. Der Verf. kann noch nicht Subject und Prädicatsnomen unterscheiden. Denn ich hatte gesagt, nachdem ich eine Reihe von Stellen aus Tacitus angeführt hatte, aus denen die Bedeutung von corripere (mit und ohne reum) festgestellt wird: »man könnte ohne Zwang aus dem vorhergehenden subdidit reos ein rei ergänzen; doch ist dies nicht nötig; auch an unserer Stelle bezeichnet correpti (allein) die Einleitung des Verfahrens vor einer kompetenten Behörde«. Dafs auch ich qui fatebantur als Subjekt erkannte, beweist meine Über-

setzung S. 43: »Das Strafverfahren wurde gegen Leute eröffnet, welche geständig waren«. S. 23 werde ich belehrt, dafs odio generis humani nicht heifsen könne »Exclusivität gegen Andersgläubige«, wie ich S. 46 übersetzt hatte, sondern »prinzipieller Widerstand gegen die römische Staatsomnipotenz«. Worauf die letztere Erklärung begründet ist, läfst sich leider nicht ersehen. Da ich minder phantasievoll als der Verf. bin, bleibe ich auch heute bei meiner Erklärung, die ich nach der Parallelstelle Tacitus h. 5, 5 adversos omnes alios hostile odium gegeben habe. Die Stelle unde quamquam adversus sontes et novissima exempla meritos miseratio oriebatur, tanquam non utilitate publica sed in saevitiam unius absumerentur ist nach des Verf.'s Ansicht zu erklären: »Man fand, dafs die Christen in diesem Falle Unrecht litten, dafs sie Opfer der Tyrannei eines Einzelnen waren, der erst eine Reihe römischer Bürger obdachlos gemacht habe und nun auch noch eine grofse Zahl von Peregrinen unglücklich mache Insoweit bedauerte man die Hingerichteten, aber auch nur insoweit. An und für sich war man überzeugt, dafs diese Menschen die strengste Strafe verdient hatten; man wäre auch ganz zufrieden gewesen, wenn sie bei anderen Gelegenheiten zu ganz denselben Strafen verurteilt worden wären«. Tacitus würde sich über sich selbst entsetzen, wenn er lesen könnte, welcher Wortmenge es bedarf, um seine einfache Ausdrucksweise klar zu machen. Er sagt quamquam adversus sontes etc. d. h. er drückt ausdrücklich aus, obgleich diese Leute sontes waren und novissima exempla meriti; was sonst quamquam heifsen sollte, müfste der Verf. erst noch entdecken. Sontes heifst nun einmal straffällig, schuldig, und alles Deuten kann daran nichts ändern. Den Schlüssel zum Verständnis der Stelle bietet tanquam; damit wird die subjective Meinung der Beurteiler eingeführt: so legte man sich die Sache zurecht: schuldig sind sie und man mufste sie mit den novissima supplicia belegen; das erforderte das öffentliche Wohl. Aber nicht einverstanden war man damit, dafs Nero ein Cirkusspiel veranstaltete, sich als Wagenlenker unter die Masse mischte, die Schuldigen dabei brennen liefs etc. und dazu seinen Park hergab: man schob dies auf seine saevitia. Bei wem die miseratio entstand, wird nicht gesagt, ich habe die Bemerkung so gedeutet, dieselbe habe den Zweck Nero zu belasten; ich bin auch durch die Ausführungen des Verf.'s keines anderen belehrt worden: denn die Pointe ist tanquam in saevitiam unius absumerentur — der Verf. wird nicht zweifeln, dafs damit nur Nero gemeint sein kann.

S. 42 steht folgendes zu lesen: »Nach H Schiller gab es nämlich im alten Rom einen Ghetto, wo Juden und Christen durch einander wohnten, mit denselben Synagogen, Feiertagen und Speisegesetzen. Damit behauptet er also, ohne Beweise anzuführen, die römischen Christen hätten noch nicht den Sonntag gefeiert«. Dafür wird — S. 437 meines Buches über Nero angeführt, wo keine Zeilen von Juden, Ghetto, Syna-

gogen etc. steht. Ich nehme an, er hat S. 434f. gemeint, wo zwar auch keine Silbe von einem Ghetto etc. steht, wohl aber folgendes: Der Brand war am Cirkus Maximus bei den teilweise von orientalischen Händlern besetzten Buden ausgebrochen. Wohin sonst mufsten sich die Blicke richten als nach den verhafsten Quartieren der Orientalen«? Ich hatte nun allerdings die Belege nicht angeführt, und der Verf. kennt Horaz zu wenig, um sie selbst zu finden. Ep. 2, 1, 269 wird der vicus Tuscus genannt vicus vendens tus et odores et piper; man wird doch wohl das Recht haben, hier an orientalische Händler zu denken Mehr Licht erhält die Stelle noch durch Sat. 1, 9, 70, wenn man hier sich nicht mit der gewöhnlichen, keine Beziehung gebenden Erklärung begnügt, sondern an die vor ihren Häusern sitzenden Juden (curti Judaei) denkt. Sat. 1, 6, 113 wird der circus fallax genannt und Cic. de divin. 1, 58, 132 spricht von den de circo astrologi, Juvenal 6, 582 von den Sortilegi, die dort hausen. Dafs diese Leute meist Orientalen waren, wird der Verf. schwerlich bestreiten. Ich habe nun allerdings die ketzerische Vorstellung, dafs es den Römern sehr einerlei war, ob die betreffenden Leute Sabbath oder Sonntag feierten; das Charakteristische war und blieb die äufsere Erscheinung, infolge deren man Syrer, Juden und Judenchristen in einen Topf warf.

Zum Beweis, dafs Tacitus über Juden und Christen wesentlich die gleichen Dinge berichte, hatte ich als Erklärung zu Ann. 15, 42 per flagitia invisos hist. 5, 5 angeführt, wo allerdings von den Proselyten geredet wird. Aber nach Tacitus Ansicht sind Proselyten und Juden durchaus identisch: transgressi in morem eorum idem usurpant. Nun fährt der Bericht fort: nec quicquam prius imbuuntur quam contemnere deos, exuere patriam, parentes liberos fratres vilia habere; aufserdem inter se nihil innicitum und proiectissima ad libidines gens. Die flagitia sind eben nichts anderes als contemnere deos etc. d. h. Hafs und Verachtung gegen alles Nicht-Jüdische, Geilheit etc. hätten aber die Juden ihre Proselyten vor allem in diese Anschauungen eingeweiht, wenn sie dieselben nicht auch gehabt hätten? Was soll also des Verf.'s emphatische Versicherung, ich citierte eine Stelle, die gar nicht von dem jüdischen Volke und seinem Gesetz handelt? Will er von Tacitus verlangen, dafs er die Kenntnis eines Theologen des 19. Jahrhunderts über diese Dinge besafs?

Weiter auf die mehr theologische Frage einzugehen gestattet der Raum nicht.

Edmond Le Blant, Les chrétiens dans la société païenne aux premiers âges de l'Église. Mél. d'archéol. et d'hist. VIII 46—53.

Der Verf. weist nach, wie die Christen der ersten Jahrhunderte oft genug Concessionen an das Heidentum machen mufsten, um überhaupt existieren zu können. Die Theorie verwarf diese strenge und

war unerbittlich; aber die Praxis fand Hinterthüren, um die Theorie zu umgehen. Er entwickelt dies für das Verfahren bei Eidesleistungen, bei heidnischen Festen aller Art. Christliche Handwerker malen und verfertigen heidnische Gottheiten, die christlichen Lehrer mufsten von diesen in den Schulen reden. Besonderen Schwierigkeiten begegneten christliche Soldaten und Beamten, namentlich die Municipalbeamten und die ratsfähigen Geschlechter (curiales).

Edmond Le Blant, D'un nouveau monument rélatif aux fils de Sainte Félicité. Mél. d'arch. et d'histoire VIII 292—296.

Der Verf. stellt zuerst die Zeugnisse für die Richtigkeit der Märtyrerakten der heiligen Felicitas und ihrer Söhne zusammen und veröffentlicht dann ihm mitgeteilte Bruchstücke einer Inschrift:

(sexto idus) IVLIAS MARTYRUM VITA(lis)
(natal . . . s) ANCT (orum) FILICIS FILIPPI MAR (tialis)

Nach der Buchstabenform soll dieselbe nicht jünger sein als die ersten Jahre des fünften Jahrhunderts. Wahrscheinlich stammt der Stein von einer Säulenbasis eines ciborium. Die Namen erscheinen in derselben Reihenfolge wie im Calender von 354, im Sacramentarium Leonianum und im Calendarium romanum bei Ruinart.

Ch. de Smedt, S. J. L'organisation des églises chrétiennes jusqu'au milieu du III^e siècle. Rev. de quest. hist. 44, 329—384.

Der Verf. ist von den neueren Arbeiten über den in seinem Aufsatze behandelten Gegenstand wenig erbaut und wirft ihnen vor, dafs sie zu wenig auf die Entwickelung Rücksicht nehmen. Leider hat er nicht gesagt, welche Arbeiten er im Auge hat; denn die deutschen Untersuchungen über diese Frage trifft seine Anklage nicht. Er scheidet drei Perioden 1) bis zum Ende des ersten Jahrhunderts, 2) bis zur Verfolgung des Decius, 3) bis zu dem Toleranzedikt von 313.

Als Quellen für die Geschichte der ersten Periode gelten dem Verf. die Schriften des neuen Testaments, der erste Clemensbrief und die *Διδαχή*. In der ältesten Christengemeinde zu Jerusalem konstatiert der Verf. als Würdenträger die *πρεσβύτεροι* und die *διάκονοι*; diese werden auch an anderen Orten nachgewiesen, auch werden sie bereits *ἐπίσκοποι* genannt. Die *πρεσβύτεροι* — *ἐπίσκοποι* werden nicht durch den Willen der Gemeinde bestellt, sondern durch die Handauflegung der Apostel zu ihrem Amte berufen. Ihre Autorität ist absolut und souverän, die Gemeinde ist ihr unterworfen. Sie hatten priesterlichen Charakter, und die Feier des Abendmahls, c'est-à-dire du sacrifice eucharistique gebührte nur ihnen. Die Seelsorge mittels Lehre ist eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Mit der Vermögensverwaltung hatten sie eigentlich nichts zu thun, sondern diese kam den Diakonen zu. Besonders wichtig ist für den Verf. die Frage, ob wirklich *πρεσβύτεροι* und *ἐπίσκοποι* in dieser Periode nur ver-

schiedene Bezeichnungen für dieselbe Sache sind. Beide Bezeichnungen wurden, ohne dafs ein Beschlufs der Apostel oder eines Concils dies anordnete, aus dem gewöhnlichen Gebrauche entlehnt und auch ohne Unterschied längere Zeit angewandt. Aber seine besondere Färbung hatte jeder von beiden Ausdrücken. Nach dem Gefühle des Verf.'s — einen Beweis hat er nicht erbracht — bezeichnet *πρεσβύτερος* die Ehrenstellung, *ἐπίσκοπος* das Amt. Die erstere Bezeichnung ist allgemein und umfafst alle, welche am Kirchenregimente teilnahmen ohne persönliche Jurisdiction, während die letztere gerade die Übung dieser Befugnis betont = (*πρεσβύτερος προιστάμενος τῆς ἐκκλησίας*). Wo soll aber auch nur ein Schatten von Anhalt für diese Erklärung sich finden, welche in nuce die Lehre von der bischöflichen Gewalt enthält? Auch die Anschauung, welche sich sogar auf die Autorität des heiligen Hieronymus zu stützen vermag, dafs alle *πρεσβύτεροι* einer Kirche gleich waren, will der Verf. nur für die Lebenszeit der Apostel zugeben, die stets die Leitung in ihren Händen behielten — an einer Stelle heifsen sie pontifes suprêmes —, während dieses Verhältnis sofort mit dem Tode der Apostel sich änderte, indem die Bischöfe ihre Nachfolger wurden.

Am Anfange der zweiten Periode bestätigt Ignatius von Antiochien den monarchischen Charakter des Kirchenregiments: Der Bischof allein war an erster Stelle, die Presbyter und Diakonen seine Mitarbeiter, aber eine Stufe tiefer; sie sind ihm gerade so unterworfen, wie die einfachen Gläubigen. Dem Bischof gehört der Vorsitz in den Versammlungen der Gläubigen, er allein darf das Abendmahl erteilen, andere nur in seinem Auftrag, er hat das Recht der Lehre, alles kraft der apostolischen Nachfolge. Dagegen erfährt man über die Befugnisse der Priester nichts. Diese monarchische Stellung des Bischofs wird durch die apostolischen Constitutionen völlig bestätigt; die Diakonen werden hier einfach zu Gehilfen des Bischofs. Sie sind von ihm völlig abhängig. Die Priester haben einzig das Lehramt zu besorgen und besitzen eine höhere Stellung als die Diakonen. Es lag nahe, nach Mafsgabe des alten Testaments den Bischof als den Hohenpriester, die Presbyter als Priester und die Diakone als Leviten aufzufassen. In dieser Auffassung beengt es den Verf. nicht, dafs die Hauptstellen sich in dem achten Buche der Const. apost. finden, welches im günstigsten Falle im vierten Jahrhundert den früheren angeklebt wurde. Natürlich werden diese Anschauungen durch so wertlose Schriften wie die Recognitiones S. Clementis, die Klemensbriefe, die Canones ecclesiastici SS. apostol. ganz nach Wunsch des Verf.'s bestätigt. Und da Clemens von Alexandreia und Origenes so gut wie nichts über die Aufgaben der Priester sagen, dienen sie ebenfalls zum Beweise, dafs es auch in der alexandrinischen Kirche so war, wie der Verf. darlegt. Aber auch für den Westen beweisen die Klemensbriefe, der Hirte des Hermas, die Schriften des Justin und Hippolytus sowie die Philosophumena das Gleiche, besonders aber lassen sich Ire-

naeus und Tertullian für die bischöfliche Machtstellung verwenden. In einer Schlufsbetrachtung hält der Verf. die monarchische Gestaltung der Kirche für die ursprüngliche, von Christus bestimmte. Denn, meint er, wie sollte man denn die Umgestaltung erklären? An einen Consensus der einzelnen Kirchen ist nicht zu denken, Synoden gab es bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts nicht. Hätte eine solche von den Priestern ausgehen können, die in diesem Falle freiwillig abdanken hätten müssen? oder von den Gläubigen, welche die Priester dazu nötigten, nachdem unter deren Leitung die Kirche zur Blüte gelangt war?

Ich meine, der Verf. hätte kaum eine schneidendere Kritik seiner Ergebnisse erwarten können, als er sie wider Willen übt. Er vermag für den monarchischen Charakter der Kirche in der ersten Periode keinen einzigen Beweis zu erbringen. Dann stellt er die sophistische Frage, wie man die monarchische Gestaltung im dritten Jahrhundert erklären wolle. Als ob dem Verf. die Thätigkeit des Irenaeus, des Cyprian, des Justin und Ignatius unbekannt wäre. Als ob er nicht wüfste, dafs gerade Irenaeus als einer der ersten dem Episkopate die apostolische Nachfolge als Titel seiner Ansprüche vindiziert hat. Auf so plumpe Listen, wenn sie sich auch mit dem Scheine objektiver Geschichtsforschung ausstaffieren, fällt heute kein Mensch mehr herein.

Kleinen, Die Einführung des Christentums in Köln und Umgegend. Teil I. Progr. Ober-Realsch. Köln 1888.

Der Verf. will den Namen des ersten Bischofs von Köln feststellen und prüft die Urkunden, welche zu erweisen suchen, dafs ein Maternus die Kölner Kirche gestiftet habe, der ein Schüler des Apostels Petrus gewesen und von diesem zur Bekehrung der germanischen Völkerschaften am Rheine von Rom aus gesandt worden sei. Die Prüfung ergiebt, dafs die dafür vorgebrachten Beweise der historischen Kritik nicht widerstehen können.

8. Die Zeit der Verwirrung.

Albrecht Wirth, Quaestiones Severianae. Bonner Dissertat. Leipzig 1888.

Der Verf. giebt zunächst eine Zusammenstellung der Ereignisse von 193–235; einige seiner Ansätze erörtert er in besonderen Untersuchungen. Der Geburtstag des Caracalla fällt darnach auf 4. April 186. Die Nachricht von einem Hochverratsprozesse gegen Severus ist unbegründet; Cos. suff. war er 189. Die imperatorischen Begrüfsungen werden folgendermafsen bestimmt: I. 13. April 193; II Frühling 194; III. Sommer 194; IV. November 194; V. Sommer 195; VI und VII. Herbst 195; VIII. 196; IX. 19. Februar 197; X. Herbst 197; XI Ende Sommers 198; XII. 208. Unter den im Jahre 195 bekämpften Arabes Eudaemones

versteht der Verf. die skenitischen Araber, was ich bereits in meiner Geschichte des römischen Kaisserreiches angenommen habe. Der Fall von Býzanz wird in den Juli 196 gesetzt, der Krieg gegen Juden und Samniter Anfang 196. Caracalla erhielt den Augustustitel Ausgang des Sommers 198 (August oder September); dies wufste man indessen schon lange, und klüger sind wir jetzt auch nicht, als dafs die Verleihung vor 15. Oktober 198 stattgefunden haben mufs. Die Christenverfolgung wird 200/201 gesetzt. Der armenische Krieg fand Anfang 198 statt, der Alaneneinfall 196. Der Abfall des Elagabulus von Macrinus erfolgte 16. April 218; der Geburtstag des Alexander Severus ist 1. Oktober 208, sein Todestag der 12. (?) März 235.

In einem dritten Teile bespricht der Verf. einige Fragen der Reichsverwaltung. Auf eine vierfache Verstärkung der stadtrömischen Truppen schliest der Verf. aus der Zahl der Verabschiedungen. Die Stelle Ulpian Dig. I, 12, 1 hält er für interpoliert; doch ist die Frage nicht so einfach zu entscheiden, wie es hier geschieht. Endlich werden für einige Proconsule von Afrika von Pertinex-Dio die Verwaltungsjahre zu eruieren versucht.

In dem letzten Teile untersucht der Verf. Dios Leben und Schriften. Darnach ist er 164 geboren und erreichte 194 die Prätur, 206 das Konsulat. 218—220 ist er Curator von Pergamon und Smyrna, 222—224 Statthalter von Afrika, 224—226 von Dalmatien, 226—228 von Pannonia; 229 erhält er fern von Rom das zweite Konsulat; gestorben ist er vor dem Jahre 235.

Alfred Sommer, Die Ereignisse des Jahres 238 n. Chr. und ihre Chronologie. Progr. Gymn. Görlitz 1888.

Der Verf. wendet sich gegen die Ansicht Seecks über die Haloandrischen Subscriptionen, speziell gegen dessen Ansetzung des Regierungsantritts Gordians III nach etwa 23. Juli 238 (Jahresb. 1886, 327 ff.). Er selbst setzt die Erhebung dieses Kaisers um 8. Juni 238; freilich sind die Grundlagen dieser Ansetzung, eine verstümmelte Arval-Inschrift (Henzen Acta fr. Arv. S. 223) und eine römische Inschrift ohne Kaisername, unsicher. Im Anschlufs hieran wird die Erhebung der Gordiane in Afrika einige Tage vor 8. Februar 238, (etwa zweite Hälfte des Januar) ihre Proklamierung in Rom etwa um den 8. Februar gesetzt; auch hier liegen natürlich zuverlässig überlieferte Daten nicht vor. Die folgende Darstellung sucht den Beweis zu erbringen, dafs die einzelnen Vorgänge in diesen Rahmen passen. Dabei wird der Bericht Herodians über die afrikanischen und römischen Verhältnisse als sehr ungenau verworfen und Capitolinus bevorzugt; dagegen beruhen Herodians Berichte über den Zug Maximins auf sehr guten Quellen. Gegen das von Seeck angenommene Einverständnis zwischen Gordian I und Capellianus erklärt sich auch der Verf. Seine Darstellung dieser Ereignisse ist sorgfältig.

Für die Datierung findet er folgende Ergebnisse: Maximin bricht Ende Februar aus Sirmium auf; die Wahl der beiden Kaiser Maximus und Balbinus fällt Anfang März, der Abzug des ersteren von Rom etwa Ende März. Maximin kommt ungefähr Mitte April in der Umgebung von Emona an, Ende April in der von Aquileia; um Mitte Mai fällt sein Tod.

Bei der grofsen Unsicherheit aller zeitlichen Angaben und der Unklarheit der Berichte ist jeder neue Versuch zur Aufhellung willkommen; der Verf. hat sich die Sache nicht leicht gemacht, er verfährt durchweg gründlich und besitzt die Kenntnis der Thatsachen. Besonders bedenklich ist in seiner Datierung die kurze Zeit, welche nach seinen Ansetzungen zwischen dem Tode Maximins und dem Sturze der Senatskaiser in Rom verfliefst. Jedenfalls können wir auch die Ergebnisse dieser fleifsigen Arbeit noch nicht als sicher ansehen.

U. Wilken, Die Titulatur des Vaballathus. Zeitschr. für Numism. 15, 330—333.

Mommsen und v. Sallet haben die Legende der syrischen Vaballath-Münzen VCRIMDR gedeutet: v(ir) c(onsularis) R(omanorum) im(perator) d(ux) R(omanorum). Für das erste Romanorum hat v. Sallet später r(ex) eingesetzt. Die Legende der alexandrinischen Münzen wurde von denselben Gelehrten gedeutet: YACP oder YAYTCPΩ = *ὑ(πατικὸς* | *αὐτ(οκράτωρ) σ(τρατηγὸς Ῥω(μαίων)*. Wilken hat nun auf einem griechischen Papyrus die Bestätigung dieser Deutung gefunden: Lβ|| *τοῦ κορίου ἡμῶ[ν Αὐ]ρηλιανοῦ Σεβ(α)στοῦ καὶ ες || τοῦ κυρίου ἡμῶν Σεπτιμίου Οὐαβαλλάθου Ἀθηνοδώρου τοῦ λαμπροτάτου βασιλέως αὐτοκράτορος στρατηγοῦ Ῥωμαίων*. Die letzten vier Worte entsprechen genau dem rex imperator dux Romanorum. Nur den Anfang ihrer Erklärung, den vir consularis wird man in vir clarissimus verändern, entsprechend dem *ὁ λαμπρότατος*. Am Ende der Inschrift stehen die Worte *Μεχεὶρ κς* d. h. 26. Mechir des zweiten Jahres des Aurelian und des fünften Jahres des Vallabath = 20. Februar 271. Wir sehen daraus, dafs noch Ende Februar 271 die Herrschaft Vaballaths in Ägypten bestand. Zu dieser Zeit hatte er den Augustustitel noch nicht usurpiert. Also sind die Usurpationsmünzen aus dem fünften Jahre des Vaballath nach 20. Februar 271 geprägt. In der Inschrift von Byblos (CIG. 3, 4503^b S. 1174) ist nach *μητρί τοῦ* nichts zu ergänzen, da sonst die Zeilenlänge überschritten würde; das zweite *τοῦ* ist Versehen des Steinmetzen.

Raffaele Mariano, Le apologie nei primi tre secoli della chièsa. Napoli 1888.

Der Verf. giebt, im Anschlusse an die Arbeiten der Tübinger Schule, eine teilweise philosophisch gehaltene Darstellung der Angriffe gegen das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten, als deren Vertreter Lucian und Celsus erscheinen. Der gröfsere Teil der Schrift be-

schäftigt sich mit der Abwehr der Christen. Doch begnügt sich der Verf. eine Anzahl allgemeiner Sätze hier aufzustellen, ohne tiefer in die einzelnen Schriften einzugehen. Neues bietet für die deutsche Wissenschaft die Schrift nicht.

E Noeldechen, Tertullian und die Kaiser. Historisches Taschenbuch 7, 157—193.

Tertullian gewährt in seinen Schriften deutliches Zeugnis, wie die Herrscherbilder der Römer von den Tagen Augusts bis auf Varius — so nennt der Verf. Elogabalus — in seinem Geiste sich abmalen. Freilich sind es meist sehr allgemeine und verschwommene Züge, um die es sich handelt, und meist bedarf es eines neuen Daniel, der sie auslegt. Augustus wird belobt, Tiberius erscheint als christenfreundlich, wie er in den Acta Pilati dargestellt wird; Domitian und Nero treten einander gesellt auf; doch scheint die Anklage der Christen auf Mordbrennerei schon ziemlich vergessen zu sein Bei Traian wiegt die Belobung vor, dafs die tolle feindliche Menge durch den mafsvollen Herrscher gebändigt und gewisse Gesetze gemildert seien. Von Hadrian weifs er nichts, das dem Christenhafs ähnlich sähe; Pius hat nie die Christen geängstet, er wird als Nichtverfolger gefeiert, aber nie als Gönner der Sekte gerühmt, von dem Schreiben des Kaisers an das *κοινὸν Ἀσίας* weifs er offenbar nichts. Bei Marcus merkt man den Zeitgenossen; er kennt Peregrinus' Tod in Olympia (165), die Pest (167), den Kaiser Marcus als Mediker (166), die Revolte Isidors im Delta (170), den Aufstand des Avidius Cassius (172), die Not im Quadenlande (174), den Tod des Marcus (180). Er nennt ihn einen äufserst besonnenen Herrscher, und die Drangsale, die unter diesem Kaiser in Ost und West die Christen betrafen, treten zurück, der Kaiser erscheint als Christenfreund, die Erscheinung des Kreuzeszeichens im Quadenlande wird gefeiert, Marcus erfährt die Macht des Christengebetes, und ein den Christen günstiges Reskript des Kaisers wird angerufen. Die Selbstbetrachtungen des Kaisers kennt er so wenig wie den Christenhafs seiner Umgebung. Commodus wird als »Keulpfeilfellmann« gegeifselt, das Herkulesidol wird immer mit Hindeutung auf diesen Kaiser zertrümmert. Die Revolte, in der Kleander fällt, der Mörder des Commodus, Narcifs, werden erwähnt. Severus — Julian, Albinus und Niger werden nicht als Kaiser gezählt — erscheint als charaktervoll; die Mafsregeln des Kaisers zur Handhabung gerechter und strenger Justiz, seine Gesetze gegen den Ehebruch, die Abtreibung der Leibesfrucht, zur Sicherung der Mündel, seine Reform der papischen Gesetze finden Tertullians Beifall. An der Grausamkeit des Kaisers gegen die Anhänger seiner Gegenkaiser nimmt er keinen Anstofs: sie sind alle Majestätsverbrecher. In Rom bewundert er die Kriegserfolge des Kaisers im Osten, und wenn er dabei etwas neidisch ist, weil Karthago Mangel an Wasser leidet, so wird er bald durch die

Sorge des Severus befriedigt, der die Stadt mit dem herrlichsten Wasser versorgt. Einige Schatten fallen in das Licht: die Hinrichtung des Plautianus, dem schon in Asien Laetus vorangegangen war, und dem mancher Edle folgte: ein Opfer dieser Tage war ein Gönner der Christen. Der Verf. betrachtet die beiden ersten Kapitel »Von der Bufse« als Antwort auf die Rede, die Severus bei dieser Gelegenheit im Senate hielt. Aber ein halbes Jahrzehnt später, als die Schrift »Von dem Mantel« ausgeht, lautet das Urteil wieder ganz anders; da wird Plautianus' Schuld auch in Afrika angenommen, des Kaisers civilisatorische Arbeit gefeiert. Caracalla dagegen wird als Alexander und halber Nero gegeifselt. Nach dem Tode des Severus erscheint dieser als Beschützer der Christen; dafs ein feindliches Edikt von ihm ausgegangen war, wird verschwiegen. Die Feinde Severs waren Christenfeinde. Das Andenken des Kaisers soll den Christen Gönner erwecken. Von Caracallas Regierung spiegeln sich der Brudermord, die Verleihung des Bürgerrechts und die dadurch eröffnete Finanzquelle und der Festjubel in Afrika, als der Kaiser den pythischen Agon und das Odeum in Karthago stiftete. Auf die Regierung des Elagabal deutet nur allgemeiner Ekel, den der alternde Schriftsteller gegen alles zeigt.

9. Zeit der Regeneration.

Fr. Rühl, Die Zeit des Vopiscus. Rhein. Mus. 43, 597—604.

Die Abfassung der V. Aureliani wird gewöhnlich in die Zeit des Imperiums des Constantius Chlorus gesetzt. Der Verf. glaubt das aus mehrfachen Andeutungen der vita nicht annehmen zu dürfen, namentlich aus der Stelle v. Prob. 22, 3. Andererseits ist es aber sehr schwer, Daten zu finden, aus denen sich klar ergiebt, wann Vopiscus geschrieben hat. Nur die Abfassungszeit der v. Prob. läfst sich bestimmen; sie gehört in das Jahr 322 oder 323, vor den Ausbruch des letzten Krieges zwischen Constantin und Licinius. Mommsen Herm. 25, 259 bestreitet dies und setzt die Abfassung nach 1. Mai 305 und vor 24. Juli 306.

E. Klebs, Das valesische Bruchstück zur Geschichte Constantins. Philol. 47, 53—80.

Der Verf. unterzieht den Bericht des Anon. Val. de Constantino einer eingehenden Untersuchung. Die Stücke, welche eine Benutzung des Orosius durch den Anon. vermuten liefsen, sind durch eine mechanische, rohe Interpolation hereingekommen. In Bezug auf die Licinianische Christenverfolgung erwachsen aus der Verkennung dieses Verhältnisses falsche Aufstellungen, die der Verf. richtig stellt. Nach Ausscheidung der aus Orosius eingelegten Stücke bleibt, trotz der zu Tage tretenden Parteinahme für Constantin ein sehr wertvoller Bericht übrig. Dafs im Anon. ein Auszug aus Ammian vorliege, weist der Verf. zurück,

ebenso die Annahme von Ohnesorge, diese sei von Polemius Silvius in seinem Laterculus benutzt. Die angeblichen Berührungen mit christlichen Schriftstellern gründen sich nur auf Orosius-Stellen. Nach Klebs' Ansicht, der hierin mit Ohnesorge übereinstimmt, haben wir es mit dem Bruchstücke einer biographisch angelegten Kaisergeschichte zu thun. Nach der eingehenden Untersuchung des sprachlichen Charakters der Schrift haben wir in dem Anon. einen Zeitgenossen Constantins zu erblicken, der sicher kein Christ war. Der christliche Interpolator mufs nach Orosius geschrieben haben.

Th. Mommsen, Equitius. Zeitschr. f. Numism. 15, 251—252.

Die von Missong auf den Münzen des Kaisers Probus gefundene Aufschrift AEQVITI, AEQVIT oder EQVITI, welche dieser als Abkürzung für aequitati ansah, will Mommsen als den Namen des Beamten betrachten, der unter Probus das Münzwesen leitete. Dieser Equitius mag ein Vorfahr des gleichnamigen Konsuls des Jahres 374 sein.

O. Seeck, Studien zur Geschichte Diokletians und Constantins I. Die Reden des Eumenius. Neue Jahrb. f. Philol. 137, 713—726.

Der Verf. beweist zuerst, dafs die letzten acht Reden der Panegyriker, die uns durch die Abschriften des verlorenen Mainzer Cod. erhalten sind, ursprünglich in einer besonderen Handschrift bei einander standen; den Inhalt dieser gallischen Sammlung unterwirft er einer eingehenderen Untersuchung. Die Ergebnisse sind folgende. Der Genethliacus (III) ist Ende 290 oder spätestens Anfang 291 gehalten. Der zweite Panegyrikus auf Maximian (II) wurde 21. April 289 vorgetragen. Der Panegyrikus auf Constantius (V) ist von demselben Manne gehalten wie die beiden erwähnten, und dieser war Eumenius. Gehalten wurde die Rede Anfang Sommer 297. Die Rede pro restaurandis scholis folgte ihr wahrscheinlich einige Monate später. Auch der siebente Panegyrikus gehört Eumenius an, wahrscheinlich auch der achte. Von dem sechsten und neunten läfst sich dies nicht so sicher beweisen, weil der Verf. über seine persönlichen Verhältnisse keine Andeutung macht. Wahrscheinlich ist es aber nach manchen Beziehungen. So erkennt Seeck in dem zweiten Teil der Mainzer Handschrift eine Sammlung der Reden des Eumenius.

Ich halte das Gesamtresultat auch für wahrscheinlich. Doch kann ich im Einzelnen mehrfach nicht Seeck zustimmen, namentlich in seiner Polemik gegen Brandt. Zunächst halte ich es für einen mindestens sehr hinkenden Vergleich, wenn Seeck sagt: »die Autoren dieser Zeit schreiben nicht, wie sie sprechen, sondern sie hatten ihr Latein, wie wir, aus Büchern gelernt.« Ich dachte, Seeck wollte sagen, wie wir unser Schriftdeutsch — aber wirklich er meint, wie wir unser Latein. Das soll hervorgehen aus der Stelle pan. IX, 1: siquidem latine et diserte loqui illis ingeneratum est, nobis elaboratum, et si quid forte commode dici-

mus, ex illo fonte et capite facundiae imitatio nostra derivat. Dann müfste aber schon Tacitus nicht mehr Latein als Muttersprache, sondern aus Büchern gelernt haben, da er seine Zeitgenossen von Cicero ganz ähnlich reden läfst. Brandt hatte gesagt, Eumenius sei vor der Rede pro rest. schol. noch nie öffentlich aufgetreten und führte dafür IV, 1—3 an. Seeck meint, der Redner sage hier nur, dafs er auch nie auf dem Forum gesprochen habe d. h. »dafs ihm die contentiöse Beredsamkeit der Advokaten fremd sei«. Dies soll sich aus den Worten ergeben: quod non modo contradicendo nemo audeat impedire, sed omnes potius . . summo gaudio et favore suscipiant. Jeder unbefangene Leser wird aber in dieser Stelle nur finden, dafs der Redner in feiner Weise seine Forderung als eine allgemeine hinstellt; an Advokaten-Widerspruch denkt sicherlich niemand. Die ganze Einleitung ist der Rede de imp. Pomp. bisweilen wörtlich nachgebildet. Der Redner sagt allerdings, er habe noch nie auf dem Forum gesprochen, aber er fügt hinzu: nunc demum sero quodam tirocinio ad insolitum mihi tribunal aspirem; d. h. doch wohl, dafs er noch nie in ähnlicher Angelegenheit vor gleicher Instanz geredet habe, wie jetzt; die Rede pro restaur. scholis ist aber doch keine Gerichtsrede. Dies versichert er mehrmals ausdrücklich: et hoc ipso in tempore, quamvis diversissimum a contentione litium genus orationis habiturum; ja noch nicht zufrieden damit, erklärt er nochmals c. 2 — volo temporarium me dicendi genus atque id ipsum meis studiis peculiariter commodum involare, non ad incognitam mihi sectam forensium patronorum — transire. Endlich versichert er ausdrücklich quamquam — loci tantummodo insolentia, non dicendi novitate perturber, siquidem id probabo quod non modo contradicendo etc. Also ganz unzweideutig wird gesagt: 1) auf dem Forum habe ich noch nie gesprochen, 2) ich rede jetzt zum erstenmal vor dieser Instanz, 3) eine gerichtliche Rede habe ich nie gehalten und werde auch jetzt keine halten, überhaupt nie. So hat Brandt doch nicht so Unrecht gehabt. Aus den Worten IV, 15 meus ex otio iacens ad pristinas artes animus attolli soll nach Seeck hervorgehen, dafs Eumenius schon seit recht langer Zeit sein Amt niedergelegt habe »da man von einer kurzen Mufse unmöglich sagen kann, dafs sie die Geisteskräfte abstumpfe«. Seit wann heifst iaceo abgestumpft sein? Die Bedeutung ist klar; der Gegensatz attolli hat das iaceo hervorgerufen, und otium ist nichts anderes, wie Seeck mit Recht bemerkt, als das Aufgeben der früheren Thätigkeit am Hofe; pristinae artes ist die Rhetorthätigkeit, sie galt Eumenius für hoch, wie attolli beweist; natürlich denkt der Rhetor nicht gering von seiner Kunst (vgl. 4, 15), dadurch wurde für die Zeit, in welcher sie ruhte, der Gegensatz des iacere geschaffen. Also dafs Eumenius seit langer Zeit sein Amt niedergelegt habe, geht sicherlich aus dieser Stelle nicht hervor. Ob er erheblich früher den Hofdienst verlassen habe, als er seine Lehrthätigkeit

wieder aufnahm, läſst sich nicht entscheiden; 4, 15 heiſst es palatini honoris privilegium oratoriae professioni salvum et incolume servantes. 4, 16 si ita salvo honoris mei privilegio doceam etc; aber alle diese Stellen beweisen für die Zeit nichts. Auch 5, 1 nicht, wenn man hier, was wahrscheinlich ist, an Eumenius denken will; denn studium ruris und indulta quies sind ebenso allgemeine Angaben wie jene. Wozu Seeck eine lange Auseinandersetzung macht, daſs man das kaiserliche Schreiben 4, 14 als einen Erlaſs der vier Regenten anzusehen habe, ist nicht zu sehen; es steht ja ausdrücklich da 4, 15 in his imperatorum et Caesarum literis; 4, 16 quod Iovii Herculiique pronuntiant; 4, 17 nisi ipsis imperatoribus Caesaribusque nostris gratum esse confiderem.

F. Hettner, Römische Münzfunde in den Rheinlanden. Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst 7, 117—163.

Der Verf. setzt seine verdienstlichen Untersuchungen über Römische Münzfunde in den Rheinlanden fort; ich hebe die geschichtlich wichtigen Ergebnisse heraus.

Die Münzen mit Sarmatia devicta werden Anfang 323 gesetzt; zu dieser Zeit treten auch die Münzen der Fausta und Helena auf; Hettner vermutet, daſs mit der Erhebung des Constantius zum Cäsar Veranlassung gegeben gewesen sei, auch Fausta, die Mutterstelle vertrat, zu ehren, und Constantin habe diese Gelegenheit ergriffen, auch seine Mutter zu ehren. Ich vermag zwischen diesen drei Thatsachen irgend eine Notwendigkeit des Zusammenhangs nicht zu entdecken. Ob nun Fausta Mutterstelle vertrat, natürliche oder Adoptivmutter war, lag zweierlei nahe, entweder ihr diese Ehre zu erweisen, als Constantin II Cäsar wurde oder aber sie zu verschieben, bis der jüngste diese Ehre erhielt. Warum bei Constantius' Erhebung auch die beiden Frauen geehrt wurden, ist einstweilen nicht zu sehen, die Thatsache wie die Begründung können nicht als sicher gelten. An Faustas Ermordung im Jahre 327 hält Hettner gegen Ranke und seine Nachtreter Schultze und Görres fest, indem er bibliographisch den Unwert der sog. Monodie auf Constantin II erweist. Aus der verhältnismäſsigen Seltenheit von Stücken des Crispus in der Emission PTR◡ wird geschlossen, daſs der Tod desselben in den Anfang dieser fällt. Aus dem gleichzeitigen Erscheinen der Münzen auf Delmatius und der Restitutionsmünzen der Theodora und Helena schlieſst Hettner mit Senckler und Marchant, daſs die auf Theodora geschlagen worden seien, um seine Stiefmutter zu ehren, als Constantin d. Gr. seine Stiefneffen zur Theilnahme an der Regierung heranzog. Zugleich ehrte er aber auch seine Mutter auf gleiche Weise. Bezüglich des Verhältnisses von Arles und Constantina stellt Hettner die Ansicht auf, die Namensänderung habe 327 bei Gelegenheit der Cäsar-Decennalienfeier des Constantinus II stattgefunden; nach seinem Tode 340 verschwindet der Name Constantina, der erst nach Besiegung des Magnentius durch Constantius II wieder aufgenommen wird.

Mit dem Jahre 330 treten in den gallischen Münzstätten mannichfache Veränderungen ein. Arles behielt von seinen bisherigen vier Offizinen nur zwei; Lyon erhält statt einer Offizin zwei. Gänzlich aufgehoben wurden London mit einer und Tarraco mit vier Offizinen.

Ein wichtiges Gesetz stellt Hettner S. 144 auf. Danach wurde der Augustus desjenigen Länderbezirkes, in dem die betreffende Präge liegt, immer mit Diadem gebildet, die Augusti der anderen Bezirke bald mit Diadem, bald mit Kranz. Es wird bei allen Funden danach zu sehen sein, in wie weit dasselbe bestätig wird.

Es liegt in der Natur des Materials, dafs manche Annahmen Hettners erst noch weiterer Bestätigung bedürfen. So kann seine Ansicht über die Aufeinanderfolge der Emissionen leicht, wie es schon geschehen ist, durch weitere Funde berichtigt werden; auch die Annahme, dafs die Dauer einer Emission in der Regel ein Jahr betragen habe, ist einstweilen Hypothese; denn wir wissen zu wenig Sicheres darüber, wie viele Emissionen neben einander herliefen. Weiter kann die Aufstellung, dafs in Rom von den fünf Offizinen eine für Constantin d. Gr., eine für Constantin II, eine dritte für Constantius, eine vierte für Rom, eine fünfte für Konstantinopel prägten, während für Constans und Delmatius in verschiedenen Offizinen geprägt wurde, nicht auf Sicherheit Anspruch machen, da wir von dem ganzen Münzbetriebe viel zu wenig wissen und weitere Funde schwerlich uns viel mehr lehren werden.

An diese Untersuchungen schliefst sich eine für den Numismatiker und Historiker sehr wertvolle Uebersicht über die rheinischen Schatzfunde.

Wilh. Schwarz, De vita et scriptis Juliani imperatoris. Bonn. Diss. 1888.

Der Verf. giebt eine sehr eingehende Zusammenstellung aller von ihm gefundenen Datierungen für Leben und Schriften des Kaiser Julian. Wenn auch nicht alle sicher sind, so hat die Schrift doch unzweifelhaft ein recht grofses Verdienst, indem sie teils Zerstreutes bequem vereinigt, teils Neues und oft Besseres als die Vorgänger fand.

Das Geburtsjahr ist 331 (Mitte November bis Mitte Dezember); seine Cäsarernennung fällt 6. November 355, seine Erhebung zum Augustus Anfang Mai 360. Der Aufbruch gegen Constantius erfolgte Juli 361, der Tod des letzteren am 3. November 361. Die Ankunft Julians in Antiochia fällt vor Mitte Juli 362, sein Aufbruch gegen die Perser 5. März 363, sein Tod 26. Juni 363.

Der gröfsere Teil der fleifsigen Schrift enthält Untersuchungen über Datierung und Beschaffenheit julianischer Schriften.

Zöckler, Julian und seine christlichen Gegner. Beweis d. Glaub. 9, (1888) No. 2. 3.

bringt nichts Neues, da nur eine Zusammenstellung der julianischen Epoche der Apologetik gegeben wird.

Giuseppe Sonnino, Di uno scisma in Roma a'tempi di Valentiniano I. Studio storico. Livorno 1888.

Der Verf. beschäftigt sich mit Studien über die Religionspolitik Valentinians I. und veröffentlicht hier ein Bruchstück, nämlich das Schisma durch Damasus und Ursinus. Im ersten Kapitel schildert er die Beziehungen zwischen Staat und Kirche im Abendlande während des vierten Jahrhunderts, ohne mehr als Bekanntes zu sagen. Kap. 2 schildert Verbannung, Rückkehr und Tod des Liberius und die Wahl des Damasus. Der Verf. deutet hier überall die Widersprüche der Überlieferung an, unternimmt aber nirgends den Versuch, dieselben befriedigend zu erklären. Denn die von ihm versuchte Fixierung der verschiedenen Kämpfe zwischen Damasianern und Ursinianern ist meist willkürlich. Im dritten Kapitel wird die Rückberufung und zweite Verbannung des Ursinus erzählt und die Religionspolitik Valentinians kurz dargelegt. Kapitel 4 bespricht die letzten Ereignisse des Schismas, die Concilien von Rom (378) und Aquileia (381). Gegen die Richtigkeit der Darstellung ist nichts einzuwenden. In Deutschland wäre die Arbeit ohne Wert, in Italien ist eine solch' unbefangene Darstellung einer wichtigen Epoche der Kirchengeschichte nicht ohne Verdienst Möge der Verf. seine Absicht erreichen, die Aufmerksamkeit der italienischen Jugend auf die Entstehung des Papsttums zu lenken!

Karl Christ, Römische Feldzüge in der Pfalz, insbesondere die Befestigungsanlagen des Kaisers Valentinian gegen die Alamannen. Sammlungen von Vorträgen gehalten im Mannheimer Altertums-Verein. Zweite Serie. Mannheim 1888. S. 31—61.

Symmachus laud. in Gratian ed. Seeck p. 322 § 18 spricht von zwei Schlachten, welche Valentinian den Alamannen lieferte; die eine fand nach des Verf.'s Ansicht bei Solicinium (Rottenburg) in der Gegend der Donauquelle im Jahre 368 statt, die andere bei Lopodunum (Ladenburg) am Neckar. Letztere scheint früher als die erstere zu fallen. Auf dem ersten Zuge legte Valentinian im Winkel zwischen Rhein und Neckar eine hochgemauerte und sichere Feste an. Sicher bestimmen läfst sich der Ort derselben nicht; der Verf. will sie am ersten bei Mannheim finden. Die Absicht des Kaisers war, durch einen festen Punkt am Neckar sowohl dessen Mündung bei Mannheim zu beherrschen als auch Altrip jenseits des Rheines zu decken. Wir dürfen denselben darum weder zu weit aufwärts am Neckar, noch scheints unmittelbar an seiner Mündung, sondern im Winkel zwischen beiden Flüssen, und die Ableitung bei der Stelle suchen, von wo ab der Neckar seinen früheren unstäten, vielfach gekrümmten Lauf begann, also bei Feudenheim. Von hier ab flofs er auch an dem, an der Schwetzinger Landstrafse gelegenen, alten Rheinhausen vorbei, um dann wieder in seine jetzige Mün-

dung zu fallen. In der Gegend aber bei Eichelsheim, dieser längst verschwundenen Burg am Rhein scheint das Kastell gesucht werden zu müssen.

Heinr. Maurer, Valentinians Feldzug gegen die Alamannen. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. 3, 303—328.

Der Feldzug d. J. 369 zerfällt in zwei zeitlich und inhaltlich scharf gesonderte Abschnitte. Der erste enthält den Rheinübergang, den Friedensschlufs mit den Alamannen am unteren Neckar, infolge dessen diese ein Stück Land auf dem rechten Rheinufer dem Kaiser abtreten, und die Erbauung der Feste Alta Ripa in dem abgetretenen Lande auf dem Hochgestade zwischen Rhein und Neckar. Der zweite beginnt mit dem Feldzug an den oberen Neckar zur Zeit, als das Getreide reif war, und endigt mit dem Rückzug des Kaisers nach der Schlacht bei Solicinium. Der erste umfafst die Monate Mai bis Juli, der zweite die Monate August und September. Der Rheinübergang auf dem ersten Zuge ist dem Julians genau nachgebildet; er erfolgte wohl an derselben Stelle, in der Nähe des heutigen Dorfes Altrip; am folgenden Tage wurde trotz des Hochwassers eine Schiffbrücke geschlagen. Die überraschten Alamannen liefsen sich in kein Gefecht ein, sondern flohen über den Neckar und Lopodunum. Auf dem rechten Ufer nahmen sie, wie es scheint, wieder Stellung, aber der Kaiser griff nicht an, und sie traten einen Teil ihres Gebietes ab. Es handelte sich dabei nur um den Teil der Alamannen zwischen Neckar und Main. Das abgetretene Land war im Norden vom Neckar begrenzt; im Osten war wahrscheinlich das nahe Gebirge die Grenze; nach Süden erstreckte sich das abgetretene Gebiet ebenfalls nicht weit.

Bevor Valentinian den zweiten Zug antrat, begann man den Brückenkopf auf dem rechten Rheinufer zu einer regelrechten Festung auszubauen. Dieselbe lag auf dem Hochgestade in dem Winkel zwischen dem Rhein und dem ehemaligen südlichen Neckararm, der noch im Mittelalter bei dem Dorfe Neckarau sich in den Rhein ergofs. Der Rhein flofs damals, wie wiederum heute, dicht am Hochgestade des rechten Ufers vorbei, das sich etwa 6 m über die Niederung des Flusses erhebt, während das linksrheinische Hochgestade 6—7 km vom Flufs entfernt ist; das Hochgestade des linken Neckarufers, welches vom Rhein an eine nordöstliche Richtung einhält, bildet mit dem des Rheins ungefähr einen rechten Winkel. Aus der Schilderung des Symmachus zieht der Verf. den Schlufs, dafs der Kaiser wirklich die Stadt Alta Ripa mit Sorgfalt befestigt hat. Das Baumaterial wurde von der zerstörten Stadt Lopodunum entnommen, die zuletzt wieder von Julian hergestellt, von den Alamannen neuerdings zerstört worden war. An die Stelle Lopodunums trat jetzt Alta Ripa.

Erst im Sommer begann der Vormarsch ins Innere Alamanniens an den oberen Neckar. Der Kaiser wählte den Weg die Rheinstrafse

aufwärts und dann seitwärts über Ettlingen und Pforzheim an den oberen Neckar. Bei Solicinium (h. Rottenburg) stiefs er auf den Feind; der Sieg war schwer, an eine Verfolgung der Alamannen nicht zu denken. Der Rückzug erfolgte auf demselben Wege, den man gekommen war.

Das munimentum celsum et tutum, auch castra praesidiaria Ammians v. J. 370 ist nichts anderes als Alta Ripa, doch handelt es sich nicht um Ableitung des Flusses, sondern um eine Uferbefestigung, wobei die Strömung auf die Seite zu drängen war. Die Arbeiten fallen wahrscheinlich in den Juli, da der Kaiser am 20. Juli sich in Alta Ripa aufhielt. Die Zerstörung der Festung erfolgte durch den Rhein, der ein Stück von etwa 400 m Breite wegrifs, samt den darauf befindlichen Festungsbauten; ihr Name lebt fort in dem des in der Niederung des linken Ufers liegenden Dorfes Altrip. Versunkene Mauerreste kommen noch hier und da bei niederem Wasserstand zum Vorschein. Ein Anhang erklärt die beigegebene Karte insbesondere für die Beschaffenheit der ehemaligen Neckararme.

L. Cantarelli, Il cursus honorum dell' imperatore Petronio Massimo. Bull. della archeol. comunale di Roma 16, 47—60.

Von Petronius Maximus heifst es auf der bekannten Florentiner Inschrift: a proavis atabisque nobilitas ornatur. Der Verf. will ihn deshalb der Familie der Anicier zuweisen. Was seine Ämterlaufbahn betrifft, so will Cantarelli annehmen, dafs er durch adlectio inter consulares in den Senat gelangte, dem er mit 19 Jahren (geb. 395) schon angehörte. Sein erstes Amt, das er mit 19 Jahren bekleidete, war das eines tribunus et notarius in consistorio sacro; er gehörte zu der Rangklasse der Clarissimi. Dann wurde er comes sacrarum remunerationum (largitionum), welche Stellung er drei Jahre (416—418?) verwaltete. Ob er vorher comes rerum privatarum (415?) war, ist nicht sicher zu entscheiden. Noch nicht 25jährig erhielt er die Stadtpräfektur (Ende 419 —421). Er hatte damit Anspruch auf den Illustrat, heifst aber, dem Gebrauche des vierten und fünften Jahrhunderts entsprechend, vir clarissimus. Über das Jahr 421 gehen die Angaben dieser Inschriften nicht hinaus. Aber zwei andere Inschriften (CIL VI, 1197 und 1198) machen wahrscheinlich, dafs er viermal Präfekt und zweimal cons. ordinarius war (433 und 443); die beiden Inschriften gehören den Jahren 443 und 444 an. Die vier Präfekturen haben Corsini und Henzen sämtlich als Stadtpräfekturen gefafst, Zirardini und Rossi widersprechen. Der Verf. weist zuerst nach, dafs Maximus diese Präfekturen vor 443 bekleidet haben mufs; sonst nimmt er mit Rossi an, dafs zu diesen Präfekturen auch zwei prätorianische und zwar von Italien zu rechnen sind (435 und 439—441). Die letzte Erhebung des Maximus zeigt sein Titel patricius (445). Kaiser wurde er 17. März 455.

Alb. Duncker, Geschichte der Chatten. Aus dem litterarischen Nachlasse herausgegeben von G. Wolff. Zeitschr. d. Ver. f. hess. Gesch. und Landesk. N. F. 13, 225–397.

Aus dieser nachgelassenen Arbeit des früh geschiedenen Forschers kommt für den Jahresbericht nur ein Teil in Betracht.

Auch im nachmaligen Hessen gingen keltische Siedelungen den germanischen voraus. Aber die germanischen Stämme überwältigen schliefslich die östlich des Rheins bis an den Main hin wohnenden Kelten und trieben ihre Überreste, soweit diese es nicht vorzogen, sich den Siegern zu unterwerfen, über den Strom, der nun auf lange Zeit im nördlichen Teil seines Laufes, etwa bis zur Mainlinie hin, die Grenzscheide zwischen beiden grofsen Völkern bildete. Südlich des Mains und im oberen Donaugebiet blieben noch keltische Stämme sitzen. Der Abschlufs dieser Entwicklung fällt in das dritte oder vierte Jahrhundert v. Chr.

Cäsar kennt den Namen der Chatten noch nicht, sondern ihm verschwinden sie noch unter der grofsen Völkermasse der Sueven; Strabo nennt ihn zuerst; dann erscheint er häufig. Tacitus stellt sie schon zu zu den Sueven im Gegensatz. Bei ihm wohnen sie bis zu den Ufern der Werra. Die Verwandlung des Namens Chatti in Hessi (die Feindseligen) hält D. durch Kögel für erwiesen; doch will er, wenn auch an der gleichen Wurzel festhaltend, den Namen lieber als »die Anstürmenden«, »Ungestümen« erklären. Die Bataver hatten sich schon lange vor Cäsars Ankunft von den Chatten, von denen sie einen Teil bildeten, getrennt; auch Chattuarier und Mattiaker waren wohl Gaue des grofsen Chattenvolkes. Über das Land der Chatten läfst sich bezüglich der Grenzen nichts Sicheres ermitteln, es war sehr waldreich, hatte ein rauhes Klima, in dem jedoch noch Hafer und Gerste, Rüben, Hülsenfrüchte und Beeren reiften und hatte keine Städte; Mattium war nur ein Komplex von Höfen. Was der Verf. sonst für das Leben der Chatten beibringt, konnte so ziemlich über jeden Stamm gesagt werden. Die kriegerische Tüchtigkeit der Chatten wird allgemein gefeiert.

Die Darstellung der Kämpfe mit den Römern bis zum Zerfalle des weströmischen Reiches und dem Emporkommen der Frankenmacht füllt den gröfsten Teil der Abhandlung. Die ersten Kämpfe soll Drusus den Chatten im Jahre 12 geliefert haben. Ein zweites Mal kämpfte er gegen die mit Cheruskern und Sugambern verbündeten Chatten im Jahre 11 und erlitt bei Arbalo eine Niederlage. Deshalb wurde der Feldzug des Jahres 10 gegen dieses Volk gerichtet; aber er erreichte nur die Unterwerfung der Mattiaker, und die Anlage der Saalburg, Friedbergs in der Wetterau, des Kastells bei Heddernheim und der Befestigung auf dem Heidenberge bei Wiesbaden. Ob er im Jahre 9 die Unterwerfung vollendet habe, ist nicht festzustellen. Nach dem Abzug der Markomannen nach Böhmen überliefs wahrscheinlich Tiberius einen Teil des ehemals sugambrischen Gebietes den Chatten und gestattete ihnen nach Südosten sich bis zur

fränkischen Saale auszudehnen. Vielleicht unterstützten sie dafür die Römer gegen Marobod, mindestens hielten sie sich neutral. An dem Kriegsbündnisse gegen die Römer unter Armin nahmen sie wahrscheinlich von vornherein teil und trugen nachher zur Ausnutzung des Sieges entschieden bei: die Taunuskastelle fielen in ihre Hände. Germanicus stellte dieselben wieder her und zog gegen die Chatten über Friedberg, Butzbach, Giefsen, durch den Ebsdorfer Grund, Kirchhain, Treysa, nördlich von Wabern an die Edder und nach Zerstörung von Mattium durch Edder- und Siegthal nach Bonn. Bei den Kämpfen des Armin in den Jahren 15 und 16 waren sicherlich Chatten beteiligt. Im Jahre 16 schickte Germanicus den C. Silius in ihr Land. In den folgenden Jahrzehnten wahrten die Chatten ihre Unabhängigkeit; im Jahre 41 trug S. Sulpicius Galba einige Vorteile über sie davon, neun Jahre später wurden Chatteneinfälle von dem Legaten P. Pomponius Secundus mit Glück zurückgewiesen. Im Jahre 58 fand zwischen Chatten und Hermunduren ein Kampf um Salzquellen statt. In den Stürmen des Vierkaiserjahres hatten die Chatten Einfälle in das Reich gemacht und sogar Mogontiacum berannt. Im Jahre 81 trugen die Chatten über die Cherusker einen entscheidenden Sieg davon. Nach dem Kampfe Domitians mit den Chatten 83/84 wurde der Plan einer befestigten Grenze ausgearbeitet; die Ausführung erfolgte durch Traian und Hadrian. 50 Jahre lang bestanden jetzt friedliche Zustände. Erst unter Kaiser Marcus hört man wieder von Krieg zwischen Römern und Chatten. Ob südlich vorhandene Teile dieses Volkes sich mit dem Alamannenbunde verschmolzen, wissen wir nicht. Caracalla wies 213 Alamannen und Chatten vom römischen Gebiete zurück und stellte sichere Besitzverhältnisse für Rom auf zwei Jahrzehnte wieder her. In dem nächsten Jahrhundert verschwinden die Chatten vor Alamannen und Franken, doch drang wahrscheinlich Julian in die Taunusgegenden ein. Im Jahre 392 wird der Name der Chatten zum letzten Male genannt, als Arbogast über den Rhein ging; mehr als drei Jahrhunderte verschwindet er ganz, um gegen 720 in der Form Hessi wieder aufzutauchen. Sie bilden den Kern der südlichsten Frankengruppe, der Oberfranken; ein Teil des Volkes war über den Rhein in das Moselgebiet gewandert.

Der Verf. versucht dann noch ein Bild der Kultur des Hessenlandes unter römischer Herrschaft zu zeichnen; es enthält nur allgemeine Züge; geistiges Leben bestand nur in sehr geringem Mafse. Aber selbst diese Keime wurden mit der dauernden Besitzergreifung des Limeslandes durch die Germanen vernichtet.

Beckurts, Die Kriege der Römer in Afrika nach dem Untergange der vandalischen Herrschaft in den Jahren 534—547. 1. Teil. Progr. Wolfenbüttel 1888.

Nach der Niederwerfung des Vandalenreichs durch Belisar wurde Afrika eine besondere prätorianische Präfectur mit 7 Provinzen und 4 duces in

Leptis magna, Kapsa und Leptis minor, Constantine, Caesarea. Die neue byzantinische Herrschaft wurde rasch durch ihr drückendes Finanzsystem verhafst; die äufseren Feinde waren die Mauren. Die von den Römern betriebene Kolonisation derselben wurde von den Vandalen nicht fortgesetzt; vielmehr waren sie in dem Niedergange der vandalischen Herrschaft wieder zu ihrem alten nomadischen Treiben zurückgekehrt, und damit zu ihrem alten Räuberleben. Meist auf ihren raschen Pferden den Gegnern unerreichbar, erschienen sie raubend und plündernd in allen Provinzen, unterstützt von ihrer genauen Kenntnis der Natur des Landes. Für die germanischen Söldner erwies sich das Klima des Landes ebenso verderblich wie seine Sittenlosigkeit und Genufssucht.

Sofort nach Belisars Abfahrt brachen die Mauren in die Provinz Byzacium ein, und bald standen an 50 000 Mauren unter vier Fürsten den Römern gegenüber. Salomon, Belisars Nachfolger, versuchte zuerst zu unterhandeln, nachher griff er sie (535) bei Mamma an und schlug sie. Sofort erschienen die Feinde aber wieder mit gröfseren Streitkräften, und Salomon brachte ihnen in einer zweiten Schlacht am Berge Burgaon (Djebel-bu-Ghanem?) eine äufserst verlustreiche Niederlage bei, durch welche die Provinz Byzacium vom Feinde frei wurde. Im gleichen Jahre waren in Numidien zahlreiche Horden des Königs Jaudas am Gebirge von Aurèz erschienen. Salomon machte noch vor dem Winter des Jahres einen Vorstofs gegen dieses Gebirge, konnte aber die Feinde nicht zum Entscheidungskampfe bringen. Ehe er den Kampf fortsetzen konnte, brach ein Aufstand der Soldaten 23. März 536 aus, der zum Teil aus religösen Motiven entsprang, weil Justinian die Unterdrückung der Arianer befohlen hatte, zum anderen aber der Nichtbefriedigung der Forderung der Soldaten, Landbesitz zu erhalten. Salomon mufste nach Syrakus entfliehen. Der von ihm herbeigerufene Belisar rettete zwar Karthago, konnte aber Numidien nicht behaupten. Justinian sandte jetzt seinen Neffen Germanus, dem die Beschwichtigung der Soldaten gelang; den Anführer der Meuterer Stutias besiegte er bei Cellas Vatari. Das Heer wurde nachher von Salomon reorganisiert, der das Aurèz-Gebirge wieder gewann, die Provinz Sitifis eroberte und unter seiner gerechten Verwaltung Afrika eine kurze Zeit des Friedens und der Ruhe sicherte.

P. **Allard**, Dioclétien et les chrétiens avant l'établissement de la tétrarchie. (285—293). Rev. des questions historiques 44, 51—91.

Nach des Verf.'s Ansicht hatte Diokletian im Jahre 285 keine bestimmte Politik gegen die Christen beschlossen, sondern er duldete sie in seiner Umgebung und liefs sie auch verfolgen. Um die Märtyrerakten des h. Genesius unterzubringen, nimmt der Verf. gegen alle Überlieferung an, Diokletian sei sofort nach seiner Erhebung nach Rom gegangen, und hier habe sich das Martyrium des Heiligen vollzogen. Als Herkulius zum Mit-Augustus erhoben war, begann dieser schon auf sei-

nem Marsche nach Italien die Verfolgung, wobei wieder einige Märtyrerakten zu Ehren gebracht werden, und in Rom erweckte er wieder die ganze Härte der Verfolgung. Auf dem Marsche nach Gallien erfolgte die Niedermetzelung der »thebäischen Legion«, deren Name schon sehr glaubwürdig klingt. Auf Grund ganz später und nichtsnutziger Märtyrerakten wird angenommen, er habe auch bei Unterdrückung des Begaudenaufstandes die Christen besonders verfolgt. Datianus spielte hierbei in Südwesten schon die gleiche Rolle, wie später in Spanien. Im Juli 287 wird wieder auf ganz wertlose Angaben hin angenommen, er habe sich in Massilia aufgehalten, bevor er seine Residenz in Trier aufschlug; natürlich gab es auch in Marseille Märtyrer.

Die Zustände des Christentums im Osten werden stark übertrieben geschildert. Als Diokletian nach Nikomedien kam, wich der Fanatismus, den er in Rom gezeigt, schnell dem Einflufs seiner Gemahlin und Tochter. Am Hofe, in den Staats- und Gemeindeämtern waren Christen, da die Wortführer über derartige Thätigkeit gemäfsigte Ansichten verbreiteten. Diokletian befreite sie von der Pflicht zu opfern, und selbst die Stellen der Flamines konnten von Christen übernommen werden. Die Beamten folgten des Kaisers Beispiel. Die Bischöfe, schon längst einflufsreich, fühlten sich jetzt sicher und erbauten schöne neue Kirchen. Auch die Katakomben werden mit gröfserer Sorgfallt behandelt, das Beispiel des Ostens wirkte auch auf den Westen, und speciell in Rom zeigen sich ihre Folgen. Allerdings wirkte die Ruhe auch auf Sitten und Zucht manichfach erschlaffend. Die Heiden benutzten dies, um den Versuch zu machen, die Christen für das geläuterte Heidentum zu gewinnen. Dieses richtete sich am Neuplatonismus auf, und als die Versuche erfolglos blieben, begann von hier aus die Bekämpfung des Christentums.

F. Görres, Rictius Varus (oder Rictiovarus) der berüchtigte mythische Verfolger der gallischen und zumal der trierischen Kirche. Westd. Zeitschr. 7, 23—35.

Der Verf. beweist wieder mit Aufwand einer breiten Citatensammlung, dafs Rictius Varus in der diokletianischen Zeit keine Stelle finden kann. Dagegen sucht er ihm einen Doppelgänger nachzuweisen in dem Statthalter von Spanien Dacianus, der sich als Verfolger der christlichen Kirche 304/5 hervorthat, und dessen Existenz durch eine Inschrift bei Gruter. 199, 4 bestätig wird.

Leider ist diese Inschrift unecht, wie

Zangemeister, Korr. Bl. d. Westd. Zeitschr. 7, 91—93 nachweist. In diesem Zusammenhange weist Zangemeister darauf hin, dafs der Wareswald bei Tholey fälschlich nach dem mythischen Varus Varuswald heifst.

Adolf Harnack, Augustins Konfessionen. Ein Vortrag. Giefsen 1888.

In der Zeit von Constantins Tod bis zur Plünderung Roms durch die Vandalen (c. 340—450) ist von den Kirchenvätern das geistige Kapital zusammengebracht worden, das sich in Religion und Theologie, Wissenschaft und Politik als die Überlieferung des Altertums an das Mittelalter ergiebt. Das Abendland ist im Mittelalter mehr als sieben Jahrhunderte lang auf diesen Besitz beschränkt geblieben; aber daneben hatte es doch einen Mann, der am Schlusse der alten Zeit gelebt und sein Leben über die folgenden Jahrhunderte ausgeschüttet hat, Augustin, dem an umfassender Wirkung kein Anderer gleichkommt. Die Kirche des Abendlands verdankt ihr Leben und Bewegung, die Spannungen mächtiger Kräfte, wertvolle Probleme und grofse Ziele. An ihm haben sich Petrarca und die grofsen Meister der Renaissance gebildet, und Luther ist ohne ihn nicht zu verstehen. Wir reden heute noch die religiöse Sprache, die uns vertraut ist aus Liedern, Gebeten und Erbauungsbüchern, in seinen Worten, bezüglich des Wesens der Religion und der tiefsten Probleme der Sittlichkeit verehren wir ihn noch als unseren Lehrer.

Näher betrachten will der Verf. nur die Konfessionen. Dieselben waren eine literarische That. Denn Augustin hatte hier zuerst gewagt, die genaueste Selbstschilderung seiner Entwickelung von der Kindheit bis zum Mannesalter mit allen seinen Trieben, Gefühlen, Zielen und Irrungen zu geben. Seine Stärke ist die Beobachtung. Aber auch die Kraft der Darstellung ist bewundernswert. Doch weder die wunderbare Form noch der Zauber der Sprache sind das Wichtigste. Der Inhalt ist es, die Geschichte, die er uns erzählt. An äufseren Thatsachen ist allerdings das Buch arm, um so reicher an solchen des Seelenlebens. Einerseits eine Entwickelung aus dem Innern heraus durch unablässige Arbeit, ein Aufsteigen von einem gebundenen und zerspaltenen Leben zur Freiheit und Kraft in Gott, andererseits die Entwickelung zum Autoritätsglauben, das Ausruhen in der Autorität der Kirche und die mönchische Auffassung der Ehe und des Berufs. Was sich in seinen Erfahrungen und in seinem Lebensgang untrennbar verkettet hatte, hat durch ihn genau so fortgewirkt auf die Kirche: seine Bedeutung für die Ausbildung des katholischen Kirchentums und für die Herrschaft der Kirche ist nicht geringer als seine kritische Bedeutung und als die Kraft, die ihm verliehen war, individuelle Frömmigkeit und persönliches Christentum zu erwecken.

Bei aller Kürze ist die Arbeit vortrefflich und auch ihr Thema erschöpfend.

Jahresbericht über die römischen Staatsaltertümer für 1888.

Von

Geh. Oberschulrat Dr. **Hermann Schiller,**

Gymnasial-Direktor und Universitäts-Professor in Giefsen.

A. Zusammenfassende Darstellungen.

F. Robiou et F. Delaunay, Les institutions de l'ancienne Rome. P. III. Économie politique et lois agraires, gouvernement et administration de l'Empire. Paris 1888.

Der dritte Band des Jahresb. 1884 S. 275 besprochenen Werkes und damit der Schlufs desselben liegt hier vor.

Der erste Teil desselben: notions sur l'économie politique des Romains und Lois agraires ist selbständiger gehalten als der erste Band, obgleich das Material auch hier auf Marquardt zurückgeht. Die Darstellung ist gefällig und auch für den Laien anziehend. Der zweite Teil, die Darstellung der Verwaltung der Kaiserzeit, ist ganz von Mommsen und Marquardt abhängig. Auch hier ist das Buch für Deutschland keine Bereicherung der Wissenschaft.

Th. Mommsen, Römisches Staatsrecht. 3. Band. 2. Abteilung s. unter »Der Senat«.

B. Die Staatsgewalt.

1. Die Magistratur.

Joh. Merkel, Über die Entstehung des römischen Beamtengehaltes und über römische Gerichtsgebühren. In Abhandl. aus d. Geb. d. röm. Rechts. Heft 3. Halle 1888.

Der Verf. unterscheidet drei Perioden: die republikanische, die erste und die zweite kaiserliche Epoche. In der Republik giebt der Staat Ersatz bezw. Vorschufs für die im öffentlichen Interesse der Staats-

verwaltung gemachten bezw. zu machenden Auslagen. 1) militiae, da hier, entfernt von der Heimat, solche Auslagen unvermeidlich sind, den Legionaren, Centurionen und equites, den Feldherren, den Agrarmagistraten, den Gesandten, den Provinzialstatthaltern. 2) domi, obgleich hier im allgemeinen die Anschauung gegolten haben wird, dafs zu ersetzende Auslagen nicht vorkommen, den Priesterschaften, welche sacra publica vollbrachten — genannt werden nur Curionen und Vestalen —, den Magistraten zum Zweck der Veranstaltung öffentlicher Spiele; voller Ersatz war hier indessen nicht die Regel; endlich das aes hordearium an den eques. Nicht einen direkten Bezug aus der Staatskasse, aber einen aus derselben geschöpften Unterhalt empfangen die Begleiter der militiae fungierenden Magistrate — wir hören in dieser Beziehung im wesentlichen nur von dem Provinzialstatthalter —, nämlich der quaestor, die Legaten, die amici und die Präfekten. Sie müssen zu diesem Zwecke im Rom angemeldet werden und sind nur in bestimmter Zeit zulässig. Diese Bezüge werden zur Bestreitung des Lebensunterhaltes gegeben und heifsen cibaria oder sportulae, vestiaria, diaria, calciaria, alimenta commoda, salaria. Die Apparitoren der Magistrate sind die einzigen öffentlichen Funktionäre, von denen der Empfang einer merces bestätigt wird. Sie standen lediglich in einem privatrechtlichen Lohnverhältnis zu ihrem Chef. Noch eine Veränderung tritt in der republikanischen Epoche ein, indem das Stipendium der Soldaten zu merces herabsinkt. Die Kleidung und die Naturalien werden nicht mehr abgezogen, und so entwickelt sich der halb- und ganzjährige Sold zu einem selbständigen Summenbegriff: das Stipendium semestre wird z. B. voll bezahlt, wenn auch der Feldzug kein ganzes Halbjahr gedauert hat, während die Getreidelieferung daneben nur auf so lange erfolgt, als das Kriegsbedürfnis dieselbe erheischt.

In der ersten kaiserlichen Epoche wird von Augustus die Reiseausrüstung der Provinzialstatthalter in Geld angeschlagen und gewährt. Eine Neuerung war dies nur für die bereits vorhandenen Statthalterschaften; von den neuen kaiserlichen wird nichts gesagt. Den Prokonsuln der Provinzen Asien und Afrika wirft der Kaiser eine bestimmte Summe aus als Ehren-, man darf vielleicht sagen, als Repräsentations-Gelder. Sie beträgt in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts angeblich 100 000 Sest. Diese letztere Summe wird die bisher und fortdauernd üblichen Naturalienbezüge, welche jene Statthalter aus ihrem Verwaltungsbezirke (frumentum in cellam) und den sumptus annuus, welchen sie vom Staate entnahmen, grundsätzlich nicht beeinflufst haben.

Ein wirkliches Beamtentum, das auf dem Treuverhältnis zwischen Herrn und Sklaven, Patron und Freigelassenen beruht, ist das Prokuratorentum. Mit demselben ist in 26 nachweisbaren Beamtungen der Gehaltsbezug verbunden; doch läfst es sich nicht erweisen, dafs dieser den höheren Präfekten und den Statthaltern der kaiserlichen Provinzen

(legati Aug. pr. pr.) zukam. Der Verf. nimmt nun an, dafs die Gelder den Charakter der Alimentation hatten; den Anspruch auf eine solche besafs gerade der aus dem Hause des bisherigen Herrn durch Freilassung ausscheidende Sklave. Als der Kaiser seine Beamten nicht mehr blofs aus seinen Freigelassenen entnahm, gingen nichtsdestoweniger die mit den Stellen verbundenen Gehalte auf die neuen Inhaber über. Die Gehalte büfsten dadurch ihren ursprünglichen Charakter ein, und eine Verwechselung mit den Salarien, wie sie der Prokonsul erhielt, war grundsätzlich nicht mehr ausgeschlossen. Wir halten an dieser Auffassung folgende Punkte für unerwiesen und unwahrscheinlich: 1) dafs nur Freigelassene diese Procuratorengehalte von Anfang an bezogen, 2) dafs die höheren Präfekten und die kaiserlichen Legaten keine Gehalte bezogen. Damit sind alle daran geknüpften Schlüsse unsicher.

Die Epoche Hadrians, welcher die Stellen der Prokuratur mit Rittern besetzt, ist der Anfangspunkt wahrer kaiserlicher Beamtengehalte. Diese wurden ausgedehnt auf die consiliarii und advocati fisci, nicht aber auf die comites. Eine Neuerung dieser Epoche ist schliefslich noch die Umwandlung der von der Besoldung hergenommenen Bezeichnung kaiserlicher Beamter in Amtstitel (ducenarii, centenarii, sexagenarii.

Für die diokletianisch-constantinische Epoche ergeben sich dem Verf. zwei Gruppen von besoldeten Beamten. Die einen erhielten Naturallieferungen in fixiertem Quantum, Geld nur nebenher: dies war der Fall bei den Provinzialstatthaltern und Offizieren. Von den Adsessores läfst es sich nicht sicher sagen, für frühere Verhältnisse spricht die Analogie der comites. Die anderen empfingen nur Geld; so die Mitglieder des kaiserlichen Consilium und der Scrinien, die advocati fisci, die exceptores. Für die Emolumente der Soldaten war noch am Ende des fünften Jahrhunderts ein allgemein übereinstimmender Rechtszustand nicht geschaffen worden, und nur die annonae der Officialen in den officia palatina waren seit einem Gesetze vom Jahre 423, sowie die aller Provinzialstatthalter und ihrer Adsessoren, einschliefslich dreier besonders namhaft gemachter kaiserlicher Finanzbeamten in Geld umgesetzt worden. Der Mafsstab der Adaeration war im ersteren Falle dem praef. praet. überlassen; in dem zweiten Gesetze wird dieselbe nicht angegeben, sondern »partikulärer« Festsetzung anheimgestellt.

Carolina Amadori, Roma sotto i patrizi e della dittatura. Alessandria 1888.

Der erste Aufsatz handelt von den Kämpfen zwischen Patriziern und Plebeiern in den Jahren d. St. 245—388, in einseitig plebeischer Parteinahme. Der zweite behandelt Ursprung, Wesen, Einflufs und Wirkungen der Diktatur in der römischen Geschichte. Wissenschaftlich ohne Wert und nicht von Irrtümern frei.

Wojciech Niemiec, De quaestoribus Romanis. Progr. Kolomen 1887.

Eine in entsetzlichem Latein geschriebene reine Kompilation ohne irgend welchen Wert.

Christian Werner, De feriis latinis. Diss. Leipzig 1888.

Über die Fasten des Latinischen Festes ist der Verf. zwar mit Mommsen der Ansicht, dafs ihre Aufzeichnung auf decemvirale Anordnung zurückgeht; aber abweichend von ihm nimmt er an, dafs auch die Ausführung dieser Anordnung sofort eingetreten sei.

In dem ersten Teile legt der Verf. den Anteil von Latinern und Römern am Latinischen Feste dar; derselbe gehört so wenig wie der zweite, der die Art der Feier entwickelt, in diesen Jahresbericht. Wohl aber der dritte Teil, der von den praefecti Urbis handelt. Derselbe bietet nur darin etwas Neues, dafs er Mommsens Annahme, diese praefecti hätten bezüglich ihrer Amtshandlungen sämtliche Befugnisse des Oberamts mit Ausnahme derjenigen der Präfektenernennung besessen, bestreitet und die Criminaljustiz ihnen abspricht. Auch wird ein Verzeichnis der bekannten praefecti Urbis feriarum latinarum gegeben.

L. Cantarelli, Intorno ad alcuni prefetti di Roma della serie Corsiniana. Bull. della Comm. archeol. comunale di Roma 16, 189—203.

Die von Corsini aufgestellte Reihenfolge der Stadtpräfekten ist längst antiquiert und hat bereits mehrfach von Cardinali, de Rossi, Borghesi, Seeck Ergänzungen erhalten; der Verf. will eine Nachlese für die Jahre 455—476 liefern.

Die Resultate sind: Von der Corsinischen Reihe bleiben blofs: 458 Aemilianus, 468 C. Sollius Apollinaris Sidonius und 474 Audax. Dagegen fallen nach 455 Castalius Innocentius Audax, nach 462 und vor 466 Plotinus Eustathius; nach 467 (vielleicht 470?) Publius Rufinus Valerius; nach 469 Flavius Eugenius Asellus; nach 472 und vor 474 Valentinus.

Lechat et Radet, Note sur deux proconsuls de la province Asie. Bull. de Corr. hellén. 12, 63–69.

Die Verf. veröffentlichen zwei Inschriften aus der Gegend von Kyzikos und Panderma. Nach der ersten war Vettius Proconsul 115/6 n. Chr.; zugleich erfahren wir aus derselben, dafs Traian bereits offiziell Parthicus hiefs, als er noch imp. XI war. Nach der zweiten war Lollianus Gentianus 209 n. Chr. Proconsul von Asien.

J. M. Klein, M. Asinius Sabinianus. Rhein. Mus. 43, 159–160.

Auf einer Grabschrift findet sich der Name eines neuen Statthalters von Asien; der Verf. will denselben erkennen in dem Asinius CIL 6, 1067, der Elagabal im Jahre 214 gehuldigt hat.

H. Kellner, Die römischen Statthalter von Syrien und Judaea zur Zeit Christi und der Apostel. Z. f. Kath. Theol. 12. 460—486; 630—655.

Der Verf. giebt zunächst einen Auszug aus Mommsens Staatsrecht; der freilich nicht überall klar ist z. B. bei den legati proconsulari potestate (sic!). Anschliefsend an Mommsens Ansicht, dafs Judaea nach Absetzung des Archelaus eine prokuratorische Provinz geworden sei, nimmt er an, auch Samaria sei eine selbständige Provinz gewesen; nachher beschränkt er diese Ansicht insoweit, dafs er wenigstens zeitweilig eine selbständige Organisation dieser Provinz festhält.

Sodann stellt der Verf. die Liste der römischen Statthalter von Syrien und Judaea auf. Weniges ist daraus hervorzuheben, da mehr Bekanntes nach Schürer u. a. zusammengestellt, als eine neue Untersuchung geführt wird. C. Caesar hat nach Mommsen res g. p. 166[2] nicht die Statthalterschaft von Syrien bekleidet; der Verf. nimmt nach Analogie des Agrippa das Gegenteil an; freilich steht die Thatsache auch nicht für Agrippa fest. Wie der Verf. für P. Quintilius Varus die Jahre 748—753 festhält und damit das Geburtsjahr Christi unter seine Statthalterschaft setzt, so will er auch den Census des Quirinius nach Luc. 2, 1 vor 759/60 festhalten. »Ein solcher kann ganz gut zur Zeit der Geburt Christi unter seiner Leitung ausgeführt worden sein«.

In der Liste der Prokuratoren wird angenommen, Felix sei vor 52 Procurator von Samaria gewesen; seine Amtszeit in Judaea ist auf die Jahre Ende 52 bis November 54 zu beschränken; die des Festus dauerte von Ende 54 bis Anfang 60; Albinus trat Anfang 61 sein Amt an.

In einem Anhang werden die jüdischen Hohenpriester dieser Zeit behandelt.

W. Liebenam, Forschungen zur Verwaltungsgeschichte des römischen Kaiserreichs. 1. Band: Die Legaten in den römischen Provinzen von Augustus bis Diokletian. Leipzig 1888.

Im ersten Teile giebt der Verf. eine Bearbeitung der Legatenfasten. Ob dieselben vollständig sind, wieviele und welche Namen fehlen, kann nur eine Nacharbeit feststellen. Dieselbe ist teilweise von Dessau nicht zum Vorteile der Zuverlässigkeit vorliegender Arbeit vollzogen worden. (Deutche Lit. Ztg.) Die zweite Abteilung giebt eine Besprechung einiger Fragen, welche sich auf die kaiserlichen Legaten beziehen. Hier werden die Teilung der Provinzen, die Bedeutung und Gefahr der grofsen Kommandos, die Stellung der Legaten in den kaiserlichen Provinzen, das Verhältnis der Statthalter zu den Provinzialen, die Befugnisse und die Ernennung durch den Kaiser, das Verhältnis zum Prokurator, die Dauer der Statthalterschaft, der Rang der Legationen und die Titel der Legaten erörtert. Ich habe eigentlich keinen Grund für diese Ausführungen finden können; denn sie enthalten fast durchweg nur bekannte Dinge.

Cl. Pallu de Lessert; Les fastes de la Numidie. Paris 1888.

Die Arbeit über die numidischen Statthalter zeigt sorgfältige Quellenstudien und liefert manche Korrekturen zu dem CIL, da der Verf. in der Lage war, durch Autopsie die Inschriften zu kontrolieren. Cagnat weist dem Verf. einzelne Irrtümer nach, die ihm infolge zu grofser Kühnheit in der Verwertung begegnet sind.

Joh. Kromayer, Die rechtliche Begründung des Prinzipats. Diss. Strafsburg 1888.

Der Verf. will das Prinzipat nach seinen rechtlichen Formen unter Berücksichtigung der genetischen Entwicklung zu verstehen suchen. Dies geschieht in vier Abschnitten, welche je die Zeit des Triumvirats vom Jahre 43—33, die Übergangsperiode vom Jahre 32—27, die ältere an das Consulat angelehnte Form vom Jahre 27—13 und endlich die abschliefsende Umgestaltung vom Jahre 23 umfassen.

Die auf Grund der lex Titia bestehende Triumviralgewalt erlosch mit dem 31. Dezember 38; von da an ist die Grundlage der Stellung von Antonius und Octavianus unklar. Mommsen hat die hieraus entstehenden Schwierigkeiten dadurch zu beseitigen gesucht, dafs er die Theorie aufstellte, bei constituierenden Gewalten sei die Zeitgrenze ohne rechtsverbindliche Kraft. Darnach konnten also die Gewalthaber auch ohne Genehmigung der Komitien ihr Amt von Rechtswegen weiter führen. Der Verf. bestreitet, dafs sich dieser Rechtssatz aus der Erzählung vom Dezemvirate des Jahres 449 v. Chr. ableiten lasse, hält es aber andererseits nicht für denkbar anzunehmen, dafs Antonius über sieben, Octavian zehn Jahre lang ohne gesetzliche Befugnis an der Spitze des römischen Staates gestanden haben sollten; nach den Quellennachrichten ist dies aber auch gar nicht nötig. Der Verf. nimmt an, dafs beide Triumvirn nach 31. Dezember 38 zunächst als Promagistrate im Amtskreise militiae das Kommando behielten; zu diesem Zwecke blieben sie aufserhalb Roms. Der Tarentiner Vertrag, welcher die Fortführung des Triumvirats bestimmte, wurde nur rechtskräftig, wenn das Volk ihn bestätigte. Der Verf. nimmt nach Appian Illyr. 28 an, dafs dies geschehen sei. Die Ernennung für das zweite Triumvirat erfolgte mit rückwirkender Kraft bis zum 1. Januar 37, so dafs als gesetzlicher Endtermin der 31. Dezember 33 anzusehen ist; dieses Datum bezeichnet zugleich den Endtermin des Triumvirates überhaupt.

Mit dem Ablauf des Jahres 33 trat derselbe Zustand ein, wie fünf Jahre vorher; der magistratische Charakter der Triumvirn und ihre Befugnisse in Rom erloschen, der promagistratische Charakter bestand bis auf weiteres fort. Aber im Jahre 32 verlor Antonius das Imperium infolge der Abrogation durch die Komitien, Octavian durch das Betreten der Stadt Rom. Keiner von beiden erhob mehr Anspruch auf das Triumvirat; denn die Münzen des Antonius mit III vir r. p. c. nach dem Jahre

33 will der Verf. so erklären, dafs auch schon damals auf den Münzen verflossene Ämter genannt werden. Jedenfalls aber kennt die Überlieferung bei Octavian über das Jahr 33 hinausgehende Ansprüche an das Triumvirat nicht, und dies steht vollkommen im Einklang mit dem Berichte des Kaisers selbst, nach dem dieses Amt nur zehn Jahre gedauert hat.

Im Jahre 32 führte Octavian einen Staatsstreich aus; die einzige rechtliche Quelle seiner Stellung ist von jetzt an der Notstand. Derselbe wurde anerkannt durch den Eid des Gehorsams, den das römische Volk dem Octavian leistete. Sueton hat diesen Akt mit Recht als coniuratio bezeichnet; es ist wirklich ein Soldateneid, und jeder, der ihn schwor, stellte sich unter militärisches Kommando und wurde Soldat. Die eigenen Angaben des Octavian stimmen mit dieser Auffassung durchaus überein. Dieses Notstands-Regiment wurde erst in den Jahren 28 und 27 durch stückweise Übertragung der einzelnen Verwaltungszweige an Senat und Volk allmählich beseitigt; die verfassungsmäfsigen Gewalten treten 13. Januar 27 wieder in den Besitz des ganzen Reiches.

Die dritte Epoche dauert vom Jahre 27—23; in dieser bildete das Konsulat zusammen mit einem festbegrenzten militärischen Kommando den Mittelpunkt der Machtstellung des Herrschers. In diesem Zusammenhange werden mehrere streitige Fragen erörtert. Zunächst die des Imperatortitels. Der Verf. findet in der Verleihung bezw. Bestätigung des ständigen Imperatornamens im Jahre 29 vor allem das Beispiel Cäsars im Jahre 45 mafsgebend. Was die Bedeutung des Namens betrifft, so will der Verf. keine anderen an dem ständigen Imperatornamen haftenden Rechte anerkennen, als sie mit dem gewöhnlichen Siegestitel verbunden waren, er ist also nichts anderes als der titulare Ausdruck desjenigen Imperiums, welches der betreffende Machthaber zur Zeit der Verleihung gerade besafs. Da aber die Imperien Cäsars und Octavians zeitlich begrenzt waren, so blieb, wenn sie ohne erneuert zu werden, abliefen, nur der Imperatorname übrig. Die grofse politische Wichtigkeit des Senatsschlusses vom Jahre 29 liegt darin, dafs er, gleich dem vom Jahre 45, diesem Titel eine selbständige Existenzfähigkeit gab und mit der Erlaubnis zur Führung des dauernden Titels implicite auch ein dauerndes Imperium verlieh. Dasselbe gab seinem Inhaber zunächst allerdings nur gewisse, von dem imperium untrennbare Ehrenrechte, verlieh ihm aber die Befähigung nach einfachem Senatsbeschlusse ohne weitere Förmlichkeit jedwedes Kommando zu übernehmen. Damit glaubt der Verf. alle Nachrichten und Ansichten in Einklang bringen zu können. An sich war der Imperatortitel nur Ehre und kein Recht. Aber zusammen mit dem von Augustus auf Grund des Notstands-Kommandos, später auf Grund einer anderen speziellen Verleihung geführten Oberbefehle über das Heer und die wichtigsten Provinzen trat der vorgesetzte Imperatorname als titularer Ausdruck dieses Imperiums auf. Da aber

auf dem militärischen Oberbefehle die faktische Macht des Kaisers beruhte, der vorgesetzte, ständige Imperatorname aber Jahrhunderte lang das ausschliefsliche Vorrecht des regierenden Fürsten war, so hat Dio recht, wenn er den Imperatornamen der Kaiser als dritte Kategorie von den beiden anderen in der Republik gebräuchlichen ausscheidet und ihn als eigentliche Herrscherbezeichnung auffafst.

Aber die Übernahme des Imperatornamens ist durchaus nicht identisch mit der der prokonsularischen Gewalt; Augustus erhielt beide zu verschiedenen Zeiten und den ersteren auf Lebenszeit, die letztere nur befristet. Dasselbe Verhältnis gilt für die Folgezeit. Die Armee konnte einen Imperator ausrufen, aber ein Recht auf Verleihung der prokonsularischen Gewalt besafs sie nie: dafür waren allein die Komitien kompetent.

Der Name, unter dem Augustus in den Jahren 27—23 sein militärisches Kommando gehandhabt hat, sowie die Formulierung des Imperiums ist nicht mehr festzustellen. An die Bezeichnung imperium proconsulare ist nicht zu denken, eher dürfte das Imperium in den Provinzen in den Jahren 27—23 als konsularisches zu definieren sein. Nach Dio erfolgte die Übertragung des prokonsularischen Imperiums erst 23. Seinem Wesen nach läfst sich der kaiserliche Oberbefehl in mehrfacher Beziehung mit den grofsen aufserordentlichen Imperien der schwindenden Republik vergleichen. Es ist daher von vornherein wahrscheinlich, dafs die Übertragung durch eine lex erfolgte; Dio 53, 12, 1 berichtet dies ausdrücklich, und Modificationen des kaiserlichen Kommandos wurden ebenfalls durch Gesetze sanktioniert (Dio 53, 32, 6). Die Teilnahme der Komitien an der Übertragung des kaiserlichen, gewöhnlich als prokonsularisch bezeichneten Imperiums steht sowohl für Augustus als für seine Nachfolger bis ins dritte Jahrhundert hinein fest.

Die im Jahre 23 festgestellte Form der Herrschaft bestand im Grofsen und Ganzen unverändert bis zum Tode des Augustus und noch über denselben hinaus. Die Verleihung der vollen tribunicischen Gewalt mit dem Namen derselben erfolgte erst 23. Im Jahre 36 hatte Octavian nur die sacrosanctitas und das Recht, auf der Bank der Tribunen zu sitzen, erhalten, im Jahre 30 war das ius auxilii dazu gekommen; im Jahre 23 erhielt er aber das Recht der Intercession und der Verhandlung mit Senat und Volk, welche nach Niederlegung des dauernden Konsulats unentbehrlich waren. Der Umfang der tribunicischen Gewalt ist bei Augustus kein anderer als bei den eigentlichen Volkstribunen; insbesondere sind die einzelnen demselben verliehenen persönlichen Vorrechte, welche zum Teil in dem Vespasianischen Bestallungsgesetze enthalten sind, weder in begrifflichen noch in chronologischen Zusammenhang mit ihr zu bringen. Wahrscheinlich war sogar der Übertragungsmodus der einzelnen Befugnisse je nach ihrer Natur ein verschiedener, so dafs in einem Falle das Volk, im andern der Senat die Verleihung

vollzog. Später drängte das praktische Bedürfnis dazu hin, die vielen einzelnen ohne bestimmten Namen auftretenden Befugnisse zusammenzufassen und auf einmal zu übertragen (lex de imperio). Dieses geschah in den comitia imperii im Anschlusse an die Übertragung des Imperium sofort nach dem Senatsbeschlusse durch das Volk; dies ist der dies imperii.

Ein Exkurs beschäftigt sich mit der chronologischen Bestimmung des Vertrages von Tarent; das Ergebnis ist, dafs der Vertragsabschlufs etwa September oder Oktober 37 zu setzen ist.

Die Untersuchung ist mit Scharfsinn und grofser Folgerichtigkeit geführt. Und wenn wir die Zusammenfassung der genetischen Entwicklung lesen, so erhalten wir den Eindruck, dafs eigentlich Augustus mit einer raffinierten Systematik, welche einem modernen Staatsrechtslehrer Ehre machen würde, die ganze Konstruktion dieser Entwicklung ausgetüftelt hat; so genau hängt ein Glied am anderen Verdächtig wird dem Kenner dieser Dinge gerade dieses merkwürdige Ineinanderpassen sein; denn das Leben verläuft einmal nicht, wie die nachträgliche Konstruktion es ausklügelt. Wir wollen wenigstens zwei Bedenken hier mafsgeltend machen.

Dafs Antonius sich nach dem Jahre 33 regelmäfsig auf den Münzen III vir r. p. c. nennt, soll nach des Verf.'s Ansicht nicht beweisen, dafs er Anspruch auf das Triumvirat erhob; »denn es kommt schon damals wiewohl vereinzelt vor, dafs auch auf Münzen ververflossene Ämter genannt werden«. Die hervorgehobenen Worte entscheiden über den Wert des Arguments; aus vereinzelt vorkommenden und sich vielleicht sehr natürlich erklärenden Aufschriften, wenn wir nur stets die Zeit der betreffenden Münze oder Inschrift genau wüfsten, kann selbst im günstigsten Falle nicht abgeleitet werden, dafs auch die regelmäfsig gebrauchte Aufschrift lediglich abusiv zu erklären sei. Meines Erachtens hat Mommsen durchaus das Richtige getroffen, wenn er die um die Niederlegung des Imperiums sich drehenden Verhandlungen der letzten Zeit des Bürgerkrieges nicht aus dem Notstands-Commando ableiten zu sollen glaubt.

Der Verf. meint, mit seiner Auffassung des Imperatortitels als einer an und für sich bedeutungslosen Benennung, die aber die Befähigung enthielt, nach einfachem Senatsbeschlusse ohne weitere Förmlichkeit jedwedes Kommando zu übernehmen, die Mommsen'sche Auffassung vom imp. proconsulare beseitigt zu haben. Die ganze Konstruktion ist unzweifelhaft scharfsinnig und streng logisch: der Imperatortitel verleiht eine facultas, die aber erst durch den Senat effektiven Wert erhält. Aber dieser Auffassung steht doch die Dios direkt entgegen. Dieser nennt diese *ἐπίκλησις* geradezu *τὸ κράτος διασημαίνουσα*, *κράτος* bezeichnet aber doch nie die blofse facultas, das »blofs formale imperium«, sondern die effektive Gewalt, die er an einer anderen Stelle sogar *αὐτοτελὴς ἐξουσία* nennt, was doch gerade das Gegenteil von einer Gewalt ist, die

erst durch den Senat mit Inhalt und Wirkungskraft ausgestattet werden mufs. Und sollte sich wirklich in der ganzen Litteratur gar keine Spur einer dahin gehenden Überlieferung erhalten haben? Was wollte ferner Tiberius damit sagen, dafs er *αὐτοκράτωρ τῶν στρατιωτῶν* sei, wenn der Titel jenen allgemeinen Inhalt hatte, der die Füllung durch den Senat erhielt; der Senat hatte ihm, wenn das Soldatencommando, doch sicherlich auch den Proconsulat über die Provinzen verliehen; Tiberius hat auch den letzteren ohne Bedenken geübt. Endlich spricht gegen die Annahme, dafs der kaiserliche Imperatortitel unter Augustus nichts anderes als der republikanische, inhaltslose Titel gewesen sei, die schon unter diesem Kaiser erscheinende Verbindung des neuen Titels mit dem alten, der iteriert wird. Noch weniger erfahren wir irgendwo etwas über die Verleihung der im Imperium enthaltenen Rechtsprechung; auch sie hätte nach der Theorie des Verf.'s durch den Senat in das »blofs formale Imperium« besonders hineingetragen werden müssen.

H. Pelham, On some disputed points connected with the »imperium« of Augustus and his successors. Journ. of Philol. No. 33, 27—52.

Der Verf. erörtert folgende Streitfragen, die das kaiserliche Imperium betreffen: die Erneuerung des Imperiums sowie die dazu gehörigen Regierungshandlungen; das konsulare oder prokonsulare Imperium, die Bestimmungen des Jahres 23 v. Chr., die lex de imperio, das konsularische Imperium in Rom.

Jul. Asbach, Römisches Kaisertum und Verfassung bis zur Erhebung Vespasians. Hist. Taschenbuch 7, 107—155.

Nach allgemeinen Ausführungen über die Entstehung der Monarchie will der Verf. den Prinzipat in die Mitte stellen zwischen der griechischen Tyrannis, welche die Macht der Geschlechter stürzte und gestützt auf ein stehendes Soldheer und den jetzt erst zur Mündigkeit gelangenden Demos emporkam, und andererseits dem Kaisertume der Bonaparte, das als Quelle seiner Gewalt die Volkssouveränität anerkennt und ein Berufsheer zu seiner Stütze gemacht hat. Eine schrankenlose und unbestimmte Gewalt haben die Napoleoniden, als die einzigen Vertreter des Volkes, ausgeübt. Schrankenlos und unbestimmt war die Machtstellung des Prinzipats, wenn auch jedes einzelne, ihm vom Senat übertragene Amt wohl umgrenzt war. Die römische Verfassung ist eine gemischte, der Regent König ohne Scepter und Diadem, seine Herrschaft die vollendete Reaktion der römischen Demokratie gegen die Ausschliefslichkeit einer aristokratischen Regierung und der Provinzen gegen die Herrschaft einer Stadtgemeinde. Die Nobilität ist nicht beseitigt, aber ihre Macht unschädlich, weil sie dieselbe mit einem Höheren, von dem ihr Thun und Lassen im Interesse des Ganzen überwacht wird, teilen mufs. Indem Augustus den historischen Charakter des römischen Staates mit

den monarchischen Ideen in Einklang setzte, hat er seinem Werk für drei Jahrhunderte Dauer verliehen.

Ohne sich selbst für einen Gott auf Erden zu halten, wollte Oktavian sein Werk als ein göttliches betrachtet wissen; das Endergebnis dieser Entwickelung war die neue Staatsreligion des Augustus und der Roma, welche die Stämme am Rhône, am Rhein, an der Donau und am Euphrat verband. An die verbreitete Idee der Wiederkehr des goldenen Zeitalters knüpfte das neue Saeculum an, das mit dem 26. Juni 23 v. Chr. begann; in diesem Akte und den Säkularspielen des Jahres 17 fand die Konstituierung des Prinzipats ihren Abschlufs. Auch der ihm 2 v. Chr. verliehene Titel »Vater des Vaterlands« bezeichnet den Kaiser als ein göttliches Wesen, als den Genius des Reiches. Die Ersetzung des Jahreskonsulats durch das halbjährige im Jahre 1 v. Chr. sollte die Macht der Aristokratie weiter schwächen, und demselben Zwecke diente die Begründung neuer kaiserlicher Ämter, die Verfügung über die öffentlichen Kassen und die Minderung der Bedeutung der grofsen Ämter. Der Rechenschaftsbericht, den Augustus hinterliefs, erinnert an die monumentale Geschichtschreibung der Monarchieen des Ostens, seine Grabstätte an die Königsgräber der Ptolemäer.

Unter Tiberius wurde das Imperium zur lebenslänglichen Gewalt und vollendete sich auch äufserlich zur Monarchie. Seine Absicht war im Sinne und nach dem Beispiele des Augustus zu regieren, und in den ersten Jahren hat er sie auch durchgeführt. Durch das Treiben der Parteien in der Aristokratie wurde er im Jahre 26 zur Entfernung aus Rom bewogen; damit war der Schritt von dem constitutionellen Prinzipat zur Militärmonarchie vollzogen. Wenn uns auch der Zusammenhang im Einzelnen vielfach unklar bleibt, so lassen sich doch die Ergebnisse feststellen. Am 1. Januar 31 übernahm Tiberius mit Seian das Konsulat auf fünf Jahre. Es war der höchste Triumph der antirepublikanischen Politik der letzten Jahre, dafs ein Ritter zum höchsten Staatsamte gelangte. Nach Seians Sturz wurden neue Schläge gegen den Senat geführt: Verkürzung der Fristen, willkürliche Besetzung der freien Stellen, Majestätsanklagen, mafsloses Mifstrauen. Aber in der Verwaltung der Provinzen äufserte sich dieses nicht.

Gaius hob bald nach seiner Regierung den Ritterstand und drückte den Senat; ja er dachte daran das Diadem anzunehmen und die Zeichen des Prinzipats mit denen der Königswürde zu vertauschen.

Unter Claudius regierten die Inhaber der hohen Hofämter a rationibus, ab epistulis und a studiis. In der Verleihung des Konsulats herrscht reine Willkür. Besonders schroff wurden die Beziehungen zum Senat nach Erhebung der Agrippina zur Augusta, und damit zur Mitregentin. An 35 Senatoren wurden hingerichtet; die Auflösung der Reste der alten Nobilität schreitet unter dem Regimente des Gaius und Claudius unaufhaltsam voran. Auf dem Verwaltungsgebiete, namentlich der

Finanzen, wurde die Thätigkeit der Nobilität zu gunsten der Ritter und Freigelassenen lahm gelegt. Das Wohl der Massen wurde gefördert, die Polizei energisch gehandhabt, für eine solide und gute Justiz gesorgt. Der Gegensatz zwischen Italien und den Provinzen wird durch Verleihung des Bürgerrechts und Koloniegründung auszugleichen versucht. Trotz aller äufseren Rücksicht gegen den Senat ist die Regierung des Claudius ebenso antiaristokratisch als die des Tiberius. Das Volk hing an dem Kaiser, die Aristokratie verabscheute ihn, wie verschiedene Verschwörungen zeigen; seine schliefsliche Apotheose zeigt nur, wie fest Agrippina und Pallas das Heft in der Hand hatten.

Im Anfange der Regierung des Nero lenkten dessen Ratgeber wieder zu Augustus' Politik zurück, wie das Wiederaufkommen des halbjährigen Konsulats zeigt. Hier war der Einflufs des Seneca mafsgebend, welcher der Theoretiker des Prinzipats ist. Nach ihm ist der Fürst der Diener Aller; die Monarchie ist eine Notwendigkeit; aber Dauer kann ihr nur mafsvolle Beschränkung verleihen, darum ist der Prinzipat des Augustus, die zwischen Regent und Senat geteilte Herrschaft, die beste Regierungsform. Nach diesen Grundsätzen wurde von Burrus und Seneca regiert. So lange war der Senat zufrieden. Seit 62 wuchs die Unzufriedenheit der Aristokratie, die in der Pisonischen Verschwörung ihren Ausdruck fand. Sollte Seneca wirklich auf den Thron erhoben werden, so bedeutete dies die Herstellung des Zustandes, wie er in den ersten sechs Jahren Neros gewesen war. Bald darauf wurde eine zweite Verschwörung entdeckt. Die Katastrophe des Nero war nicht durch den Wunsch einer republikanischen Restauration herbeigeführt worden. Vindex schrieb nicht den Sturz der Monarchie, sondern den des Monarchen auf seine Fahne; es handelte sich um einen blofsen Abfall, der erst durch die Verbindung mit Galba die Bedeutung eines Bürgerkrieges gewann. Verginius und Galba dachten beide an die Herstellung der Dyarchie, während sie die Personalfrage der Entscheidung des Senats vorbehielten. In Rom selbst war die Fortdauer des Prinzipats keinen Augenblick in Frage gestellt. Die libertas restituta auf Galbas Münzen bringt den Anspruch zum Ausdruck, den der Senat auf Teilnahme am Regimente hatte.

Galbas Regiment ist durchaus durch die Rücksicht auf den Adel geleitet, für den jetzt die Stunde der Rache gekommen war. Aber durch die Ausführung dieser Absicht verlor Galba bald allen Boden, und sein Sturz wurde durch die Nachfolgefrage herbeigeführt, die er so entschied, dafs er sich die Sympathie des Senats sicherte. Otho suchte ebenfalls den ihm mifstrauisch entgegentretenden Senat zu gewinnen; aber mit seinem Falle geriet der Staat in die Hände fremder Eroberer; wie Vitellius die Anknüpfung an die Dynastie verschmähte, so hatte das ganze Regiment ein unrömisches Gepräge.

Bei Vespasians Erhebung fand das Verhältnis zwischen den beiden

Faktoren der Reichsregierung in einem mit Gesetzeskraft ausgestatteten Senatsbeschlusse seinen Ausdruck. Alle persönlichen Gewaltsamkeiten des Machthabers sollten für die Zukunft ausgeschlossen bleiben. Der Prinzipat verstand sich zu den Formen eines legalen Amtes.

An epigraphical journey in Asia Minor und The Wolfe Expedition to Asia Minor. By J. R. Sitlington Sterrett in Papers of the American School of Classical Studies at Athens. Vol. II und III. Boston 1888.

Der zweite Band des amerikanischen Archäologischen Instituts in Athen enthält die inschriftlichen Ergebnisse einer Reise in Kleinasien, welche der Verf. im Sommer 1884 auf seine Kosten unternahm. Darunter befinden sich teils neue Funde, teils berichtigte Lesarten früher veröffentlichter Inschriften. Besonders ergiebig war die Reise für die Kaiserinschriften.

Der dritte Band enthält die epigraphischen Ergebnisse einer zweiten 1885 unternommenen Reise nach Kleinasien, welche Prof. Sterrett mit Unterstützung einer Miss Wolfe ausführte. Auch dieser Band giebt viele neue Inschriften, darunter wieder zahlreiche Kaiserinschriften, aber auch sonst manchen interessanten Fund.

Die Veröffentlichung verdient besondere Anerkennung wegen der Sorgfalt und Genauigkeit sowie der schönen typographischen Ausstattung.

Paul Habel, De pontificum Romanorum inde ab Augusto usque ad Aurelianum condicione publica. Cap. I. Fasti pontificum maximorum et pontificum. Diss. Breslau 1888.

Der Verf. will eine Fortsetzung der Untersuchung von C. Bardt die Priester der vier grofsen Kollegien aus römisch-republikanischer Zeit liefern. Der hier veröffentlichte erste Teil enthält zunächst eine höchst sorgfältige Sammlung derjenigen Persönlichkeiten, welche als Träger des Ober-Pontifikats oder der vier grofsen Priestertümer bekannt sind. Man darf der Fortsetzung mit Spannung entgegensehen.

O. Hirschfeld, Zur Geschichte des römischen Kaiserkultus. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. d. Wiss. phil. hist. Classe 1888, 833—862.

Der Verf. weist zunächst nach, wie der Kaiserkult in dem Königskulte der Ptolemäer, Seleuciden und Attaliden und in dem Kulte der Göttin Roma Vorbilder fand, die noch gesteigert wurden durch die Sitte, den römischen Prokonsuln gemeinsam mit Göttern oder der dea Roma Tempel zu weihen. Besonders reichlich war die Sitte bei Pompeius und Caesar geübt worden, und Antonius als Beherrscher des Orients hat die den Ptolemäern erzeigten göttlichen Ehren und mehr als diese unverhohlen für sich in Anspruch genommen.

Augustus schied anfangs strenge zwischen Orient und römischen

Unterthanen, indem er letzteren nur den Kult seines zum Gott erklärten Vaters, ersteren dagegen seine eigene göttliche Verehrung gestattete, und zwar zuerst in Pergamon, wo bereits der Attalidenkult frühe zu hoher Entwicklung gelangt war. In der späteren Zeit seiner Regierung hat sich Augustus auch von den Römern, und zwar selbst in Italien, mit alleiniger Ausnahme der Hauptstadt, göttliche Verehrung gefallen lassen; doch läfst sich dieselbe nur in Städten nachweisen, die von ihm ausgeführte Kolonieen sind oder unter seinem besonderen Schutze stehen. Eine gewisse Ergänzung bildete die Einrichtung der Augustalität, welche dem Kaiserkulte ihre Entstehung verdankt. Aber neben den mannichfachen aus munizipaler Initiative hervorgegangenen Kultformen erscheint bereits in augustischer Zeit auch im Westen der von vornherein in festen Formen auftretende Kaiserkult der ganzen Provinz, so in Lyon, Narbonne, Tarragona. Doch nicht in allen Provinzen; so wurde der provinziale Kaiserkult in Afrika erst unter Vespasian, in Britannien unter Claudius organisiert. Tiberius gestattete nur im Orient die Errichtung von Tempeln, in Gemeinschaft mit seiner Mutter und dem Senate. Im Occident lehnte er diese Ehre entschieden ab und wollte sie auf Augustus beschränkt sehen. Mit Ausnahme von Gaius Caesar, Nero, Domitian haben die Kaiser, wenigstens in Italien und dem Westen, bis auf Marcus nur die Verehrung in Anspruch genommen, die ihnen innerhalb des Rahmens des bereits seit Augustus zu einem integrierenden Teile der Reichsverfassung gewordenen Kaiserkults, in dem das persönliche Element fast ganz zurücktritt, als Zeichen der Loyalität dargebracht werden mufste. Dagegen erhielt der Kult der Göttin Roma, der mehr und mehr gegen den mit ihr gemeinsam verehrten Herrscher in den Hintergrund getreten war, durch Hadrian einen neuen Impuls in Italien und den Provinzen des Westens. Auch bezüglich der übrigen Mitglieder der Kaiserfamilien, denen die Apotheose zuteil wurde, macht Hirschfeld die erforderlichen Zusammenstellungen.

Das Obiect des Provinzialkultes war zu Augustus' Lebzeiten der regierende Kaiser im Verein mit der römischen Stadtgöttin, während der Kult des Divus Julius nirgends mit demselben combiniert worden ist und im Westen anscheinend nur geringe Verbreitung gefunden hat. Auch nach dem Tode des Augustus scheint das Verhältnis so gewesen zu sein, dafs der Provinzialkult dem regierenden Herrscher reserviert blieb, während die Verehrung der Divi den einzelnen Gemeinden überlassen wurde. Der Titel des Provinzialpriesters lautet flamen oder sacerdos, in seinen Rechten und Pflichten ist derselbe dem flamen Dialis in Rom nachgebildet. Doch finden sich Provinzialpriesterinnen nur im Orient, in Spanien und in Gallia Narbonensis. In den westlichen Provinzen war der Kaiserkult von vornherein für römische Bürger bestimmt, und die Priesterstellen wurden ausschliefslich mit solchen besetzt.

Die Wahlart des Provinzialpriesters ist nicht genau bekannt, das

Konzil der Provinz hatte eine Mitwirkung, wohl aber nur eine formale Bestätigung der von einer der zum Landtage berechtigten Städte in bestimmtem Turnus vollzogenen Wahl. Das Amt ist jährig, worin sich ebenfalls der Ursprung desselben aus dem Oriente verrät. Die Provinzialpriester haben den Untergang des Heidentums überdauert, nachdem der von jeher geringe religiöse Gehalt gänzlich verschwunden war.

Wilh. Büchner, De neocoria. Dissertat. Giefsen 1888.

Wir können in diesem Teile des Jahresberichtes aus der fleifsigen und verdienstlichen Abhandlung nur das hervorheben, was sich auf das Staatsrecht bezieht. Der Neokorat des Kaiserkultes erscheint früher auf den öffentlichen Denkmälern als der der einheimischen Gottheiten; wo der Neokorat ohne Zusatz erscheint, ist an den Kaiserkult zu denken. In allen Städten, welche sich als *νεωκόροι* der Kaiser bezeichnen, befanden sich Kaisertempel und wurden Spiele gefeiert, beides auf Grund eines Senatsbeschlusses. Jeder derartige Tempel begründet den Anspruch auf Neokorat, wenn er zugleich eine Einrichtung für die ganze Provinz ist. Der Kult der dea Roma war nicht in allen diesen Tempeln mit dem Kaiserkult verbunden, wurde teilweise auch später von letzterem getrennt. Die mit dem Neokorat verbundenen Spiele tragen den Namen des Kaisers, dem der Tempel geweiht ist. Erhielt die Stadt durch eine Kaisertempelanlage die Stellung der Metropolis, so konnten die Spiele als *κοινά* (*Ἀσίας*, *Βιθυνίας*) bezeichnet werden. Die Errichtung eines Kaisertempels konnte nur mit Genehmigung des Senates erfolgen.

Theod. Mommsen, Ostgotische Studien. Neues Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Geschichtskunde Bd. XIV.

Der Verf. will in einer Reihe von Abhandlungen die wichtigeren staatlichen Ordnungen darlegen, welche in Italien und den damals dazu gehörenden Gebieten unter den germanischen Königen von dem Auftreten Odovacars im Jahre 476 bis zu der Gefangennahme des Witiges im Jahre 540 gegolten haben und nicht einfach als Fortsetzung der früheren Verhältnisse sich darstellen. Diese Länder bildeten einen Bestandteil des römischen Reichs, und was von germanischen Institutionen sich daselbst vorfindet, mufs innerhalb dieses Rahmens erwogen werden. Er behandelt

1) Die Konsulardatierung des geteilten Reiches. Die Konsuln sind, so lange sie bestanden, immer Beamte des Gesamtreiches geblieben. Wenn es nur einen Kaiser gab, ernannte dieser beide Konsuln; bei coordinierten Kaisergewalten mufs die Ernennung entweder einem Praecipualrecht zugewiesen oder Alternierung oder auch Teilung und Kooperierung dabei eingetreten sein. Festsetzungen darüber wird es wohl gegeben haben, aber wir kennen sie nicht. Seit 399 wurde die Ernennung regelmäfsig durch Kooperation der beiden Reiche vollzogen,

doch giebt es zahlreiche Ausnahmen. Die Publikation kann nicht anders erfolgt sein als durch Erlasse der Regierung an die höchsten Reichsbeamten und wohl auch an das Publikum im Wege des Edikts; bei geteilter höchster Gewalt mufs sie in jedem Reichsteil von dessen Regierung vorgenommen oder angeordnet worden sein, und Spuren weisen deutlich auf dieses Verfahren hin. Jede Regierung konnte sich weigern, der Ernennung der anderen Folge zu geben, und wenn sie dazu schritt bestimmte sie auch zugleich, was dafür eintreten sollte. Im allgemeinen lag es im Wesen des Instituts die Konsulpaare in jedem Reichsteile gleichmäfsig zu ordnen, und diese Regel wurde bis zum Anfang des fünften Jahrhunderts beobachtet. Später trat an die Stelle der paarweise erfolgten Publikation die successive Veröffentlichung erst des selbst ernannten und dann des aus dem anderen Reiche gemeldeten Konsuls; wahrscheinlich ist diese Änderung auf den tiefen Rifs zurückzuführen, der in Stilichos Zeit zwischen den beiden Reichshälften eintrat. Aber auch jetzt hält man noch bis zum Zusammenbruch des Westreiches in der legalen Datierung an der Gemeinschaftlichkeit des Konsulates fest. Für den Zeitraum, der zwischen der Publication des ersten und des zweiten Konsuls verflofs, entstand sogar eine eigene Formel: illo consule et qui de Oriente (oder de Occidente) fuerit nuntiatus oder kurz et qui fuerit nuntiatus.

Auch die offizielle Folge der beiden Namen ändert sich nicht; sie wird im allgemeinen durch das Rangverhältnis bestimmt, so dafs also der eigene Konsul ebenso gut an die zweite wie an die erste Stelle kommen konnte. Doch galten diese Sätze in vollem Umfange nur für die Regierungserlasse. Die Jahresbezeichnung der römischen Bischöfe, in den Listen und den Grabschriften ergeben andere Verhältnisse; hier steht der Konsul der betreffenden Reichshälfte voran oder er wird sogar allein genannt; die Formel et qui fuerit nuntiatus findet sich in keinem Papstschreiben. Wahrscheinlich gilt, was für den römischen Sprengel nachzuweisen ist, auch für Italien und Gallien. In den Listen sind infolge von Überarbeitungen, Vervollständigungen infolge nachträglicher Publication und Umstellung mannichfache Ungenauigkeiten, deren Quelle oft Nachlässigkeit war; die Folge der Namen bei Privaten ist in denselben unzuverlässig. Die christlichen Grabschriften folgen im allgemeinen der vulgären Jahresbezeichnung; der nachträglich publicierte Konsul wird oft übergangen, und Rücksicht auf die Rangfolge fehlt.

Von Anfang des fünften Jahrhunderts bildet die successive Publication die Regel; infolge von Verschleppung der Nuntiation konnte die Publication des zweiten Konsuls sich sehr spät erst vollziehen, doch mag auch Eifersucht und das Bestreben, den Reichsteil als selbständiges Reich hinzustellen, hier mitgewirkt haben. Aber neben der Regel steht die Ausnahme der gleichzeitigen Publication beider Konsuln; Mommsen stellt eine Anzahl Fälle zusammen. In manchen dieser Fälle wird wohl der

eine Herrscher zugunsten des anderen auf sein Ernennungsrecht verzichtet haben; auch mag es bei der Kostspieligkeit schwer gewesen sein, stets geeignete Persönlichkeiten zu finden, und aus diesem letzteren Grunde konnten zwei sich nahe stehende Personen sich nur gemeinschaftlich zur Übernahme bereit erklären.

Unter den deutschen Königen wurde Italien fortwährend als integrierender Teil des römischen Staates nicht blofs in Byzanz, sondern auch in Rom und Ravenna aufgefafst. Dafs fortgesetzt nach den Konsuln des römischen Reiches datiert wird, beweist für die Reichsangehörigkeit nichts, da dies auch in den Gebieten der nicht reichsangehörigen Burgunder, der Westgoten, der Franken, der Vandalen geschieht. Beweiskräftiger ist in dieser Beziehung, dafs in Italien nie, weder unter Odovacar, noch unter den Gothenkönigen nach den Jahren der Herrscher datiert wird. Für die Frage, welcher Stelle in dieser Epoche die Ernennung der Konsuln zustand, fehlt in der Überlieferung für Odovacar jede Antwort. Doch wird nach den für Theodorich und seine Nachfolger überlieferten Zeugnissen daran festgehalten werden müssen, dafs die Konsularernennung für das Gesamtreich, insoweit sie dem Kaiser des Occidents zugestanden hatte, ebenso auf Odovacar und weiter auf Theodorich übertragen worden ist, wie die der occidentalischen Beamten. Das System der regelmäfsig geteilten, ausnahmsweise von derselben Stelle vollzogenen Ernennung der Konsulpaare bestand auch in dieser Epoche. Prinzipiell ist also die Ordnung von der früheren nicht verschieden; thatsächlich unterscheidet sie sich dadurch von ihr, dafs die Konsularernennung häufiger ausfällt und infolge dessen die Jahresbezeichnung durch einen Konsul mehr und mehr um sich greift und auch die offizielle Ausdrucksweise beeinflufst, wenigstens in dem Verschwinden des et qui de Oriente (oder de Occidente) nuntiatus fuerit aus den Urkunden. Nach dem Jahre 461 ist der Beisatz nicht nachweisbar. In den offiziellen Erlassen hat der occidentalische Konsul sich behauptet; ob auch der orientalische in denen des Westreichs, läfst sich bei dem Mangel datierter Erlasse nicht entscheiden. Die aus einseitiger Ernennung hervorgegangenen Konsulpaare gehören mit einer Ausnahme dem Ostreiche an; in dem einen Falle wird jedenfalls die Zustimmung des Kaisers Justinus eingeholt worden sein. Dem Odovacar wurde wahrscheinlich schon von Zeno die Konsularernennung, wie sie später Theodorich vollzogen hat, zugestanden. Überhaupt hat sich die Aufrichtung des italischen Königtums in der Form der Wiederherstellung der Reichseinheit vollzogen, und das römisch-germanische Italien, welches uns als ostgothisches Reich und Schöpfung des Theodorich zu gelten pflegt, ist in seiner Eigenart vielmehr eine Schöpfung Odovacars, der Eintritt Theodorichs in dessen Stellung lediglich ein Personenwechsel. Die Anerkennung der Konsularernennung des einen Reichs durch das andere gestattet einen Schlufs auf den legitimen Friedenszustand zwischen beiden Herrschern.

Wir können daraus schliefsen, dafs Theodorich, der sich wohl der Form, nicht der Sache nach selbständig gestellt hat, der Datierung nach den Konsuln des Ostreichs zu keiner Zeit feindlich entgegengetreten ist. Wenn im Westreich die orientalischen Konsuln nur vereinzelt erscheinen, so kann der Grund dieser Erscheinung nur darin gefunden werden, dafs die geordnete Publication des in dem anderen Reich ernannten Konsuls im Oriente fortbestand, im Occident aber nach der Katastrophe des Westreichs sich nicht wieder hergestellt hat. Die von Odovacar und Theodorich ernannten Konsuln sind regelmäfsig nach Konstantinopel gemeldet und, wenn die politischen Verhältnisse nicht entgegenstanden, dort ordnungsmäfsig publiciert worden. Als es im Occident einen von dem Osten anerkannten Reichsverweser wieder gab, wird die Nuntiation aus dem Osten nach Rom ebenfalls wieder aufgenommen worden sein. Aber eine officielle Publication der neuen Konsuln kann für die in Gallien bestehenden Königreiche füglich nicht angenommen werden; wenn sie auch in Italien unter dessen Königen unterblieb, erklärt sich die Beschaffenheit der Konsulardatierungen nach dem Falle des westlichen Kaisertums in befriedigender Weise. Bei dem Antritt des Konsulats in Ravenna konnte schon wegen der mit demselben verbundenen Feierlichkeiten eine von der Regierung des Westens ausgehende öffentliche Benachrichtigung nicht fehlen. Darum datiert Italien ebenso wie Gallien regelmäfsig allein nach den Konsuln, die in Ravenna ihr Amt angetreten hatten. Dafs die Legitimität der Konsuln des Ostens auch für den Westen nicht bestritten werden sollte, zeigen aufer dem Zeugnisse des Prokop teils die vereinzelten Ausnahmen, teils die occidentalischen Konsulartafeln, deren Verfasser — insbesondere Cassiodor — natürlich in gröfserem Umfang als die der einzelnen Grabschriften über einzelne Konsuln des Ostens unterrichtet waren. Wenn also die durchgängige Anerkennung des orientalischen Konsuls seitens des Theodorich festzuhalten ist, so gab es doch Zeiten, in denen die des westlichen Konsuls im Ostreiche nicht erfolgte, nämlich die, in welcher die Legitimität Theodorichs selbst von oströmischer Seite nicht anerkannt wurde. Dies war bis um 498 der Fall; von 494—497 zeigen die Fasten nur orientalische Konsuln; Theodorich hat also in dieser Zeit das ihm nicht zugestandene Recht auch nicht geübt. Von 498 erscheinen beide Creierungen in voller Parität. Von dem späteren Zerwürfnis, das an die Wiederbesetzung Sirmiums durch die Truppen Theodorichs im Jahre 504 anknüpft und 508 zu einer Brandschatzung der italischen Küsten durch die Byzantiner führte, zeigen die Fasten keine Spur; allem Anschein war es wenig mehr als eine Störung des guten Einvernehmens.

Bei der schlechten Beschaffenheit der Überlieferung mufste vielfach zu Hypothesen gegriffen werden, die nicht als erwiesene Thatsachen zu betrachten sind.

2. Der Senat.

Th. Mommsen, Römisches Staatsrecht. 3. Band. 2. Abteilung. Der Senat. Leipzig 1888.

Mit dem vorliegenden zweiten Teile ist das Staatsrecht abgeschlossen. Zunächst wird die Benennung erörtert. Für die Bildung der Ausdrücke senatus, senator, senaculum mufs ein verschollenes Verbum senare angenommen werden. In der patricischen Gemeinde kann der Senat nicht mit dem Worte patres bezeichnet worden sein, da diese Bezeichnung noch im Zwölftafelrecht die Patricier insgemein bezeichnet. Aber in der patricisch-plebeischen Gemeinde wurde der patricische Gemeinderat als die patres, der patricisch-plebeische als patres (et) conscripti bezeichnet. Die Bezeichnung senatus mag von jeher auch der patricisch-plebeischen Versammlung beigelegt worden sein; aber dem plebeischen Mitgliede ist die Bezeichnung in älterer Zeit nicht eingeräumt worden. Deshalb wird sie nie titular verwendet; dagegen wird in nicht titularem Ausdrucke das plebeische Mitglied ebenfalls senator genannt. Wo solche im Gegensatz zu den patricischen patres genannt werden sollen, heifsen sie adlecti oder conscripti. Aber diese Bezeichnung findet sich nur in der Ladung und in der Anrede; darum hat das Ratsmitglied der römischen Gemeinde erst durch die Rangordnung der Kaiser Marcus und Verus eine eigentliche Titulatur in dem Clarissimat erhalten. Griechisch heifst der römische Senat ἡ σύγκλητος, eine Bezeichnung, die den Westhellenen eigen war und zunächst von den Kampanern entlehnt wurde. Erst im dritten Jahrhundert n. Chr. tritt γερουσία auf; centumviri und decurio begegnen nur in den municipalen Einrichtungen, ordo kann wie von jeder Kategorie der Bürgerschaft, so auch von der vornehmsten der Senatoren gebraucht werden; immer aber ist eine nähere Bestimmung erforderlich. Die unter dem Principat aufkommende Verwendung für den Gemeinderat beschränkt sich auf den municipalen Kreis. Ein Collegium bildet der Senat nicht; die Entscheidung durch die Mehrzahl gehört zum Wesen dieser Institution.

Die feste Zahl der Mitglieder gehört zum Wesen des Senats. In der ältesten Zeit betrug sie 100, später 300, seit 666 d. St. 600. Sulla wollte diese Zahl durch die Vermehrung der Quästorstellen thatsächlich beseitigen, aber man hielt sie im Ganzen doch fest, erst Cäsar beseitigte praktisch jede Normalzahl. Augustus ging zur sullanischen Einrichtung zurück, und für die nachaugustische Zeit mufs die Normalzahl als thatsächlich beseitigt angesehen werden. In der vorsullanischen Zeit wird die Effectivzahl sich regelmäfsig nicht bedeutend von der normalen entfernt haben; nach Sulla hat die Effectivzahl sich von der normalen mehr und mehr gelöst und diese schliefslich wenigstens thatsächlich beseitigt. Ursprünglich gelangten regelmäfsig alle Mitglieder zur Ausübung des

Stimmrechts, während in der Republik eine verhältnismäsig sehr grofse Zahl von Senatoren nicht zum Gebrauch ihres Stimmrechts gelangte. Eine eigentliche Gliederung des Senates giebt es nicht; aber in nachsullanischer Zeit und unter dem Prinzipat werden die magistratischen Abstufungen, namentlich infolge des durch Sulla abgeänderten Vorstimmrechtes, als förmliche Klassen des Senats behandelt.

Der Eintritt in den Senat, den wir kennen, beruht immer auf der Wahl des Senates durch ein Organ der Gemeinde (Obermagistrat in der älteren Epoche, Bürgerschaft in der mittleren republikanischen Zeit, Senat seit Tiberius); die verschiedenen Fälle werden an einem reichen Materiale nachgewiesen. In älterer Zeit wird die magistratische Einwahl in den Senat für den Bürger verpflichtend gewesen sein, während in der späteren Zeit der Senatssitz vermutlich sowenig wie das Amt einem Bürger wider seinen Willen zugeteilt worden ist. Nach der Einführung des erblichen Senatorenstandes unter Augustus waren die diesem angehörigen und sonst qualificierten Personen verpflichtet, durch Übernahme des Gemeindeamtes in den Senat selber einzutreten. Ein eigener Abschnitt stellt die Bedingungen für die Qualification für die Fälle zusammen, in denen der Senator von einem Magistrat ernannt wird. Die Dauer der Funktion ist die Lebenszeit des Mitgliedes. Doch ist Ausscheidung aus dem Senate möglich entweder durch einen Akt magistratischer Willkür oder in Folge des Wegfalls der Qualification oder nach specieller gesetzlicher Vorschrift; auch hier geht der Verf. allen Einzelheiten mit eindringender Schärfe nach. Der folgende Abschnitt stellt die Sonderrechte und die Sonderpflichten des Senators zusammen.

Eine formulierte Geschäftsordnung hat erst Augustus im Jahre 745 dem Senate gegeben. Ohne magistratischen Vorsitz ist keine Senatsverhandlung denkbar; für Collision verschiedener berufender Magistrate gelten bestimmte Ordnungen. Um die Berufung der Senatoren zu ermöglichen, mufste Rom das Domicil sein, das nicht ohne Urlaub verlassen werden durfte; erst in der Kaiserzeit wurden die Ordnungen hierin laxer, während sie z. B. für den Zwang, im Senate zu erscheinen, durch Augustus verschärft wurden. Was die Incompatibilität der Komitial- und der Senatssitzungstage betrifft, so wird die Erlassung des pupischen Gesetzes um das Jahr 600 angesetzt. Von besonderem Werte sind die Untersuchungen über Vertagung und Vortrag seitens des berufenden bezw. vorsitzenden Magistrats, über die Umfrage, die Fragestellung und die Abstimmung; die zahlreichen verwickelten Fragen, welche sich hier ergeben, sind mit juristischer Schärfe und lichtvoller Klarheit behandelt. Sie können dem mannichfach thörichten Gerede, welches sich herkömmlich darüber findet, ein Ende zu machen.

Auch der Abschnitt über Aufzeichnung und Aufbewahrung der Senatsbeschlüsse und der Senatsprotokolle giebt ein aufserordentlich reich-

haltiges Material, das den umfassenden Sammlungen Mommsens entnommen und mit einer bewundernswerten Kenntnis der Thatsachen verwertet ist; es liegt in der Natur der Überlieferung, dafs hier insbesondere die Inschriften die wertvollste und zuverlässigste Kenntnis vermitteln; freilich bedarf es der einzig dastehenden staatsrechtlichen Bildung des Verfassers, um diese Sprache richtig zu deuten. Dieselbe zeigt sich in der glänzendsten Weise in der Darlegung der Kompetenz des Senates Die Ausführungen über die Entwickelung dieser Körperschaft aus dem Consilium verbreiten manichfach neues Licht über dunkle Verhältnisse, und nicht am wenigsten wertvoll ist die klare Präzisierung der Grenzen, die unserm Wissen hier gesteckt sind. Der Abschnitt über Bestätigung und Vorberatung der Volksbeschlüsse giebt dem Verf. Gelegenheit, insbesondere gegen Willems seine Ansicht über die patrum autoritas von neuem zu begründen. Der Abschnitt über das Sacralwesen bietet wenig Neues, aber eine vollständige Zusammenstellung des bekannten Materials; der über die Rechtspflege mufs manichfach schon an anderen Stellen Behandeltes in den Zusammenhang einordnen. Meisterhaft ist die Darstellung der Beteiligung des Senats an dem Kriegswesen; sie erstreckte sich auf die Truppenbildung, die Verteilung der konsularischen Kommandos, die Erstreckung der Imperien, die Einrichtung aufserordentlicher Nebenkommandos, die Verteilung der Truppen unter die verschiedenen Träger des Imperiums, die Bewilligung der Gelder und der sonstigen Bedürfnisse für militärische Zwecke. Dagegen griff der Senat in das Gebiet der militärischen Exekutive gar nicht oder doch nur secundär ein, indem er zur Zeit der Senatsherrschaft Boten und ständige Legaten abordnete, deren Einflufs sicherlich recht bedentend war, oder indem er für gewisse Fälle z. B. Militärstrafen, Behandlung der Gefangenen Weisungen gab.

Den Anteil des Senats an der Leitung des Finanzwesens vermag die Forschung nur in unvollkommener Weise darzustellen; der Grund ist, dafs die Bürgerstener in der uns besser bekannten Epoche faktisch beseitigt war und wir von dieser tief eingreifenden Einrichtung fast nichts erfahren. Doch geben auch hier die Abschnitte über die Verwaltung des Gemeindeguts, die Besteuerung der Bürgerschaft, die Ausgabenbewilligung und die finanzielle Exekutive ein vollständiges Bild unseres heutigen Wissens über diese Fragen. Wertvolle Beleuchtung durch die Inschriften enthält wieder der Abschnitt über die auswärtigen Verhältnisse, wenngleich auch hier vielfach früher Erwähntes wiederkehrt. Ganz neu, wenn auch inhaltlich wieder mit früher behandeltem sich berührend, sind die Abschnitte über die Verwaltung der Stadt Rom und der Bürgerschaft überhaupt sowie über das Regiment über Italien und die autonomen Reichsangehörigen überhaupt; in ihnen feiert Mommsens Methode ihre schönsten Triumphe. Und wenn vielleicht auch hier, wie anderwärts, zu streng

juristisch systematisiert ist, so berührt doch die Ordnung an Stelle der früheren Häufung unverbundener und unverständlicher Einzelheiten sehr wohlthuend. Dasselbe gilt von der Ausführung über das Regiment über die Provinzen.

Der Einflufs des Senats auf Creirung der Magistrate und Erweiterung ihrer Kompetenz ist wieder mehr eine Zusammenfassung von Einzelthatsachen, die zum Teil schon in den früheren Bänden erörtert werden mufsten; der grofse Zusammenhang gewinnt dabei um so mehr. Eine sehr dornige Materie ist der Anteil des Senats an der Gesetzgebung. Die Regeln, nach denen der Senat ein Gesetz für den einzelnen Fall erlassen konnte, sind nicht auf uns gekommen, und sie müssen mangelhaft und unsicher aus den einzelnen in diesen Kreis gehörigen Vorgängen erschlossen werden. Aber auch hier hat der Verf. geleistet, was bis jetzt noch nicht erreicht war, indem er auch hier eine Reihe fester Thatsachen feststellt. Der Abschnitt über das consularisch-senatorische Kriegsstandsrecht erörtert besonders eingehend die Stellung des Senates bei der Notlage, in die die Gemeinde durch Bürgerkrieg versetzt wird. Der letzte Abschnitt »der souveräne Senat des Prinzipats« enthält in der Hauptsache wieder nur prinzipielle Zusammenfassung von Einzelthatsachen, die schon in früheren Teilen ihre Darstellung und Erklärung gefunden haben.

Ist auch dieser letzte Band des Staatsrechts scheinbar nicht so reich an neuen Aufschlüssen, wie die früheren, so scheint dies doch mehr, als in der That der Fall ist. Denn erst mit diesem Teile steht das ganze Gebäude des römischen Staatsrechts fertig vor uns. Erst jetzt können wir die feste Fügung des gewaltigen Gebäudes und seine strenge Gliederung überschauen. Erscheint dabei manche Lücke, stört uns mancher Stein, so werden wir doch alle darin übereinstimmen, dafs das Werk den Meister lobt. Und trotz vielfachen Widerspruchs, den der Einzelne zu erheben geneigt ist, sind alle einig, dafs für lange Zeit hier die Bahnen vorgezeichnet sind, welche die Forschung auf diesem Gebiete zu wandeln hat.

Ch. Lécrivain, Le sénat romain depuis Dioclétien à Rome et à Constantinople. Diss. Paris 1888.

Der Verf. giebt im ersten Kapitel einen Überblick über die politische Rolle des Senats im dritten Jahrhundert, die nichts Neues enthält. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Ergänzung und Zusammensetzung des Senats. Der Verf. gelangt zu der Ansicht, dafs der Eintritt von Senatorensöhnen in den Senat in der diokletianisch-constantinischen Epoche erst durch die Bekleidung der Prätur erfolgte. Der Kaiser konnte aber durch adlectio ohne Bekleidung der Prätur Nicht-Senatoren in den Senatorenstand aufnehmen. Die Einführung nichtsenatorischer Persönlichkeiten in den Senatorenstand und in den Senat

konnte auf vierfache Weise erfolgen: 1) Durch specielle Verleihung des Kaisers (Codicilli clarissimatus). 2) Durch einen Senatsbeschlufs mit gleicher Wirkung. 3) Durch Erhebung zu einem Amte, welches den Clarissimat, die Spectabilität oder den Illustrissimat verlieh. 4) Durch Verleihung des Clarissimates oder einer höheren Rangstufe an eine ganze Klasse von Beamten. Eigentlich mufste in allen diesen vier Fällen, um Eintritt in den Senat zu erlangen, auch die Prätur bekleidet werden; aber diese Pflicht wurde erlassen: 1) Durch die codicilli senatorii; sie werden besonders Curialen erteilt, welche in den Senatorenstand eintreten; hierbei bleibt aber im allgemeinen die Bekleidung der Prätur Voraussetzung, wenn sie Mitglieder des Senats werden wollen. 2) Dasselbe gilt von der Kooptation durch den Senat; sie genügt für den Eintritt in den Stand; um aber Mitglied des Senats zu werden, mufs ebenfalls die Prätur bekleidet werden. Aufserdem bedarf es der kaiserlichen Bestätigung. 3) Ebenso ist es bei der Erhebung zum Clarissimat etc. durch Amtsstellung; zahlreiche, ja fast regelmäfsige Ausnahmen bezüglich des Präturzwanges erhalten hier die Palastbeamten. 4) Diejenigen Beamten, welche den Clarissimat erst nach langen Dienstjahren oder bei der Verabschiedung erreichen, erhalten Befreiung von der Prätur. Letztere heifst jetzt gradezu adlectio und der adlectus nennt sich immunis. Am häufigsten wird die adlectio verbunden mit der Verleihung der Consularität. Sie ist die niederste Rangklasse der senatorischen Hierarchie und darf mit der Rangstellung eines cons. ord. oder auch eines diesem gleichgestellten Honorar-Konsuls nicht verwechselt werden.

Kapitel 3 behandelt die neue Beamtenhierarchie. Der Verf. wirft die Frage auf, woher sich die kaiserlichen Beamten rekrutierten, und findet, dafs dies aus dem früheren Ritterstande geschah. Er identifiziert ihn mit dem Perfectissimat und stellt diejenigen Beamten und Militärs zusammen, welche dieser Rangklasse angehörten. Von einem Census ist jetzt so wenig die Rede, dafs die Ersetzung des Beamtenstandes wesentlich aus den unteren Ständen erfolgt; die reichen Curialen suchte man in den Landstädten festzuhalten, freilich nicht mit grofsem Erfolge, da auch die strengsten Verbote der Kaiser beständig umgangen wurden. Während Diokletian die Zahl der Ämter, welche Eintritt in den Senat verliehen, innerhalb der früheren Grenzen hielt, vermehrten sie Constantin und seine Nachfolger beträchtlich. Erst dadurch erfolgte die beständige Erneuerung der Aristokratie aus den unteren Schichten. Da jetzt auch die früheren ritterlichen Ämter den Senatorensöhnen offenstehen, so wird die Carriere der senatorischen Beamten ziemlich bunt; der Verf. hat sich das Verdienst erworben, die verschiedenen hier in Betracht kommenden Ämter zusammenzustellen. Die republikanischen Rangklassen im Senate verschwinden, und an ihre Stelle treten die der Clarissimi, Spectabiles und Illustres mit Unterabteilungen, welche durch die Rangstellung der einzelnen Ämter veranlafst werden; princeps sena-

tus ist der angesehenste Mann aus der Klasse der Illustres. Kapitel 4 entwickelt die Ansichten des Verf.'s über den Senatorenstand; er scheidet hierbei zwei Perioden, die erste bis ungefähr zur Mitte des fünften Jahrhunderts, die zweite bis zum Ende des Reiches. In der ersten Periode wird die strenge Erblichkeit der Senatoreneigenschaft durchgeführt; doch fällt damit der Sitz im Senate immer weniger zusammen; seit dem vierten Jahrhundert bleiben immer mehr Senatoren auf ihren grofsen Landgütern in den Provinzen und erscheinen nie im Senate, selbst wenn sie die Lasten der Prätur übernommen haben. In der zweiten Periode verlieren die Clarissimi und Spectabiles den Sitz und die Stimme im Senate, der blofs den Illustres vorbehalten bleibt; damit ist der Senat eine Versammlung hoher Reichsbeamten. Im fünften Kapitel werden die Rechte des Senats dargestellt, die sämtlich geringwertig sind. Zunächst hat er das Wahlrecht für die immer unbedeutenderen, fast nur noch munizipalen Ämter; die Kooptation übt er mit Zustimmung des Kaisers, bei den besonderen Auflagen seines Standes fafst er Beschlüsse und äufsert Wünsche, endlich ist er der eigentliche Gemeinderat der beiden Hauptstädte. Als solcher mufs er namentlich die Verproviantierung der Hauptstadt übernehmen und zum Teil dafür eintreten; die Oberaufsicht über die hohe Schule gebührt ihm. Seine Kanzlei ist die Gemeindekanzlei, und Senatskommissarien unterstützen den Stadtpräfekten und den Vormundschaftsprätor in der Ernennung von Vormündern. Der Anteil der Körperschaft an der Gesetzgebung ist nicht mit Sicherheit bekannt; vielleicht war er aber bei der Vorbereitung von Gesetzen gröfser, als man gemeinhin glaubt. Bei der definitiven Erlassung von Gesetzen ist der Senat häufig beteiligt worden. Die Criminalgerichtsbarkeit übte er, wie es scheint, nur auf kaiserlichen Auftrag. Die Aburteilung von Senatoren erfolgte durch den Stadtpräfekten und ein senatorisches Consilium. Kapitel 6 behandelt die Vorrechte des Senatorenstandes. Der Senatorenstand hatte zwei besondere Lasten zu tragen: die Prätur, eine Personalsteuer und den Follis, eine Grundsteuer, die 450 abgeschafft wurde; dazu kam beim Regierungsantritt eines Kaisers das aurum oblaticium. Dafür geniefsen die Senatoren sehr wertvolle Befreiung von aufserordentlichen Leistungen, die der Verf. sorgfältig zusammenstellt. Die Palastbeamten sind auch hier wieder besonders bevorzugt; auch die Privilegien auf dem Gebiete des Gerichtswesens hat der Verf. fleifsig gesammelt. Diesen Vorrechten stellt Kapitel 7 die Mifsbräuche zur Seite, welche der Senatorenstand sich zuschulden kommen liefs. Dieselben waren die gewöhnlichen, welche die Mächtigen Wehrlosen gegenüber sich erlauben, Bedrückung, Wucher u. s. w. In dem Zustande der Gerichte fanden die Schwachen keine Hilfe, und alle Versuche der Kaiser zu helfen erweisen sich wirkungslos. Noch schlimmer wurden diese Verhältnisse durch das Aufkommen bezw. die Ausdehnung der privaten Gerichtsbarkeit, mit der

sich Kapitel 8 beschäftigt, und welche wiederum nur den Mächtigen zugute kam. Im neunten Kapitel stellt der Verf. die politische Geschichte des Senates in Rom dar, an welche Kapitel 10 die religiöse anknüpft. Beide Kapitel sind nützliche Zusammenfassungen, wenn sie auch dem Kenner nichts Neues berichten können.

Der zweite Teil der Schrift entwickelt die Stellung des Senats unter den Ostgoten. Die politische Bedeutung wächst eher, da Theodorich und seine Nachfolger den Glauben erwecken wollen, dafs sich in Italien nichts Erhebliches geändert habe. Aus der Mitte des römischen Adels gehen die hohen Würdenträger hervor, seine Vorrechte bleiben erhalten, und die Versuche der Ostgoten-Könige, auch gegen die bevorrechteten Klassen Gerechtigkeit zu ermöglichen, sind nicht von Erfolg gekrönt. Auch jetzt beschränkt sich der Senat auf die Rangklasse der Illustres; man gelangt hinein durch Erhebung zu einem Amte dieser Rangstufe, durch Wahl des Senats, endlich auf Vorschlag des Königs. Die Verwaltung Roms bleibt ganz der Körperschaft überlassen. Theoretisch behält diese auch das Recht der Gesetzgebung, und praktisch übt sie das Bestätigungsrecht für königliche Verordnungen. Der Verf. teilt den Gotenkönigen volles Gesetzgebungsrecht zu, ganz in dem Umfange, in dem es die römischen Kaiser geübt haben. Ebenso bleibt der Senat Staatsgerichtshof für Criminalsachen gegen Senatoren. Im zweiten Kapitel bestreitet der Verf. die geläufige Anschauung, wonach die Ostgoten ein Dritteil des Landes aufteilten, und nimmt an, man habe bei der Einwanderung die fiskalischen Ländereien und das Oedland vereinigt und davon einen Teil den Goten zu Eigentum gegeben, einen anderen an die kaiserlichen Pächter oder an die städtischen Gemeinden zu einem Dritteil des Ertrags verpachtet. Der Beweis für diese Annahme ist dem Verf. nicht gelungen; er legt zuviel Gewicht auf die Nachrichten, wonach Italien die Ansiedelung der Goten kaum gewahr geworden sein soll. Die Abwälzung jeder Militärleistung bildete eine so grofse Erleichterung, dafs die Italiker und vor allem die possessores sich eine Beschränkung ihres Grundbesitzes gefallen lassen konnten, da die Rente der letzten Jahrzehnte ohnedies nicht hoch gewesen sein kann. Auf dem Rechtsgebiete bleiben alle Privilegien des Senatorenstandes erhalten. Ausführlich wird die tuitio regii nominis verfolgt, die aber auch nichts an den früheren Verhältnissen zu ungunsten des Adels änderte. Natürlich bestehen auch dieselben Mifsbräuche fort, wie der Verf. eingehend nachweist. Kapitel 3 beschäftigt sich mit der religiösen Rolle des Senats in der Gotenzeit; er vertritt hier die katholischen Interessen und nimmt an den religiösen Streitigkeiten der katholischen Kirche energisch Teil. Noch bedeutender war der politische Einflufs des Senats unter den Nachfolgern von Theodorich, welcher in Kapitel 4 dargestellt wird. Ein Schlufskapitel fafst die Hauptergebnisse der Untersuchung zusammen.

Der dritte Teil behandelt den Senat von Konstantinopel. Nur das erste Kapitel gehört noch in diesen Jahresbericht, die Vorgeschichte bis auf Justinian, dessen Reform das zweite Kapitel darstellt.

Die Untersuchung ist für die Kenntnis der Kaiserzeit recht wertvoll.

3. Die Bürgerschaft.

Hugo Krüger, Geschichte der capitis deminutio. 1. Band. Zugleich eine Neubearbeitung des Legisaktionenrechts. Breslau 1887.

Der Verf. entwickelt in seiner Schrift die Ansicht, dafs das Institut der cap. dem. eine historische Entwicklung durchgemacht hat. Das ursprüngliche Gebild ist in der cap. dem. minima zu erblicken; erst in einem späteren Stadium trat zu dieser die cap. dem. magna hinzu, und in dem letzten Entwicklungsstadium schied sich die cap. dem. magna in zwei selbständige Klassen mit besonderen Kriterien. Neben dieser giebt es noch eine eigene innere Entwicklung der cap. dem. minima und ihres Begriffes nebenher, deren verschiedene Stufen sich noch erkennen lassen. Hingegen war die cap. dem. magna von Anfang an ein fertiges, abgeschlossenes, nicht weiter entwicklungsfähiges Begriffsganzes, nur dafs sich innerhalb ihres Gebietes eine äufsere Scheidung vollzog. Eine eingehendere Analyse des wesentlich juristischen Werkes kann hier nicht gegeben werden. Im vorliegenden Bande ist der erste Abschnitt der ganzen Arbeit enthalten, der sich mit der Geschichte der cap. dem. minima beschäftigt. In ihm wird der Nachweis geführt, dafs das Institut der cap. dem. mit der sog. minima ins Leben trat; im Anschlufs daran wird die Bestimmung des ursprünglichen Begriffes der cap. dem. minima und seine weitere Entwicklung bis in das spätere Recht gegeben.

Reinhold Macke, Die römischen Eigennamen bei Tacitus. II. Progr. Gymn. Hadersleben 1888.

Der Verf. giebt hier die Fortsetzung seiner Arbeit von 1886. Eine umfangreiche Zusammenstellung ergiebt das Resultat, dafs Tacitus kein Gentile gleichzeitig mit zwei Cognomina, das sog. agnomen mit eingeschlossen, verbindet. Abwechselndes Cognomen bei ebendemselben Namen findet sich nur bei L. Salvius Otho Titianus. Doppeltes Gentile findet sich sehr selten und wahrscheinlich nur, weil entweder kein Cognomen vorhanden oder dasselbe durch das zweite Gentile verdrängt war; doppeltes Cognomen wird dagegen durchaus nicht zu vermeiden gesucht.

C. Die Staatsverwaltung.

1. Organisation des Reichs.

Etienne Michon, L'administration de la Corse sous la domination romaine. Mél. d'archéol. et d'histoire VIII, 411—425.

Corsica wurde zwar im ersten punischen Kriege von dem Consul L. Cornelius Scipio angegriffen und die Stadt Aleria wurde genommen und zerstört; aber im Frieden wurde es nicht abgetreten. Erst als Sardinien 516 besetzt wurde, hatte Corsica das gleiche Schicksal. Aber in den nächsten Jahren (518. 520. 522) mufsten immer wieder römische Heere um den Besitz der Insel kämpfen, und erst 523 gelang dem Consul C. Papirius Maso die Unterwerfung. Doch gab es jetzt auch noch Aufstände, und die Bewohner des Inneren beugten sich nicht unter das römische Joch, doch blieb die Insel römischer Besitz. 527 erhielt Sardinien-Corsica einen eigenen Prätor, und bis zum Ende der Republik blieb diese Ordnung. Als 580 und 581 Aufstände einen eigenen Prätor in Corsica notwendig machten, prorogierte man dem Prätor von Sardinien M. Atilius sein Amt, und die beiden für die ganze Provinz bestimmten Prätoren verwalteten nur Sardinien. Die Ordnung wurde erst wieder in den Bürgerkriegen gestört; Cäsar brachte zu gleicher Zeit wie Sardinien auch Corsica an sich. Im Triumvirate erhielt Octavian die Insel, dem sie Menas entrifs; im Vertrag von Misenum erhielt sie S. Pompeius; doch lieferte sie Menas später Octavian aus. Nach Herstellung des Friedens beliefs Augustus die gleiche Verwaltung, wie in der Republik. 727 erhielt sie der Senat, der sie wieder bei Sardinien beliefs. 6 n. Chr. erhielt der Kaiser beide Inseln, der sie einem Procurator unterstellte. Nero gab 67 die Insel Sardinien dem Senate wieder. Wahrscheinlich wurden beide Inseln in ihrer Verwaltung getrennt, doch läfst sich die Frage jetzt noch nicht entscheiden. Jedenfalls sind sie seit Diocletian getrennt geblieben.

Über die Verhältnisse der Provinz Gallia Narbonensis hat

O. Hirschfeld, Inscriptiones Galliae Narbonensis Latinae. (Corp. Inscr. Lat. Bd. XII)

gesprochen.

Die Einrichtung und Romanisierung der Provinz ist das Werk des Caesar, der nach Massilias Fall auf dem Gebiete der Stadt die Kolonieen Forum Julii, Arausio, Arelate und Baeterrae für seine Veteranen errichtete und zahlreichen Städten, wie Antipolis, Reii, Aquae Sextiae, Avennio, Apta, Carpentorate, Vasio, Vienna, Nemausus, vielleicht auch Cabellio mit der Latinität begabte. Da allein Nemausus jenseits des Rhone liegt, so scheint es, als ob die Gebiete der Helver und Volcer noch nicht so weit romanisiert waren, um ihnen latinisches Recht zu gewähren. Caesar wollte also die Provinz nicht durch Waffengewalt,

sondern durch völlige Romanisierung den Römern sichern. Augustus folgte diesem Vorgange. Im Jahre 27 v. Chr. nahm er die Provinz mit Ausnahme der Bürgerkolonieen in die tribus Voltinia auf, einige latinische Städte wie Reii, Aquae Sextiae und vielleicht Avennio erhielten volles Bürgerrecht; Soldatenkolonieen kamen vielleicht nach Forum Julii und Nemausus; jenseits des Rhone erhielten Alba Helvorum, Luteva, Carcaso, Ruscina, Tolosa die Latinität, und der Ausbau des Strafsennetzes sollte die Provinz fest an Italien ketten. Unter den folgenden Kaisern wurde wenig geändert; nur erhielten Narbo und Luteva den Beinamen Claudius und Avennio vielleicht den Beinamen Hadriana. Auch die von Augustus eingeführte Verwaltungsreform blieb; die Provinz stand bis zu Diokletian unter Proconsuln, die bis auf Antoninus Pius zu Narbo, später vielleicht zu Nemausus residierten. Besatzung hatte sie keine, nicht einmal auxilia; ob die Flottenstation in Forum Julii über die flavische Zeit hinaus bestand, ist unsicher. Sie wurde weder von auswärtigen noch — 68 und 69 ausgenommen — von Bürgerkriegen heimgesucht. Die Romanisierung war namentlich in den Städten vollständig; keltische Inschriften gehen nicht über die erste Kaiserzeit hinaus.

H. Dübi, Die alten Berner und die römischen Altertümer. Bern 1888.

Der Verf. wollte ursprünglich blofs eine Verteidigung gegen eine Reihe von schweren Beschuldigungen schreiben, die der Präsident der Association pro Aventico, Eugen Secretan, gegen die alten Berner erhoben, und worin er sie namentlich den Ruinen von Avenches gegenüber des Vandalismus bezüchtigt hatte. Daraus wurde aber eine verdienstvolle Studie zur Geschichte der römischen Altertümer in der Schweiz. Zunächst giebt der Verf. eine Zusammenstellung der auf das Schicksal von Aventicum bezüglichen Nachrichten, die manches Interessante bietet. Die Berner stehen von den schweren Vorwürfen in allen Hauptpunkten gereinigt da.

2. Die Finanzverwaltung.

G. Hoffmann, Der römische ager publicus vor dem Auftreten der Gracchen. 2. Teil. Progr. Kattowitz 1888.

Der Verf. stellt zunächst die ursprüngliche Ackerverfassung Latiums und Roms dar. Er ist der Ansicht, dafs in der Zeit, in welche die Sage die Regierung des Romulus verlegt, sich der Übergang des Landeigentums vom Staate auf dessen einzelne Teile Tribus, Kurien und Geschlechter vollzog. Eben damals wurde auch schon der Grund zum Einzeleigentum am Boden gelegt, indem jedem Hausvater aus der Kurien- oder Geschlechtsmark ein Stück Gartenland von zwei iugera als erbliches Eigentum, über das er frei verfügen konnte, überlassen wurde. Die Viehweide, auf welcher das Zahlungsmittel erzogen wurde, blieb

Staatsland. Aber auch Ackerland stand dem Bürger aufserdem zur Verfügung entweder auf der Geschlechtsmark oder auf dem Gebiete der Kurie. Zur Zeit des Servius waren die Geschlechtsgüter bereits aufgelöst und in Einzeleigentum übergegangen; seine Verfassung ruht bereits auf letzterem.

In der Königszeit hatten allein die Patricier als vollberechtigte Bürger Anspruch auf den ager publicus, während die Plebeier nur durch die Gnade der Könige Anteil erhalten konnten. Sobald aber die Plebeier zum Kriegsdienst herangezogen wurden, waren sie berechtigt, an der Beute teilzunehmen, mochte sie in Land oder in beweglichen Gegenständen bestehen, und es scheint, als hätten sie in der That seit Servius das Recht erhalten, Staatsland in Besitz zu nehmen. Aber nach Vertreibung der Könige ging den Römern in den septem pagi am rechten Tiberufer, wahrscheinlich auch in Latium ein beträchtlicher Teil des ager publicus verloren. Die Patricier aber hielten sich schadlos durch Verdrängung der Plebeier aus den von diesen occupierten Teilen. Daher erklären sich die Versuche, den Plebeiern in Form der Assignation Stücke des Staatslandes als Eigentum zuzuwenden. Dies versuchte Sp. Cassius 486 v. Chr., indem er den Antrag stellte, eine entsprechende Menge des occupierten Staatslandes einzuziehen und den bedürftigen Plebeiern zu assignieren. Wahrscheinlich ging der Antrag noch weiter, nämlich dahin, von dem als Gemeingut zurückbehaltenen Teile des Staatsackers das Vectigal, den Fünften oder Zehnten, zu erheben und zur Soldzahlung zu verwenden. Die Anträge erlangten aber nicht Gesetzeskraft. Da Kolonisationen, wie die in Antium 467, nicht helfen konnten, erfolgte 456 die lex de Aventino publicando. Dieselbe betraf Staatsgut und versorgte die städtische Plebs; die bisherigen Nutzniefser wurden zu deren Gunsten vom Staatslande vertrieben. Verminderung der Patrizier durch unglückliche Kriege hatten diesen Erfolg erleichtert. Da auch die Plebs durch Seuchen decimiert war, so reichte in den nächsten Jahrzehnten das Land aus. Seit 424 wiederholen sich aber die Anträge auf neue Verteilung des Staatslandes, aber der Erfolg war sehr gering. Im Jahre 406 wurde beschlossen, den Soldaten Sold aus der Staatskasse zu zahlen. Wahrscheinlich wurde dieser dadurch aufgebracht, dafs jetzt wieder von dem Staatslande das Vectigal erhoben wurde. Nach Veiis Eroberung wurde nach längeren Kämpfen sein Gebiet an die Plebs aufgeteilt, vier iugera auf den Mann. Nach den Verheerungen der Gallier suchte der Senat das Elend der Plebs durch Kolonieengründung zu erleichtern; aber teils weil diese latinisch waren, teils weil ihre Zahl zu gering war, wurden die licinisch-sextischen Gesetzesvorschläge gemacht.

Der Verf. ist gegen die Überlieferung zu konservativ; doch ist sein Versuch gerade nach dieser Richtung lehrreich. Denn auch er kann nicht ohne Deutung ev. auch ohne Verwerfung von Nachrichten zu seinem Ziele gelangen.

Ch. Lécrivain, De agris publicis imperatoriisque ab Augusti tempore usque ad finem imperii Romani. Diss. Paris 1887.

Der Verf. teilt seinen Stoff zeitlich in zwei Perioden: 1) von Augustus bis Diokletian, 2) von Diokletian bis zum Ende des Reichs.

Der Verf. nimmt an, bei der Teilung des Reichs zwischen Augustus und dem Senate sei der ager publicus der kaiserlichen Provinzen und Privatdomänen (Aegypten) dem Fiscus, dagegen in den Senatsprovinzen dem aerarium bis auf Traian vorbehalten worden. Thatsächlich habe aber der Kaiser über den ager publicus überall verfügt. Ob es deshalb wahrscheinlich ist, dafs wirklich eine solche theoretische Teilung stattfand, um sie praktisch stets umzustofsen? Seit Hadrian giebt es nur loca fiscalia und fundi fiscales, die in den Gesetzsammlungen häufig erwähnt werden. Sie vermehrten sich durch bona vacantia et caduca, wenn auch diese meist verkauft wurden. In den Provinzen des Senats fielen sie bis auf Marcus dem Ärar, von da an dem Fiscus heim. Überschüsse des Fiscus wurden zu Landankäufen verwandt. Wie es in neueroberten Ländern gehalten wurde, steht nicht fest. Die meisten Ländereien wurden den Eigentümern belassen, tributär gemacht, oder zu Soldatenkolonien verwandt; Weiden, Bergwerke, Steinbrüche blieben dem Fiscus vorbehalten.

Im zweiten Kapitel wird das patrimonium principis dargestellt. Darunter ist das Familiengut des Kaisers zu verstehen, das er durch Erbschaft seines Hauses, durch Erbeinsetzung seitens Privater, durch Beerbung der Freigelassenen des kaiserlichen Hauses und durch Teilnahme an dem Ertrage der bona damnatorum begründete und vermehrte. In Kapitel 3 wird die Vererbung des patrimonium besprochen; neues erfährt man dabei nicht, im Ganzen folgt der Verf. Hirschfeld. Kapitel 4 behandelt die res privata, die von Septimius Severus aus den grofsen Konfiskationen geschaffen, aber nach dem Aussterben der Dynastie wie das patrimonium vererbt wurde; doch gewinnt sie nach Diokletian die Bedeutung eines Krongutes, dem mannichfach bisheriger Besitz und Einkünfte des patrimonium zugewiesen wurden. In Kapitel 5 stellt der Verf. den Landbesitz (praedia) der ratio privata und des patrimonium zusammen; freilich ist die Entscheidung über die Zugehörigkeit oft unsicher. Dasselbe gilt vom Kapitel 6 de Augustarum iuvenumque principum fundis, der Versuch mufste bei der Beschaffenheit der Quellen recht unvollkommen ausfallen. Kapitel 7 erörtert die Frage, ob die Constantinischen Schenkungen an die Kirche mit diesen praedia der res privata oder des patrimonium zusammenhängen. Der Verf. glaubt sie bejahen zu müssen. Kapitel 8 handelt von der Verwaltung der kaiserlichen Güter. Im Ganzen stimmt auch hier der Verf mit Hirschfeld überein, von dem er sich nur in untergeordneten Fragen entfernt. Kapitel 9 betrachtet den technischen Betrieb, die Zeit- und Erbpacht; die

letztere existierte schon vor Diokletian. Mannichfach war bei diesen Einrichtungen das Beispiel Ägyptens mafsgebend.

Im zweiten Teile, der die nachdiokletianischen Verhältnisse behandelt, wird zunächst das Anwachsen des Besitzes nachgewiesen; die Quelle bildeten die zahlreichen Konfiskationen, namentlich auch die Einziehung der Tempelgüter, Erbeinsetzungen u. s. w. Diese Neuerwerbungen werden gewöhnlich der res privata zugeführt, welche jetzt auch die meisten ehemaligen fiskalischen Güter besafs. Daneben entstand die domus divina, deren Verwaltung unter dem praepositus sacri cubiculi steht. Doch scheint der Besitz beider Verwaltungen häufig gewechselt zu haben. Besondere Vermögensverwaltungen hatten die Kaiserinnen und die Prinzessinnen. Die ehemaligen Güter des patrimonium gehören jetzt der res privata; sie sind alle in Erbpacht. In Kapitel 3 wird das Erbpachtsverhältnis dargelegt. In nachdiokletianischer Zeit umfafst die res privata alles, was nicht zur Staatskasse (sacrae largitiones) gehört, d. h. die alte res privata, die fundi fiscales und patrimoniales und die domus divina; fast alle die hierher gehörigen Güter waren in Erbpacht gegeben, doch kommen auch andere Arten der Ausbeutung vor, wie in Kapitel 4 nachgewiesen wird; Zeitpacht und Selbstbewirtschaftung kommen immer mehr ab. Kapitel 5 bespricht die Verwaltung der Güter, ohne etwas neues zu bringen. In Kapitel 6 wird die Frage der praedia regia bei Cassiodorius und der Kirchengüter bei Gregor d. Gr. erörtert. Die Ostgoten ändern wenig an dem Hergebrachten; bei den Kirchengütern kommen meist Selbstbetrieb und Zeitpacht in Anwendung. Zwei Appendices bringen Specialfragen zur Behandlung.

Im Grofsen und Ganzen wird unsere Kenntnis der römischen Finanzverwaltung nicht viel durch die Arbeit gefördert.

E. Thibaut, Les douanes chez les Romains. Paris 1888.

war mir nicht zugänglich.

E. de Ruggiero, Intorno ai XVI ab aerario et arka salinarum Romanarum. (Bull. dell' Istituto di diritto Romano.) Roma 1888. 13 S.

Der Verf. bespricht eine im Campo salino gefundene, von Lanciani Bull. della Commiss. archeol. comm. di Roma 1888 p. 83 publicierte und erläuterte Inschrift, in welcher unter den Kaisern Severus und Antoninus ein Restitutianus Cornelianus de XVI ab aer(ario) et ark(a) sal(inarum) Romanarum dem Genius saccariorum salarior(um) totius urbis camp(i) sal(inarum) Rom(anarum) eine Schenkung macht. Wer sind diese XVI ab aer. et ark. sal. Rom.? Nach Lanciani ein Consilium aus kaiserlichen Sklaven, denen die Finanzverwaltung der städtischen Salzregie übertragen war. Der Verf. hält dies aus dem Grunde für unwahrscheinlich, weil in diesem Falle die Bezeichnung ab aerario ganz unerklärt bliebe; denn die Einkünfte aus dem Salzregale flossen zu der

Zeit, welcher die Inschrift entstammt, d. h. nach Septimius Severus, sicherlich in den Fiscus; sodann ist aber bis jetzt kein Beispiel bekannt, dafs ein procurator Augusti ein Consilium zur Seite gehabt hätte mit mehr oder minder weitgehenden Befugnissen; auch hätte ein solches Consilium nach Hadrian nicht aus kaiserlichen Sklaven bestehen können.

Vielmehr müssen diese XVI ab aerario etc. in Verbindung getreten sein mit dem Collegium saccariorum, über das nach dem Ausweise der Inschrift die kaiserlichen Procuratoren ein Aufsichtsrecht besafsen. Diese XVI ab aerario et arca sind nichts anderes als eine besondere Körperschaft — vielleicht etwas höher gestellter Kassendiener — in dem coll. saccariorum. Wir erfahren aus der Inschrift zuerst die Existenz einer besonderen Prokuratur für die Salinen des Tiber, welche von Pachtgesellschaften ausgebeutet wurden.

U. Wilcken, Zu den arsinoitischen Tempelrechnungen. Hermes 23, 629—630.

Der Verf. hat gefunden, dafs die kaiserliche Regierung, wenn es sich um Aufstellung einer Statue für einen römischen Kaiser handelte, dem Volke eine Statuensteuer auflegte. Sie wurde wie die Kopf- und Gewerbesteuer von den *Πράκτορες ἀργυρικῆς Ἐλεφαντίνης* erhoben und war wie eine Kopfsteuer für alle Unterthanen in gleicher Höhe normiert.

Th. Mommsen, Die fünfzehn Münzstätten der fünfzehn diokletianischen Diöcesen. Zeitschr. f. Numism. 15, 239—250.

Von einer Beziehung der Münzprägung zur administrativen Reichsteilung kann erst seit Diokletians Diöceseneinrichtung die Rede sein. Den folgenden Diöcesen entsprechen die gegenüberstehenden Münzstätten.

Orientis	A(ntiochia)	Italiae	AQ(uileia)
Aegypti	ALE(xandrea)	Urbis Romae	ROM(a) oder R(oma)
Asiana	KV(zicus)	Pannoniarum od. Illyrici	S(is) C(ia) od. SIS(cia)
Pontica	N(icomedia)		
Thraciarum	H(eraclea) T(hracum) oder H(eraclea)	Africae	K(arthago)
		Hispaniae	T(arraco)
Macedoniae	T(hes)S(alonica)	Galliarum	TR(everi)
Daciae	S(er) D(ica)		L(ugudunum od. L(u)G(u)dunum
		Viennensis	
		Britanniae	L(ondinium)

Heraclea ist das alte Perinthos, welches zu Ehren des Herculius in Heraclea Thracum umgenannt wurde. Viennensis hat keine Münzstätte, sondern Lugudunum prägte für diese Diöcese, die von Constantin in AR(e)L(ate) eine eigene Münzstätte erhielt; derselbe Kaiser hat auch eine Verschiebung des ursprünglichen Verhältnisses in Illyricum vorgenommen, wo SIRM(ium) Münzstätte wird. Die meisten Münzstätten prägen in allen drei Metallen; Herakleia hat nur Silber und Kupfer, Kyzi-

kos und Lugudunum nur Kupfer geschlagen. Vermutlich wurden im Occident neben Maximians umfassender Prägung in Trier die Münze von Lyon, im Orient neben der umfassenden Prägung Diokletians in Nikomedia die benachbarten Münzen von Herakleia und Kyzikos als Nebenmünzstätten behandelt. Die Buchstabensetzung ist offenbar aus einem Gufs. Wo der erste Buchstabe zur Unterscheidung genügt, wird er allein gesetzt, nur dafs bei den Namen der Reichshauptstadt nahezu Vollschreibung eintritt. Wo er nicht genügt, wird meist der erste Buchstabe allein konventionell auf eine der Münzstätten beschränkt, vielleicht auf diejenige, die schon vor Diokletian im Betrieb war. Im Übrigen werden entweder die ersten zwei oder drei Buchstaben gesetzt, oder es wird dem Initialbuchstaben der ersten der der zweiten Silbe hinzugefügt.

3. Militärwesen.

H. Delbrück, Triarier und Leichtbewaffnete. Hist. Zeitschr. N. F. 24, 238—254.

Der Verf. unterwirft zunächst die Ansichten von Kuthe-Soltau-Fröhlich und von Bruncke einer Kritik.

Die ersteren nahmen an, dafs die Manipel schachbrettartig anrückten, aber vor dem Beginn des Gefechts die Mannschaften durch weiteres Abstandnehmen die Intervalle ausfüllten. Durch Zusammenziehen wurden die Intervalle wiederhergestellt, wenn das zweite Treffen das erste ablösen sollte. Das zweite Treffen rückte in geschlossenen Manipeln durch die Intervalle vor, das erste ging zurück, und das zweite stellte durch Abstandnehmen die kontinuierliche Linie wieder her. Dieses Manöver ist unmöglich; denn Truppen können im Handgemenge nicht abgelöst werden, da der Feind die Abzulösenden nicht ziehen lassen, sondern gerade die hülflose Situation, in die sie sich durch Zusammendrängen und Lückenlassen selbst setzen, benutzen würde, sie zu vernichten. Speziell wird Soltau (Deutsche Literatur-Zeitung 1888 S. 177f.) nochmals vollständig widerlegt. Bruncke läfst die Ablösung der Treffen durch die Intervalle fallen, fafst die Bedeutung der Intervalle für die Marschfähigkeit und das Vorrücken der Legionen richtig auf, sucht aber doch noch eine Treffenablösung zu konstruieren, wobei das vorderste Treffen rechts und links seitwärts sich abzieht, um dem nächsten Platz zu machen. Auch das ist unmöglich, da Soldaten im Nahkampf viel zu viel zu thun haben, sich ihres unmittelbar vor ihnen befindlichen Gegners zu erwehren, um an taktische Bewegungen denken zu können. Doch steckt in Brunckes Vorstellung eine Annäherung an die Wahrheit, indem sie die Wirksamkeit der spezifisch römischen Taktik in der Möglichkeit einer Bewegung nach der Flanke sucht, die freilich nicht das vorderste, sondern gerade die hinteren Treffen ausführen.

Delbrück (ergänzt in einem Punkte durch Schneider s. Jahres-

bericht 1887) unterscheidet vier Perioden: 1) Phalanx bestehend aus zwei Abteilungen, hastati und principes, jede zu 15 Centurien (Manipeln), aufgestellt mit ganz kleinen Intervallen, die Centurien der principes gerichtet auf die Intervalle der hastati; den 15 Centurien (Manipeln) der ersten Abteilung je 20 Leichte beigegeben; 900 andere Leichtbewaffnete aufserhalb der Phalanx. Die Einrichtung stammt vielleicht aus der Zeit der Samniterkriege. 2) Phalanx bestehend aus drei Abteilungen hastati, principes und triarii, jede zu 10 Manipel, jeder Manipel zu 120 (bei den Triariern nur 60) Schweren und je 40 Leichten. Die Manipel aufgestellt wie vorher, nur etwas lockerer. Diese Phalanx bestand im Jahre 216 3) Zerlegung der vorigen Phalanx in drei Treffen durch Scipio Afrikanus Major. 4) Einteilung der Legion in zehn gleichmäfsig bewaffnete Kohorten, vielleicht durch Marius.

Zu diesen früheren Aufstellungen bringt er einige Ergänzungen. Um seine Ansetzung einer wesentlichen Abwandlung der römischen Taktik im zweiten punischen Krieg zu begründen, weist er nach, dafs Polybius allerdings einer solchen Reform Erwähnung thue; denn er meldet Scipio habe in der Schlacht bei Cannae die drei Abteilungen mit Abstand (*ἐν ἀποστάσει*) aufgestellt; er berichtet weiter, dafs die Römer nicht ihre ganze Macht mit einem Male ins Gefecht führten, sondern *τὰ μὲν ἐφεδρεύει τῶν μερῶν αὐτοῖς, τὰ δὲ συμμίσγει τοῖς πολεμίοις.* Er sagt uns also positiv Alles, was wir zu wissen brauchen.

Auch vor der Erhebung der drei Legionsabteilungen zu Treffen hatten diese Abteilungen schon eine sehr grofse Bedeutung. Eine Unterscheidung nach Altersstufen bildet sich in Heeren, die wie das römische der älteren Republik und das heutige deutsche auf bürgerlicher Grundlage gebildet, doch durch starke Friedensübung oder permanente Feldzüge die militärischen Eigenschaften der Berufsheere bis auf einen gewissen Grad angenommen haben. Der Veteran, der sich zugleich noch als Bürger fühlt, kann ohne Minderung seiner Ehre dem Jüngeren den Vorkampf lassen. Nichts natürlicher also, als dafs man, sobald die Zerlegung der Legion in die drei Abteilungen die Gelegenheit gab, diese Abteilungen nach Jahrgängen formierte, und wenn sie einmal danach formiert, so bildete sich auch bald in den höheren Abteilungen ein starkes Corps-Bewufstsein.

Ein Moment, das gegen Delbrücks Aufstellungen sprechen könnte, ist das numerische Verhältnis der Schwer- zu den Leichtbewaffneten. 1200 Leichte kommen auf 3000 Schwere und sollen durch die Intervalle oder um die Flügel herum vorwärts- und zurückfluten. Das ist denkbar bei einem Heere von zwei Legionen; da werden die 2400 Leichten meistens um die Flügel herumgehen; denn durch die Intervalle kann sich nur ein kleiner Teil zurückziehen, weil die Zeit, die ihnen bis zum Zusammenstofs der beiden Hoplitenmassen bleibt, zu kurz ist und sie in Schlangenwindungen durch die Phalanx hindurch müssen.

Bei gröfseren Heeren ist das nicht mehr möglich. Wir wissen aber auch nichts über die Tiefe der Aufstellung bei den Alten und doch hängt von ihr die Länge der Front, also die Möglichkeit einer Überflügelung und Umklammerung des Gegners ab Wahrscheinlich wurden kleine Heere flacher, grofse tiefer aufgestellt. Rüstow nimmt bei Cäsar eine Kohortentiefe von 10 Mann, somit bei drei Treffen eine Gesamttiefe von 30 Mann an. Delbrück nimmt in der Schlacht bei Cannae eine Tiefe von 36—44 Hopliten an; dabei ergiebt sich für die Leichten eine Tiefe von 14—18 Mann. Aber eine so dicke Masse von Speerschützen und Schleuderern ist unfähig, ihre Waffen zu gebrauchen; mehr als vier, vielleicht nur zwei Glieder, die abwechselnd schleudern, können gewifs keine Wirksamkeit üben. Wozu schleppen die Römer nur eine so ungeheure Menge von Leichtbewaffneten mit, die in der Schlacht selbst ihre Bestimmung nicht erfüllten und beim Zurückfluten unter den Hopliten die gefährlichste Unordnung anrichten konnten? Die Antwort giebt Liv. VIII, 8. Die rorarii und accensi waren keine Schlachttruppen, sondern man gebrauchte sie zum Fouragieren, Verfolgen, Schanzen, Bewachen des Lagers während der Schlacht, in der Schlacht aber nur einen geringeren Teil, so viel als Platz hatten vor der Front und auf den Flanken auszuschwärmen und man hoffen konnte, ohne Schwierigkeit im letzten Augenblicke durch die Intervalle zurückziehen zu können. Deshalb werden bei Liv. mit Recht die rorarii ins Hintertreffen gestellt. Man hat verschiedene Perioden der römischen Taktik in eine Schilderung zusammengezogen. Daher die 15 Manipeln der Triarier und die völlig unglaubwürdige Zahl 186 für jeden ordo sub signis. Delbrück giebt an dieser Stelle nochmals eine Zusammenstellung dessen, was er bei Livius für echte Überlieferung hält. Ursprünglich fechten die Römer in der Phalanx, später in Manipelstellung, zuletzt in mehreren Treffen. Die Manipel standen mit mäfsigen Zwischenräumen; die hastati und principes hatten einmal je 15 Manipel; den Hastatenmanipeln waren je 20 Leichte beigegeben, den principes nicht. Das Gros der Leichten, die rorarii (und accensi) standen hinter der Hoplitenphalanx. [Als auch die dritte Abteilung der Triarier eingerichtet war, die Abteilungen mit Treffeninstanzen standen, jede Abteilung auf 10 Manipel gesetzt war], nannte man die Triarier, bei denen die überflüssigen Leichtbewaffneten standen (und zu denen sich nach Beendigung des Plänklergefechtes alle Leichten sammelten) die Truppen sub signis; jedes Triarierfähnlein mit den Leichten zusammen zählte 186 Mann. Das zweite und dritte Treffen waren bestimmt, das erste im Kampfe zu unterstützen, so dafs, wenn der Feind glaubte, das erste Treffen besiegt zu haben, er sofort einem neuen, noch stärkeren Widersacher begegnete. Weil nun die Triarier das dritte Treffen bildeten, so sagt, wenn es hart hergeht, das Sprichwort: »jetzt gehts an die Triarier«.

Die Verwendung der Leichtbewaffneten bei Zama bedarf be-

sonderer Erklärung. Polybios erzählt, Scipio habe die Intervalle zwischen den Manipeln des ersten Treffens mit den velites ausgefüllt, mit dem Befehl, das Gefecht einzuleiten und vor den Elephanten durch die Manipel- und Treffenintervalle auszuweichen. Hier sind mehrere Widersprüche vorhanden — die Intervalle ausfüllen, plänkeln und sich durch die Intervalle zurückziehen d. h. nicht in ihnen bleiben. Delbrück erklärt das so. Scipio wagte es, das Treffenintervall zwischen die hastati und principes zu legen. Da war es jenen sehr unbehaglich, dafs ihre Hintermänner so weit zurückblieben. Die gröfste Besorgnis der Soldaten war immer das Zerreifsen der Linie, so dafs der Feind eindringen und rechts und links die Manipel in der Flanke packen konnte. Das zweite Treffen war nun so fern, dafs es eine entstehende Lücke nicht auf der Stelle zustopfen konnte. Um etwaige gröfsere Lücken zu füllen, bis die Verstärkungen aus dem zweiten Treffen ankommen konnten, bestimmte Scipio die velites.

Fr. Giesing, Verstärkung und Ablösung in der Kohortenlegion. Neu. Jahrb. f. Phil. 137, 849—862.

Der Verfasser ist mit Fröhlich (Jahresbericht 1887) darin einverstanden, dafs die Annahme, in der acies des Cäsar hätten die taktischen Einheiten, die Kohorten, getrennt von einander gekämpft und zwar in Abständen von Kohortenfronten, ebenso sachlich widersinnig sei, wie sie jeglichen quellenmäfsigen Anhalts und Belegs entbehre Aber er meint, Fröhlich hätte die Frage beantworten müssen; wie erfolgte, wenn das erste Treffen jeder Legion als Phalanx kämpfte, die Ablösung desselben durch das zweite? Er hat dies versucht, aber es ist ihm mifslungen; denn er nahm an, dafs die Ablösung, wenn irgend möglich, von den Flanken her stattgefunden habe. Aber in der Stelle, die Fröhlich hierfür anführt, b. c. 1, 45 handelt es sich lediglich um eine Unterstützung. In anderen Fällen mufs er wieder zu Intervallen seine Zuflucht nehmen, die schlimmer als die früheren, weil militärisch undenkbar sind; denn sie haben die Hauptsache nicht berücksichtigt: den Feind. Fröhlich hat den Fehler gemacht, dafs er stets die taktische Einheit wahren wollte; die Wahrung der taktischen Einheit wird stets eins der obersten Gesetze der Taktik bleiben, aber sie erleidet zahlreiche Ausnahmen im Altertum, wie heute. Hier entscheidet eben die Notlage, und anders als in der äufsersten Notlage wird die Massenablösung d. h. die Ersetzung eines Treffens durch ein zweites auch nicht eintreten. Auch bei der Verstärkung wollte Fröhlich stets die taktischen Einheiten wahren, und zu diesem Zwecke mufs er auch wieder mitten im Kampfe zu bildende Intervalle annehmen. Die Verstärkung der Gefechtslinie kann stattfinden durch Verlängerung der Front und Flankieren der feindlichen Stellung; dann sind die taktischen Einheiten mit Leichtigkeit zu wahren. Aber es giebt auch eine weitere Art, densere oder densare ordines bei

Sallust und Livius. Fröhlich erklärt dies so, dafs das erste Treffen durch Einführen der Kohorten des zweiten verstärkt worden sei. Bei Sallust kann diese Bedeutung aber nach Giesing nicht angenommen werden, sondern hier heifst densere frontem nichts weiter als die Zahl der im ersten Treffen stehenden mehren und so die Front verdichten. Die Stopfung der im Gefechte entstandenen Lücken erfolgte stets aus dem nächsten Hintergliede; ging dadurch aber schliefslich die übrige Tiefe der Stellung verloren, so mufsten die Reserven zur Verstärkung geschickt werden. Wurde zugleich ein engeres Anschliefsen der Rotten an einander nötig, so wurde nach der Mitte der Front zu der Abstand von Mann zu Mann verkleinert, jedenfalls aber, wenn nicht das Andringen des Feindes von den Flanken her dazu zwang, nie so sehr, dafs die Kampffähigkeit der Truppen verloren ging.

Der Verf. geht nun auf die Frage der Ablösung ein und stellt als völlig sicher den Satz hin, dafs die Reserven gar nicht für die Ablösung eines ganzen Treffens berechnet waren. Er erweist dies hauptsächlich aus den Berichten über die Schlachten von Pharsalus (b. c. 3, 94) und Ilerda, wo unter der Ablösung der defessi nur einzelne Leute, nicht ganze Kohorten oder gar die ganze Truppe im Vordertreffen gemeint sein könne. Er weist nun auch im Einzelnen nach, wie dieses Manöver ausgeführt werden konnte.

Zur Unterstützung von Delbrücks und Fröhlichs Ansicht über die Unmöglickeit von Kampfintervallen von Frontenlänge zum Zwecke der Ablösung führt der Verf. noch Folgendes an: 1) das allgemeine Gesetz, dafs, je gröfser die taktischen Grundeinheiten werden, desto widersinniger regelmäfsig wiederkehrende Kampfintervalle von Frontenlänge dieser Einheiten erscheinen müssen. 2) Von Traian ab ist das Fechten der Kohorten des Vordertreffens in geschlossener Front bezeugt; eine Änderung, die aber in der Kaiserzeit erst eingetreten wäre, würde uns überliefert sein. 3) Cäsar legt den gröfsten Wert auf die Sicherung der Flanken seiner Aufstellung; wie sollte er eine Gefahr, die er an zwei Punkten peinlich zu meiden suchte, an vielleicht 20 anderen Slellen verachten?

H. Judson, Caesars Army. Boston 1888

war mir nicht erreichbar.

Th. Mommsen, Bronzetafeln von Cremona. Korr. Bl. d. Westd. Z. 7, 55—60.

Bei Cremona wurden Trümmer mehrerer Kasten gefunden; die Inschrift des einen zeigt, dafs er der vierten Legion (Maced.) angehörte und im Jahre 45 gefertigt ist; der zweite stammt aus dem Jahre 56. Beide gehören den Ereignissen des Jahres 69 an, wo unter den Mauern von Cremona der Kampf für Vespasian entschieden wurde. Der ebenfalls erwähnte Centurio (princeps praetorii) beweist, dafs der Kasten

demselben diente. Mommsen vermutet, dafs darin die Listen und die sonstigen Papiere der Legion aufbewahrt wurden, da dieser nach Vegetius die allgemeine Administration der Legion führte.

Alb. Müller, Die neueren Arbeiten über die Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres in der Kaiserzeit. Philol. 47, 514. 721.

Der Verf. giebt eine sehr wertvolle Darstellung und Beurteilung der in dem erwähnten Gebiete in den letzten Jahren erzielten Ergebnisse. Wir begnügen uns Folgendes herauszuheben.

Der Verf. hält es für möglich, dafs im römischen Heere bei einzelnen Truppenteilen Visier- bezw. Maskenhelme vorgekommen sind. Das Nähere bleibt noch dunkel; doch ist zunächst an die spanischen und gallischen Auxiliarkohorten und an die Panzerreiter zu denken. Bezüglich der römischen Schildbuckel schliefst sich der Verf. ganz Hübner, Arch. epigr. Mitt. aus Oesterreich 2, 105—119 an. Bezüglich des Pilums ist er im Allgemeinen mit Lindenschmit's Ausführungen (Alterth. u. heidn. Vorz. III, 6 zu Taf. 7) einverstanden. Für die Frage der Schleuderbleie gilt Zangemeisters Untersuchung in Eph. epigr. VI als abschliefsend, für die Fahnenfrage wird das grofse Verdienst von Domaszewski's lobend anerkannt.

Metellus Meyer, Geschichte der legio XIV gemina. Philol. 47, 653—677.

Der Verf. findet, dafs durch die bisherigen Darstellungen die Geschichte der römischen Legionen eine allseitige genügende Behandlung noch nicht erfahren habe, und will durch die Geschichte der XIV. Legion versuchen, einen Beitrag und eine Vorarbeit zu einer vollständigen und erschöpfenden Gesamtlegionsgeschichte zu geben.

Gegen Mommsen verlegt der Verf. die Errichtung der Legion in die Zeit der Bürgerkriege oder sofort nach Beendigung derselben; vielleicht war die cäsarische leg. XIV (Caes. BG. 6, 32) die Stammutter der leg. XIV gem. Die Beinamen Martia Victrix knüpfen an die Besiegung der Königin Boudica an. Unter und nach Caracalla führte sie die gewöhnliche Benennung nach dem regierenden Kaiser. Das Legionszeichen ist der Steinbock, in der Not. Dig. ein weifser Schild, in der Mitte eine rot umfafste goldene Kugel, die von einem darüberschwebenden hellblauen Adler getragen wird.

Der erste Standort war Mogontiacum, das sie wahrscheinlich in den Jahren 12—9 v. Chr. erbaute; auch an dem Bau der Brücke von Mainz nach Castel war sie beteiligt; bis zum Jahre 43 n. Chr., wo sie Germanien zum ersten Male verliefs, waren von ihr die Kastelle und Lager in und bei Wiesbaden, Heddernheim, Nied, Hofheim, Rambach, Höchst, Friedberg, Rheinzabern besetzt. Im Jahre 43 ging sie unter Aulus Plautius nach Britannien, wo sie ihr Hauptquartier zuerst in Camalodunum, seit 50 in Virocinium hatte. Bis 67 blieb die Legion in

Britannien; dann rief sie Nero zu dem Feldzuge gegen die Albaner; auf dem Marsche wurde sie von Galba nach Dalmatien geschickt, das sie Frühjahr 69 verliefs, um Otho zu helfen. Vitellius schickte sie nach Britannien zurück. Vespasian wies sie wieder dem germanischen Heere zu; sie gehörte zum obergermanischen Teile und bezog wieder Mainz und die oben erwähnten vorliegenden Kastelle und Lager. Die Ziegel von Mirebeau-sur-Bèze können nicht aus der Zeit des Bataveraufstandes stammen, wie Mommsen annimmt, sondern werden vor dem Aufstand des Saturninus gefertigt sein. Gleich nach Niederwerfung des Aufstandes des Saturninus scheint die Legion (90 n. Chr.) an die Donau versetzt zu sein; wahrscheinlich stand sie in Pannonia inf., in der Nähe der Mündung des Karasch in die Donau. Im Jahre 107 kam sie nach Vindobona; vor dem Jahre 150 wurde sie nach Carnuntum verlegt; wahrscheinlich geschah es im Jahre 114. In Carnuntum blieb sie bis in Diokletians Zeit. Der Verf. stellt die während des Aufenthalts in Carnuntum bekannten Legaten und Legionspräfekten zusammen.

Sie hat die Feldzüge des Drusus ohne Zweifel mitgemacht, doch ist darüber nichts weiter bekannt; sie war ferner sicher eine der beiden Legionen das L. Nonius Asprenas. An den Zügen des Germanicus hat die XIV Legion bedeutenden Anteil. In Britannien hat sie jedenfalls an den Kämpfen des Jahres 50 gegen die Silurer und Ordoviker und an ihrer schliefslichen Unterwerfung den Hauptanteil gehabt. Den Glanzpunkt ihrer Geschichte bildet das Jahr 61; für ihren glänzenden Sieg bei Colchester erhielt sie die Beinamen Martia Victrix. In den Stürmen des Jahres 68 blieb sie Nero treu, dem sie aber nicht zuhilfe eilen konnte, weil die Bataver die Pässe besetzt hatten. An der Schlacht bei Betriacum nahm sie nur mit 2000 Vexillariern teil. In dem Bataverkriege beteiligte sie sich an der Entscheidungsschlacht. Im Jahre 88 empörte sie sich mit Saturninus, worauf sie nach Pannonia kam. Beteiligt haben sich Abteilungen der Legion an den dakischen Kriegen und am Partherkriege, selbstverständlich auch am Markomannenkriege. An der Erhebung des Septimius Severus zum römischen Kaiser hat sie jedenfalls grofsen Anteil gehabt. Unter Alexander Severus nahmen Vexillationen an den Partherkriegen teil; dem Maximinus war die Legion ergeben und nahm jedenfalls an seinem Zuge nach Italien teil. Später stand sie auf Seite des Gordian; in den gallischen Kämpfen des dritten Jahrhunderts hat sie zuerst der Partei des Victorinus angehört, dann ist sie zu Gallienus übergetreten.

Es ist zu wünschen, dafs der Verf. in ähnlicher Weise die Geschichte der übrigen Legionen bearbeitet.

J. Jung, Die Lagerbeschreibung des sog. Hygin und die Provinzialmilizen. Wiener Studien 11, 153—160.

Der Verf. bringt einige Berichtigungen und Nachträge zu v. Domaszewskis Ausgabe des sog. Hygin. Die in der Lagerbeschreibung als

nationes bezeichneten Truppen rekrutierten sich aus den Völkerschaften, welche der nivellierenden Civilisation gegenüber die meiste Widerstandskraft bewährt hatten (Raeter, Cantabrer, Daker, Brittones (Britten aus Britannien), Mauren; sie dienten in ihrer nationalen Bewaffnung. Und während diese provinzialen Milizen nach der Augustischen Organisation nur lokalen Zwecken der Grenzverteidigung oder der Sicherung der Kommunikationen dienten, wurden sie seit Hadrian nach auswärts verwendet. Dabei wurde die nationale Art dieser Truppengattung nicht nur nicht mifstrauisch vermerkt, sondern vielmehr gehegt und gefördert. Das Feldgeschrei ertönte in der betreffenden Sprache, und selbst bei der Befehlgebung wurde darauf Rücksicht genommen. Der Verf. zieht aus der letzten Angabe der Lagerbeschreibung den Schlufs, dafs sie nicht vor Hadrian verfafst sein kann. Auch andere Anzeichen weisen auf die die Zeit zwischen Hadrian und der Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. z. B. die Combinationen, in welchen die Nationaltruppen mit anderen Truppenkörpern erscheinen, wenn man diese mit den auf der Inschrift erscheinenden Combinationen vergleicht. Deshalb glaubt der Verf., dafs man es in der Lagerbeschreibung mit einem Teile von Hadrians für lange Zeit grundlegender Heeresorganisation zu thun habe. Über die Mitte des dritten Jahrhunderts darf die Zeit nicht hinausgeschoben werden, da der Legionskommandant in der Lagerbeschreibung legatus, nicht praefectus heifst und Einrichtungen des späteren dritten Jahrhunderts, wie die Protectores, nicht vorkommen. Auch weist auf diese Zeit die Verwendung der Gaesati aufserhalb ihrer rätischen Heimat; denn jedenfalls seit Gallienus mufsten diese zuhause verwendet werden, da sie die lokale Kriegführung, namentlich im Gebirge, besser verstanden als fremde Truppen. In der That sind auch vom Ausgange der römischen Herrschaft die Breonen in Raetien als Miliz organisiert und hatten die von Augusta Vindelicorum südwärts führenden Alpenpässe zu bewachen Die Rücksichtnahme auf Kameele weist auf orientalische Kämpfe d. h. auf Septimius Severus und seine Nachfolger.

O. Dahm, Übergang des Limes über den Doppelbiergrabensumpf in der Bulau bei Hanau. Westd. Z. 7, 61–62.

Der Pfahlgraben war auf der Strecke Grofs-Krotzenburg-Rückingen unterbrochen, wo er das sog. Torfbruch und den Doppelbiergrabensumpf überschreitet. An letzteren tritt der Wall sowohl von Norden als von Süden mit einer eigentümlichen Flankenbildung heran, und auch auf der nördlichen Seite des Torfbruchs findet sich ein solcher flankenartiger Ansatz vor. An allen drei Stellen ist der Wall durch doppelte Brechung bis unmittelbar an die etwa 40 m hinter dem Pfahlgraben herziehende und auch die beiden genannten Sümpfe überschreitende Militärstrafse herangezogen. Erst im Jahre 1887 konnte der Zweck der Anlage festgestellt werden. Es wurden nämlich an dem Wege, welcher in der Rich-

tung des Pfahlgrabens den Doppelbiergrabensumpf überschreitet, mehrere tiefschwarze eichene Pfahlstümpfe gefunden, welche einst einem Zaune angehört haben, der hier auf der dem Feinde zugekehrten (östlichen) Seite der römischen Militärstrafse behufs ihrer Sicherung errichtet war. Diese Pfähle standen in gerader Linie, welche die an den Sumpf herantretenden kurzen Anschlufslinien des Walles verband. Der Zweck der erwähnten Flanken war also, den Wall bis an die Militärstrafse zurückzuziehen und so eine geschlossene Verbindung des dicht neben der Strafse herziehenden Zauns mit dem Pfahlgraben zu ermöglichen. Wahrscheinlich waren die Pfähle durch Flechtwerk zu einem Zaune verbunden. Die Militärstrafse erwies sich durchschnittlich $7^1/_2$ m breit; die Herstellung erwies sich nach der Bodenbeschaffenheit verschieden. Auf der tiefsten Stelle des Sumpfes war die aus Kies bestehende Strafsenbahn auf einen sehr starken Kuppeldamm aufgeschüttet. An anderen Stellen fehlt die Holzschicht, und auf dem gewachsenen Boden befindet sich eine 10 cm starke Lettschicht, auf der die Kiesschüttung des Strafsendammes aufgetragen ist. Von Rädern ausgefahrene Stellen beweisen, dafs die hinter dem Limes herziehende Militärstrafse nicht nur zur Kommunikation der Truppen diente, sondern dafs auf ihr auch die Bedarfsgegenstände, wie Baumaterialien, Proviant etc. befördert wurden. Dafs die sumpfige Beschaffenheit der Niederung nicht ausreichend erschien, den Pfahlgraben an dieser Stelle entbehrlich zu machen, ist ein neuer Beweis, dafs es den Römern darauf ankam, die Reichsgrenze möglichst hermetisch abzuschliefsen. Daraus dürfte weiter gefolgert werden können, »dafs eine ähnliche Einrichtung, wie dieser Zaun, auf dem Grenzwall angebracht war, da letzterer seiner Beschaffenheit nach zweiffellos weniger geeignet war, eine Überschreitung der Reichsgrenze zu hindern als das sumpfige Terrain der Doppelbiergraben-Niederung.

J. Naeher, Die römischen Militärstrafsen und Handelswege in der Schweiz und in Südwestdeutschland, insbesondere in Elsafs-Lothringen. 2. Aufl. In Commission bei J. Noiriel Strafsburg 1888.

Der Verf. giebt hier weitere »auf grund von lokalen Studien und Ausforschungen im Elsasse gemachte Erfahrungen über das Vorhandensein der durch die römischen Itinerarien beglaubigten Heerstrafsen«. Er beschreibt die Strafsen: von Augusta Praetoria nach Vienna und nach Angusta Rauracorum, die Strafsen von Mediolanum über die rätischen Alpen nach Brigantio (über den Splügen und Septimer) und Handelswege über den Julier und Bernhardin, die Strafsen von Verona nach Augusta Vindelicorum über den Arlberg und Brenner, von Vibiscum über Genava nach Lugdunum, von Lousanna nach Vesontio (Anhang: die Handelswege der romanischen Schweiz und im Schweizer Jura), von Vindonissa nach Moguntia (Anhang: die Handelswege der linksrheinischen Thalebene), von Vesontio nach Cambete und Argentoratum, von Argen-

toratum nach Dividorum, von Dividorum nach Augusta Trevirorum, von Vindonissa nach Reginum (Anhang: die Handelswege in der rechtsseitigen Thalebene), von Vindonissa nach Augusta Vindel., und von Augusta Vindel. nach Brigantium. Die Untersuchungen sind recht eingehend; aber man wird gut thun, namentlich den zahlreichen Hypothesen betreffs der Handelswege gegenüber sehr zurückhaltend zu sein. Nur wo der Verf. die Zusammenstellung von Thatsachen giebt, hat seine Arbeit für jeden Forscher Wert.

4. Recht und Gericht.

Moritz Wlassak, Römische Prozefsgesetze. Ein Beitrag zur Geschichte des Formularverfahrens. 1. Abteilung. Leipzig 1888.

In einer Einleitung behandelt der Verf. den Prätor und das Volksgesetz, deren Verhältnis er kurz dahin präcisiert, das Wesentliche der römischen Anschauung sei das Verschwinden. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit den iudicia legitima, es sind diejenigen, welche der Magistrat nach den Vorschriften eines Volksgesetzes instruiert. Lex, wovon legitimus abzuleiten ist, bedeutet hier Gerichtsordnung d. h. ein Gesetz, welches die Gerichtsverfassung und den Civilprozefs regelt.

Im zweiten Kapitel wird das Prozefsrecht der lex Aebutia dargestellt. Diese lex mufs bahnbrechend und von grofser Tragweite gewesen sein; sie ist älter als die Julische und älter als Cicero. Die durch sie herbeigeführte Reform bezog sich auf alle Civilklagen und auch auf alle modi agendi. Wörtliche Legisactionen sind schon durch dieses Gesetz aufgehoben (sublatae), freilich nur insofern, als die Spruchformeln und sonstigen Solennitäten seitdem nicht mehr obligat waren. Das Julische Gesetz hat dann die Umwandlung des Prozefsrechtes zum Abschlusse gebracht, indem es — von zwei Ausnahmefällen abgesehen — die Legisaction auch als facultative Prozefsform beseitigte und den schriftlichen verba concepta die Alleinherrschaft sicherte. Die lex Aebutia ist die Quelle der ältesten iudicia legitima, des »gesetzlichen« Verfahrens und des »gesetzlichen« Gerichtes.

Kapitel 3 handelt von den Julischen Gesetzen und dem Prozefs nach der stadtrömischen Gerichtsordnung des Augustus. Nach Gaius ist die Neugestaltung des römischen Civilprozesses fortgeführt und vollendet durch zwei Julische Gesetze (duae Juliae). Allem Anschein nach hat keine von beiden den Dictator Cäsar zum Urheber; vielmehr rühren beide von Augustus her. Die eine bezog sich ebenso wie die Aebutia nur auf das Verfahren vor dem Stadtprätor; die andere wurde erlassen für die auswärtigen römischen Bürgergemeinden. Durch letztere Annahme wird es wahrscheinlich, dafs seit 737 die einzelnen Municipien und die Bürgerkolonien, italische und aufseritalische, keine besonderen Gerichtsordnungen mehr hatten. Beide Gesetze beseitigten die Legis-

actionen. Wahrscheinlich wurde auch durch die altera Julia die Beschränkung der Munizipalgerichte auf die Niedergerichtsbarkeit bereits durchgeführt.

Wahrscheinlich war auch in der lex Julia die Kompetenz des neu organisierten, vielleicht wesentlich umgestalteten Gerichtshofs der centumviri geregelt. Dieselben waren durchaus nur konkurrierende Richter in allen Sachen; ihre Kompetenz blieb durch die lex Julia ungeändert, so dafs sie nach wie vor die Vindikation der Gewaltrechte, des Eigentums, der Dienstbarkeiten und der Erbschaft umfafste. Thatsächlich werden die Parteien es vermieden haben, diesem Gerichtshofe andere Rechtssachen wegen der langsamen Erledigung zuzuweisen als Beschwerden über lieblose Testamente. Jedenfalls wurden ihnen Kleinigkeiten gewöhnlich nicht zur Entscheidung vorgelegt, aber eine ausschliefsende Streitwertgrenze gab es nie; vielmehr hatte der Magistrat das Recht die Genehmigung zu versagen, wenn die Parteien unpassender Weise ihre Streitsache vor diesen Gerichtshof bringen wollten.

Dies wenige mag genügen, um den Hauptgedankengang der reichhaltigen Arbeit vorzuführen. Vieles wird controvers bleiben; aber überall versteht es der Verf. auch dem Nichtjuristen Teilnahme an seinem Gegenstande zu erwecken und die Aufgaben so zu stellen, dafs sie völlig klar werden.

P. Walther Weihmayr, Über lex Plautia de vi und lex Lutatia. Progr. Kath. Studienanst. St. Stephan. Augsburg 1888.

Der Verf., der in seiner Schrift wenig Neues vorbringt, erklärt sich für die Ansicht, nach der lex Plautia und lex Lutatia verschiedene Gesetze de vi sind. Die Ansicht des Verf.'s, dafs lex Lutatia sich auf coniuratio bezogen habe, kann nicht für erwiesen gelten; denn aus den zwei Fällen ihrer Anwendung kann dieser Schlufs nicht gezogen werden, und die entgegenstehenden Bedenken sind nicht widerlegt. Auch die Scheidung bekannter Prozesse nach beiden Gesetzen enthält viele unerwiesene Annahmen. Ganz unsicher ist auch die Hypothese, dafs lex Plautia in den 70er Jahren, jedenfalls nicht vor 76 entstanden sei.

Raoul Bompard, Le crime de lèse-majesté. Diss. Paris 1888.

Der Verf. weist in der Einleitung darauf hin, dafs das Verfahren in Majestätsprozessen in den Staaten des Altertums zwar richterliche Formen besafs, in der That aber den Charakter einer Verwaltungsmafsregel besafs. Deshalb sucht das Gesetz nicht nach einem unparteiischen Richter: das verletzte Volk entscheidet in eigener Sache; das Gesetz selbst besafs eine so vage Formulierung, dafs das Belieben des Volkes völlig freien Spielraum hatte; endlich ist die Strafe nicht genau bestimmt. Aber auch eine genaue Abgrenzung der Kompetenz für die Aburteilung fehlt. Das Volk konnte teils auf direktem Wege, teils auf Umwegen

die Aburteilung erlangen. Aber auch der Senat, der eigentlich nur über Aufruhr in den Provinzen abzuurteilen hat, übt doch bisweilen als Wächter der Republik in dem SC. ultimum thatsächlich eine Criminaljustiz; indirekt erhielt er sie durch die Besetzung der Quaestiones perpetuae mit Senatoren. Noch schlimmer war es, dafs die politische Anklage den Zugang zum politischen Leben erschlofs. Für den Angeklagten war zwar eine Reihe von Rechtsmitteln vorhanden, um der Anklage entgegenzutreten, aber gegen ein Urteil blieb ihm keine Berufung. Erschwerend trat oft genug der religiöse Charakter des Staates ein, den die leges sacratae mit ihren Folgen zeigen.

Im zweiten Teile erörtert der Verf. die Geschichte des Majestätsgesetzes unter seinen beiden Formen perduellio und maiestas imminuta. Er unterwirft die verschiedenen Ansichten über das Verhältnis dieser beiden einer eingehenden Kritik, die aber nicht zu überzeugenden Ergebnissen gelangt.

Im dritten Teile wird das Majestätsgesetz in der Kaiserzeit dargestellt, aber auch hier ohne neue Resultate zu gewinnen.

Charles Lécrivain, L'appel des juges-jurés sous le Haut-Empire. Mél. d'Archéol. et Hist. VIII, 187—212.

Der Verf. will untersuchen, ob es unter dem Prinzipat eine Appellation von dem iudex privatus gab. Mommsen ist der Ansicht, dafs es bis zum Verschwinden des ius ordinarium eine solche nicht gegeben habe; wo bei den Juristen diese erwähnt wird, will er an einen iudex datus denken, der magistratischer Mandatar und somit appellabel war. Die letzte Ansicht ist auch von Pernice gebilligt. Der Verf. dagegen hält die Appellation vom iudex privatus schon seit Augustus für möglich. Der Verf. scheidet zunächst alle die Fälle aus, in denen es sich um einen Mandatar-Richter handelt; diesen stellt er die Fälle gegenüber, in denen der iudex datus ebenso sicher kein Mandatar ist. Dem ius ordinarium schreibt er den Bestand während des ganzen dritten Jahrhunderts zu. Sogar in den kaiserlichen Provinzen giebt es den iudex datus, der nicht Mandatar ist; der Verf. weist aus Gesetzesstellen und Rescripten bis auf Valerian den judex privatus nach. Aber in denselben Stellen läfst sich auch die Appellation nachweisen. Seit Marcus geht sie an den Prätor oder an den Statthalter, von da an besondere Consulare, die zu diesem Behufe bestellt waren. Ob es zu Augustus Zeit ebenfalls so war, läfst sich nicht sicher nachweisen, aber es ist wahrscheinlich. Jedenfalls verwischt sich jetzt leicht der Unterschied zwischen dem judex, der Mandatar, und der nicht Mandatar war; denn gegen beide ist Appellation zulässig.

Joh. Merkel, Über römische Gerichtsgebühren. In Abhandl. aus dem Gebiete d. röm. Rechts. Heft 3. S. 123—172. Halle 1888.

Sporteln und Kanzleigebühren waren dem älteren Rechte nicht

fremd; aber sie galten nicht, wie in der späteren Zeit, für erlaubt und wurden nicht gesetzlich reguliert. Das Wort sportulae kommt im technischen Sprachgebrauch für Gerichtsgebühren nicht vor dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung vor; früher heifst es commoda oder consuetudo (συνήθεια). Aber schon der ältere Prozefs kennt eine Entgeltlichkeit in der summa sacramenti, und Spuren von sportulae finden sich Cic. in Verr. II, 78, 181, 184. Positive Nachrichten über Gerichtssporteln der Apparitoren finden wir allerdings bis ins vierte Jahrhundert n. Chr. nicht. Hier stellen Gesetze Constantins fest, dafs Mifsbräuche vorlagen. Es scheint danach, dafs in der Kaiserzeit infolge der Verdrängung der alten Apparitores durch die militärisch organisierten Officialen der Grundsatz der Unentgeltlichkeit des Gerichtsverfahrens wieder verschwand; auf dem Wege allgemeiner Übung stellte sich die Zahlung von Gerichtssporteln an die Officialen fest. Es wurden im Civilprozefs Sporteln bezahlt: für den Zutritt bei Gericht an den princeps officii, für die Ausfertigung der den Prozefs betreffenden Schriftstücke (acta) an die exceptores bezw. adiutores, endlich an den intercessor oder executor bei Ausführung der Zwangsvollstreckung.

Dafs sich ein gesetzliches Normativ für Gerichtsgebühren aber ebenfalls im vierten Jahrhundert findet, ist seit der Entdeckung der Inschrift von Timghâd (1882) bekannt geworden. Der Verf. erörtert hierbei eine Reihe von Rechtsfragen, die noch controvers sind. Die regelmäfsigen Sporteln im Civilprozefs fallen nach der numidischen Inschrift nur den scolastici und exceptores zu.

Mit der Mitte des fünften Jahrhunderts beginnt eine bis auf Justinian sich fortsetzende Reihe von Gesetzen, welche zugunsten gewisser Personen-Kategorien die üblichen Gebühren herabsetzen. Sie stellen sich als Privilegien gewisser Klassen dar und haben die Einrichtung der Gerichtssporteln als eine fest bestehende zur Voraussetzung. Die eigentliche Norm erfährt man durch sie nicht; denn die festgesetzten Summen sind Maximalbeträge. Die Ansätze sind verschieden nach den Gerichtshöfen, bei denen sie erhoben werden, verschieden nach der Art des Verfahrens; sie variieren nach der Person des Zahlungspflichtigen und für dieselbe Kategorie nach der Verschiedenheit der Zeiten. Im einzelnen weist alsdann der Verf. die Unterschiede gegen das vierte und den Anfang des fünften Jahrhunderts nach; dieselben haben lediglich juristisches Interesse. Ein allgemeines Sportelgesetz hat selbst Justinian nicht erlassen, sondern er hat — nicht später als 530 — nur die Sporteln der exsecutores allgemein, d. h. für alle Gerichte geordnet, so dafs die Höhe des Prozefsgegenstandes für den Sportelsatz mafsgebend war, und dem exsecutor bei Übertretung des Gesetzes die Strafe des quadruplum angedroht wurde.

Die späteren Verhältnisse fallen nicht mehr in den Rahmen des Jahresberichts.

Jahresbericht über Chemie, beschreibende Naturwissenschaft, Technik, Handel und Verkehr im Altertum.

Von
Professor Dr. S. **Günther**
in München.

Der diesmalige Bericht, welcher auch noch nach Möglichkeit die ersten Monate des Jahres 1890 miteinbegreift, ist wesentlich nach denselben Gesichtspunkten eingerichtet, welche auch für die früheren Berichte von Blümner, Keller und dem Verf. mafsgebend gewesen sind. Wir stellen an die Spitze diejenigen Schriften und Abhandlungen, welche für die Naturwissenschaft im allgemeinen von Bedeutung sind, und wenden uns sodann der Metrologie zu, einerlei ob Zeit- oder Raumgröfsen dabei in Frage kommen; nunmehr glauben wir einen Abschnitt einschalten zu sollen, welcher den in alter Zeit so verbreiteten naturwissenschaftlichen Aberglauben zur Geltung kommen läfst. Die Alchemie führt uns naturgemäfs hinüber zur Chemie. Vor die Naturgeschichte im engeren Sinne stellen wir die Anthropologie im weitesten Wortsinne, indem wir hier auch der prähistorischen Forschungen gedenken, allerdings nur, insofern sie sich mit dem klassischen oder vorklassischen Altertum in Beziehung setzen lassen, und insofern die erst später zu behandelnde Technik ausgeschieden wird. Die Zoologie wird uns Gelegenheit bieten, die Jagd nebenher zu behandeln, ebenso wie mit der Botanik, Land- und Forstwirtschaft, mit der Mineralogie und Geologie auch Bergbau und Metallurgie Hand in Hand gehen. Hieran wird die sich Nautik — eingeschlofsen die Schiffsbaukunst — anreihen, Handel und Verkehr werden folgen. Die eigentliche Technik endlich bildet den Schlufs, indem bei letzterer auch Kanal- und Strafsenbauwesen mit ihre Berücksichtigung finden.

Hiernach wird sich die Aufeinanderfolge der einzelnen Nummern leicht übersehen lassen. Wir treten in die Berichterstattung selbst ein und beginnen mit einem geschichtlich-philosophischen Werke:

1) Matière et forme en présence des sciences modernes par Albert **Farges**, Paris 1888. 222 S. (auch unter dem Titel: Etudes philosophiques, pour vulgariser les théories d'Aristote et de S. Thomas et leur accord avec les sciences, tome III).

Nachdem Thomas Aquinas von autoritativer Seite aufs neue zum Philosophen der katholischen Kirche erklärt worden ist, mufs sich ganz

natürlich das Bedürfnis einstellen, die Grundsätze der von ihm vertretenen peripatetischen Naturphilosophie mit den nicht zu beseitigenden Errungenschaften der exakten Forschung in Einklang zu setzen. Diesem Bestreben dankt auch die vorliegende Schrift ihre Entstehung. Zu dem Ende kritisiert der Verf. sowohl die atomistische wie auch die dynamische Weltanschauung und sucht darzuthun, dafs jede derselben auf logische Widersprüche führen müfse. Nur Aristoteles mit seiner scharfen Gegenüberstellung der Begriffe Materie und Form vermöge die Rätsel zu lösen. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie die schwierigen Theorien der chemischen Isomerie und Allotropie auf den erwähnten fundamentalen Gegensatz zurückgeführt werden; dafs diese Art der Erklärung allerdings eine befriedigende sei, wird so leicht kein moderner Naturforscher zugeben.

Dem Lehrer des Aristoteles ist die folgende Arbeit gewidmet, von deren erstem Teile wir schon in unserem ersten Berichte Kenntnis zu nehmne hatten:

2) Die Physik Platos, eine Studie auf Grund seiner Werke, 2. Teil. Von Benedikt Rothlauf. München 1888 (Realschulprogramm).

Das, was wir von der ersten Abteilung zu sagen hatten, dafs sie nämlich auf tiefgehendem Studium des grofsen Philosophen beruhe, das dürfen wir auch von dieser Forsetzung wiederholen. Auf das, was andere Gelehrte auf gleichem Gebiete geleistet, wird diesmal gebührend bedacht genommen, und es ist dadurch die originale Arbeit des Verf. gewifs umsoweniger geschädigt worden, als jene älteren Bohrversuche meistens zu keiner grofsen Tiefe gelangt sind. Die Vorlage behandelt Akustik und Astronomie gemeinsam, weil in der That bei Plato — wie später bei Kepler — zwischen den Gröfsenverhältnissen im Kosmos und den arithmetischen Tonintervallen Analogien vorausgesetzt werden. Plato war mit astronomischen Dingen besser vertraut, als man es vielleicht erwarten möchte; ob er in seinen späteren Lebensjahren wirklich bis zur Erkenntnis der Achsendrehung der Erde durchgedrungen sei, wird, wie auch die eingehende Darstellung Rothlaufs ersehen läfst, niemals mit aller Sicherheit aufgeklärt werden können. Sehr merkwürdig und früher noch nicht so klar erkannt ist Platos Lehre vom Sehen, welche sich als ein Kompromifs zwischen den beiden Anschauungen, dafs die Strahlen vom Auge und von den leuchtenden Körpern ausgingen — Betastungstheorie, Emissionstheorie — herausstellt. Die Platonische Farbenlehre hat einige Ähnlichkeit mit derjenigen von Goethe. Bezüglich der Wärme scheint Plato schon eine ganz rationelle Auffassung besessen zu haben, indem er annimmt, dafs dieselbe mit einer schwingenden Bewegung der kleinsten Körperteile identisch sei. Auch die Geschichte der Mathematik geht nicht leer aus, denn sie wird von dem Akt zu neh-

men haben, was der Verf. über Platos Stellung zu der sogenannten harmonischen Reihe beibringt.

An die Spitze der Mafse stellen wir das Zeitmafs und besprechen demzufolge:

3) Die babylonische Doppelstunde. Eine chronologische Untersuchung von G. Bilfinger[1]). Stuttgart 1888.

Man führt gemeiniglich — wie die des Kreises, so auch — die Sexagesimalteilung der gröfseren Zeiteinheit auf die Babylonier zurück, allein thatsächlich läfst sich diese letztere mit Sicherheit erst bei Albîrunî (1000 n. Chr.) nachweisen. Die früher viel verbreitete, auf Herodot beruhende Ansicht, dafs die Babylonier je Tag und Nacht für sich in zwölf Stunden geteilt hätten, ward von Ideler verworfen, von Letronne aber wieder aufgenommen. Die Keilschriftforschung scheint zu gunsten der Doppelstunde (haspu, asla) zu sprechen. Nach Sayce war der haspu zwei Stunden der Neuzeit an Länge gleich und zerfiel in sechzig gleiche Teile, zu deren Abmessung die Wasseruhr diente. Auch in der klassischen Litteratur mangelt es nicht an Anzeichen dafür, dafs *ὥρα* den zwölften Teil der Umdrehungsdauer des Himmels bedeutet habe. Zuerst nämlich kommt der sogenannte Eudoxische Papyrus in betracht und ferner vermochte der Verf. bei dem Bischoffe Epiphanius (IV. Jahrhundert n. Chr.) die Doppelstunde an nicht weniger denn fünf verschiedenen Stellen zu erkennen. Im Chronicon paschale wird gesagt, das tropische Jahr, welches bekanntlich ungefähr $365^1/_4$ Tage umfafst, sei um drei (!) Stunden gröfser als 365^d. Unsicherer sind Anspielungen bei Hyginus und Ausonius, während Beda Venerabilis sich wieder bestimmter ausspricht. Allerdings scheint die Erweiterung des Begriffes »Stunde« ganz in derselben Weise vor sich gegangen zu sein, wie die des Begriffes »Tag«, der zuerst nur Lichttag war und nach und nach für die Umdrehung des Himmels (resp. der Erde) das Mafs abgeben mufste. In Europa ist wohl das Rechnen nach Doppelstunden zu keiner Zeit heimisch gewesen; Laurentius Lydus und der Anonymus in den »Anecdota Parisiensia« weisen direkt auf Mesopotamien hin, und zu den mesopotamischen Gnostikern gehörte auch die (s. o.) von Epiphanius erwähnte Sekte der Markosiner, welche eine Stunde $= {}^1/_{12}{}^d$ gesetzt zu haben scheinen. Endlich wäre auch an das zu erinnern, was Achilles Tatius, ohne sich offenbar über die Sache selbst vollständig klar zu sein, von

[1]) Die anderweiten, durchaus sehr beachtenswerthen chronologischen Studien Bilfingers gehören nach unserer Überzeugung nicht in unseren Geschäftsbereich, sondern in den des Referenten für Geschichte der exakten Wissenschaften.

der den Chaldäern geläufigen Einerleiheit der Zeit- und Längenmafse mitteilt.

Auch in Ägypten und Vorderasien sind Spuren der Doppelstunde aufgefunden worden; desgleichen zerfällt der altchinesische Volltag in zwölf gleiche — unveränderliche, nicht wie bei den späteren Griechen mit den Jahreszeiten veränderliche — Teile, wobei allerdings die »Stunde« schon zu einer Zeit, da das Reich der Mitte mit Europa noch in gar keine nähere Berührung getreten war, in zwei gleiche Hälften zerlegt wurde. Ob man mit Gaubil diese chinesische Stundeneinteilung 1100 Jahre vor den Beginn unserer Ära zurückzuverlegen ein Recht hat, mufs allerdings dahingestellt bleiben. Bilfinger ist der Ansicht, dafs die mathematischen und astronomischen Kenntnisse der Chinesen in letzter Instanz aus dem Westen, grossenteils aus Alexandria, stammten, und dafs auch der Stundenbegriff von Babylon aus seinen Weg nach dem Osten genommen habe; bis zu einem gewissen Grade stimmen wir dem bei, obwohl wir nicht verkennen, dafs zumal die chinesische Arithmetik ein ganz unhellenisches, auf autochthone Entstehung hinweisendes Gepräge an sich trägt. Aber das kann man wohl zugeben, dafs die Doppelstunde von den Ufern des Euphrat aus ihren Weg gleichmäfsig nach West und Ost hin gemacht hat.

4) *ΩΡΑ* = Stunde bei Pytheas? Von Max C. P. Schmidt. (Jahrb. f. Philol. u. Pädagogik, Jahrgang 826—828).

Während *ὥρα* ursprünglich blos den »Zeitpunkt« bezeichnete, sehen wir es bei Hipparch in der Bedeutung als Zeitmafs verwendet. Bilfinger allerdings hatte in seiner bekannten Programmabhandlung von 1886 denselben Gebrauch von *ὥρα* auch bei Pytheas nachweisen zu können geglaubt, allein gegen diese Behauptung nimmt der vorliegende Aufsatz Stellung. Zunächst macht derselbe es wahrscheinlich, dafs die Stelle, auf welche sich Bilfingers Auslegung stützt, und die sich in der *Εἰσαγωγή* des Geminus findet, gar nicht von Pytheas herrührt, und weiterhin führt er aus, dafs jener Satz auch inhaltlich schwerlich auf den Geographen von Massilia zurückweise. Es wird dort nämlich die Länge eines Tages in Stunden angegeben, allein zur Zeit des Genannten fehlte es an allen Mitteln, Stundenmessungen vorzunehmen, zumal auf dem Schiffe oder bei vorübergehender Landung an fremder Küste. Obwohl es also keinesfalls ausgeschlossen ist, dafs noch vor Hipparch der später üblich gewordene Wortsinn von *ὥρα* sich Eingang bei den Griechen verschafft hatte, so wird doch dessen Kommentar zum Aratus bis auf weiteres als die erste antike Schrift betrachtet werden müssen, worin sich fraglicher Sinn klar und deutlich ausspricht.

Zur Metrologie im engeren Wortsinne übergehend, haben wir über gewisse Untersuchungen zur assyrischen Mafskunde zu berichten:

5) Rapport sur une publication de M. J. Oppert relative aux mesures assyriennes de superficie, par M. A. Aurès. I. partie. Nimes 1887.

In einer Polemik gegen den Altmeister der Keilschriftforschung, den berühmten Pariser Akademiker Oppert, seinerseits Partei ergreifen zu wollen, kann dem Berichterstatter nicht einfallen, der sich vielmehr auf eine Hervorhebung der thatsächlichen Momente beschränken mufs. Als wahre Mafseinheit wird der »Uban,« als sechzigster Teil des Kubitus, hingestellt; »Sofs« soll 60 und »Sar« soll $60^2 = 3600$ Kubitus enthalten. Im Ganzen scheint die Schwierigkeit, geeignete, den modernen Mafsen angepafste Namen für die assyrischen Längen zu finden, bei dem Zwiespalte zwischen Aurès und Oppert eine grofse Rolle zu spielen.

6) Notes relatives à la détermination des contenances des mesures assyriennes de capacité, par M. A. Aurès, Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes, 9. Jahrgang, 64—80.

Der Verf. will in diesem an den Herausgeber der gedachten Zeitschrift gerichteten Sendschreiben erweisen, dafs die Assyrer fünf verschiedene Hohlmafse hatten, drei wirkliche, deren Einheiten durch obrigkeitlich verifizierte Würfel dargestellt waren, und zwei nominelle, die dem entsprachen, was heute im Münzwesen etwa ein Pfund Sterling bedeutet. Setzen wir die Länge des Kubitus $= a$, so gehören in die erste der aufgestellten Klassen

$$1 \text{ qa} \equiv 1 \text{ hin} = \left(\frac{a}{3}\right)^3 = 5{,}832 \text{ Liter},$$

$$1 \text{ sephel} = (1 \text{ empan})^3 = \left(\frac{a}{2}\right)^3 = 19{,}683 \text{ Liter},$$

$$1 \text{ bar} \equiv 1 \text{ bath} \equiv 1 \text{ epha} = \frac{a^3}{4} = 39{,}366 \text{ Liter},$$

und in die zweite derselben

$$1 \text{ izbar} \equiv 1 \text{ tama} = \frac{a^3}{2} = 78{,}733 \text{ Liter},$$

$$1 \text{ ap} = a^3 = 157{,}466 \text{ Liter}.$$

Wir gehen zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Mythen und Wahnvorstellungen über, welche uns eine ziemlich reiche Ausbeute gewähren wird.

7) The Euphratean Kosmological Theogony Preserved by Damaskios, by Robert Brown. The Platonist, an Exponent of Philolosophic Truth, 4. Band. 113—119.

Im 125. Kapitel der »Zweifel bezüglich der ersten Anfänge und deren Lösung« betitelten Schrift des Damascius wird einer altbabylonischen Genealogie Erwähnung gethan, welche von Sige, dem Welt-

schöpfer, durch das erste Ehepaar Apason-Tauthe hindurch bis zu Belus führt. Sayce hat die mesopotamischen Namen ermittelt, welche Damascius in gräzisierender Verketzerung anführt: Sige heifst Ziku, Apasan heifst Apzu, Tauthe heifst Tiamat, Belus heifst Bilu u. s. w. Der Verf. glaubt nun, jeden dieser Eigennamen abstrakt deuten und auf eine Intelligenz oder Gottheit im höheren Sinne beziehen zu sollen, was freilich zum teile den Eindruck des Gekünstelten hervorruft.

8) Zu den Kyraniden des Hermes Trismegistos. Von Hermann Haupt, (Philologus XLVIII 2 p. 371—374).

Die *Μνημεῖα Ἑλληνικῆς Ἱστορίας* des Sathas enthalten u. a. ein zur Zauberlitteratur der sogenannten »Kyraniden« gehöriges Fragment, welches allerdings alldort in nichts weniger denn korrekter Weise abgedruckt wurde. Der Titel ist nach der von Haupt mit Rücksicht auf ein gleichbenanntes Manuskript der Amploniana in Erfurt vollzogenen Richtigstellung dieser: Tractatus de septem herbis septem planetis attributis. Als Verfasser wird ein sonst nicht bekannter Flaccius Africanus namhaft gemacht. Der Inhalt ergiebt, dafs der Autor mit den älteren astrologisch-medizinischen Zauberbüchern wohl vertraut gewesen sein mufs, doch sind seine magischen Rezepte von jenen vielfach unbeeinflufst. Man darf wohl annehmen, dafs man es mit einer späteren mittelalterlichen, mit selbständigen Zuthaten versetzten Bearbeitung jener Originalsammlung der hellenistischen Periode zu thun hat, welche man zur Erhöhung ihres Rufes von dem grofsen Hermes — der altägyptischen Gottheit Thot — und von einem sagenhaften Perserkönige Cyranus ihren Ausgang nehmen liefs.

9) Hephaestion von Theben und sein astrologisches Kompendium. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Astrologie von August Engelbrecht. Wien 1887. 102 S.

Nicht ohne Grund erhebt der Herausgeber Klage darüber, dafs für die Kenntnis der griechisch-römischen Astrologie, insbesondere für eine, den kritischen Anforderungen der Gegenwart entsprechende Edition der Hauptwerke, noch so wenig geschehen sei. Bruchstücke des Hephaestion haben allerdings Camerarius und Ludwich bekannt gemacht, doch konnten diese Veröffentlichungen natürlich nur den Wunsch rege machen, die vielfach interessante Schrift näher kennen zu lernen. Dieser Wunsch wird uns nun wenigstens grofsenteils erfüllt, indem wir eine nach den besten Quellen bearbeitete Ausgabe einstweilen des ersten Buches erhalten. Den Text des Ganzen enthalten drei Pariser Kodizes, die aber keineswegs gleich vollständig sind; andere Pariser und nicht minder mehrere in Florenz verwahrte Handschriften bieten wenigstens Auszüge aus Hephaestion, »eine Art von astrologischer Anthologie.« Den als Archetypus zu betrachtenden Cod. Par. gr. 2417 hat der Her-

ausgeber vorwiegend benützt. Von der Person und den sonstigen Leistungen des griechischen Astrologen weifs man nicht sehr viel; dafs er aus Theben stammt, ist bezeugt, aber es ist nicht einmal gewifs, wiewohl wahrscheinlich, dafs dies die gleichnamige Stadt in Oberägypten gewesen sei. Dafür, dafs Hephaestion Christ war, sprechen manche Anzeichen, wie denn der Freund, welchem er die in Rede stehende Schrift »περὶ καταρχῶν« widmete, als »ὁσιώτατος Ἀθανάσιος« bezeichnet wird. Aus einer dem Texte entnommenen Angabe schliefst Engelbrecht, dafs der Mathematiker Hephaestion etwa ein halbes Jahrhundert später als Firmicus Maternus anzusetzen und sein Kompendium etwa um 380 n. Chr. abgefafst worden sei. Als Quellen für letzteres sind nachzuweisen Ptolemaeus (Opus quadripartitum), Dorotheus von Sidon, ein besonders bei den Arabern angesehener und deshalb späterhin vielfach selbst für einen Araber gehaltener Schriftsteller, ein Hipparchus und ein Odapsus, deren erster kaum der treffliche Astronom von Nicaea ist, Petosiris der Ägypter, Antiochus der Athener, jener Manetho, dessen Existenz resp. dessen Thätigkeit als astrologischer Dichter Köchly hat gänzlich in abrede stellen wollen, endlich zwei Astrologen Protagoras und Annubion, die aufser von Hephaestion nur noch von dem Byzantiner Tzetzes zitiert werden.

Das im Urtexte mitgeteilte erste Buch umfafst 25 Kapitel und würde sich wohl als eine allgemeine theoretische Einleitung in die Sterndeutekunst kennzeichnen lassen; der überwiegende Theil ist in Prosa, einige dem Sidonier entnommene Abschnitte sind in gebundener Rede gehalten. Von Interesse sind die Erörterungen über das, was Häbler glücklich als »astrologische Geographie« bezeichnet hat, nämlich über die Frage, welchen Einflufs gewifse Sternbilder, ja sogar einzelne Partien derselben, auf bestimmte Gegenden der Erde ausüben.

10) Menschen und Tiere im Aberglauben der Griechen und Römer von P. Schwarz. Celle (Gymnasialprogramm).

Von Tieren werden die nachstehend aufgezählten besprochen. Erstlich die Eule; das Käuzchen soll dem Statius zufolge Glück, der Uhu aber Unglück verkündigen. Sodann die Schwalbe, nach Aelian und Dio Cassius eine Unglücksprophetin, der Hahn, der sich mit Zukunftsahnungen beschäftigen und u. a. den Ausgang der Schlacht bei Leuctra prophezeit haben soll, die Henne, der Geier (Romulus und Remus), der Adler, den gesehen, ja von dem man nur geträumt zu haben, schon die ältesten Dichter als Glück priesen, der dem Apollo heilige Rabe, dessen Flug nach rechts vom Augur ebenso, wie der Flug der Krähe nach links als günstig gedeutet wurde, der Reiher, welcher in der Iliade als Glück verheifsender Bote Athens auftritt, das ganze Geschlecht der Habichte und Falken, die Biene, deren Schwärme (Schlacht bei Philippi) ein schlimmes Orakel sein sollten, während sie, auf den Lippen eines Kindes

sich niederlassend, diesem das Prognostikon zukünftiger Beredsamkeit zubrachten. Von Säugetieren spielen eine Rolle der Hase, der bei sämtlichen arischen Völkern in keinem guten Rufe steht, der Affe, den Suetonius als Unglückspropheten für Nero auftreten läfst, die Maus, welche sich mit dem Wiesel in die Stellung eines Erdbebenprognosten teilt (Aelians Erzählung von den achäischen Städten Helice und Bura), der Wolf, dessen Geheul kommendes Unheil verriet, und endlich der Hund, von dem im ganzen Altertum ein gleiches galt. Sonst verdienen noch genannt zu werden die Spinne und die Schlange, welcher kein Reisender gerne begegnete, in der man aber doch auch wiederum ab und zu (Cicero, De divinin. I, 36) ein Glückstier erblickte.

Weit weniger Ausbeute gewährt die antike Prodigienlitteratur bezüglich des Menschen. Als unerfreuliche Begegnungen, denen man aus Aberglauben möglichst auswich, werden die mit Spindel-drehenden Weibern, mit Lahmen, Epileptischen, Verschnittenen, wohl auch mit Mohren (Septimius Severus) genannt.

11) Magnet und Knoblauch von A. Schmidt. (Korrespondenblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs, 1887, 9. Heft.)

Zu den der Gegenwart unverständlichen Dingen gehören vor allem die zahlreichen Fabeln des Altertums über den Magnet, zu deren Kenntnis in den Abhandlungen von Henri Martin (Rom 1865) und G. A. Palm (Maulbronn 1867) ein sehr reichhaltiges Material beigebracht ist. Unter diesen Fabeln vielleicht die allersonderbarste scheint diejenige über die Antipathie zwischen dem Magnet und der Knoblauchpflanze zu sein. Man zweifelte nicht an der Wahrheit dieser wie mancher ähnlicher Monstrosität, bis Gilbert in seiner berühmten »Physiologia nova« (1600) mit diesen Märchen erbarmungslos ins Gericht ging. Schmidt äufsert nun die Vermutung, dafs vielleicht die Sache nicht so sinnlos war, als man gewöhnlich glaubt, dafs es sich vielmehr um eine sinnbildliche Ausdrucksweise gehandelt haben kann, deren wahre Bedeutung später abhanden kam. Der Querschnitt eines Knoblauchknollens bildet eine Rosette von an einander gereihten Ovalen; wenn man also eine Anzahl gleicher Magnete so anordnen will, dafs ihre Wirksamkeit nach aufsen gänzlich aufgehoben wird, so braucht man eben nur die Magnete »knoblauchförmig« zusammzulegen. Die Thatsache selbst liegt völlig im Bereiche dessen, was die Alten vom Magnetismus überhaupt wufsten, wie die in Platos »Jon« beschriebene magnetische Brücke beweist. Man wird gestehen müssen, dafs diese eine Ehrenrettung der antiken Naturwissenschaft involvierende Hypothese sehr geistreich ist, allein die Neigung zumal der späteren römischen Kaiserzeit, möglichst unwahrscheinliche Dinge eben deshalb für wahr zu halten, war eine solche, dafs man deren litterarischen Vertretern wohl zutrauen darf, sie hätten fest an die Möglichkeit, mit Pflanzensäften die magnetische Kraft zu neutralisieren, ge-

glaubt. Denn woran wären ein Plinius, ein Solinus, ein Isidorus Hispalensis nicht zu glauben bereit gewesen?

12) Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit. Eine ethnographisch-zoologische Studie von Ludwig Hopf. Stuttgart 1888. XI. 271 S.

Soweit diese Schrift sich mit dem Altertum beschäftigt, berührt sie sich nach Tendenz und Ausführung sehr nahe mit der oben angezeigten Programmabhandlung von Schwarz. Da jedoch der ethnologische Gesichtspunkt für den Verf. der mafsgebende ist, so wird Griechen- und Römertum naturgemäfs nur auf gleichem Fufse mit anderen Völkern, also ohne besondere Bevorzugung behandelt, und es wird nur das Wesen der Augurthätigkeit, zumal bei der Begründung eines Templum, näher ins Auge gefafst, so dafs also das Buch den Sakralaltertümern näher als der Real-Archäologie stehen dürfte. Wichtig und weniger bekannt ist, dafs der Astrolog Nigidius Figulus der Nachteule neun verschiedene, jeweils vom Ausleger besonders zu beachtende Stimmen zuschreibt. Während Schwarz zumal die Vögel und niederen Tiere berücksichtigte, werden von Hopf auch Rind, Pferd, Esel und Schwein, sowie das über den Weg laufende Wiesel als orakelgebende Tiere namhaft gemacht. Der zweite Teil der Schrift stellt alle die Tiere zusammen, welche irgendwann und in irgend einem Teile der Erde als Boten des Schicksales angesehen worden sind resp. noch werden, und auch bei dieser Übersicht wird den antiken Mythen der verdiente Platz eingeräumt. So sei beispielsweise angeführt, dafs der Specht den Römern als Unglücksvogel galt, dafs das Erscheinen von Ameisen dem Cimon wie dem Tiberius bedenkliche Vorahnungen erweckte, u. dergl. m.

13) Die Mystik der alten Griechen von Karl du Prel. Leipzig 1888.

Der Verf. dieses Buches ist bekannt als der eifrigste Förderer einer neuen wissenschaftlichen Disziplin, die von ihren Anhängern selbst als »transzendentale Phychologie« bezeichnet wird und ein Grenzgebiet zwischen der Naturwissenschaft und Seelenlehre darstellen soll. Eine Reihe von Erscheinungen, die man früher einfach auf Aberglauben und Wahnvorstellungen exaltierter Menschen zurückführen zu können vermeinte, hat sich der tiefer gehenden Forschung gegenüber allerdings bis zu einem gewissen Grade als reell herausgestellt, und so glaubt sich Du Prel folgerichtig auch dazu berechtigt, die Magie alter Zeiten mit diesen neueren Errungenschaften der Phychophysik in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Vier Erscheinungsgruppen sind es, die er zu analysieren und ihrem wahren Wesen nach aufzudecken unternimmt.

An der Spitze steht der bekannte Tempelschlaf, den die ägyptische Heilkunde unter ihre Rezepte aufgenommen hatte, den aber auch die

Hippokratiker und die späteren Griechen durchaus nicht verschmähten. Man liefs den Kranken eine Nacht im Äskulaptempel zubringen, und da wurde ihm, wenn alles gut ging, von dem Gotte im Traume das Mittel angegeben, welches ihm wieder zur Gesundheit verhelfen sollte. Nach Du Prel war aber dieser Tempelschlaf, wie er durch zahlreiche, mit grofser Belesenheit gesammelte Zeugnisse zu bewahrheiten sucht, nichts anderes als ein durch magnetische Behandlung hervorgerufener Somnambulismus. Weiter kommen die Orakel an die Reihe, deren Aussprüche durchaus nicht auf Priesterbetrug, sondern auf einem thatsächlichen Hintergrunde des »zweiten Gesichtes«, des Sehens in die Ferne, beruht haben sollen. Plutarch war mit den Bedingungen dieses Hellsehens sehr wohl vertraut und wufste ganz gut, dafs für die menschliche Seele, um jener Eigenschaft teilhaftig zu werden die Versetzung in einen anormalen Zustand notwendig war. Der aus der delphischen Erdspalte aufsteigende Dunst konnte an und für sich nichts wirken, wenn keine visionäre Prädisposition vorhanden war; aber die Pythia hatte eben eine solche Anlage, und dann wirkten die Dämpfe auslösend. Die Mysterien ferner rationalistisch auszulegen, verbiete sich aus den verschiedensten Gründen; in diesen Geheimversammlungen sollen vielmehr spiritistische Vorstellungen gegeben worden sein, und deshalb ist es begreiflich, inwiefern durch die Mysterien das Wesen der Seelenwanderung verdeutlicht werden sollte. Eigentliche »Medien« scheint man allerdings nicht zur Verfügung gehabt zu haben, doch läfst sich der Verf. durch die Lückenhaftigkeit der bezüglichen Berichte nicht abschrecken, zieht vielmehr aus den Angaben des Ovid, Jamblichus u. s. w. den Schlufs, dafs man die »Materialisation der Geister« eben auf andere Art bewirkt haben werde. Zum Schlufs vertieft sich der Verf. in das Studium der Frage, was man wohl unter dem »Dämon des Socrates« sich zu denken habe; für ihn hat es keinen Zweifel, dafs da eine »dramatische Spaltung des Ich« vorlag. Ein Teil der Seele jedes Menschen, so wurde schon dem in die Unterwelt hinabgestiegenen Timarchus eröffnet, führt ein Sonderdasein aufserhalb des Körpers, macht aber in gewissen Augenblicken sein Existenzrecht als »Gewissen«, als »innere Stimme«, als »Dämon« geltend.

Wir sind persönlich überzeugt, dafs auch die Altertumswissenschaft, um zu richtiger Interpretation mancher geheimnisvoller, aber vertrauenswert bezeugter Vorgänge zu gelangen, nicht umhin können wird, von den rätselvollen Erscheinungen des tierischen Magnetismus, des Hypnotismus und der Suggestion Notiz zu nehmen. Du Prels Buch gewährt nach dieser Seite hin manchen nützlichen Fingerzeig und verdient allseitiger Beachtung empfohlen zu werden. Soweit freilich darf die Rücksichtnahme nicht gehen, dafs man nun gleich alle Ausgeburten wüster Mystagogie als Wahrheiten annimmt; wer vielmehr auf diesem schwierigen Arbeitsfelde Erfolge erzielen will, wird dazu ein ganz ungleich gröfse-

res Mafs von Kritik und Skeptizismus mitbringen müssen, als der gewifs überzeugungstreue und hochbegabte, aber vom Banne der Geisterklopferei umfangene Schriftsteller, über dessen ganz eigenartiges und von einem Nicht-Gesinnungsgenossen schwer richtig zu beurteilendes Werk wir soeben ein möglichst objektiv gehaltenes Referat abzustatten versucht haben.

14) Über den Planetenkultus des vorrömischen Daciens von Sofia von Torma-Broos (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte[1]), 18. Jahrgang. 8–9.

Ebenso wie auf den von Schliemann in Hissarlik ausgegrabenen Thonperlen, finden sich auch auf dacischen Thonrädern oder »Sonnenscheiben«, die an der unteren Donau aufgefunden und von den Fachkreisen der sogenannten Hallstatt-Periode zugewiesen wurden, Spuren von Planetenkultus. Dieselben weisen auf asiatischen Ursprung, auf Nachbildungen gewisser Keilschriftzeichen hin. Ob die Deutungen und Allegorisierungen der um südungarische und rumänische Prähistorie sehr verdienten Verfasserin nicht doch mitunter allzu gewagte sind, mögen genauere Kenner der Urgeschichte entscheiden.

15) Geologie und Mythologie in Kleinasien von J. Partsch. Breslau 1888. 16 S. (Separatabzug).

Der in der älteren griechischen Sage so häufig vorkommende Gigant Typhoeus, ein Ungeheuer von teilweiser Schlangengestalt, ist als Personifizierung eines Vulkanausbruches zu denken. Für Pindars und Aeschylus', vielleicht auch für Hesiods Schilderung des gegen den Himmel ankämpfenden Riesen gab vermutlich der Feuer speiende Ätna das Vorbild ab. Allein Partsch erachtet damit die Frage nicht gelöst, auf welchem den Alten bekannten Vulkangebiete denn eigentlich der Mythus entstanden sei; die homerische Dichtung kennt und verwendet denselben bereits, während doch zweifellos Italien noch ganz aufserhalb des geographischen Gesichtskreises des Dichters resp. der Dichter gelegen war. Eine Gegend Ἄριμα, in deren Bereich die Ἄριμοι wohnen sollten, wird schon frühe als die eigentliche Heimat des Typhoeus bezeichnet; die römischen Autoren haben später den Ortsnamen so verketzert, dafs er jetzt »Inarime« hiefs. Posidonius hielt diese Arimer für einerlei mit den Aramäern und liefs den Riesen im Thale des Orontes wohnen, andere haben sogar den Sitz in den Golf von Neapel verlegt, während Xanthus und nach ihm Strabo das Basaltfeld am Fufse des lydischen Tmolus, die γῆ κατακεκαυμένη, ins Auge fafsten. Von neueren Forschern hat sich A. v. Gutschmidt dieser letzteren Auffassung zugeneigt. Allein wenn auch die vulkanische Natur dieses Landstriches eine augenfällige

[1]) Künftig stets durch K. A. angedeutet.

ist, so haben dort gleichwohl in geschichtlicher Zeit ganz gewifs keine Eruptionen mehr stattgefunden, und andererseits verlegen glaubwürdige Zeugnisse den Ursprung des Mythus ins östliche Kleinasien. Cilicien freilich, worauf Pindar hinweist, ist ein ganz unvulkanisches Territorium, dafür aber besitzt Cappadocien einen bis vor ganz kurzer Zeit noch thätig gewesenen Vulkan, den Argäus oder Erdschias-Dagh, für dessen Haupt, das die ganze Landschaft beherrscht, alle die angeführten Kriterien zuzutreffen scheinen. Partsch begründet diese seine Ansicht in eingehender Weise. Die Arimer freilich, bezüglich deren er die Erklärung des Posidonius akzeptiert, waren dann Cappadocier und keine wirklichen Aramäer, allein es ist gewifs, dafs der ältere Grieche zwischen den Syrern und den Bewohnern des inneren Kleinasiens kaum einen Unterschied machte, beide vielmehr als sehr eng verwandte Volksstämme betrachtete. Zum Schlusse wird nachgewiesen, dafs der Moschylus auf Limno niemals ein wirklicher Feuerberg gewesen ist, wenn auch Kohlenwasserstoffgase dortselbst den Boden enströmten. Ähnliche Exhalationen schienen in Lycien beobachtet worden zu sein, und deshalb war dort ein Heiligtum des Hephästus errichtet, der ursprünglich nur ein segensreich wirkender Feuergott war und erst nach und nach in einen Schutzgeist der unterirdischen, unheimlichen Kräfte sich verwandelte, welche die Jetztzeit mit seinem lateinischen Namen als vulkanische bezeichnet.

16) Collection des anciens alchimistes grecs publiée sous les auspices du ministère de l'instruction publique par Berthelot avec la collaboration de Ch. Em. Ruelle. Première livraison. Paris 1887. XXVIII. 491 S.

Von der allerseits mit Spannung erwarteten Sammlung, die Berthelot von den spätgriechischen Alchymisten veranzustalten beabsichtigt, und von welcher auch bereits in unserem früheren Berichte die Rede war, liegt nunmehr die erste Lieferung vor, die sich aber gleich als ein sehr stattlicher Band in Grofsquart darstellt. Einem Vorberichte, welcher die Geschichte des grofsen Unternehmens und die bei dessen Durchführung mafsgebend gewesenen Grundsätze darlegt, folgt als erste Abteilung eine Untersuchung über die Papyrushandschriften von Leyden, welche in Theben gefunden wurden und uns einen genauen Einblick in die chemische Denkweise und Operationstechnik der hellenistischen und byzantinischen Periode ermöglichen. Die drei Manuskripte führen die bibliothekarische Bezeichnung V, W und X. Papyrus V ist doppelsprachig, griechisch und demotisch und enthält hauptsächlich Zauberformeln; Papyrus W, blos griechisch, ist wichtig für die Beziehungen zwischen der Magie und dem jüdischen Gnostizismus; den für die Geschichte der Chemie bedeutsamsten Inhalt besitzt jedoch Papyrus X, der hauptsächlich von Metallverbindungen handelt, aber auch pharmazeutische Vorschriften aus Dioscorides in

sich schliefst. Im ganzen sind in diesem letzteren Kodex 101 Rezepte zur Herstellung aller möglicher Stoffe enthalten. Um das Sachverständnis zu erleichtern, schaltet Berthelot einen Exkurs über die das ganze Mittelalter beherrschende Verkuppelung der Metalle und Planeten ein (Quecksilber-Merkur u. s. w.). Hieraufgiebt er den Text der in Papyrus V zu findenden »Sphäre des Democrit«, einer Zahlentafel, durch deren Betrachtung der Arzt sich über den Ausgang einer Krankheit vergewissern konnte, und daran reiht sich eine Zusammenstellung der alchymistischen Fachbezeichnungen, wie sie für die Lektüre solcher Schriften unentbehrlich ist. Von besonderem Interesse aber ist die von Erklärungen begleitete Reproduktion der alchymistischen Zeichnungen, wie sie da und dort angetroffen werden, und zwar stammt das Material zu diesem umfangreichen Abschnitte nicht lediglich aus den beiden Leydener Handschriften W und X, sondern es sind auch die Pariser Nationalbibliothek und die Vatikana für diesen Zweck ausgenützt worden. Da sehen wir vor uns die sehr verschiedenen Formen der Destillationsapparate und Erhitzungsvorrichtungen, in denen wir den Keim zum modernen Sandbade und zu dem vielberufenen »faulen Heinz« des Mittelalters zu erblicken haben; insbesondere verdient der »Alembik« des Synesius hervorgehoben zu werden, sowie der »Aludel« der Araber, der dem Sublimationsprozesse gewidmet war, von den arabischen Chemikern aber nicht erfunden, sondern von den westlichen Nachbarn übernommen und allerdings vervollkommnet wurde. Hierauf giebt der Herausgeber, gestützt auf Kopps und seine eigenen Vorarbeiten, eine Übersicht über die in den verschiedenen Bibliotheken Europas aufbewahrten alchymistischen Handschriften, welche für den als sehr wertvoll bezeichnet werden mufs, der selbst auf diesem Gebiete zu arbeiten gedenkt. Auf ein wesentlich anderes Arbeitsfeld führt der Essay über die von den Chaldäern gekannten Metalle und Mineralstoffe (vgl. in unserem früheren Berichte die Bemerkungen über das Täfelchen von Korsabad). Eine Reihe geschichtlich-metallurgischer Einzelnachweisungen schliefst diese erste, durch ihren allzu wechselvollen Inhalt der Übersichtlichkeit einigermafsen entbehrende Hauptabteilung ab.

Die zweite Hauptabteilung, besonders paginiert, giebt die griechischen Originaltexte, Pseudo-Democrit, Olympiodor u. s. w, und ebenso begegnen wir in der ihre eigenen Seitenzahlen tragenden der französischen Übersetzung dieser Texte. Bei der Fülle der Einzelheiten ist die Hervorhebung einzelner Punkte kaum thunlich, und es wird dieselbe auch um so eher entbehrt werden können, als das wertvolle Werk binnen kurzem in den Händen keines Geschichtsforschers der Naturwissenschaften fehlen wird.

Von der Alchymie ist, zumal wenn die Vergangenheit in Frage kommt, nur ein Schritt zur eigentlichen Chemie.

17) Geschichte der Chemie von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von E. v. Meyer. Leipzig 1889.

Nur der erste Teil dieser sehr angenehm und lesbar geschriebenen Schrift (Seite 6 bis 28) giebt an dieser Stelle Anlafs zur Besprechung, und es ist die Schilderung der antiken Chemie nur ganz summarisch gehalten. Aristoteles, Theophrast, Plinius und Dioscorides werden als diejenigen Autoren namhaft gemacht, aus deren Elaboraten man sich am besten über den Gegenstand unterrichten könne. Die Atomenlehre des Stagiriten wird kurz erörtert und dabei betont, dafs der Schöpfer der Lehre von den vier Elementen doch selbst mit diesen nicht in allen Fällen auszukommen vermochte, sondern mehrfach eine »quinta essentia« beizuziehen sich gezwungen sah. Verständnis für den Begriff der chemischen Verbindung habe dem eigentlichen Altertum gänzlich gemangelt. Erst die Anforderungen der praktischen Metallurgie, sowie die vielfachen Berührungen mit den in der Scheidekunst erfahreneren Bewohnern des Landes »Kemi« (Ägypten) haben einen Fortschritt bedingt; man lernte die Metalle von fremden Beimengungen reinigen, wie denn Agarthides (II. nachchristliches Jahrhundert) ein Kuppellationsverfahren für Gold in vorschlag brachte. Man bereitete »Kadmia« (s. den vorigen Bericht), konstruierte (s. o.) Destillierkolben, bildete die für die Herstellung von Glas, Seife, Farben, Medizinen unentbehrlichen Manipulationen aus. Dioscorides stellte aus Weizen das *ἄμυλον* dar. Auch der Alchymie gedenkt die Vorlage; die Schriften des Zosimus, Synesius, Olympiodorus, sowie die *φυσικὰ και μυστικά* des angeblichen Democritus bildeten die Rezeptsammlungen derer, die Gold und den Stein der Weisen zu machen bestrebt waren. — Die Arbeiten neuerer Forscher, Berthelot, Hofmann u. s. w. scheinen uns vom Verf. zu wenig berücksichtigt worden zu sein, doch darf man nicht verkennen, dafs bei den Zielen, die sich v. Meyers Buch gesteckt hat, eine gedrängte, nur das durchaus unentbehrliche aufnehmende Charakteristik der älteren Zeiten geboten war.

18) Technologisches (Schwefel, Alaun und Asphalt im Altertum) von Hugo Blümner (Festschrift zur Begrüfsung der XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von der Universität Zürich. Ebenda 1887. 23–39).

Von den drei erwähnten Mineralien war der Schwefel am frühesten, schon im homerischen Zeitalter, den Griechen bekannt. Man holte ihn von den vulkanischen Inseln Melos und Nisyros; für Italien waren die Liparen und gewifse Gegenden Campaniens die Bezugsstätten. Bei Capua gewann man den Schwefel bergmännisch und stellte mit ihm einen Reinigungsprozefs an. Verwendet wurde er zu Räucherungen in Tempeln, aber auch zu Desinfektionszwecken, nicht blos für menschliche Wohnungen, sondern auch für Weinfässer. Schwefelfaden diente im alten Rom ebenso, wie im übrigen Europa noch vor dreifsig Jahren,

zum Feueranmachen. Ferner kittete man damit, bediente sich seiner beim Bleichen wollener Gewänder, mischte ihn mit Silber und Kupfer für die Niello-Arbeit des Goldschmiedes. Die Wirkung der heifsen Schwefelquellen (Bajä, Ardea) war den Ärzten wohlbekannt. Was den Alaun anlangt, so steht es minder fest, dafs er den Alten bekannt war, und Beckmann wollte die Worte alumen und *στυπτηρία* nicht mit Alaun, sondern mit Vitriol identifizieren. Jedenfalls holte man das Alumen hauptsächlich aus Ägypten, doch gab es allenthalben im ganzen Mittelmeerbecken Fundorte dieses Stoffes. Wahrscheinlich schwitzte die Salzlösung aus dem Boden aus, so dass, wenn noch die Sonne das Wasser zum Verdunsten gebracht hatte, die Mitarbeit des Menschen lediglich im Aufsammeln der Krystalle bestand. Das alumen scissile war nicht eigentlicher Alaun, sondern vielmehr schwefelsaure Thonerde, das alumen rotundum war anscheinend ein Gemenge aller möglichen Sulfate, und auch vom alumen liquidum läfst sich nicht mit Bestimmtheit die Identität mit dem, was wir heutzutage als Alaun kennen, erweisen. Seine wichtigste Anwendung fand Alumen in der Arzneikunde, aber auch in der Färberei und Gerberei spielte es eine recht wichtige Rolle, dem Weine wurde es zur Milderung seiner natürlichen Schärfe zugesetzt, und alle Arten von Handwerken bedienten sich des Minerales in ihrem Wirkungskreise. Von Asphalt wufste man, dafs ihn das Tote Meer Palästinas in grofsen Mengen liefere; seine Gewinnung wird von Diodor ausführlich, vielleicht nicht ohne einige romantische Zuthaten, beschrieben. Auch Babylonien, Arabien, Susiana, Cilicien, die Inseln Zante und Sicilien brachten Erdpech in den Handel Die Ägypter konsumirten davon am meisten, weil man beim Einbalsamieren der Leichen die um diese geschlungenen Binden mit Asphalt festzumachen pflegte, aber man wufste auch, dafs derselbe einen guten Mörtel abgebe und dem damit bestrichenen Gebälke einen gewifsen Schutz gegen Feuersgefahr verleihe. Der Landwirthschaft von damals endlich war Asphalt dasjenige, was ihr gegenwärtig der Theer ist. — Es versteht sich von selbst, dafs alle die zahlreichen Detailangaben dieser Abhandlung durch Belegstellen gestützt sind.

Unserem Programme gemäfs kommt nach der Chemie die physische Anthropologie als Überleitung zur Naturgeschichte an die Reihe. Zwei von unseren sechs Nummern entfallen unter diese Kategorie.

19) Das Aristotelische Räthsel der mit den gekreuzten Fingerspitzen gefühlten Kugel von J. J. Hoppe. (Wiener Medizinische Presse, 29. Jahrgang, 785 ff. 827 ff.).

Die Beschreibung des Vexierversuches, der übrigens, beiläufig bemerkt, an der eigenen Nase weit besser als an einer Kugel gelingt, hat Aristoteles in seiner Diatribe »Über den Traum« gegeben. Legt man Zeige- und Mittelfinger über einander und berührt gleichzeitig einen nach

allen Seiten konvexen Gegenstand, so hat man das Gefühl, als sei letzterer doppelt vorhanden, als habe jeder Finger sein besonderes Objekt vor sich. Aristoteles selbst vergleicht, ohne aber damit den Kern der Sache zu treffen, die Erscheinung mit der Bewegung, in welcher sich dem auf ruhiger Wasserfläche Dahinsegelnden das Ufer zu befinden scheint. Der Vorgang des Doppeltfühlens hat in Wirklichkeit Ähnlichkeit mit dem des Doppeltsehens; die beiden Fühlbilder der gekreuzt tastenden Finger fallen im Gehirne nicht zusammen, decken sich nicht. Wer seine Augenmuskeln so in der Gewalt hat, dafs er künstlich schielen kann, der ist auf diese Weise auch imstande, ein doppeltes Sehbild hervorzurufen. Unnatürliche gequälte Einstellung der Muskeln scheint die Vorbedingung für die Erzeugung einer zwiefachen Vorstellung zu sein.

20) Geschichte der griechischen Farbenlehre. Das Farbenunterscheidungsvermögen. Die Farbenbezeichnungen der griechischen Epiker von Homer bis Quintus Smyrnaeus. Von Edm. Veckenstedt. Paderborn-Münster-Osnabrück 1888. XV. 204 S.

Die drei Unterabteilungen, in welche die Schrift schon dem Titelblatte nach zerfällt, sind auch inhaltlich ziemlich von einander unterschieden, und vor allem ist auch der wissenschaftliche Wert derselben kein ganz gleicher. Für die entschieden wertvollste Partie hält Referent die übersichtliche Darstellung der Farbennomenklatur bei den hellenischen Dichtern. Wir sagen »Dichtern«, denn obwohl der Verf. eigentlich nur die Epiker berücksichtigt und in einem besonderen Kapitel die Verzichtleistung auf Lyriker und Dramatiker motiviert hat, so haben doch eben die ersteren so ungleich viel mehr Veranlassung dazu, Farben zu schildern und zu vergleichen, dafs jener Verzicht kaum einer eigentlichen Einschränkung der Untersuchung gleichkommt. Diese auf gründlicher Litteraturkenntnis beruhende Zusammenstellnng kann folglich als ein wirkliches Verdienst bezeichnet werden.

Was die Geschichte der griechisch-römischen Farbenlehre anlangt, so ist auch hier der Verf. bemüht gewesen, Vollständigkeit mit richtigem Urteile zu verbinden; das ihm letzteres nicht stets zur Seite steht, beweist u. a. der kurze, aber von merkwürdigen Behauptungen strotzende Exkurs auf Seneca; was über diesen gesagt ist, mufs jeden befremden, der in Seneca den vielleicht exaktest denkenden Naturphilosophen des Altertums verehrt. Am wenigsten aber ist der zweite Teil als gelungen zu erachten, worin der Verf. gegen die Ansicht derer zu Felde zieht, welche eine allmählige Entwickelung des menschlichen Farbensinnes für möglich halten. Die allerdings extremen Ansichten von L. Geiger und Gladstone haben denn doch, nachdem auch Magnus seinen Standpunkt in durchaus einleuchtender und loyaler Weise im Sinne fortschreitender Forschung modifizirt hat, heute kaum mehr einen Anhängerkreis; wozu

also denn noch mit solcher Vehemenz offene Thüren einstofsen? Die Thatsache, dafs viele Naturvölker für langwellige Farben empfänglicher sind, als für kurzwellige, wird nun einmal nicht mehr aus der Welt geschafft, auch nicht durch die zänkische Manier des Verf., welcher sich gegen die »Augendarwinisten« in einen gelinden Fanatismus hineingearbeitet hat. Für die Aufgabe, auch beim wissenschaftlichen Gegner die für dessen Anschauung mafsgebenden Gründe möglichst herauszufinden, demselben so gerecht zu werden und sich vor der gefährlichen Überschätzung des eigenen Wissens und Könnens zu schützen, scheint dem Verf. der Sinn zu fehlen; man lese nur, was da und dort über Männer, wie Gladstone, Virchow, Magnus gesagt ist, und vergleiche damit die Bemerkungen auf Seite VIII, aus denen hervorgehen dürfte, dafs dem Verf. nachher selbst Bedenken über die Art und Weise seiner Polemik aufgestiegen sind (vgl. auch unsere Rezension in Jahrgang 1889 der »Philolog. Wochenschrift«).

Der Philologe wird aus dem Veckenstedtschen Buche für das, was die Alten thatsächlich unter Farben verstanden, und wie sie deren einzelne Abstufungen sprachlich trennten, sehr vieles zu lernen vermögen. Die Frage des »Augendarwinismus« freilich, um dieses unschöne Wort zu adoptieren, wird nicht erheblich gefördert; nach dieser, d. h. nach der psychologischen Seite hin steht das im vorigen Berichte näherer Prüfung unterzogene Werkchen von Hochegger zweifellos höher, obwohl wir, wie erinnerlich, auch mit dessen durchweg ablehnenden Ergebnissen uns nicht so ganz einverstanden erklären konnten.

Von der Stellung des hervorragendsten griechischen Naturforschers speziell zur Anthropologie handelt

21) Die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles in ihrem Verhältnis zu den Büchern der Hippocratischen Sammlung von Poschenrieder, Bamberg 1887 (Gymnasialprogramm).

Aristoteles nennt den Namen des Hippocrates in seinen uns erhaltenen Schriften nur ein einziges mal, allein er mufs dessen Werke doch genau gekannt haben, und mit dem Zitieren, überhaupt mit dem Anerkennen fremden Verdienstes, war es ja im Alterthum so eine eigene Sache. Die Angaben des Stagiriten über den menschlichen Vorderkopf und insonderheit über die Lage des Gehirnes stammen fast wörtlich mit den in der Schrift »Von den Kopfwunden« des koischen Arztes enthaltenen überein. In der allerdings wohl nicht von Aristoteles selbst geschriebenen, aber doch aus seiner Schule stammenden Schrift »De locis in homine« ist die Beschreibung der das Gehirn einschliessenden Häute eine ganz hippocratische, und auch die Anatomie des Auges scheint Aristoteles ganz nach diesem Vorbilde bearbeitet zu haben; das innere Auge schildert das zweite Kapitel des Buches »De sensu et sensibili« ganz ebenso, wie der Verfasser der Schrift »De carnibus«. Auch die Aristo-

telische Behauptung, Eunuchen seien niemals Kahlköpfe, kommt schon in den »Aphorismen« vor Nicht minder scheint Aristoteles die »Epidemien«, sowie die eigentlich pathologischen Monographieen des Koers gekannt und in seiner Weise ausgenützt zu haben, wie der Verf an der Hand zahlreicher, von ihm ermittelter Text-Konkordanzen nachweist. E. Richter (De Aristotelis problematis, Bonn 1885) hatte seinerseits bereits betont, dafs die »Probleme«, deren Ächtheit man ohne genügenden Grund hat anzweifeln wollen, sich mehrfach auf Hippocrates stützen, und dafs darin zum öfteren auf das Grundbuch der medicinischen Geographie (De aëre, aquis et locis) bezug genommen sei.

Anthropologisch-archäologischen Inhaltes sind weiterhin die in den nun folgenden vier Nummern zusammengefafsten Arbeiten.

22) Eröffnungsrede zur XVIII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Nürnberg, gehalten von Rudolf Virchow (K. A., 18. Jahrgang. 73—84).

Von diesem an grofsen Gesichtspunkten und wichtigen Mitteilungen reichen Vortrage kommen für uns hier natürlich nur einzelne Partien in betracht. Besonders wichtig sind die Erörterungen über das geschichtliche Auftreten der Metalle. Während man früher kritiklos allenthalben Kupfergegenstände sah, ist man diesen Angaben gegenüber mehr und mehr zurückhaltend geworden; und durch wirkliche Untersuchung ist jetzt eigentlich erst für zwei europäische Länder die ehemalige Existenz einer Kupferperiode aufser Zweifel gesetzt: für Ungarn und für die iberische Halbinsel (s. u. No. 35). Das erste Auftreten des Kupfers fällt in die neolithische Periode. Schwieriger noch ist das plötzliche unvermittelte Auftreten der Bronze, einer Legierung aus Zinn und Kupfer, zu deuten, denn die Hoffnung, Indien als das Ursprungsland des hiezu verwendeten Zinnes nachweisen zu können, hat wieder aufgegeben werden müssen. Virchow hält dafür, dafs doch wohl Spanien bei näherer Durchforschung als das hauptsächlichste Zinnland der alten Zeit werde erkannt werden, und erklärt sich gegen die von Berthelot vertretene Meinung, der zufolge aus asiatischen Zinngruben (in Afghanistan oder Khorassan) das Metall nach dem Westen gekommen sei. Die Rede schliefst mit dem Hinweise darauf, dafs die assyrischen und trojanischen Ausgrabungen wohl am ersten uns Aufschlüsse über die Streitfrage liefern können, wann und unter welchen Umständen der Mensch erstmalig vom reinen Kupfer zu Kupferlegierungen übergegangen ist.

23) Les Pygmées par A. de Quatrefages. Paris 1887. VII. 350 S.

An und für sich fällt innerhalb der diesem Berichte gezogenen Grenzen nur ein kleiner Bestandteil des auf ein weit umfassenderes Ziel gerichteten Buches, denn dasselbe will überhaupt eine Ethnographie der

Zwergstämme liefern, und da den Alten von diesen nicht eben viel bekannt war, so können die geschichtlichen Darlegungen der Natur der Sache nach keinen sehr grofsen Raum einnehmen. Immerhin sind dieselben recht interessant. Schon bei Homer sind die Pygmäen erwähnt, nach deren Lande die Kraniche ihren Flug nehmen, und ganz im Geiste dieser damals nur ganz sagenhaften Erzählung läfst Aristoteles diese Pygmäen nahe den Nilquellen als Troglodyten hausen. Quatrefages meint, diese letztere Behauptung sei doch vielleicht bereits aus einer gewissen Kenntnis der wirklichen Sachlage hervorgegangen, und wenn am gleichen Orte auch die Pferde der afrikanischen Zwerge für winzig klein erklärt würden, so stimme das ganz gut zu den Wahrnehmungen Bakers, der bei den Baris, unweit von Gondokoro, Reittiere »von liliputanischen Dimensionen« gefunden haben will. Plinius weifs aufser den in den Nilsümpfen wohnenden Pygmäen auch von anderen Zwergvölkern in den verschiedensten Teilen der Erde, und Ctesias verlegt die kleinen Menschen, denen er auch eine schwarze Hautfarbe zuschreibt, in den äufsersten Osten (Bandra = Loks nach Rousselet?). Die ursprünglich rein geographischen Beziehungen zwischen Pygmäen und Kranichen haben bei den späteren antiken Nachrichtensammeln sich bereits zu einem steten Kampfe zwischen Menschen und Vögeln verdichtet; ja Pomponius Mela weifs bereits zu berichten, dafs die Zwerge durch diesen Krieg allmählig ganz aufgerieben worden seien. Ein Körnchen Wahrheit mag auch in diesem von den grofsen Kindern des Altertums gerne geglaubten Märchen enthalten sein: vor einigen Jahren tötete man an der Ostseeküste einen Zugvogel, in dessen Leibe noch der abgebrochene Rohrpfeil eines Negerschützen steckte. Dafs dieser Schütze aber ein Pygmäe war, ist so gut wie sicher, wie wir gleich hören werden.

Die weitaus zuverlässigste antike Meldung über das Dasein von Negervölkern sehr niedrigen Wuchses ist, wie wir von Quatrefages (S. 18 ff.) erfahren, bei Herodot zu finden. Er erzählt, dafs einige Nordlybier nach Durchschreitung der Wüste zu solchen schwarzen Leuten gekommen seien. Sehr möglich, dafs dies die Akkas waren, ein überaus klein gewachsenes nomadisierendes Negervolk, welches das Quellgebiet des weifsen Nil durchstreift und uns erst durch Junker und Emin Pascha näher bekannt geworden ist, obwohl der Name des Volkes bereits auf altägyptischen Monumentalbauten vermerkt sein soll. Bezeichnend für die Akkas ist der Umstand, dafs sie — im Gegensatze zu allen umwohnenden, Speer und Schild führenden Völkerschaften — als Trutzwaffe ausschliefslich Bogen und Pfeil gebrauchen.

24) Etudes sur les temps antéhistoriques par E. Carette. Deuxième étude. Les migrations. Paris 1888. II. 346 S.

Die etwas phantastisch geschriebene Schrift will über die grofsen Völkerbewegungen der grauen Vorzeit Klarheit verbreiten. Für diesen

Bericht ist dem Buche wenig zu entnehmen; das wichtigste wäre jedenfalls der Nachweis, dafs die Ägypter bereits Amerika gekannt und zur Zeit der achtzehnten Dynastie den Isthmus von Darien überschritten hätten. Leider wird die Beweisführung dafür ebensowenig als überzeugend anerkannt werden können, wie für die anderweiten Hypothesen, die über Daedalus, Talus und andere mythische Personen aufgestellt werden, durchweg mit dem Bestreben, die Mythen des Altertums geographisch zur interpretieren.

25) Moeurs et monuments des peuples préhistoriques par le Marchis de Nadaillac. Paris 1888. II. 312 S.

Der Autor ist als prähistorischer Forscher bekannt genug, um diesem seinem neuen, reich ausgestatteten und 113 gut ausgeführte Figuren enthaltenden Werke von vornherein die allgemeine Beachtung gesichert erscheinen zu lassen. Es erörtert in gemeinverstandlicher Sprache alle von der geschichtlichen Anthropologie der Neuzeit als spruchreif erkannten Fragen: Die Wohnplätze des Urmenschen, die Stoffe, aus denen sich derselbe Waffen und Geräte verfertigte, die Anthropophagie, Jagd, Fischfang und Seefahrt, den Hausrat und dessen dekorative Ausschmückung, Kjökkenmöddinger und Phalbauten, Befestigungsplätze, Monolithendenkmäler (Dolmen) und Begräbnisstätten und verweilt, nachdem zuvor noch der chirurgische Eingriff der Trepanation als ein vorgeschichtlicher nachgewiesen ist, bei den grofsen Ausgrabungen im alten Troas Wer sich über den Reichtum der von Schliemann zu tage geförderten Schätze rasch und sicher informieren will, findet in Nadaillacs Buche, was er sucht. Die Altertumskunde als solche wird ferner noch besonders berührt durch die Mitteilungen über die Funde auf der Vulkaninsel Santorin; Fouqué, Lenormant und andere französische Gelehrte hatten von den Spuren, welche von der Urbevölkerung dieser östlichsten der Cycladen unter dem Schutze einer bis zu 30 m dicken Bimsteindecke sich erhalten hatten, anziehende Mitteilungen gemacht, und die dort gemeldeten Thatsachen sind hier zu einem Gesamtbilde vereinigt. Wer die Leute waren, die vor dem vernichtenden Ausbruche, den man ohne zureichende Berechtigung auf das Jahr 2000 v. Chr. zu fixieren versucht hat (vgl. Neumann-Partsch, Physik. Geogr. v. Griechenland, Breslau 1885. S. 278), auf dem für den Seeverkehr günstig gelegenen Eilande Ackerbau, Viehzucht und Handel trieben, das wird wohl für immer unaufgeklärt bleiben.

Wie wir eingangs bestimmten, soll jetzt die Naturgeschichte im engeren Sinne an die Reihe kommen. Die Zoologie führe den Reigen, und zwar wollen wir diejenige Beschäftigung an die Spitze stellen, welche für die Erforschung der Tierwelt ganz sicherlich den mächtigsten Anreiz dargeboten hat: die Jagd.

26) Über die Jagd bei den Griechen von Manns. Kassel 1888 und 1889 (Zwei Gymnasialprogramme).

Es wird dargethan, dafs das Jagdwesen in der Mythologie, im Kultus und in der bildenden Kunst des Hellenentums eine nicht unbedeutende Rolle spielte, dafs man ihm in den homerischen Liedern gerne die Vergleiche zu Ruhm und Preis berühmter Männer entnahm, und dafs die Verfolgung der Tiere zumal in der älteren Zeit als ritterliche Übung hochgeschätzt ward. Das Jagdrecht war ein sehr wenig ausgebildetes, denn im allgemeinen durfte jeder jagen, wann und wo er wollte, und nur gewisse Gegenden waren geschützt, so das unmittelbare Gebiet von Athen und — aus Gründen religiöser Pietät — die Insel Delos. Der Verf. giebt sodann eine Schilderung des vor zweitausend und mehr Jahren in Griechenland heimisch gewesenen Wildes, wobei ihm vorwiegend Aristoteles zum Führer dient, und geht dann zur Charakteristik der Jagdhunde über, die den wissenschaftliche wertvollsten Teil der Darstellung bildet. Auf gute Jagdhunde wurde, wie aus den sachverständigen Überlieferungen eines Xenophon und Arrian sich ergiebt, sehr viel gehalten; der letztgenannte führt sogar gebräuchliche Rufnamen dieser Tiere an, und beide Schriftsteller suchen für die Hunderassen, die sich für gedachten Zweck am besten eignen, die richtigen äufseren Kennzeichen ausfindig zu machen, wobei sie sehr ins Detail gehen. Lakonische, kretische, indische, molossische Jagdhunde werden uns besonders bezeichnet. Der Verf. hat sich auch dadurch ein Verdienst erworben, dafs er uns nach Vasenzeichnungen und anderen Bildern von erprobter Originalität Typen dieser vom antiken wie vom modernen Jäger gleich unzertrennlichen Geschöpfe vorführt.

Zoologischen Inhaltes sind zwei uns vorliegende Litteraturprodukte, das eine eine Specialstudie linguistisch-antiquarischer Tendenz, das andere ein Realwerk grofsen Stiles.

27) Zur Geschichte der Hauskatze von Sittl (Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik, 5 Jahrgang. 133–134).

Der Verf. hat, um den Zeitpunkt der Einwanderung der im Nillande seit unvordenklichen Zeiten heilig gehaltenen zahmen Katze nach Europa schärfer zu bestimmen, neues Material herangezogen. Nicht Palladius ist es, der zuerst dieses Tieres erwähnt, denn wenn derselbe von den zur Jagd auf Maulwürfe abzurichtenden »catti« spricht, so meint er damit nicht unsere Katze, sondern das Frettchen. Erst ein Diakon Johannes gedenkt um 600 n. Chr. mit Sicherheit einer Katze, welche Papst Gregor der Grofse sehr lieb gehabt habe. Später erschienen im mittelalterlichen Latein statt »cattus« oder »catta« die in dieser Form jeden Zweifel an der Identität ausschliefsenden Bezeichnungen »musius« und »murilegus«.

28) Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung von Otto Keller. Innsbruck 1887. IX. 488 S.

Eine nur einigermafsen dem Autor und dem, was er bietet, gerecht werdende Analyse ist nur in einem Berichte möglich, der hinsichtlich des Raumes mit keinen Beschränkungen zu rechnen hat. Nicht von sämtlichen Tieren, die etwa in einer antiken Tierbeschreibung Platz gefunden hätten, will der Verf. allerdings sprechen, sondern er betrachtet seine Gabe nur als eine Abschlagszahlung, als einen Vorläufer, dem noch mehrere Fortsetzungen nachfolgen werden. Trotzdem behandelt er diesmal schon »etwa ein Drittel der kulturgeschichtlich wichtigen Tiere des klassischen Altertums«, und zwar eben diejenigen, welche bei der Lesung alter Schriftsteller am häufigsten begegnen. Die einzelnen Hauptabschnitte haben es mit folgenden Tieren, bezüglich Tiergruppen zu thun: Affe, Kamel, Steinbock, Gemse und Wildziege, Büffel, (Auerochs, Grunzochse, Zebu), Dam-[1]) und Edelhirsch, Reh, Bär, Katzenraubtiere (Tiger, Panther, Jagdleopard), Hyänenhund, Wolf, Fuchs, Schakal, Seehund, Hippopotamus, Delphin, Adler, Specht, Gans und Nachtigal.

Bei jeder Tierart wird festgestellt, in welcher Weise und mit welchen Namen dieselbe in der Litteratur auftritt, es wird aber auch der Darstellung in Bildwerken, auf Münzen und Vasen gedacht, und es hat sich da ein oft unerwartet reicher Belegstoff zusammengefunden, wie beispielsweise für den Hirsch, der auf assyrischen Hautreliefs, auf einem mycenischen Siegelringe, auf dem Mosaik von Utica und anderswo leicht kenntlich abgebildet ist. Der Nutzen, den die Menschheit von je aus getöteten Tieren für Ernährung, Gewerbe, Herstellung von Arzneimitteln zu ziehen verstanden hat, wird ebenfalls an Beispielen illustriert; die Beziehungen des Tieres zur Religion und Symbolik finden ihre Stelle, und dann findet sich auch Gelegenheit, die mancherlei abergläubischen oder doch sonderbaren Ideen zu streifen, welche das Volk über diese und jene Species hegte. Von den vielen hierher gehörigen Darlegungen möchten wir besonders die über den Werwolf hervorheben, an dessen gespenstiges Dasein noch heute weite Kreise ebenso fest glauben, wie die Römer der Kaiserzeit an ihre »versipelles«. Beim Nilpferd wird daran erinnert, dafs dieses Tier — ebenso wie der Kranich, s. o. den Bericht über Quatrefages — als im Kriegszustande mit den Pygmäen befindlich galt, worauf ein an der vatikanischen Nilstatue befindliches Fries hinweist. Archäologisch sehr merkwürdig sind die Aufschlüsse über die gradezu abenteuerliche Manigfaltigkeit, in welcher die alte Kunst die Gestalt des Delphines ornamental verwertete, wie denn über-

---

[1]) In seiner sonst wesentlich blos referierenden Anzeige des Kellerschen Werkes (Wochenschr. f. klass. Philol., 5. Band. Sp. 228 ff. Sp. 258 ff.) erinnert Hergl gegen den Verf., dafs Plinus mit damma nur eine Unterart der caprae bezeichnen wollte.

haupt dieses Fischsäugetier die Phantasie der Griechen mächtig angeregt zu haben scheint. Wenn wir im Vorstehenden aus der Fülle der Mitteilungen einzelnes herausgehoben haben, so sollten damit nicht etwa hervorragend wichtige Punkte getroffen werden, vielmehr kam es uns wesentlich nur darauf an, Stichproben zu geben, welche von der Fülle des Inhaltes eine ungefähre Vorstellung zu vermitteln geeignet wären. Wir geben uns der Hoffnung hin, dafs der Verf., wie beabsichtigt, seine Studien bald weiter fortführen und so eine feste Grundlage für eine systematische Bearbeitung der antiken Tierkunde legen werde.

Die Botanik nimmt an unserem Berichte teil mit einer auf das alte Ägypten bezüglichen Veröffentlichung und mit drei Schriften, die sich mit dem klassischen Altertum beschäftigen. Letztere rühren von einem und demselben Verfasser her.

29) Über die in altägyptischen Texten erwähnten Bäume und deren Verwertung von Charles E. Moldenke. Leipzig 1887 (Inauguraldissertation).

Diese Arbeit wendet sich, schon durch die überall eingestreuten hieroglyphischen Texte wird dies angezeigt, in erster Linie an die Ägyptologen von Fach und kann darum selbstredend an diesem Orte keiner meritorischen Würdigung teilhaftig werden. Als die drei zu allen Zeiten im Nilthale gepflegten Bäume werden Palme, Sykomore und Akazie bezeichnet, und diesen wird deshalb eine eingehende Behandlung zu teil. Benrå, so war der altägyptische Name für die Dattelpalme, bedeutet wörtlich »der süfse Frucht tragende« (scil. Baum). Dies ist also eine spezifisch ägyptische Benennung, wogegen bei den aus dem Auslande eingeführten Nutzbäumen stets auch deren fremder Name in den einheimischen Wortschatz mit herüber genommen ward; Datteln scheinen demgemäfs schon in der allerältesten Zeit am Nil gegessen worden zu sein, wie auch noch heute v. Stephan die Dattelpalme für die wichtigste aller ägyptischen Pflanzen erklärt. Doch ist dieselbe unter den Pharaonen gewifs noch kein so häufig vorkommender Baum gewesen, wie heutigen Tages, vielmehr bildete sie mehr den Schmuck der Gärten, und die landschaftliche Physiognomie war weit mehr durch die Sykomore bestimmt. Vom Dattelbaume verstand man übrigens nicht nur die Früchte, sondern so ziemlich jeden Bestandteil nutzbar zu machen; er war dem Ägypter, was dem Chinesen der Bambus ist. Ähnlich der Dattelpalme ist die nur im oberen Nilthale gedeihende Dumpalme, der die Bezeichnung mama, »der sich in zwei Hälften spaltende«, beigelegt war; eine Spielart derselben hatte und hat besonders in Nubien ihren Sitz. Die Akanthus-Akazie hiefs šent, »der Dornbaum«; ihr Holz diente hauptsächlich zur Verfertigung der Fahrzeuge zur Binnenschifffahrt. Auch der Name der Sykomore war ein gut gewählter: neha. t,

»die Schutz gewährende«; war sie doch für Tausende, den Bildern nach zu schliefsen in weit höherem Grade als jetzt, die Schattenspenderin.

Die übrigen Bäume, mit denen sich unsere Vorlage beschäftigt, können eine gleich hohe Bedeutung nicht beanspruchen, wie die bisher besprochenen. Bemerkenswert erscheint, dafs die Feige schon unter den ersten Dynastien uns in den Texten begegnet, während doch Graf Solms-Laubach als deren Heimat das südliche Arabien bestimmt hat: ein neuer Beleg für die auch anderweit (s. unseren vorigen Bericht) erwiesenen engen Beziehungen zwischen Ägypten und »Pun«. Den bisher unerkannt gebliebenen Baum ánhmen indentifiziert der Verf. mit dem Granatapfelbaum. Für den Olivenbaum scheinen drei verschiedene Bezeichnungen im Gebrauche gewesen zu sein. Immerhin bleiben in der altägyptischen Dendrologie noch Unklarheiten mancherlei Art übrig, denen zunächst nur auf dem Wege der Hypothese beizukommen ist; auf dem vom Verf. eingeschlagenen Wege werden sich gewifs noch weitere Erfolge erzielen lassen.

30) Beiträge zur Kenntnis der altklassischen Botanik von J. Murr. Innsbruck 1888 (Gymnasialprogramm).

Der erste Teil dieser Abhandlung hat es mit der Identitätsbestimmung der Blume zu thun, welche die Griechen *ὑάκινθος* nannten. Linné dachte an unsere gegenwärtig so genannte Garten-Hyazinthe, doch schon im vorigen Jahrhundert erhob sich Opposition gegen diese Annahme, und da V. Hehn erklärte, jene moderne Hyazinthe sei erst gegen Ende des Mittelalters aus dem Osten importiert worden, so schien Linné endgiltig widerlegt. Dem gegenüber vertrat Bissinger (Erlanger Programm 1880) den richtigen Standpunkt, alle auf *ὑάκινθος* bezüglichen Stellen der alten Litteratur unter einander zu vergleichen und dabei besonderes Gewicht auf den Naturhistoriker Dioscorides zu legen. Thut man dies und hält sich an die von diesem aufgestellten botanischen Kennzeichen, so gewinnt die ältere Ansicht wieder an Wahrscheinlichkeit; der Verf. zieht auch neuere Florenwerke zu rate und kommt zu dem Schlusse, dafs in der That an die Garten-Hyazinthe in erster Linie zu denken sei; allerdings scheinen die Angaben über die Blütenfarbe ein Hindernis zu bieten, das aber bei der bekannten Unsicherheit und Vieldeutigkeit der antiken Farbennomenklatur als kein sehr ernstes betrachtet werden kann, und auch in morphologischer Hinsicht sind einige Bedenken vorhanden, die aber nicht ausreichen, der früheren Auffassung trotz Hehn die Geltung zu bestreiten. Der Rittersporn wird nicht selten mit *ὑάκινθος* durcheindergebracht. Im zweiten Teile wird der Sinn des Wortes *φηγός* der Erörterung unterstellt, das von verschiedenen Schriftstellern auch verschieden als Speiseeiche, Knopperneiche, Rotbuche, Kastanie gedeutet worden ist. Letztere gilt allerdings den Botanikern allgemein als indigener Baum, während wiederum Hehn aus sprachlichen

Gründen die Einführung des angeblich aus Kleinasien stammenden Kastanienbaumes nach Nordgriechenland als eine erst in späterer Zeit geschehene gelten lassen will. Hauptsächlich auf Theophrast sich stützend, führt der Verf. aus, dafs φηγός nicht der Kastanie, sondern Linné's Quercus Aesculus entspreche. Zum Schlufse wird untersucht, welche Bezeichnungen der Grieche für Kastanie, Wallnufsbaum, Haselnufs und Mandeln hatte; was nachmals Cato, Columella, Plinius die »nux Graeca« nannten, war nichts anderes, als die Frucht des Mandelbaumes, deren feinste Sorte als »nux Thasia« bekannt war.

31) Die geographischen und mythologischen Namen der altgriechischen Welt in ihrer Verwertung für antike Pflanzengeographie von J. Murr. Innsbruck 1889 (Gymnasialprogramm).

Angeregt durch die Arbeiten von Hehn, Fraas, De Candolle, sucht der Verf. alle die Örtlichkeiten innerhalb des geographischen Gesichtskreises der Griechen auszumitteln, welchen ein Pflanzenname eignet, um auf diese Art auch Anhaltspunkte für die Verbreitung der einzelnen Kulturgewächse zu gewinnen. Die Zusammenstellung, die nur auf grund mühevollen Studiums erfolgen konnte, bezieht sich im ganzen auf 56 Pflanzenarten: Ölbaum, Feigenbaum, Kastanienbaum, Haselnufsstrauch, Mandelbaum, Korneliuskirsche, Erdbeerbaum, Kirschbaum, Pistazie, Mastyx, Styrax, Sumach, Maulbeerbaum, Sykomore, Granate, Apfelbaum, Quitte, Birnbaum, griech. Hagedorn, Zitronenbaum, Dattelpalme, Pinie, Zypresse, Buxbaum, Lorbeer, Myrte, Rose, Weinrebe, Weizen, Gerste, Einkorn, Spelt, Hirse, Saubohne, Linse, Erbse, Bohne, Mohn, Gurke, Kohl, Kresse, Runkelrübe, Spargel, Fenchel, Eppich, Kümmel, Sauerampfer, Lein, Espartogras, die drei Laucharten, welche die Hellenen als πράσον, σκόροδον und βολβός unterschieden, endlich von Blumen Hyazinthe, Lilie und Safranpflanze. Um am konkreten Falle Arbeitsmethode und Resultate des Verf. zu erläutern, greifen wir den Kohl heraus, κράμβη ἥμερος bei Dioscorides, ῥάφανος bei Theophrast, genannt; Anklänge an dieses Gemüse weist Murr vierfach nach: Κράμβουσα kommt in Kleinasien, mutmafslich der Heimat der Pflanze, dreimal vor, nämlich als ein pamphilisches Vorgebirge, als eine lycische Stadt, und als eine cilicische Küsteninsel, und in Syrien gab es eine Stadt Ῥαφαναία. Die schöne Monographie des wilden und domestizierten Feigenbaumes, die Graf Solms (s. o.) geschrieben hat, ist dem Verf. anscheinend entgangen, weshalb auch das (Seite 7) hierüber Gesagte, wenigstens soweit das Ursprungsland in betracht kommt, der Richtigstellung bedarf.

32) Die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie von J. Murr. Innsbruck 1890. VIII. 324 S.

In mancher Beziehung ähnelt dieses umfafsende Werk der soeben besprochenen Studie, indem nämlich die Pflanzen — nur ist es diesmal

nicht eine beschränkte Anzahl von Arten, sondern es wird möglichst nach Vollständigkeit gestrebt — diesmal nicht mit geographischen Namen, sondern mit Göttern und Heroen in Verbindung gebracht werden. Offenbar hat man es mit der Frucht langjähriger, planmäfsiger Durchforschung der Litteratur zu thun, denn die Fülle der auf mythologische Botanik zu beziehenden Stellen ist eine überaus grofse. Das Buch wird dem wirklichen Gebrauche erst erschlofsen durch seine drei, soweit wir sahen, sehr sorgsam ausgeführten Indizes, ohne welche natürlich eine Orientierung kaum möglich wäre. Der erste Index enthält die mythologischen Eigennamen, und bei jedem derselben ist zugleich angegeben, welche Bäume, Gesträuche u. s. w. irgendwie in Verbindung mit diesen Namen genannt werden; der zweite Index giebt an, auf welcher Seite eine bestimmte Pflanze erwähnt wird, so jedoch, dafs nur die griechische Bezeichnung derselben angeführt ist, und im dritten Register endlich kann man die modernen (lateinischen) Pflanzenbezeichnungen nachschlagen.

Wiederum möge an einem willkürlich gewählten Beispiele das Verfahren des Verf. klargelegt werden. Wir greifen die Meerzwiebel (*σκίλλα*) heraus. Wie allen Laucharten wohnte ihr nach hellenischem Volksglauben die Kraft bei, Übel abwehren zu können, und so sah man dieselbe häufig als Amulet an den Thüren der Wohnhäuser befestigt. Der Zaubergöttin Hecate heilig, wurde dieses Knollengewächs auch gerne auf Grabhügeln angepflanzt, und in Arcadien bewarf man in den Zeiten des Mifswachses das Bild des Gottes Pan mit Meerzwiebeln — ein Gebrauch, über dessen Entstehungsursache ein gewifses Dunkel waltet. Mit solchen Zwiebeln entsündigte Epimenides die Athener vom Frevel der Alcmaeoniden, und der Scillus, den die Bewohner der Stadt Alesium in Elis als ihren Lokalschutzheiligen verehrten, trug ebenso wie eine andere eleische Stadt (*Σκιλλοῦς*) ihren Namen von dieser Feldfrucht.

Wenn schon bei einer, man möchte sagen, so hausbackenen Pflanze so viele Beziehungen sich nachweisen lassen, so kann man sich leicht denken, wie sich letztere häufen, wenn es sich um den Weinstock, den Mohn, die Lilie u. dgl. handelt. Gewifs werden sich an einzelnen Punkten auch noch Nachträge zu dem reichen, vom Verf. zusammengebrachten Stoffe beibringen lassen. Bezüglich des Keuschbaumes (*λυγός*) würde man dem schon zitierten Werke von Neumann-Partsch (Phys. Geogr. v. Griechenland, S. 396 ff.) noch einiges weitere über die diesem Strauche beigelegten wunderthätigen Eigenschaften entnehmen können, wie denn überhaupt der phytologische Teil dieses schönen Werkes sich nahe mit Murrs Untersuchungsgebiete berührt. — Wenige der nicht ganz seltenen Druckfehler sind störend, so z. B. der auf Seite 212, Z. 7. v. u. (Gaedechus statt Gaedechens).

Land- und Forstwirthschaft sind durch zwei Spezialschriften vertreten:

33) De Columellae vita et scriptis thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat V. Barberet. Nancy 1887. 129 S.

Diese »These« die etwa unserer deutschen Doktordissertation gleich zu achten ist, zerfällt in fünf Kapitel, deren erstes die Biographie Columellas behandelt. Die Quellen darüber sind gut benützt, wichtige neue Aufschlüsse jedoch nicht gegeben. Das zweite Kapitel betrachtet den Stil des römischen Schriftstellers und fällt damit aufserhalb des Rahmens unserer Aufgabe, und auch das dritte hat zu der hier in frage kommenden naturwissenschaftlichen Seite des Ackerbaues nur eine mehr äufserliche Beziehung, indem nämlich Columellas Ansichten über das Landleben überhaupt zum Gegenstande der Besprechung gemacht werden, wobei auf die philosophischen und religiösen Überzeugungen des klar denkenden Mannes manche ganz interessante Streiflichter fallen. An vierter Stelle schildert der Verf. Columellas Fachkenntnisse und an fünfter die Fortschritte, welche der Landbau in Rom seit den ältesten Zeiten bis zum Auftreten seines Helden gemacht hat; eine dankenswerte geschichtliche Entwicklung, bei der insbesondere auch die Agrargesetze und die Besiedlung der italischen Länder mit römischen Kolonisten erörtert werden. Eine »Clausula« ist der Abwehr der Versuche gewidmet, Columella als durch spätere Argronomen der römischen Zeit überholt erscheinen zu lassen; nur in einzelnen Punkten seien Gargilius Martialis und Palladius, stets an die Arbeiten ihres Vorgängers anknüpfend, über ihn hinausgegangen; im ganzen aber stehe derselbe unerreicht im ganzen Altertum da.

34) Die Waldwirthschaft der Römer von J. Trubrig. Wien 1888. 70 S.

Neben dem gar zu voluminösen und durch seine Stoffmasse erdrückend wirkenden Buche von Seidensticker (vgl. unseren vorigen Bericht) verdient diese ungleich kürzere, aber doch alle wichtigen Punkte berücksichtigende und von guter Quellenkenntnis getragenen Arbeit, welche ursprünglich in der »Vierteljahrsschrift für Forstwesen« erschienen war, im Separatabdrucke aber manche Vermehrung erfahren hat, alle Beachtung der Fachmänner. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die volkswirtschaftlichen Verhältnisse des alten Italien, sowie über die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Römer führt der Verf. die Namen und Werke derjenigen antiken und modernen Schriftsteller an, bei welchen er sich für seine Studie Rats erholt hat; die Entstehungszeit der »Geoponica« wird allerdings nach den Untersuchungen von Gemoll (vgl. unseren vorigen Bericht) erheblich später anzusetzen sein, als es hier geschieht. Von dem Flächeninhalte des römischen Kaiserreiches zu Augustus' Zeit nimmt der Verf. etwa den vierten Theil (112 000 qkm) als mit Wald bedeckt an, wobei natürlich die Verteilung der bestockten Flächen eine sehr ungleiche war. Waldbetrieb

im modern-forstwissenschaftlichen Sinne kannte der Römer nur in soweit, als es sich um »Ausschlagswald« handelte; die Weidenkultur wurde ganz rationell betrieben. Die Harzausnutzung fand, sehr zum Nachteile der Waldungen freilich, ebenfalls im Grofsen statt. Sehr wichtig war der Wildgartenbetrieb, den Columella sehr einläfslich schildert. Mit der Fortpflanzung der Bäume, mit der Anlegung von Forsten durch Saat und Pflanzung und mit der Hegung von Baumschulen wufste man gut bescheid, allein es handelte sich da immer nur um kleine Bestände, und an die künstliche Anlage eines Hochwaldes ist niemals gedacht worden. Auch Waldpflege und Waldschutz wollten nicht viel bedeuten, doch kannte man wenigstens die Schädlinge des Tierreiches, unter denen die Ziegen nicht den letzten Rang einnahmen, und wandte gegen Baumkrankheiten gewifse Schutzmittel an. Die Gewinnung des Nutzholzes war, wie besonders aus den Vorschriften der geoponischen Sammlung zu ersehen, schon in eine Art von System gebracht worden; zur Fortbringung des geschlagenen Holzes war auf einzelnen Wasserläufen bereits die Flöfserei eingeführt. Auch die Jagd der Römerzeit wird, zunächst nach Nemesianus, geschildert, welcher Autor u. a. die sogenannte Lappenjagd, die auf der Einschüchterung der Tiere durch aufgehängte Tücher beruht, sehr anschaulich zu schildern versteht. Was die Verwertung der Waldprodukte anbetrifft, so bespricht der Verf. dessen Anwendung zum Feuermachen, zur Fackelbereitung, zu den verschiedensten technischen Zwecken (Schiffbau, Wagner- und Drechslergewerbe); allgemeinen Beifall wird es finden, dafs mehrfach auch die Preise namhaft gemacht werden, welche man für Brennholz oder für die aus dem Holze gewisser Bäume angefertigten Gegenstände zu zahlen hatte. Auch Rinde, Baumbast und vor allem die Harze fanden willige Abnehmer, das Laub hatte von vornherein seine Bestimmung als Viehfutter, und die Waldfrüchte nicht minder wie Fell und Fleisch der erlegten Jagdtiere besafsen für den römischen Haushalt eine weit höhere Bedeutung, als für einen solchen der Gegenwart. Aus dem allen geht hervor, dafs auch der Römer aus seinem Walde etwas zu machen in der Lage war, wenn er sich auch von der Wirksamkeit eines nach den Anforderungen des XIX. Jahrhunderts herangebildeten Oberförsters schwerlich eine Vorstellung hätte machen können.

Die beschreibende Naturwissenschaft soll die Mineralogie abschliefsen, der wir, wie erwähnt, auch metallurgische Technik, Geognosie und Geschichte des Bergbaues zurechnen. Von allen diesen Unterabteilungen ist jede mindestens durch eine Nummer vertreten.

35) Les premiers ages du métal dans le Sud-Est de l'Espagne par Henri et Louis Siret. Brüssel 1888. 110 S.

Der Forschungen der Gebrüder Siret am Rio Tinto und in einigen anderen Landschaften Spaniens gedenkt bereits der oben besprochene

Vortrag Virchows mit Anerkennung. Das Territorium, welches die meiste Ausbeute ergab, streckt sich am Ufer des Mittelmeeres 75 km weit zwischen Carthagena und Almeria hin, und auf demselben sind den Ausgrabungen zufolge drei Zivilisationen einander in offenbar langen Zeiträumen gefolgt. Dem neolithischen Zeitalter gehören von den aufgedeckten Wohnsitzen 15, dem Übergangszeitalter 7, der eigentlichen Metallperiode endlich gehört die Mehrzahl derselben an. Während in dem ersten Zeitraume die schon übrigens ziemlich entwickelte Technik ausschliefslich an das ziemlich spröde Material des Feuersteines sich halten mufste, weist die zweite Periode Bronzekostbarkeiten auf, die ersichtlich von Händlern eingeführt waren, aber daneben tritt doch schon auch eine einheimische Gewerbethätigkeit auf, indem man die Werkzeuge und Waffen, die man bisher nur aus Flint gefertigt hatte, in Kupfer nachzubilden bestrebt war. Die Geräte der Metallzeit, von denen uns zahlreiche Proben im Bilde vorgeführt werden, ähneln vielfach denen, die in Hissarlik, in Mycene, auf der Insel Rhodos, im südlichen Ungarn aufgefunden worden sind. Das Kupfer wird übrigens viel häufiger angetroffen, als die Bronze. Die ethnographischen Schlüsse, welche in der Abhandlung aus den Überresten verschwundener Menschengeschlechter gezogen werden, zeichnen sich durch Vorsicht und Kritik aus und verdienen deshalb von der vorgeschichtlichen Forschung wohl beachtet zu werden, stehen jedoch zu den Zwecken dieses Berichtes nicht in näherer Beziehung.

36) Sur le nom de bronce chez les alchimistes grecs par Berthelot. (Revue archéologique, 2. Serie, 12. Band).

Die Worte χαλκός und aes sind nichts weniger als eindeutig, fassen vielmehr alle möglichen reinen Metalle und Legierungen zusammen. Was das Wort laiton anlangt, so teilt Berthelot die Meinung von Ducange, dafs dasselbe von electrum herrühre, einer Mischung von Gold und Silber, welche bei den Ägyptern asem hiefs. Die Bezeichnungen bronzium und bronzinum begegnen dem Forscher nicht früher, als in einer lateinischen Chronik des beginnenden XV. Jahrhunderts. Ob das englische brass dieselbe Etymologie hat, ist nicht aufgeklärt. Der Aufsatz giebt dann einen Überberblick über die etymologischen Hypothesen, die sich ausnahmslos als ungenügend erweisen, und stellt weiterhin eine neue Vermutung auf, die nämlich, dafs entweder an βροντή oder an die Stadt Brundusium (Brindisi) zu denken sei. Für beide Möglichkeiten spricht der Umstand, dafs in einem Fragmente des XI. Jahrhunderts, das aus einem byzantinischen alchymistischen Handbuche des VIII. oder IX. Jahrhunderts stammt, für eine Metallegierung der Name βροντήσιον gebraucht wird; der geographischen Konjektur im besonderen stehen zur Seite zwei Plinianische Stellen, in welchen Brundusium als

Fabrikationsort der besten Zinnspiegel erwähnt wird. Bronze wäre demgemäfs eine Verstümmlung von Aes Brundisinum.

37) Sur quelques métaux et minéraux provenant de l'antique Chaldée par Berthelot. Rev. arch. (2. Serie, 9. Band).

Im Louvre befinden sich vier kleine Gedächtnistäfelchen aus dem Sargon-Pallaste, die aus Zinn und Kupfer zusammengesetzt sind. Die Proportion, in welcher beide Metalle in die Legierung eingegangen sind, würde derjenigen der Goldbronze entsprechen, allein dies ist äufserlich nicht mehr zu erkennen, weil der Oxydationsprozefs die Farbe zu sehr beeinträchtigt hat. Ein fünftes Täfelchen dagegen besteht aus reinem, krystallisiertem Magnesiumkarbonat, also aus einem sehr seltenen Metalle, auf welches aller Wahrscheinlich die früher irrig auf Zinn bezogene Metallbezeichnung a-bar hindeutet. Ein Vasenfragment endlich, das gleichfalls in den Ruinen jenes Pallastes ausgegraben wurde, bestand aus fast ganz reinem metallischem Antimon. Die Ansicht, dafs das Antimon erst im XV. Jahrhundert bekannt geworden sei, mufs hiernach aufgegeben werden; das Altertum war bereits im Besitze dieses Metalles, auf welches der Verf. nunmehr auch eine Angabe bei Dioscorides beziehen zu können glaubt.

38) Der Bergbau der Etrusker, dargestellt nach Erfahrungen, direkten geschichtlichen Nachrichten und mittelalterlichen Folgerungen von Th. Haupt (Berg- und hüttenmännische Zeitung, 47. Jahrgang. 41 ff. 51 ff. 61 ff. 95 ff. 107 ff. 123 ff. 141 ff. 161 ff. 179 ff. 189 ff. 199 ff).

Der Verf. dieser geologisch-archäologischen Studie ist seit langen Jahren Direktor des toscanischen Bergwesens und war in dieser Stellung mehr denn andere befähigt, die Spuren uralter bergmännischer Arbeit in den früher von den Etruskern bewohnten Gebirgsländern zu erforschen. In der tuskischen Metalltechnik, so führt er aus, spielten sicherlich Silber, Gold, Blei, Galmei und Zinnstein — nicht eigentliches Zinn — die Hauptrolle; manches spricht dafür, dafs man auch mit dem Quecksilber und dessen Beziehungen zum Zinnober vertraut war. Kupfererz, wie es zur Bronzebereitung dient, wurde in solcher Menge verarbeitet, dafs man gar nicht daran denken kann, es seien diese Vorräte einzig und allein aus dem Auslande bezogen worden. Deshalb glaubte vor hundert Jahren schon Targioni Tozzetti, dafs die Etrusker selbst Bergbau betrieben haben müfsten. Über die Zeit, da dies geschah, ist freilich nichts zu ermitteln, denn es giebt auf diesem Gebiete auch keine zeitliche Schranke zwischen Bronze- und Eisenzeit, und es kommen beide Metalle untermengt unter den aufgefundenen Gebrauchsartikeln vor. Die wichtigste Bezugsquelle der alten Toscaner für Eisenerze war zweifellos die Insel Elba, deren in diesem Sinne in dem Buche »De mirabilibus auscultationibus« Erwähnung geschicht, und von der Rutilius singt:

»Occurrit Chalybum memorabilis Ilva metallis, qua nihil uberius Norica gleba tulit.« Der Verf. hat die Erzlager fachmännisch geprüft und gefunden, dafs sie allerdings nicht annähernd so mächtig und reichhaltig sind, wie das Altertum glaubte, dafs aber die Qualität wirklich eine treffliche ist. Nahe der Überfahrtsstelle, fand in Populonia die Ausschmelzung der Erze statt, welche von hier aus in gestalt grofser Klumpen, Badeschwämmen nicht unähnlich, in den Verkehr gelangten. Auch in den Maremmen sollten nach Strabos Aussage Eisengruben gewesen sein, doch läfst sich eine Erinnerung an solche in den allerdings sehr guten Brauneisensteinlagern des apenninischen Jurakalkes nicht mehr nachweisen. Sollte nicht Strabo vielleicht Raseneisenstein (Bohnerz) gemeint haben, von dem in den Küstensümpfen sich wohl ziemlich viel vorfinden möchte?

Unzweideutige Spuren uralter Schürfungsarbeit finden sich in den Kupfergruben von Campiglia, sowie im massetanischen Erzreviere und bei Batignano; auch Reyer hält den Betrieb der Grube Monte Catini für sehr alt. Kupfer kam auch aus Elba, vielleicht auch, wenn Otfried Müller im Rechte ist, aus Umbrien und aus der Umgegend von Volterra. Auch etwas Silber und Blei konnte das Inland hergeben, mehr freilich die Insel Sardinien, aber den nicht unbeträchtlichen Mehrbedarf mufste doch der orientalische Tauschhandel decken. Ganz sicher erkannte der Verf. auch die Kennzeichen tuskischer Erzförderung in den Kupferminen von Rocca Tederighi, in denen sogar das hydrostatische Waschverfahren zur Anwendung gekommen sein mufs; ebenso ist tuskischer Bergbau sichergestellt bei Gerfalco, wo die Schlackenhalden den Beweis dafür liefern, dafs gleich an Ort und Stelle die Verhüttung der Erze stattgefunden hat. Die ausgedehnten Schlufsbetrachtungen des Verf. stützen sich nur auf geschichtliche Kombination, nicht auf die jedenfalls ungleich wertvolleren eigenen Wahrnehmungen und können infolge dessen auch nur bedingten Wert beanspruchen.

39) Le Musée de l'Empereur Auguste par Salomon Reinach (Rev. arch., 3. Serie, 4. Band).

Die Nachricht von dem paläontologischen Museum des Kaisers Augustus, die aus Sueton stammt, zieht sich durch die Geschichtswerke als eine Art von Seeschlange hindurch, und es ist deshalb recht gut, dafs ihr einmal ernstlich näher getreten wird. Der Kaiser sollte aus den Höhlen der Insel Capri die Überreste riesiger Tiere und die Steinwaffen einer ebenfalls riesigen Menschengeneration (Heroen) haben sammeln und in seinem Palaste zur Schau stellen lafsen. Zunächst sagt Sueton, wie Reinach richtig bemerkt, nicht, dafs jene Insel das Material zu der Sammlung geliefert habe, er sagt vielmehr blos, dafs das unterirdische Capri ähnliche Dinge berge, wie man sie in jener Sammlung sehen könne. Auch war der Ort, dessen Sueton gedenkt, keineswegs der Kaiserpallast, sondern ein praetorium, ein Landhaus. Der Auslegung Rei-

nachs zufolge beziehen sich die Worte (Teubnersche Ausgabe des Historikers von Roth, 1886. S. 71) »gigantum ossa et arma heroum« nicht auf zwei verschiedene Bestandteile des Kabinettes, sondern mit beiden Bezeichnungen sollen die nämlichen Sachen getroffen werden, Sachen, von deren Art und Herkunft man gar nichts wufste, und die man deshalb mit Giganten und Heroen ganz passend in Verbindung brachte. Die Thatsache bleibt also bestehen, dafs Augustus, wahrscheinlich in seiner auf Capri belegenen Villa, einige Raritäten hatte aufstellen lassen, und dafs dabei Knochen sich befanden, welche der landläufige Volksglaube für menschliche, resp. von Halbgöttern abstammende ausah, die aber kundigere Beurteiler, darunter Sueton selbst, als Tierknochen erkannten. Soviel scheint also zugegeben werden zu müssen, dafs in dem fraglichen Museum Überreste tertiärer und diluvialer Tiere vorhanden waren, aber sonst ist weder an Versteinerungen im gewöhnlichen Sinne noch auch — mit De Rossi, Nadaillac u. a. — an Waffen und Geräte der Steinzeit zu denken.

40) Das Problem des Serapeums von Pozzuoli von D. Brauns (Leopoldina, amtliches Organ der kaiserl. leopold.-karolin. deutschen Akademie der Naturforscher, 24. Heft).

Seitdem im Jahre 1580 ein Neapolitaner Loffredo zuerst auf die merkwürdigen Säulen des angeblichen Serapistempels im alten Puteoli aufmerksam gemacht hat, wurden dieselben von den Geologen nicht mehr aus dem Auge vorloren. Das merkwürdige an den Säulen ist, kurz gesagt, dieses: Sie stehen mit ihrem Fufse im Meere, ragen aber mit ihren weitaus gröfseren Teile in die freie Luft, und trotzdem sind sie bis zu ziemlicher Höhe über und über bedeckt mit Löchern, welche eine Bohrmuschel (Lithodanus Lithophagus L) ausgehöhlt hat. Dafs keine andere Ursache dies bewirkt hat, ergiebt sich aus dem Umstande, dafs in einzelnen Bohrlöchern das Tier stecken geblieben ist und noch heute steckt. Wenn man nun überlegt, dafs die fragliche Muschel nur im Meerwasser leben kann, dafs aber andererseits ein Tempel doch gewifs nicht in das Wasser hineingebaut worden ist, so bleibt unter der Voraussetzung, man habe es wirklich mit einem Tempel zu thun, kaum ein anderer Schlufs möglich, als der folgende: Nach Erbauung des Gebäudes trat eine beträchtliche Ufersenkung ein, kraft deren der untere Teil jener Säulen unter das Meeresniveau hinabtauchte, und in späterer Zeit hob sich das Ufer wieder, so dafs die Zerstörungsarbeit der Bohrmuscheln nunmehr aufserhalb des Wassers sichtbar wurde. Mit der älteren Kataklysmentheorie L. v. Buchs vertrug sich diese Erklärung umso besser, als ja das ganze Hinterland von Pozzuoli durch und durch vulkanisch und häufig von Erderschütterungen heimgesucht ist, allein die später herrschend gewordene geologische Schule Lyells wurde durch die erwähnte Thatsache in Verlegenheit gesetzt, denn sie erkennt im allge-

meinen nur langsame, allmählig sich vollziehende Verlegungen der Grenzlinie zwischen dem festen und flüssigen Elemente an, und solche vermögen in der relativ so kurzen Zeit, um welche es sich im vorliegenden Falle handelt, keine so bedeutenden Verschiebungen des Niveaus zu bewirken.

Der Verf. bespricht, worauf wir hier nicht eingehen können, die geologischen Argumente, welche für eine wechselnde positive und negative Küstenschwankuug angeführt werden können, und zeigt, dafs dieselben mit schlimmen inneren Widersprüchen behaftet sind. Er selbst unternimmt es demzufolge, diesen gordischen Knoten nicht etwa zu lösen, sondern zu durchhauen. Das sogenannte Serapeum ist nämlich seiner am Orte selbst verifizierten Überzeugung zufolge gar kein Tempel, sondern von Anfang an ein Profangebäude gewesen, und zwar eine Piszine, »ein Bassin für vorrätig gehaltene Seetiere«. Das System der Umfassungsmauern, die Öffnungen für ehemals eingelegte Röhren, die Anordnung der beiden Böden scheinen dem Verf. für seine Auffassung zu sprechen. Möglich, das man die Lithodanen, welche sich an den Steinsäulen versündigten, absichtlich kultiviert hat, denn sie gleichen im Geschmacke ganz den Miesmuscheln und werden heute noch auf der Insel Menorca künstlich gezogen. Wir müssen den Kennern der römischen Privataltertümer das endgiltige Urteil darüber überlassen, ob die Braunssche Hypothese sich in jeder Hinsicht mit den Thatsachen verträgt, leugnen aber nicht, dafs es erwünscht wäre, das seit vielen Jahren umstrittene gedynamische Paradoxon so einfach aus der Welt geschafft zu sehen.

Der Naturgeschichte haben wir oben das Seewesen des Altertums zunächst auszugliedern beschlofsen und wenden uns jetzt also diesem zu.

41) Ovidius Nauticus. Amples citations avec explications sommaires des passages de tous les poèmes d'Ovide qui ont rapport à la marine par A. Guichon de Grandpont. Brest 1887. 54 S.

Eine sehr fleifsige Zusammenstellung, anscheinend lückenlos und für denjenigen wertvoll, welcher sich mit dem Dichter irgenwie eingehender zu beschäftigen beabsichtigt. Für unsere Kenntnis der antiken Schifffahrt und Navigationskunde ist jedoch wenig dieser Sammlung dichterischer Ergüsse zu entnehmen. Ovid hat, wie der Verf. in seinem Schlufsworte bemerkt, lange Zeit an den Ufern verschiedener Meere gelebt, und aus seinen Gedichten spricht vielfach das lebhafte Interesse, welches er für Wind und Wellenschlag, sowie für das Treiben der Schiffleute gewonnen hatte. Sachliche Aufschlüsse will er weder direkt bieten, noch sind sie indirekt, wie bei manchem anderen Schriftsteller, durch Interpretation seiner Worte zu erhalten.

42) Zur Nautik des Altertums, contra Breusing, von E. Assmann (Berl. Philologische Wochenschr., 8. Jahrgang. Sp. 26—28, Sp. 58—68).

Gegen die von uns im früheren Berichte anerkennend besprochene

Breusingsche Darstellung des Schiffes der Griechen wird von Assmann ein heftiger Angriff gerichtet, ein Angriff, dessen Heftigkeit wir selbst dann nicht billigen würden, wenn die Darlegungen des Verf. uns von der Unrichtigkeit unser damals ausgesprochenen Ansicht überzeugt hätten. Allein dies ist nicht der Fall, vielmehr hält der Berichterstatter für seinen Teil nach wie vor daran fest, dafs Breusing durch seine Publikation der Wissenschaft einen grofsen Dienst geleistet hat. Die Beanstandung richtet sich zunächst dagegen, dafs an gedachtem Orte die Bewegung eines Ruders mit derjenigen eines Pendels verglichen ward; der Kritiker meint, da das einemal die Schwere, das anderemal menschliche Muskelanstrengung die bewegende Kraft darstelle, so sei ein solcher Vergleich unzulässig. So ganz doch nicht, die Beziehungen zwischen Pendellänge und Schwingungsdauer werden durch die erwähnte Verschiedenheit durchaus nicht in dem Mafse beeinflufst, dafs daraus die Fehlerhaftigkeit der Breusingschen Behauptung, eine obere Ruderbank vermöge niemals mit einer unteren Takt zu halten, entflöfse. Wer einem Breusing, diesem verdienstvollen Mathematiker und Historiker, nachsagt, er habe »Elementarschnitzer« gegen Physik und Marinegeschichte begangen, darf sich wohl nicht wundern, wenn die von dem Angegriffenen ausgehende Antikritik so ausfällt, wie sie (s. u.) ausgefallen ist. Die Thatsache, dafs die verschiedenen Ruderreihen, aufser vielleicht bei Parade-Schaustellungen, niemals oder ganz gewifs nicht dann gleichzeitig in Verwendung kommen, wenn das Fahrzeug eine namhafte Geschwindigkeit erhalten sollte, scheint dem Referenten sicher gestellt. Weiter wird Breusing zum Vorwürfe gemacht, dafs er die Bildwerke viel zu wenig berücksichtigt, dafür aber zu viel Zeit auf unwichtige Fragen verwendet habe. Letzteres zu entscheiden ist schwer, denn das subjektive Empfinden mischt sich da viel zu leicht ein; bezüglich der Kunstdenkmäler aber verdient die Ansicht volle Würdigung, dafs solche nicht selten von wenig sachkundigen Leuten ausgeführt worden seien, die auf ihnen angegebenen Einzelheiten sonach nicht immer Vertrauen verdienen. Kurz, auch wenn man, worüber wir uns selbst kein endgiltiges Urteil zutrauen, Assmanns Erklärung der einen Schiffszweikampf schildernden Stelle bei Polyaen für zutreffender hält, als die von Breusing gegebene, so wird man doch nicht geneigt sein, das Kind mit dem Bade auszuschütten und einen Schriftsteller für einen Stümper zu erklären, der in einem langen Leben der Wissenschaft so viele Dienste geleistet hat. Materiell hat uns der Assmannsche Artikel nur darüber noch mehr vergewissert, dafs unser Wissen von Beschaffenheit und Führung des alten Schiffes noch gar manchen zweifelhaften Punkt aufweist; die Form dieses Artikels aber bedauern wir. Lassen wir den, dem jener Vorstofs galt, nunmehr selber zum Worte kommen.

43) Die Lösung des Trierenrätsels, die Irrfahrten des Odysseus, nebst Ergänzungen und Berichtigungen zur Nautik der Alten von A. Breusing. Bremen 1889. VII. 124 S.

Der erste der drei Abschnitte dieser Schrift enthält wesentlich eine Abrechnung des Verf. mit seinen Kritikern Herbst und Afsmann*). Wir können, da es sich hier noch nicht um die Hauptfrage handelt, den Erörterungen, die sich vielfach um richtige Worterklärungen drehen, nicht im einzelnen folgen, glauben aber im Zweifelsfalle, dafs Breusings These, wer nautische Terminologie verstehen will, mufs mit den Manövern des Schiffes praktisch vertraut sein, nicht angefochten werden kann. Die scharfsinnigste Hypothese fällt unseres Erachtens, wenn der erfahrene Seemann einwendet, dafs sie mit den unabänderlichen Regeln der Schifffahrtskunst, die zur Griechenzeit keine anderen als später gewesen sein können, sich nicht vereinbaren lasse.

Im zweiten Abschnitt erhalten wir Betrachtungen »zur nautischen Geographie Homers«. Der Verf. erinnert daran, dafs alle Versuche, aus den Angaben über die Windrichtung den Schiffskurs rekonstruieren zu wollen, vergeblich sind, weil ja doch das Schiff nur ausnahmlos direkt vor dem Winde hergelaufen sein, für gewöhnlich aber die Windrichtung mit der Fahrtrichtung einen gewissen Winkel gebildet haben wird. Besser würden die gesegelten Distanzen zu verwenden sein, wenn sie in verläfsiger Weise angegeben wären. Die Länder der Cyklopen, der Lästrygonen u. s. w. wirklich nachzuweisen, hält der Verf. für unmöglich, erst die Insel der Circe scheint ein wirklich geographisches Objekt zu sein, das in den äufsersten Westen des damals bekannten Erdkreises zu verlegen ist. Und dieser Westen wäre nach Breusing, der sich überzeugt hält, dafs die Kompouisten der homerischen Gesänge von den Entdeckungsreisen der Phöniker Kenntnis gehabt haben müfsten, mit einer der Inselgruppen jenseits der Säulen des Hercules zu indentifizieren. Dann würde auch der Sitz der Scylla und der Charybdes aus der Meerenge von Messina heraus und in diejenige von Gibraltar hinein zu verlegen sein. Hier folgen wir dem Verf. nicht mit jener Zuversicht, welche uns seinen technisch-nautischen Aufklärungen gegenüber beseelt, denn im allgemeinen zwar haben auch in diesem Falle seine Hypothesen Hand und Fufs, allein es sind eben doch nur Hypothesen, und dafs z. B. die Scylla ein Riesenpolyp gewesen sei, wird nicht Jedermann so sicher einleuchten, wie dem Verf. (S. 67). Die geographischen Konstructionen v. Bärs, der fast die ganze Odyssee im Schwarzen Meere sich abspielen lassen wollte,

*) Die Besprechung des älteren Breusingschen Buches durch Herbst ist uns nicht bekannt geworden, und so konnten wir auf sie auch nicht bezug nehmen. Auch der Assmannsche Artikel »Seewesen« in Baumeisters »Denkmälern« ist, weil letzteres Werk sicherlich von dem Berichterstatter für Archäologie als eine Einheit betrachtet wird, von uns nicht berücksichtigt werden.

hat Breusing siegreich zurückgewiesen, ob aber auch die seinigen als sicher genug fundiert sich erweisen werden, mag in Zweifel gezogen werden.

Die »Lösung des Trierenrätsels« wird uns endlich im dritten Abschnitte dargeboten. Breusing weist nach, dafs einer der allerkompetentesten Seeleute, Barras de la Penne, der unter Ludwig XIV. dessen Galeerenflotte befehligte*), schon mit aller Bestimmtheit sich dahin aussprach, die Thraniten, Zygiten und Thalamiten hätten niemals in verschiedenen Horizonten, sondern stets nur in demselben Horizonte ihren Sitz gehabt. Und wenn ein Seemann sich auf Rudertechnik verstand, so war es gewifs dieser Oberherr von tausenden von Galeerensklaven. Das Hauptargument Breusings ist natürlich wieder das schon oben zitierte, dafs nämlich ein Gleichschlag bei vertikal verteilten Ruderreihen sich unmöglich erzielen lasse, und aus gleichem Grunde wird auch die Hypothese der »Breitpolyeren« abgelehnt, welcher zufolge die Ruderknechte auf einer zur Achsenrichtung des Schiffes schief verlaufenden Bank Platz genommen gehabt hätten. Allerdings besafs jedes Schiff eine Anzahl von parallel zur Wasserfläche angeordneten Öffnungen für die Ruder, aber im Einzelfalle wurde stets nur eine bestimmte dieser Reihen wirklich benützt, und zwar möchte sich die Auswahl nach dem herrschenden Seegange gerichtet haben. Neu und einleuchtend ist die Konjektur (S. 90), dafs die Thraniten die befahrendsten und kundigsten Matrosen waren, die eigentlichen Steurer, denen der die Aufsicht führende Steuermann seine Befehle zu erteilen hatte, während die Thalamiten aus Rekruten bestanden. Die Ruderer der mittleren Reihen waren die Zygiten; ihre Sitze waren nach Breusing nicht fest, sondern beweglich; diese *ὑπερήσια* konnten nach Bedarf höher oder niedriger gehängt werden.

Im ganzen können wir nur wiederholen, dafs die Art und Weise, wie hier die Aufgaben einer jeden Abteilung der Schiffsmannschaft aufgefafst und bis ins einzelne gekennzeichnet werden, uns einen guten und vertrauenswürdigen Eindruck macht. Ein erfahrener Seemann führt uns ins Detail des Schiffbaus und Schiffdienstes ein, indem er uns weder physikalische Unmöglichkeiten zumutet, noch auch den Berichten der alten Autoren Zwang anthut. Und darum begrüfsen wir die Breusingsche Schrift als eine inhaltlich erfreuliche Leistung. Die Art der Polemik freilich macht uns auch bei ihr keine Freude, allein es gilt da eben das alte Sprichwort: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus.

---

*) Genauere Nachforschungen über diese französische Galeeren würden gewifs auf manchen hinsichtlich des alten Seewesens noch dunklen Punkt einiges Licht werfen können. Macaulay, dessen kulturgeschichtliche Nachrichten womöglich ein noch höheres Vertrauen verdienen, als die auf politische Geschichte bezüglichen, sagt hierüber (Geschichte von England, deutsch von Beseler, 7. Band. S. 173): »Jede Galeere ward durch fünfzig bis sechzig grofse Ruder in Bewegung gesetzt, und jedes Ruder ward von fünf bis sechs Sklaven gehandhabt«.

44) Die Kriegsschiffe der Alten von A. Bauer (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1890. No. 110 und 111).

Dafs Bauer der soeben dargelegten Theorie Breusings im Hauptpunkte beipflichtet, ist um so bemerkenswerter, da er sich kurz zuvor in seiner Bearbeitung der Kriegsaltertümer für J. v. Müllers »Handbuch« *) wesentlich auf den althergebrachten, neuerdings besonders durch Graser vertretenen Standtpunkt gestellt hatte. Den Beweis, dafs die Vertikalanordnung der Ruderbänke unmögliches von den Kräften der Arbeiter verlangte, und zwar in dem Mafse mehr, je weiter sie vom Wasserspiegel entfernt gewesen wären — diesen Beweis erachtet Bauer, ebenso wie der Berichterstatter, für erbracht. Aber mit dem Gedanken, dafs die drei Abtheilungen nicht gemeinsam, sondern jeweils nur die eine und die andere, zur Arbeit herangezogen worden seien, kann sich der Verf. nicht befreunden, und er ergreift deshalb ein Auskunftsmittel, auf welches ihn allerdings die Betrachtung antiker Bildwerke geführt hat. Er nimmt nämlich an, dafs die Ruderpforten schräg angebracht waren; die Zygiten safsen nach dieser Ansicht allerdings etwas höher und zugleich weiter zurück, als die Thalamiten, und die Thraniten wiederum safsen rückwärts von den Zygiten, und ihre Plätze waren gegenüber denen der letzteren etwas erhöht. Die erwähnten beiden Vertikalunterschiede aber denkt er sich so gering, dafs die gröfsere Übung und Muskelkraft, welche die Vollmatrosen (Thraniten) vor den Zygiten und diese wieder vor den Anfängern voraus hatten, die Schwierigkeiten ausglich, welche aus der etwas — aber nicht sehr viel — gröfseren Länge der Ruderstangen entspringen mufsten. Dafs innerhalb gewisser enger Grenzen ein solcher Ausgleich stattfinden könne, habe ja auch Breusing selbst zugegeben. Dies ist wahr, und überhaupt widerstreitet die Auffassung Bauers nicht denjenigen Normen, welche von Breusing aufgestellt sind und ohne Verstofs gegen physikalische Wahrheiten nicht aufser acht gelassen werden dürfen. Aber plausibler erscheint uns doch Breusings eigene Interpretation der den drei Matrosenklassen zugewiesenen Geschäfte: bei schönem Wetter reichte Kraft und Kunst der Thalamiten aus, bei rauher See trat die Ablösung durch die Zygiten ein, und der Sturm rief die Triarier des Seewesens, die Thraniten, ans Ruder. Res ad thranitas devenit.

Der Nautik schliefst sich Handel und Verkehr aufs ungezwungenste an. Namentlich, soweit letzterer in frage kommt, hat der dreijährige Zeitraum, welcher zwischen diesem und dem vorhergehenden Zeitraum sich hinzieht, viel gutes erstehen lassen.

---

*) Zur Müllerschen Enzyklopädie glauben wir mit diesem unserem Berichte dieselbe Stellung einnehmen zu sollen, wie zu derjenigen von Baumeister (s. o.).

45) Römische Spielmarken mit Darstellung des Fingerrechens von Fröhner. München 1888 (Separat aus der Zeitschrift des Münchener Altertumsvereines).

Einen Essay über antike Spielmarken glauben wir am besten unter die Rubrik des Handels mit einbeziehen zu können. Man kennt dergleichen dem Verf. zufolge aus allen möglichen Stoffen, aus Elfenbein, Glas, Bronze, Marmor, Kieselstein und Terrakotta, und auch die Formen, bezüglich deren heutzutage die gröfste Einförmigkeit obwaltet, sind so mannigfaltig gewesen, wie nur möglich. Da sie meist zweisprachige Legenden aufweisen (lateinisch und griechisch), so war der Fabrikationsort gewifs eine Stadt von mehr internationalem Charakter, und in der That weisen auch manche Anzeichen auf Alexandria hin. Besonders merkwürdig sind nun die vom Verf. abgebildeten Jetons, welche auf der Vorderseite eine römische Ziffer und auf der Rückseite jene Stellung der Finger dargestellt aufweisen, welche in dem für das Altertum gleichmäfsig wie für das Mittelalter charakteristischen Digitalkalkul der fraglichen Zahl entsprechen. Der Verf. hat die Bilder auf den Rechenpfennigen mit jener eingehenden Schilderung des Fingerrechens verglichen, welche in dem Lehrbuche dieser Kunst von Nicolaus Rhabdas enthalten ist, und da hat sich eine vollständige Übereinstimmung herausgestellt. Beiläufig sei bemerkt, dafs mit den Fingern nicht im eigentlichen Sinne gerechnet wurde, vielmehr diente die erwähnte oft recht sonderbare Handstellung — zumal VII erfordert ein gewisses gymnastisches Geschick — nur als mnemotechnisches Hilfsmittel zur leichteren Festhaltung einer bestimmten Zahl. Der Verf. erwähnt noch, dafs der Sinn eines bisher für unlösbar gehaltenen Rätsels des Symfosius deutlich wird, sobald man annimmt, dafs der Autor auf die Bewegungen der Hand beim Fingerrechnen anspielen wollte.

46) Kultureinflüsse und Handel in ältester Zeit von v. Schweiger-Lerchenfeld (Österreich. Monatsschrift f. d. Orient, 13. Jahrgang. 24 ff. 44 ff. 57 ff.)

Der Aufsatz bewegt sich wesentlich in prähistorischer Spekulation und kommt zu Resultaten, welche die Wissenschaft nicht eben bereichern. Die Gründungszeit der grofsen phönikischen Handelsstätte verlegt der Verf. in das XV. Jahrhundert v. Chr. Santorin, Thasos, Seriphos waren die Inseln, welche durch ihren Reichtum an Kupfererzen die Phöniker zuerst nach dem Westen lockten. Dafs jenes Tarschisch, welches die semitischen Handelsflotten aufsuchten, in Spanien zu suchen sei, wird jetzt wohl allgemein angenommen; die Gründung von Gadira oder Gades soll ins XII. vorchristliche Jahrhundert fallen. Die Tyrrhener erklärt der Verf. für Peloponnesier.

47) Über Welthandelsstrafsen in der Geschichte des Abendlandes von Jastrow, Berlin 1887 (Aus der durch die volkswirtschaftliche Gesellschaft in Berlin herausgegebenen Sammlung von Abhandlungen).

Auch diese Studie bewegt sich, ähnlich wie diejenige v. Schweiger-Lerchenfelds, auf dem wenig erhellten Gebiete der Urgeschichte, allein unter der Hand des gewiegten Historikers gewinnen die Dinge, wie von selbst, eine festere Gestaltung. Bei den Phönikern, so beginnt der Verf., tritt uns der Begriff der Welthandelsstrafse in seiner ganzen ursprünglichen Einfachheit entgegen; die Inseln des Archipelagus wirken (s. o.) eine nach der anderen anziehend auf jenes Handelsvolk, bis sich dasselbe endlich der Purpurschnecke halber bis an das griechische Festland selbst heranwagt. So entstand allmählig im weiteren Drängen nach Westen die Pflanzstadt Karthago, man durchfuhr die Säulen des Hercules und errichtete Faktoreien in Tartessus (Tarschisch). Die Hauptrichtung der Welthandelsstrafse, samt ihren seitlichen Abzweigungen, liegt damit klar bezeichnet vor. Zuerst waren die Phöniker jedenfalls Seeräuber, bis allmählig aus dem einfachen Wegnehmen heraus sich der in letzter Instanz leichtere und lukrativere Tauschhandel entwickelte; den Zweck, sich einen monopolisierten Handelsweg zu sichern, erreichte der Händler weit eher als durch Gewalt durch die Ausstreuung geographischer Gerüchte von der Unzugänglichkeit und Gefährlichkeit der Wasserwege. Strafsenmonopol und staatliche Geschlossenheit der Verkehrswege sind die Signatur des phönikischen Handels, der ganz allein imstande ist, anderen Völkern das zu liefern, was für das Leben notwendig und angenehm erscheint. Die Stadt, in der die Kaufherren enge an einander wohnen, erscheint als die alles beherrschende dem übrigen Lande gegenüber, ein Verhältnis, welches den Propheten Hesekiel den bekannten agrarischen Klageruf ausprefst. Und als die babylonischen, indischen, persischen Despoten die Küstenstädte nominell ihrer Botmäfsigkeit unterthan machen, ändert sich dieses Verhältnis darum doch nicht, denn kommerziell und als die einzigen seefahrtskundigen Unterthanen können sie den Grofskönigen ihre Macht so deutlich fühlen lassen, dafs diese sich mit einem Scheine von Oberherrlichkeit begnügen müssen. Erst ein wirkliches Kulturvolk vermochte das phönikische Weltmonopol zu brechen, und das war das hellenische. Auch die Griechen suchten nach einer Welthandelsstrafse aus dem Westen nach dem Osten, und griechische Kolonien schoben sich immer weiter in dieser Richtung vor, um den innerasiatischen Karawanen bequemer die Hand reichen zu können. In Sogdiana und Bactra, auf der noch jetzt handelspolitisch so wichtigen Oase Merw, berührten sich griechische und mongolische Handelsinteressen, und nun konnten die Gaben des Orients ohne punische Vermittlung in den Besitz des Abendlandes gelangen. Diese neue Verkehrsstrafse brach die Machtstellung der Phöniker, ebenso wie später die Auffindung des Seeweges nach Indien Venedigs Niedergang zur Folge hatte. Das Römer-

tum setzte, freilich zunächst durch ganz andere Beweggründe geleitet, an die Stelle der einzelnen Handelswege das Strafsennetz; im frühesten Mittelalter wurde dann Byzanz das Emporium des Weltverkehrs und damit auch der Mittelpunkt eines von vier Welthandelsstrafsen gebildeten Viereckes.

48) Zur Geschichte des antiken Orienthandels. Vortrag, gehalten in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 8. Dezember 1888 von Friedrich Hirth (Verhandl. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, 1889. No. 1).

Der Verf., einer der wenigen ausgezeichneten Sinologen, deren sich Deutschland rühmen kann, macht in diesem Vortrage den sehr gelungenen Versuch, über die Beziehungen, welche China in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten mit dem Okzident und namentlich mit dem Römerreiche verknüpften, Klarheit zu verbreiten. Dafs ein bis in die Gegend des Aralsees vorgedrungener Heerführer des Reiches der Mitte, namens Pan Cháo, einen Offizier durch Parthien nach dem Lande Ta-ts'in abgesandt hatte (98 n. Chr.), war schon seit längerer Zeit bekannt, aber über die näheren Umstände dieser merkwürdigen Mission werden wir jetzt zum erstenmale unterrichtet. Der Gesandte wollte nach jenem Lande von An-hsi aus segeln, liefs sich aber von dieser Reise durch die übertriebenen Darstellungen der Seeleute abhalten, und so kam er unverrichteter Dinge wieder zurück. Den Namen An-hsi identifiziert der Verf., gemäfs den bei den Chinesen herrschend gewordenen Lautverschiebungsgesetzen, mit Ar-sak; das Land also, in welches der Delegierte zuerst gelangt war, ist das Reich der Arsaciden, Parthien gewesen, da man in China gerne den Bewohner irgend einer Gegend den Namen der Herrscherfamilie beilegt. Alle übrigen Angaben stimmen vortrefflich zu dieser Annahme. Die Römerhauptstadt, welche der Gesandte auf dem Seewege hätte aufsuchen sollen, war übrigens nicht Rom, von dessen Existenz die östlichen Asiaten kaum etwas wufsten, sondern Antiochia, die merkantile Beherrscherin der Ostprovinzen, der Hauptort des Gebietes, welches der Chinese Ta-ts'in zubenannte. Als Hauptgegenstand des Handels, dem Pan Cháo durch seinen Versuch direkter Verkehrsanknüpfung dem Vermuten nach Vorschub leisten wollte, haben wir uns die Seide zu denken, deren Horaz und Plinius mehrfach gedenken; den Weg, den die Seidenkarawanen nahmen, glaubt der Verf. wenigstens teilweise rekonstruieren zu können, indem er die Euphrat-Brücke von Zeugma als Durchgangspunkt hinstellt. Neben der Seide spielte die Wolle des sogenannten »Wasserschafes« eine Rolle, eines Tieres, das der Beschreibung nach zu den Pflanzentieren, den Polypen, gehört haben mufs, aber vielleicht auf die Byssusmuschel bezogen werden darf. Aufser gewebten Stoffen und Rohseide brachte China auf den westlichen Markt noch Glas, verarbeitete und unverarbeitete Metalle, Jadëit-Gegenstände und Droguen, während umgekehrt von diesen letzteren auch ziemlich viel nach China

eingeführt wurde, wie denn sogar die chinesische Bezeichnung für Weihrauch von St. Julien für ein Turki-Wort erklärt wurde. Den Seeweg scheinen die syrischen und mesopotamischen Kaufleute erst verhältnismäfsig spät eingeschlagen zu haben. Erst im Jahre 166 n. Chr. wissen die chinesischen Annalen von Schiffen zu erzählen, die aus dem Lande Ta-ts'in direkt angelangt seien, und zwar sei dies deshalb geschehen, weil die eifersüchtigen Parther dem Überlandverkehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätten. Diese Händler hätten auch den Tribut des Kaisers von Ta-ts'in, Antun (Antoninus Pius), überbracht. Daran ist natürlich kein wahres Wort, aber sehr denkbar ist es, dafs die schlauen Syrer, indem sie den römischen Herrscher als der Suzeränkrone China unterthan schilderten, der Eigenliebe der Chinesen schmeicheln und dadurch bessere Geschäfte machen zu können glaubten. Seit dem genannten Jahre ist der Schiffsverkehr mit China nicht mehr dauernd unterbrochen worden. Ausgangs- resp. Endpunkt desselben war die halb sagenhafte Stadt Kattigara des Ptolemaeus, ein Ort, der eigentlich Kati oder Kattik hiefs und wahrscheinlich an die Grenze von China und Annam zu verlegen wäre. Die für ein Märchen gehaltene Chroniknotiz, dafs unweit Kattigaras die chinesische Grenze mit ehernen Schranken verwahrt gewesen wäre, erläutert Hirth sehr geschickt durch die geschichtlich beglaubigte Thatsache, dafs ein General Ma Yüan, nachdem er um 40 n. Chr. die Bewohner von Annam und Tongkin zu paaren getrieben hatte, zum Gedächtnis seiner Siege zwei Säulen von Erz in dem von einer ständigen Garnison besetzt gehaltenen Grenzpasse aufrichten liefs.

49) Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Eine geschichtlich-geograpische Untersuchung von Wilhelm Goetz. Stuttgart 1888. VIII. 806 S.

Dieses Werk ist in erster Linie ein geographisches, aber der Umstand, dafs in ihm mit Vorbedacht die Neuzeit kürzer als das Mittelalter und dieses dann wieder kürzer als das Altertum behandelt worden ist, erklärt es, weshalb wir ihm auch in diesem Berichte einen Platz, und zwar einen ziemlich ausgedehnten, einräumen. Von geographischer Seite ist das Werk sehr günstig aufgenommen und demgemäfs auch in der Presse besprochen worden, so von Ratzel in den »Grenzboten«, von Th. Fischer im »Litterar. Zentralblatt«, von Penck in der »D. Rundschau f. Geographie u. Statistik«, vom Unterzeichneten in der »Beil. z. Allgem. Zeitung« und von anderen mehr. Wenn dem gegenüber in einigen mehr den rein-philologischen Gesichtspunkt vertretenden Anzeigen gegen einzelne Aufstellungen des Verf. Einwände erhoben worden sind (Oberhummer in der »Wochenschr. f. klass. Philologie«, Hirschfeld in Wagners »Geogr. Jahrbuch«), so soll den letzteren nicht etwa die Berechtigung abgesprochen werden. Wohl aber möchten wir betonen, dafs bei einem Buche, wie dem vorliegenden, der Schwerpunkt nicht in den Einzelresul-

taten, sondern einzig in der Methode und den neu in die Wissenschaft hineingetragenen Gedanken zu suchen ist. Diese seine Anschauung wird auch den Berichterstatter rechtfertigen, wenn er nicht einzelne Differenzpunkte namhaft gemacht hat, obwohl jeder, der selbst auf verwandtem Gebiete arbeitet, naturgemäfs auf diesen oder jenen wird stofsen müssen, sondern wenn er sich begnügte, dem Leser ein übersichtliches Bild von dem zu entwerfen, was der Verf. angestrebt und auch wirklich erreicht hat.

Eingeleitet wird das Goetzsche Buch durch den Versuch, das Wesen und die Grenzlinien einer in dieser Form neu zu bildenden »Wissenschaft der geographischen Entfernungen« zu bestimmen. Ohne uns in allgemeine Diskussionen zu verlieren, heben wir das wichtigste Ergebnis dieses Abschnittes gleich heraus. Es wird die Frage gestellt und nach Möglichkeit gelöst: Wie viel Zeit brauchten Menschen und Gütersendungen, um zu einer bestimmten historischen Epoche von einem Orte A zu einem anderen Orte B zu gelangen. Dafs bei der Lösung solcher Aufgaben eine Fülle von Nebenfragen sich der Erwägung darbietet, leuchtet von selbst ein; man mufs wissen, welche Wege von A nach B führten, wie diese Wege beschaffen waren, ob sie über Gebirge und Gewässer hinweggingen, ob diesen Hindernissen durch bequeme Pässe, Brücken und Fähren beizukommen war, welche Fortschaffungsmittel (Pferde, anderweite Tragtiere, Wagen, Schiffe) dem Gütertransporteur zur Verfügung standen, welche Erleichterung dem Reisenden durch staatliche und private Fürsorge gewährt war u. s. w. Damit ist also, wie man sieht, das Gebiet einer als »Verkehrsgeographie« zu bezeichnenden Teildisziplin der Erdkunde erkennbar umschrieben. Wenn die skizzierte Aufgabe für ein gegebenes Verkehrszentrum gelöst ist, so kann man das Ergebnis der Lösung im Bilde graphisch wiedergeben durch Kurven, welche frühere Forscher »Isochronen« genannt haben, während Goetz sie als »Isohemeren« spezialisiert. Alle Orte B nämlich, welche von A aus im Verlaufe von n Tagen zu erreichen sind, erfüllen den Umfang einer geschlossenen Linie, der 1ten, 2ten . . . nten Isohemere. Man sieht, dafs wenn es keine Verkehrsschwierigkeiten gäbe, alle Isohemeren konzentrische Kreise mit dem gemeinsamen Mittelpunkte A sein müfsten, und die Abweichung der Kurve von der Kreisgestalt orientiert den Beschauer somit beim ersten Blick, nach welcher Seite von A aus die gröfsten, nach welcher die kleinsten Verkehrsschwierigkeiten erwachsen. Goetz hat fünf Isohemerenkarten entworfen, wovon zwei dem Altertum angehören, und es ist sehr belehrend, sich dieselben genau anzusehen. So konstatiert man, dafs von den neunzehn Zentren, welche die Verkehrskarte des römischen Kaisereiches uns vorführt, Palmyra den meisten Anspruch darauf, ein wirkliches geometrisches Zentrum zu sein, erheben darf — kein Wunder, denn das alte Tadmor lag in der Wüste, und im Wüstenterrain kommt es am wenigsten darauf an, nach welcher Richtung der Wanderer sich bewegt.

Die erste der sechs in unserer Vorlage unterschiedenen Perioden reicht bis zum Jahre 850 v. Chr. und behandelt sehr eingehend die Verkehrsverhältnisse bei den Ägyptern, Phönikern, Sumero-Akkadern, Indern und, mit Zuziehung neuen, noch unverwerteten Materiales, bei den Chinesen. Die Perser eröffnen die zweite Periode; hier hat der Verf. insbesondere auf die Bestimmung der von der grofsen Reichspoststrafse Susa-Sardes eingehaltenen Trace Wert gelegt; natürlich aber werden hier auch Griechenland und das ältere Rom mit berücksichtigt. Von den punischen Kriegen datiert die dritte Periode, welche mit dem Hinsinken der Kaisermacht abschliefst und uns mit den grofsen Umwälzungen, welche Roms Herrschaft in dem Verkehrswesen und speziell in der »Verkürzung geographischer Distanzen« zuwege gebracht hat, in vorzüglicher Weise bekannt macht. Von der vierten Periode endlich, welche das frühere Mittelalter umfafst, fallen nur noch die Anfänge in unseren Bereich, nämlich die Byzantinerzeit und die Verdrängung der Römer durch die Germanen. Dafs letztere die Vorteile, welche Roms kluge Begünstigung jeder Verkehrserleichterung dem Staate brachte, nicht durchweg verkannten, beweist der Verf. u. a. mittelst der Bemühungen, welche die Frankenkönige machten, um sich das zu erhalten, was bei ihrer Besitzergreifung Galliens von dem alten Cursus publicus noch vorhanden war.

Mit der Geschichte der Technik schliefsen wir unsere Aufgabe ab. Die Zubereitung pflanzlicher Stoffe soll den Anfang des Schlusses machen, die der Metalle und anderweiten Mineralien soll darauf folgen, und endlich soll auch noch auf das Baugewerbe und die Bauthätigkeit, soweit dabei blos der rein technische Gesichtspunkt mafsgebend ist, eingegangen werden.

50) Histoire du pain à toutes les époches et chez tous les peuples, d'après un manuscrit de G. Husson. Tours 1887. 215 S.

Das kleine Buch verfolgt keine eigentlich wissenschaftlichen Zwecke, wie schon der Mangel jeden gelehrten Apparates darthut, sondern es soll in populärer Weise gezeigt werden, dafs Pflanzenkost bei allen Völkern aller Zeiten eine grofse Rolle spielte und noch spielt. So werden auch den Ägyptern, Indern, Chinesen, Griechen und Römern je einige Seiten in anschaulicher Darstellung gewidmet, aus denen der Fachmann jedoch selbstredend nichts neues lernt. Für die Griechenzeit dient hauptsächlich zur Folie das »Gastmahl des Dinias«.

51) Technik der praehistorischen Gewebe von Buschan (K. A., 19. Jahrgang. 43).

Kurze Notiz über einen auf der dritten Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte gehaltenen Vortrag. Köper ist unter diesen ältesten Geweben am häufigsten vertreten. Auf die ägyptischen Gobelins, von denen die übernächste Nummer handelt, machte der Vortragende besonders aufmerksam.

52) Über die Anfänge und die Entwicklung der Weberei in der Vorzeit von Buschan (K. A., 20. Jahrgang. 38—39).

Auch diesmal liegt uns nur ein kurzer Auszug aus Buschans im Breslauer Museum schlesischer Altertümer gehaltenen Vortrage vor. Die ältesten Gewebe und Geflechte stammen aus schweizerischen und österreichischen Pfahlbauten, während die in verschiedenen Sammlungen zu findenden Gewebeproben der Eisenzeit ins II. bis IV. Jahrhundert n. Chr. zu verlegen sind. Der wagerechte Webstuhl ist der ältere, denn seiner bedienten sich schon die alten Ägypter, während die Römer als die Erfinder der Weblade und des Weberschiffchens anzuerkennen sind. Die Erfindung der Gobelinarbeit will der Redner nicht den Franzosen, sondern den südlichen Persern zuschreiben, und erst durch die Kreuzzüge sei diese Technik nach Europa gekommen.

53) Über altaegyptische Textilfunde von Fritz Hasselmann (K. A., 20. Jahrgang. 45—48. 51—52, auch separat, München 1888).

Der Verf. hat in einer am 21. Februar 1888 vor den Mitgliedern der Münchner anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage, welchem auch der Berichterstatter beiwohnte, eine grofse Auswahl von Proben ägyptischer Webkunst vorgezeigt und beschrieben, unter der sich u. a. zwölf ganze Gewänder befanden. Diese wertvollen Überreste einer untergegangenen Kunstfertigkeit stammen aus Gräbern, welche Dr. Bock in den Jahren 1886—87 systematisch auf solche Fundstücke durchforscht hat. Das Gräberfeld findet sich beim ersten Katarakte, nahe der jetzigen Stadt Aknim, und enthält die Leichen armer wie reicher Leute, durchweg aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera. Die bekehrten Ägypter liefsen trotz ihres Christentums nicht von der heimischen Sitte, die Toten in Mumien zu verwandeln, nur pflegte man über die Natronschicht, welche die eigentlichen Leichenbinden zusammenhielt, noch die besten Gewänder als bedeckende Hülle zu legen, und eben diese Hüllen lieferten den Stoff zu der Hasselmannschen Sammlung. Durch diese wird nun der Beweis geliefert, dafs in der römisch-ägyptischen Periode die Anfertigung von Nadelwirkereien in Gobelin-Manier durch das ganze Nilthal hindurch im Gange war; Leinen, Hanf, Byssus, Papyrus, Wolle, selten nur Seide wurden verarbeitet. Was die Färbung anlangt, so beansprucht Purpur in seinen verschiedenen Abstufungen den Löwenanteil; hiezu wird die interessante Bemerkung gemacht, dafs Dr. Bock bei Beirut in Syrien, also auf alt-phönikischem Gebiete, grofsartige Mengen von Schalen der Purpur- und Trompeterschnecke aufgefunden hat, welche zur Gewinnung des Saftes sämtlich an derselben Stelle angebohrt waren. Die vielfach angezweifelten Nachrichten des Plinius über Purpurgewinnung erhalten damit ihre Bestätigung. Die eingewebten Bildwerke lassen heidnische und christliche Ideenverbindungen in bunter Mengung erkennen; Kreuz, Zentauren, Anspielungen auf das Osirische Totengericht und

die Seelenwanderung wechseln mit einander ab. Auch über die Technik selbst verbreitet sich der Entdecker in seinen Briefen an den Verf. und weist nach, dafs die Haute-lisse vor der Basse-lisse bei weitem vorwiegt. Die reich verzierten Obergewänder der Sammlung dürften identisch sein mit jenen »togae inconsutiles«, welche nach Karabaček Jahrhunderte lang in der Stadt Tinius für den Welthandel gewebt wurden. Auch Fufsbekleidungen wurden auf dem Bebräbnisplatze in Menge angetroffen; dieselben kennzeichnen gut die Fortschritte, welche das Schusterhandwerk machen mufste, um von der einfachen Sandale der älteren Zeit zu den zierlichen, durchbrochen gearbeiteten Schuhen der byzantinischen Epoche aufzusteigen.

54) De l'emploi des bijoux et de l'argenterie comme prix d'achat en Irlande avant l'introduction de la monnaie par D'Arbois de Jubainville. (Rev. arch., 3. Serie, 12. Band).

Der Verf. ist der Ansicht, dafs bei den alten Kelten in Irland, ähnlich wie es Diodor von den Galliern erzählt, vor Einführung der Metalltauschartikel Kühe und Ochsen den Preis einer Waare bestimmt hätten. Später sei das Silber auf der Wage abgewogen worden. Wage, römisches Gewicht und gemünztes Geld sollen im ersten nachchristlichen Jahrhundert auf die grüne Insel gekommen sein.

55) Über Aggry-Perlen und über die Herstellung farbiger Gläser im Altertum von Tischler, Königsberg 1886; besprochen von Sal. Reinach (Rev. arch., 3. Serie, 12. Band).

Perlen der erwähnten Art bestehen aus sieben, abwechselnd hell und dunkel gefärbten Zonen; man hat dergleichen allenthalben auf der Erde, in Deutschland, Dänemark, England, Amerika ebenso wie in Aegypten, Nubien, Guinea, am Kongo und auf den Inseln Ozeaniens gefunden. Zuerst dachte man an aegyptische Provenienz und phoenikische Verbreitung, andere wieder wollten letztere den Normannen zugeschrieben wissen, allein Tischler ermittelte, dafs diese Perlen Erzeugnisse der venetianischen Feinglasfabrikation aus dem XV. und XVI. Jahrhundert sind, so dafs ihre weite Verbreitung alles überraschende verliert.

56) Die Bronzezeit Aegyptens von O. Montelius (K. A., 18. Jahrgang. 111—113).

Die Frage, ob das Eisen oder die Bronze die Grundlage der uralten Kultur im Nillande gewesen sei, ist von den Aegyptologen unbeantwortet gelassen worden. Die von Lepsius u. a. vertretene Ansicht, dafs schon die Pyramidenerbauer eiserne Werkzeuge gehabt und benützt hätten, entbehrt des befriedigenden Beweises; weder Eisen noch Rost hat sich in den älteren Gräbern befunden, und eine Hieroglyphe, welche

zweifellos unserem Eisen entspräche, giebt es ebenfalls nicht. Auf den Denkmälern des neuen Reiches werden grundsätzlich eiserne Instrumente blau ausgemalt, aber für die Zeit vor den Hyksos gilt dieser Gebrauch nicht. Montelius kommt zu dem Schlusse, dafs das Eisen als Nutzmetall erst etwa seit dem Jahre 1500 v. Chr. bei den Aegyptern in Aufnahme gekommen ist, dafs aber noch mehrere Jahrhunderte lang die Bronze sich nicht aus ihrer Suprematie vertreiben lassen wollte, und dafs erst um 1000 v. Chr. die aus dieser Legierung gefertigten Gerätschaften gänzlich verschwinden.

57) Über die vorklassische Zeit in Italien von O. Montelius (K. A., 18. Jahrgang. 126—127).

Während noch Mommsen geglaubt hatte, dafs Italien niemals eine Steinzeit gesehen hätte, fehlt es jetzt nicht mehr an Belegen für deren dereinstiges Vorhandensein, und auch die Bronzezeit scheint sich nicht nur der älteren Ansicht gemäfs über den nördlichen Teil des Landes, sondern über die ganze Halbinsel erstreckt zu haben. Sogar für eine reine Kupferperiode sind Anzeichen nachzuweisen, und sehr lange hat die Übergangszeit von der Bronze zum Eisen gewährt. Folgendes Schema läfst ersehen, dafs in altersgrauer Vorzeit die Kulturentwicklung für Nord- und Mittelitalien sich völlig auf gleicher Höhe hielt, dafs aber dieser Parallelismus vielleicht im zweiten oder dritten Jahrhundert nach Erbauung der Stadt Rom eine Störung erfuhr. Hier das Schema (das Gleichheitszeichen bezieht sich auf zeitliche Übereinstimmung):

Norditalien.		Mittelitalien.
Steinzeit	=	Steinzeit
Ältere Bronzezeit	=	Ältere Bronzezeit
Jüngere Bronzezeit	=	Jüngere Bronzezeit
Übergangszeit zur Aera des Eisens	=	Übergangszeit zur Aera des Eisens
Ältere Eisenzeit (Benaccei-Gräber)	=	Ältere Eisenzeit I
Ältere Eisenzeit (Arnaldi-Gräber)	=	Etruskische Zeit I
Etruskische Zeit	=	Etruskische Zeit II

58) Altertümer aus Transkaukasien von Rudolf Virchow. (K. A., 20. Jahrgang. 137—139).

Von den wertvollen Früchten der Virchowschen Studienreise in die Länder jenseits des Kaukasus interessiert uns hier am meisten die früher noch nicht gleich klar erkannte Thatsache, dafs das Antimon (s. o. 37) den Hauptbestandteil vieler in den dortigen Gräbern aufgefundener Artefakte bildet; besonders Knöpfe wurden aus diesem regulinischen Antimon gemacht. Ebenso wie der Geognost diejenigen Versteinerungen, mit deren Hilfe er am leichtesten und unzweideutigsten das

Alter einer gewissen Sedimentbildung bestimmt, als »Leitfossilien« bezeichnet, betrachtet Virchow das genannte Metall als »Leitmetall« für eine gewisse prähistorische Periode.

59) Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, geöffnet, untersucht und beschrieben von J. Naue. Stuttgart 1887.

Die in diesem sehr verdienstlichen Buche abgehandelten Gegenstände liegen unserem Berichte im allgemeinen fern. Doch verdient als ein Seitenstück zu dem in den eigentlich klassischen Ländern gewonnenen kulturgeschichtlichen Resultaten immerhin bemerkt zu werden, dafs nach Naue die sogenannte Hallstadt-Periode Oberbayerns bereits in das X. Säkulum v. Chr. zu verlegen und der Beginn der Bronzezeit für diesen Teil Deutschlands sogar noch 4—500 Jahre früher anzusetzen ist.

60) Die Bronzezeit in Cypern von J. Naue (K. A., 19. Jahrgang. 123—127).

Die von Ohnefalsch-Richter auf der genannten Insel ausgeführten Ausgrabungen setzen darüber ins klare, dafs eine vorphönikische Bronzezeit angenommen werden mufs, die jedoch wieder in zwei deutlich ausgesprochene Perioden zerfällt. Während der ersten derselben legten die Insulaner lediglich flache Erdgräber an, wogegen sie in der zweiten den Stollengräbern den Vorzug gaben. Schon in der erstgenannten kamen Gegenstände vor, die deutlich ihren babylonischen Ursprung bekunden, während in dem späteren Zeitraume ein massenhafter Import von Gefäfsen, Waffen u. s. w. aus Aegypten und Griechenland (Mycene) stattgefunden zu haben scheint. Die Keilschriftzylinder ermöglichen eine ungefähre Altersbestimmung, und es findet sich, dafs die erste Periode bis nahe an das Jahr 4000 v. Chr. (Sargon von Akkad) hinaufreicht, während für die zweite vielleicht die Zeit 2500—1000 v. Chr. übrig bleiben würde.

61) Les travaux hydrauliques en Babylonie par A. Delattre. Brüssel 1888. 59 S.

Diese Arbeit knüpft an an die Berichte Herodots über Mesopotamien, der das Land als fruchtbar schildert, und wirklich mufs es auch dies gewesen sein, da Berosus und Ammianus Marcellinus ausdrücklich das Vorhandensein zahlreicher Palmen bezeugen, und da Xenophon aus seinen Feldzugserinnerungen einen überaus dichten Hain in der Nähe von Babylon beschreibt. Der hohe Tribut, den die Satrapie Babylon später zu entrichten hatte, wäre auch unerklärlich, wenn sich in der Perserzeit das Zweistromland in dem sterilen Zustande von heute befunden hätte. Regen fiel damals gewifs nicht mehr als jetzt, so dafs eben die künstliche Bewässerung helfend eintreten mufste. Diese war noch im

persisch-griechischen Zeitalter eine sehr ausgiebige und wird von Xenophon im ganzen richtig charakterisiert; nur irrt derselbe, wenn er sagt, das Wasser sei vom Tigris zum Euphrat hin geflossen, da die Strömungsrichtung die umgekehrte war.

Der gröfste der Kanäle war der »königliche« (Naharmalcha), welcher 90 km oberhalb der Hauptstadt vom Euphrat sich abzweigte, längere Zeit annähernd parallel diesem Flusse sich hinzog, dann zuerst nord- und hierauf südöstlich sich wendete, um bei Ktesiphon den Tigris zu erreichen. Dieser Kanal ist noch heute erkennbar. Vor Ktesiphon ging vom Naharmalcha ein Zweiggraben ab, in dessen Nähe nach E. Reclus noch jetzt eine künstliche Bewässerung wahrgenommen wird. Jeder dieser Kanäle war anscheinend wieder mannigfach verästelt, und auch Reservoirs fehlten nicht, um bei Wassermangel auszuhelfen, so dasjenige von Sippara, das allerdings kaum die ihm von einzelnen Autoren beigelegten ungeheuerlichen Dimensionen besessen haben wird. Die nach Herodot zur Verlangsamung der Schiffahrt angebrachten Katarakte haben, wie mehr noch aus einer Inschrift des Sancherib als aus anderweiten griechischen Bestätigungen erhellt, in Wahrheit existiert. Die an und für sich schwierige Unterhaltung der Wasserwege ward in der Diadochenzeit vernachlässigt, und so verfiel allmählig das ganze Kanalsystem.

Die Keilschriftdenkmäler haben in neuerer Zeit auch manchen bezüglichen Aufschlufs erteilt. So rühmt sich König Sinidinna (um 2000 v. Chr.), einen künstlichen Flufs (nâr) gegraben zu haben, ein gleiches behaupten seine Nachfolger Rimsin und Khammurabi, welch letzterer jedenfalls der Erbauer des Arakthu, vielleicht sogar auch des Naharmalcha gewesen ist. Wie hoch man den Werth solcher Bauwerke für Binnenverkehr und Drainierung der Felder schätzte, das lehrt eine Inschrift Nabuchodonosors I: »Wer diese Schrift zerstört, dem soll der Gott des Wassers seine Kanäle verfallen und ihn damit Hungers sterben lassen.« Von einer Anzahl anderer ähnlicher Inschriften erstattet Delattre Bericht. So befindet sich in der sogenannten »Bibliothek des Asurbanipal« ein reichhaltiger Katalog aller babylonischer Wasserstrassen, und auch manche spätere Stelen assyrischer Herrscher, vorab des Tiglatpileser, geben Kunde von den Kanälen des oberen Mesopotamien, deren einer, die »Wasserleitung des Sancherib,« ein aus Hausteinen aufgemauerter Aequaedukt gewesen sein dürfte. Jener König läfst fernerhin zu seinem Lobe verkünden, dafs er den Nâr Tibilti, welcher die Stadt Niniveh mit Schlammassen überschüttete, reguliert und durch Anweisung eines neuen Bettes unschädlich gemacht habe. Diese künstlich geschaffene Vorflutrinne ging vom Khusur (Tigris) aus, umging die Residenz und vereinigte sich unterhalb derselben wider mit jenem Strome, indem zugleich die Umgebung durch diesen Bewässerungskanal reich befruchtet wurde.

62) Bemerkungen über Bau- und Pflastermaterial in Pompeji von W. Deecke (Mitteil. aus dem naturwissensch. Verein f. Neuvorpommern und Rügen zu Greifswald, 17. Jahrgang. 166—182).

Die alte Stadt Pompeji stand auf einem in vorgeschichtlicher Zeit vom Vesuv niedergegangenen Lavastrom, und dieser hat auch wesentlich das Material zu den Bauten der Pompejaner hergegeben. Die eigentliche Lava, welche den inneren Kern des erstarrten Glutmantels ausmachte, wurde nur in geringerem Mafse verwendet, umsomehr aber wurden dies die Schlacken, die glasig erstarrten Bestandteile der oberflächlichen Partien des Ergusses. Doch stammen die Schlacken, aus denen man die Bausteine gewann, auch von anderen entfernteren Lavaströmen her. Bimsstein dagegen kommt, wie Deecke im Gegensatz zu Nissen feststellt, nur sehr spärlich vor. Wirkliche Lava ist es, aus der Treppen, Thürschwellen und Strafsenpflaster besteht, und aus einer gewissen grobkörnigen, leuzit- und olivinreichen Lava waren die durch Haltbarkeit ausgezeichneten Mühlsteine verfertigt. Für den Hausbau eignete sich sehr gut der Tuff, dessen graue Varietät in Pompeji, dessen gelbe Varietät dagegen in Herculanum am meisten verbreitet ist, und auch Kalktuff kommt nicht selten vor. Die Ziegel hat man dem Anscheine nach mit Vorliebe aus der Puzzolanerde der benachbarten phlegraeischen Felder gebrannt, weshalb dieselben zahlreiche Splitter von vulkanischen Gesteinen in sich enthalten. Man sieht, dafs diese römischen Provinzialen sich an die Baustoffe hielten, welche ihnen die Natur sozusagen von selbst darbot, allein das hatte auch zur Folge, dafs die Bauart aller dieser Wohnhäuser nur eine sehr unsolide sein konnte.

63) Die römische Wasserleitung im Dome zu Köln; Fundbericht von Voigtel (Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden der Rheinlande, 82. Heft. 75—81).

Der im Volk lebenden Tradition zufolge ist der Kölner Dom über einer alten römischen Wasserleitung erbaut, und diese Überlieferung ist durch die von dem Dombaumeister Voigtel angeordnete Aufgrabung vollauf bestätigt worden. Man fand 2¼ Meter unter dem Plattenboden einen Kanal, in welchem ein längeres Bleirohr mit einem dazu rechtwinkligen Ansatzrohre eingebettet lag. Die Gefällverhältnisse des Hauptstranges und dessen wesentlich nordsüdliche Richtung stellte eine nähere Untersuchung fest; auch über die technische Ausführung, über die Art und Weise, wie die ursprünglich platt gewalzten Bleiplatten in eine Zylinderform gebracht wurden, liefs sich ein Urteil gewinnen. Bezeichnend für die Solidität der römischen Arbeit ist der Umstand, dafs die aufgedeckte Röhre, die, wie gesagt, aus Blei besteht und mit einer Mischung von Zinn und Zink verlötet worden war, nach einem Zeitraume von 15—1800 Jahren »eine so vollkommene Erhaltung und Dich-

tigkeit zeigte, dafs das Bleilot ohne jede Reparatur noch heute zur Wasserleitung benutzt werden könnte.« Nachträglich ist dem Referenten noch bekannt geworden:

64) Prolegomena ad papyrum magicam musei Lugdumensis Batavi von Albrecht Dieterich. Leipzig 1888 (Inauguraldissertation).

Die Arbeit ist ein Teil einer gröfseren Untersuchung über den erwähnten Papyrus, welche von der Bonner philosophischen Fakultät einen Preis erhielt und als selbständige Schrift im Teubnerschen Verlage erscheinen soll. Acht Papyrushandschriften magischen Inhaltes sind dem Verf. zufolge jetzt bekannt, die namentlich für die Geschichte der gnostischen Lehren grofse Bedeutung besitzen. Der hier in Rede stehende, von Leemanns herausgegebene Papyrus (No. 384 Leyden) scheint aus der Nekropolis Thebens zu stammen und ist zum gröfseren Teile in griechischer, zum kleineren in demotischer Schrift geschrieben. Zauberformeln, alchymistische und astrologische Verse machen den Hauptinhalt aus. Die Autoren, deren Erwähnung gethan wird, sind teilweise unbekannt, teilweise zwar sehr bekannt, aber nur als halbmythische oder vorgeschichtliche Persönlichkeiten, wie Dardanus, Zoroaster u. a., was offenbar davon herrührt, dafs die »abergläubischen Kompilatoren,« welche in den ersten Jahrhunderten der Christenzeit in Ägypten als in einem für mystische Bestrebungen besonders geeigneten Lande zusammenströmten, ohne Wahl glänzende Namen aus allen Zeiten und Erdgegenden für ihre Zwecke nutzbar zu machen suchten. Mit ihnen schmückte man die Produkte der eigenen schriftstellerischen Laune aus. Weiterhin führt der Verf. eine Reihe von Stellen an, welche dafür sprechen, dafs die einzelnen Manuskripte auf gemeinsamer Grundlage stehen, resp. nicht unabhängig von einander entstanden sind, und hierauf macht er sich an die Aufgabe, Ursprung und Quellen des Leemannsschen Papyrus näher festzustellen. Die wesentlich philologisch gehaltene Textprüfung führt denn auch dazu, gewisse Bestandtheile rein ägyptischer Provenienz und dann auch wieder andere auszuscheiden, welche aus dem gnostischen Heerlager und dem orphischen Sagenkreise hervorgegangen sind. Man wird dem fertigen gröfseren Werke mit Interesse entgegensehen dürfen.

Der Unterzeichnete beschliefst hiermit die ihm übertragene Berichterstattung. Zu seinem lebhaften Bedauern nötigen ihn anderweite, seinem gegenwärtigen Berufe näher liegende Arbeiten, dieses Amt in andere, hierzu vorzüglich geeignete Hände zu geben. Er dankt zugleich der Verlagsbuchhandlung und verschiedenen Autoren dafür, dafs sie ihn in den Stand gesetzt haben, seiner Aufgabe mit wenigstens annähernder Vollständigkeit gerecht zu werden.

Jahresbericht über die Medicin bei den Griechen und Römern.

Von

Professor Dr. Th. Puschmann

in Wien.

I. Geschichte der Medicin im Allgemeinen.

1) S. Günther: Geschichte der antiken Naturwissenschaft. Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. 1888. Bd. V. Abth. 1. S. 1—114. Nördlingen.

Der Verf. hat die Aufgabe, die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Heilkunde des Altertums in gedrängter Weise vorzutragen, musterhaft gelöst. Die wenigen Seiten (S. 103—114), welche der Medicin gewidmet sind, enthalten eine überraschende Fülle von Thatsachen, die mit richtiger Erkenntniss ihrer Bedeutung für die wissenschaftliche Entwickelung der Heilkunde ausgewählt worden sind.

2) J. B. Hamilton: History of medicine. N. Engl. Med. Month. Bridgeport. Conn. 1886/87. VI, 149 u. ff.

3) H. Haeser: Grundriss der Geschichte der Medicin. Jena 1884. 8°. 418 S.

Dieses Schulbuch bildet einen Auszug aus des Verf.'s dreibändigem Lehrbuch der Geschichte der Medicin. Es zeigt die gleiche Anordnung des Stoffes und bringt die wesentlichen Thatsachen und Fortschritte, welche die Entwickelung der Heilkunde herbeigeführt oder beeinflusst haben. Das Alterthum umfasst S. 1—70, das Mittelalter S. 73—153. Das Buch kann denen, welche sich rasch mit dem Gegenstande bekannt machen wollen, sehr empfohlen werden; es ist der beste Leitfaden der Geschichte der Medicin.

4) C. A. Gordon: Notes from the history of medicine and of medical opinion from the earliest times. Med. Press. & Circ. London 1887. p. 25 u. ff.

5) Dignat: Histoire de la médecine et des médecins à travers les âges. Paris 1888.

Der Verf. erklärt selbst in der Vorrede, dass seine Arbeit keine quellenmässige Darstellung der Geschichte der Medicin, sondern eine populäre Uebersicht ihrer allgemeinen Entwickelung ist. Sie scheint mehr für Laien als für Fachmänner berechnet zu sein, bietet aber Jenen zu viel und Diesen zu wenig, und sondert nicht das Wesentliche von dem Unwesentlichen.

6) Barbillon: Historia de la medicina. Madrid. 1886. 142 p.

Mit vielem Geschick ist dieser kleine Grundriss der Geschichte der Medicin aus den grösseren historisch-medicinischen Werken, besonders der spanischen und französischen Litteratur, kompilirt worden. Auf seinen 142 Seiten werden die wichtigsten Ereignisse erzählt und die Leistungen der hervorragendsten Aerzte und medicinischen Forscher, welche ihren Namen in der Geschichte verewigt haben, in grossen Zügen skizzirt.

7) Risorius Santorini:
Der Medicin Historia
kurzweilig und in Verslein da
man sie in Prosa, wie bekannt
nicht stark goutiert im deutschen Land.
Mit 44 lieblichen Illustrationen verzieret von Dr. Corrugator Supercilii. Leipzig 1887. 100 S.

8) Th. Puschmann: Geschichte des medicinischen Unterrichts von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig 1889. 8°. 530 S.

»Die vorliegende Arbeit ist der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte des medicinischen Unterrichts. In der Litteratur wurden bisher nur Bruchstücke derselben niedergelegt, welche die Entstehung und Entwickelung einzelner medicinischer Schulen und Anstalten, die Lehr-Meinungen und Unterrichts-Methoden, die dabei wirkenden Personen und ihre Leistungen behandeln«, heifst es in der Vorrede.

Ich habe die darüber vorhandenen Nachrichten gesammelt, geprüft, mit einander verglichen und dabei manchen Irrthum berichtigt manche bisher wenig beachtete oder unbekannte Thatsache ans Licht gezogen. Bei allen Angaben habe ich die litterarischen Quellen genannt, auf welche sie sich stützen, sodass sie kontroliert und, wenn meine Deutung derselben falsch sein sollte, richtig gestellt werden können. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, dass durch ein Versehen des Abschreibers auf S. 89, Anm. 5 anstatt Galen IV, 487 fälschlich Galen III, 412 citirt wird.

Die zahlreichen Beziehungen, welche mein Thema zur Geschichte des Erziehungswesens wie zur allgemeinen Kulturgeschichte darbietet, wurden sorgsam verfolgt und in gebührender Weise hervorgehoben. Da der Inhalt dessen, was zu einer bestimmten Zeit gelehrt wurde, in der Geschichte des Unterrichts einen Platz finden muss, so hat sich meine Arbeit zu einer Geschichte der Medicin erweitert, die das Wissen und die Leistungen der Aerzte durch ihre Erziehung und Ausbildung zu erklären versucht. Selbstverständlich wurden die dem medicinischen Unterricht dienenden Einrichtungen und Anstalten, ihre Ausstattung mit Lehrmitteln und Lehrkräften und ihre Beziehungen zum Fortschritt der Wissenschaften und Künste, zu den religiösen, politischen und sozialen Verhältnissen ausführlich erörtert und dem Ganzen somit eine breite kulturhistorische Grundlage gegeben.

In der Einleitung wird der zweifache Ursprung der Heilkunde entwickelt, nämlich aus der Erfahrung einerseits, welche heilsame Kräuter zu entdecken und Wunden und Knochenbrüche zu heilen suchte, und aus der Mystik andererseits, die in den Krankheiten, besonders den Seuchen, Schickungen der Gottheit erblickte und dieselben durch Gebete und Opfer zu beseitigen trachtete. Der erste Theil (S. 1—112) beschäftigt sich mit dem Alterthum und behandelt in den einzelnen Kapiteln den medicinischen Unterricht in Indien, Aegypten, bei den Israeliten, Parsen, bei den Griechen vor Hippokrates und zur Zeit des Hippokrates, in Alexandria, ferner die Medicin in Rom, den medicinischen Unterricht und den ärztlichen Stand in Rom. Das Mittelalter umfasst S. 113—238, die Neuzeit S. 239—364, die neueste Zeit S. 365—494; in den Schlussbetrachtungen werden einige Fragen besprochen, welche in der Oeffentlichkeit gegenwärtig lebhaft erörtert werden, wie die Vorbildung der Mediciner, die Zusammensetzung der Fakultäten, die Besetzung der Lehrkanzeln u. ä. m. Das Buch ist nicht blos für die ärztlichen Berufsgenossen, sondern für jeden Gebildeten verständlich.

9) Th. Puschmann: Geschichte des klinischen Unterrichts. Klinisches Jahrbuch herg. v. A. Guttstadt. 1889. Berlin. Bd. I, S. 9—66. [beschäftigt sich mit der Ausbildung in der praktischen Heilkunde bei den alten Indern, Aegyptern, Griechen, Römern und im Mittelalter und in der Neuzeit, sowie mit den Anstalten, welche für diesen Zweck ins Leben gerufen wurden].

10) Th. Puschmann: Die Bedeutung der Geschichte für die Medicin und die Naturwissenschaften. Deutsche med. Wochenschr. 1889. No. 40.

Diese Rede wurde in der allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Heidelberg (1889) gehalten und entwickelt die Bedeutung und den Nutzen, welchen das Studium der Geschichte der Medicin und der Naturwissenschaften für den Naturfor-

scher und Arzt hat, beklagt die Vernachlässigung desselben und giebt die Mittel an, durch welche es gehoben und fruchtbringend gestaltet werden kann.

11) B. P. Wright: Medical numismatics. Med. Standard. Chicago 1889. VI, 141.

12) S. Gill: A chapter of medical archeology; the ring in medical lore. New Orleans Med. & Surg. Journ. XII, p. 735.

II. Die mythische Zeit. Die Heilkunst in den Tempeln.

1) M. A. Rust: Mysticism in the development of medicine. Gaillards Med. Journ. New-York. T. 48. p. 9 u. ff.

2) G. A. Stockwell: Curiosities of therapeutics. III. Prehistoric and mystical medicine. Therap. Gaz. Detroit 1887. III. p. 525 und ff.

3) W. Schwartz: Die rossgestaltigen Himmelsärzte bei Indern und Griechen. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin. 1888. Bd. 20. S. 221 u. ff. [Verf. weist auf die Aehnlichkeit zwischen dem Indischen Mythos der rossgestaltigen Açvinen und der Kentaurensage der Griechen hin].

4) W. H. Roscher: Die sogenannten Pharmakiden des Kypselos-Kastens. Philologus 1889. N. F. Bd. 1. H. 4. [Die beiden Frauen auf der Kypselos-Lade werden für zwei Moiren erklärt, »die als Pharmakiden gefasst, in ihren Mörsern dem Menschen Heil und Unheil bereiten«].

5) K. du Prel: Die Mystik der alten Griechen. Leipzig 1888. 8⁰. 170 S.

Der Verf. versucht aus den literarischen Quellen nachzuweisen, dass der Tempelschlaf und die Orakel der Griechen mit den Zuständen der Hypnose und des Somnambulismus identisch waren, dass die Vorgänge bei den Mysterien Aehnlichkeit hatten mit den Erscheinungen, welche man in den spiritistischen Sitzungen beobachten kann, und dass der Dämon des Sokrates sich am besten durch die Annahme erklärt, dass der Letztere die Eigenschaften eines Mediums besass. Zur Stütze seiner Behauptungen zieht er die Schriften über den Hypnotismus und den Spiritismus heran. Da er ein überzeugter Anhänger desselben ist, so nimmt er die Richtigkeit der Angaben, die darüber gemacht werden, an und baut darauf seine Schlüsse und Folgerungen. Er zeigt zu wenig Vorsicht in der Auswahl seiner Gewährsmänner und zu wenig Strenge in der Kritik ihrer Mittheilungen. Baron du Prel, welchen ich seit zwei Jahrzehnten persönlich kenne und hochachte, war früher Offizier in der

deutschen Armee. Er besitzt ein reiches Wissen, einen scharfen Verstand, wie seine philosophischen Arbeiten beweisen, und selbstloses Streben nach der Wahrheit, nach der Erkenntniss; aber er hält jeden Menschen für ebenso ehrlich, als er selbst ist, und glaubt Jedem.

6) Herm. Diels; Antike Heilwunder. Nord und Süd. 1888. Bd. 44. H. 130.

Der Verf. beginnt mit einer scharfen Polemik gegen du Prel und andere Vertreter des Spiritismus, verspottet deren Erklärung des Tempelschlafes und der Tempelkuren und macht den Versuch, diese Thatsachen zu deuten, ohne dass dabei transcendentale Einflüsse zu Hilfe gezogen werden. Er führt zu diesem Zweck mehrere Berichte von Krankenheilungen an, die im Asklepios Tempel zu Epidauros stattgefunden haben sollen und durch die in den letzten Jahren erfolgten Ausgrabungen desselben bekannt geworden sind, und bemerkt, dass sie eigentlich nicht viel mehr enthalten als absurde Behauptungen und abgeschmackte Erfindungen. Aber Niemand wird glauben, dass damit die Aufgabe, welche sich der Verf. gestellt hat, gelöst ist.

Allerdings sind die Krankengeschichten der griechischen Tempel-Medicin zum grossen Theile nichts weiter als fromme Legenden, die von den Priestern ersonnen wurden, um die Macht und die Weisheit ihres Gottes zu preisen. Auch sind die plumpen Schwindeleien, welche sich die Priester bei den Tempelkuren gelegentlich erlaubten, allgemein bekannt; Aristophanes und Philostratus in der Biographie des Apollonius von Tyana haben dies in ergötzlicher Weise geschildert. Aber berechtigt dies zu der Annahme, dass Alles, was über die Tempelkuren und die dadurch erzielten Heilerfolge erzählt wird, Humbug und Märchen ist? Ist es denkbar, dass das geistig hochstehende Volk der Griechen einer solchen Sache durch Jahrhunderte Vertrauen und Achtung gezollt hätte, wenn ihr nicht einige Thatsachen zu Grunde lagen? — Wenn man an die Prüfung dieser Dinge herangeht, so muss man das Wesentliche von dem Unwesentlichen scheiden, die zweckentsprechenden Verordnungen aus dem mystischen Beiwerk, in welches sie gehüllt sind, herausschälen. Dazu gehören nicht blos philologische und archäologische Kenntnisse, sondern auch medicinisches Wissen. Das Urtheil wird dann ganz anders lauten als dasjenige, zu welchem Diels gelangt ist. Man erkennt dabei, dass die Krankenbehandlung in den Tempeln häufig im Gebrauch wirksamer Medicamente und in der Anwendung diätetischer und und psychischer Heilmethoden bestand und wohl geeignet war, die Heilung herbeizuführen. Ich erinnere an die Behandlung des M. J. Apellas (v. Wilamowitz-Moellendorf in philol. Untersuchungen. Berlin 1886. H. 9. S. 116), möchte aber vor allem darauf hinweisen, dass doch eigentlich fast die ganze wissenschaftliche Gestaltung der griechischen Heilkunde auf dem Boden der Tempelmedicin geschah. Inwieweit sich

manche räthselhafte Erscheinung, die bei den Tempelkuren zu Tage trat, durch die erst in neuester Zeit beobachteten überraschenden Thatsachen der Suggestion und des Hypnotismus, der übrigens, wie ich hier beiläufig bemerke, von dem Spiritismus sehr verschieden ist, erklären lässt, muss speciellen Untersuchungen vorbehalten bleiben.

7) Vercoutre: La médecine sacerdotale dans l'antiquité grecque. Rév. archéol. Paris 1885. sér. III. T. 6. p. 273 und ff. 1886. T. 7. p. 106 u. ff. und separ. Angers. 1886.

Eine vorzügliche, durchaus quellenmässige Darstellung der Asklepieen, in welcher namentlich die hygienische Bedeutung derselben hervorgehoben wird. Ihre Lage auf Bergen und in Wäldern oder in der Nähe heilkräftiger Quellen und die diätetischen und psychischen Mittel, welche man dort zur Anwendung brachte, geben den Asklepieen den Charakter von Sanatorien in unserm Sinne. Der Verf. beschreibt ausführlich den Vorgang, wie die Träume zu Stande kamen und welche Rolle die Priester dabei spielten, unterzieht die ärztlichen Verordnungen, die in den Tempeln getroffen wurden, einer Kritik und zeigt, dass sie in vielen Fällen ganz rationell und zweckentsprechend waren. Am Schluss bespricht er die Ursachen des Verfalls der Tempelmedicin, zu denen er hauptsächlich ihre Misserfolge auf therapeutischem Gebiete, die zunehmende Concurrenz, die Fortschritte der wissenschaftlichen Heilkunde und die Abnahme des Aberglaubens unter den Menschen rechnet. Uebrigens fand die Tempelmedicin mit dem Untergange des Heidenthums nicht ihr Ende, sondern blieb unter einer etwas veränderten Form auch unter der Herrschaft des Christenthums bestehen.

8) A. Eschweiler: Ueber den Namen und das Wesen des griechischen Heilgottes. Progr. d. Gymnas. zu Brühl. 1885.

9) H. L. Urlichs: Asklepios und die Eleusinischen Gottheiten. Jahrb. d. Ver. d. Alterth. im Rheinl. 1889. H. 87. [Besprechung einiger Attischer Reliefs, auf denen Asklepios erscheint].

10) A. C. Merriam: Aesculapia as revealed by inscriptions. Gaillards Med. Journ. 1885. p. 355 u. ff.

11) A. C. Merriam: The treatment of patiens in the temples of Aesculapius. Boston Med. & Surg. Journ. T. 112. p. 304 u. ff.

12) J. Anderson: The temple of Aesculapius. Brit. Med. Journ. London 1887. II, 904 u. ff.

13) The statue of Asklepios at Epidauros. The American Journ. of archeol. 1887. III, 2.

14) S. Reinach: La seconde stèle des guérisons miraculeuses, découverte à Epidaure. Rév. archéol. Paris 1885. sér. III. T. 5. p. 265 u. ff.

In der Nähe des Tempels von Epidaurus wurden 1883 zwei mit Inschriften bedeckte Säulen gefunden, welche über Heilungen von Kranken berichten, die in dem dortigen Asklepieion erfolgt sind. Es werden die Namen derselben, die Art der Erkrankung und die Heilmethode geschildert. Ueber die eine Säule, deren Inschriften besser erhalten sind, wurden in der Révue archéol. Paris. 1884. sér. III. T. 4. p. 78 ausführliche Mittheilungen gemacht; mit der zweiten Säule beschäftigt sich der vorliegende Artikel.

15) K. Zacher: Zu den Heilurkunden von Epidauros. Hermes. Bd. 21. S. 467—474.

Der Verf. giebt eine annehmbare Conjektur zu einer Stelle auf Tafel I. Z. 74 der von Kabbadias in der ἐφημερὶς ἀρχαιολογική (1883. S. 197 u. ff. und 1885 S. 1 u. ff.) publicirten Inschriften von Epidauros und geht bei dieser Gelegenheit auch auf das Verhältniss der Asklepiaden zu den Asklepios-Priestern ein. Er glaubt, dass es in den Asklepios-Tempeln zwei Klassen von Beamten gab, nämlich 1) die Priester und Cultusdiener, und 2) die Aerzte, welche als Nachkommen des Gottes, als Asklepiaden, das Heilgeschäft besorgten. Diese Ansicht hat durch P. Girard (L'asclépieion d'Athènes d'après de récentes découvertes in Fasc. 23 der Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Paris 1881) einige Einschränkungen und Berichtigungen erfahren.

16) H. Göll: Heilige Curorte im Alterthum. Ausland. Jahrg. 58. No. 10.

Auf eine unterhaltende Schilderung des Lebens und Treibens in den Asklepieen folgt die Beschreibung der durch die Ausgrabungen von 1881 blos gelegten Trümmerreste des Heiligthums zu Epidauros. Von den sechs Steinpfeilern, welche noch Pausanias sah, sind zwei aufgefunden worden; der eine von ihnen ist freilich nur in Bruchstücken vorhanden, der andere dagegen, welcher zum Bau eines mittelalterlichen Gebäudes verwendet worden war, ist vollständig erhalten. Er soll aus dem dritten Jahrh. v. Chr. stammen und ist mit Krankengeschichten beschrieben, von denen der Verf. einige mittheilt.

17) Entdeckung des Aeskulap-Tempels auf der Insel Kos. Berliner philolog. Wochenschr. 1887.

III. Die Medicin der Griechen und Römer.

1) A. Kums: Les choses médicales dans Homère. Ann. de la soc. de méd. d'Anvers. 1889. II. p. 11 u. ff.

2) Mahler: Die Medicin und der ärztliche Standpunkt der alten Griechen. Wiener Allg. med. Zeitung. 1887. No. 33. 34. [Werthlose Compilation].

3) H. Diels: Leukippos und Diogenes von Apollonia. Rhein. Mus. 1887. Bd. 42. H. 1.

4) L. M. Cowley: Escuela de Pitagoras, secta de los leguministas y vegetaristas. Cron. med. quir. de la Habana. T. X. p. 23. 71.

5) E. Pivion: Etude sur le régime de Pythagore. Le végétarisme et ses avantages. Paris 1885. 8°. 215 p.

6) Pantelidès: Inscriptions de l'isle de Cos. Bull. de corresp. hellén. 1887. No. 1. 2.

7) M. Dubois: De Co insula. Inaug.-Diss. 1884. Paris. 73 p. et 3 cartes.

Der Verf. wurde von der französischen Regierung nach der Insel Kos geschickt, um dort Forschungen über die Lage der verschiedenen Städte, welche in der Geschichte derselben eine Rolle spielen, über die Gestalt und Ausdehnung der alten Hauptstadt, und über die Stelle, auf welcher der alte Asklepios-Tempel gelegen war, anzustellen. Er theilt hier die Ergebnisse dieser Studien mit und schildert dabei den Cultus und die Heiligthümer der Koer. Seine Angaben stützen sich auf zahlreiche Inschriften, welche er aufgefunden oder wenigstens zuerst entziffert hat. Wir wollen hier nur auf diejenigen aufmerksam machen, welche sich auf den Asklepiosdienst und die Heilkunst beziehen. So wird in einer aus dem dritten Jahrh. v. Chr. stammenden Inschrift ein Arzt Xenotimos, Sohn des Timoxenos, wegen der Verdienste, die er sich während einer Pestepidemie erworben hatte, gepriesen und berichtet, dafs er durch Verleihung eines goldenen Kranzes ausgezeichnet wurde. Der Verf. folgert daraus mit Hilfe einer sprachlichen Conjektur, dafs es zu jener Zeit Gemeinde-Aerzte auf der Insel gegeben hat.

8) L. M. J. Mouclier: Essai sur l'histoire chronologique de la médecine grecque depuis les temps les plus reculés jusqu' à Hippocrate. Bordeaux 1887. Inaug.-Diss. 4°. 106 p.

9) Dem. Gregoras: Kritische Bemerkungen über das Leben und die Lehren des Hippokrates. Erlangen 1885. Inaug.-Diss. 8°. 27 S.

Diese »kritischen Bemerkungen« sind sehr wenig kritisch. Der Verf. behauptet z. B. dafs Hippokrates ein Alter von 114 Jahren erreicht habe, ohne dafs er irgend welche Beweise dafür beibringt. Er kennt nicht die über sein Thema vorhandene Literatur, hat die wichtigen Arbeiten von Ermerins, Littré, Kühlewein u. A. nicht studiert und

bringt daher über das Leben und die Lehren des Hippokrates nicht einmal Das, was in den gebräuchlichen Lehrbüchern der Geschichte der Medicin steht.

10) Petersen: Ueber den Hippokratismus. Verhandl. d. Congr. f. inn. Med. Wiesbaden 1889. S. 230—241.

Der Verf. erklärt in dieser formvollendeten Rede das Wesen des Hippokratismus, der im Gegensatz zu dem einseitigen Specialismus der späteren Zeit über der lokalen Erkrankung niemals die Totalität des Organismus übersieht, mehr das kranke Individuum als die Krankheit ins Auge fasst, die Erfahrung für die beste Lehrerin der Medicin erklärt, nicht blofs die wissenschaftliche Bearbeitung der Heilkunde, sondern auch die Heilkunst pflegt, die Heilung durch die einfachsten Mittel, vor Allem durch eine vernunftgemässe Diätetik anstrebt, und stets der ethischen Aufgaben des ärztlichen Berufes gedenkt, und sagt, dass der Hippokratismus »nicht eine Lehre, sondern eine ganze Geistesrichtung, ein Leben« bedeutet.

11) L. Shapter: An adress on the science of medicine; a study of the Hippocratic and present epochs. Brit Med. Journ. London 1884. No. 2. p. 10—13.

12) Hippokrates. Portrait. Med. Class. Publ. Comp. N.-Y. 1888.

13) A. M. Levin: Aretei Kappadok. Vrach St. Petersburg 1887. VIII. p. 845. 872. 932. 944.

14) René Briau: Sur l'introduction de la médecine dans le Latium et à Rome. Paris. Rév. archéol. 1885. scr. III. T. 5. p. 385 u. ff. T. 6. p. 192 u. ff.

Der Verf. widerlegt die in dieser Schroffheit wohl von Niemandem vertheidigte Ansicht, dass Italien erst durch die Griechen mit der Heilkunst bekannt gemacht worden sei. Zahlreiche Thatsachen weisen darauf hin, dass sich schon vor der griechischen Einwanderung auf italischem Boden aus heimischen Elementen eine Heilkunde entwickelte, an welcher die Etrusker einen hervorragenden Antheil nahmen. Der Verf. liefert dafür aus den Belegstellen überzeugende Beweise und glaubt dies auch daraus folgern zu dürfen, dass ein grosser Theil der medicinischen Terminologie nicht griechischen, sondern lateinischen Ursprungs ist. Wenn er dabei das Wort medicus mit dem Oscischen meddix tuticus (curator publicus) in Verbindung bringt, so mag er die Verantwortung dafür selbst übernehmen.

15) Saalfeld: Wie kamen die ersten Vertreter der Medicin nach Rom? Virchows Archiv. 1889. Bd. 116. S. 191 u. ff.

Der Verf. trägt die allgemein bekannten Thatsachen vor, welche in jedem Lehrbuch der Geschichte der Medicin zu finden sind, und giebt

dann ein Verzeichniss medicinischer Technicismen der lateinischen Sprache, die aus dem Griechischen stammen. Leider hat er es versäumt, die über sein Thema vorhandene Literatur vorher durchzuarbeiten, und einzelne wichtige Schriften gänzlich übersehen.

16) M. Wellmann: Zur Geschichte der Medicin im Alterthum. Hermes. Bd. 23. S. 556 u. ff.

In dem ersten Artikel wird die Lebenszeit des Heraklides von Tarent auf Grund einer Menge von Thatsachen, die der Verf. aus der Literatur zusammengetragen hat, um das Jahr 100 v. Chr. bestimmt und die schriftstellerische Thätigkeit desselben besprochen. — Der zweite Aufsatz handelt über den von verschiedenen Autoren, z. B. von Heraklides, citirten Arzt Andreas, welchen Wellmann für den unglücklichen Leibarzt des Ptolemaeus Philopator hält, der vor der Schlacht bei Raphia im Jahre 217 v. Chr. aus Versehen anstatt seines Herrn ermordet wurde. Von ihm rühren nach des Verf.'s Meinung die pharmakologischen Schriften her, welche Dioskorides und Plinius erwähnten, wenn sie sie auch nicht im Original kannten. Leider unterlässt es Wellmann, auf das literarische Verhältniss dieses Andreas zu Andreas von Karystus einzugehen. — Im folgenden Abschnitt sucht er zu beweisen, dass die beiden Aerzte, Namens Philonides, von denen der eine angeblich aus Dyrrachium, der andere aus Sicilien stammte, wahrscheinlich identisch waren. Dieser Philonides lebte um das Jahr 30 v. Chr. und war ein Schüler des Asklepiades und Lehrer des Paccius Antiochus. — Im letzten Artikel setzt der Verf. auseinander, dass Vieles wahrscheinlich auf Apollonios Mys zu beziehen ist, was Apollonios, dem Herophileer, zugeschrieben wird.

17) M. Wellmann: Analecta medica. 1888. Jahrb. f. Philol. Bd. 137. H. 3. S. 153—158.

Zwei kleine Artikel, von denen der eine einen wenig bekannten Arzt des vierten Jahrhunderts v. Chr., Petron oder Petrichus betrifft, der andere die gemeinsame Quelle für Dioskorides und den Scholiasten des Nikander zum Gegenstande hat und als solche den Sextius Niger bezeichnet.

18) F. Küchenmeister: Die beiden Plinius und ihre Besitzungen und Sommerfrischen am Comersee. Wissenschaftl. Beil. der Leipziger Zeitung 1887. No. 60.

19) Laboulbène: Celse et ses oeuvres. Paris. Rév. scient. T. 34. p. 681—686. 718—724. 739—746.

20) Laboulbène: Celse et la médicine à Rome. Paris. Union méd. 1885. No. 29.

21) Stan. Smolénski: Fizyczne sposoby leczenia Korneliusza Celsa (Physikalische Heilproceduren des Cornelius Celsus). Przegląd lekarski. 1885. No. 27. 29. 30. 33.

22) Overbeck: Pompeji. Leipzig 1884. 4. Aufl.

23) R. Lépine: Une page d'histoire de la médicine. La thérapeutique sous les prémiers Césars Lyon méd. 1889. No. 46. 47. [Lebhafte Schilderung der Medicin im alten Rom].

24) Dupouy: Médecine et moeurs de l'ancienne Rome d'après les poètes latins. Paris. 1885. 8⁰. 432 p.

Zusammenstellung aller auf die Aerzte, die Medicin und die sanitären Zustände bezüglichen Stellen aus Ovid, Horaz, Catull, Properz, Virgil, Lucan, Lucrez, Lucilius, Persius, Juvenal, Martial, dem Tragiker Seneca, aus Plautus und Publius Syrus. Die Erklärungen, welche Dupouy dazu giebt, haben eine anmuthige Form, sodass das Buch eine genussreiche Lektüre darbietet.

25) Dupouy: La médecine dans les poètes latins. Paris. Méde cin. 1884. No. 15.

26) Amari: Sul supposto sepolcro di Galeno alla Cannita. Palermo. 1887. 8⁰. 15 p.

27) A. Corlieu: Les médecins grecs depuis la mort de Galien jusqu'à la chute de l'empire d'Orient. Paris méd. 1884. p. 1. 49. 73. 169. 217. 229. 289 u. ff. u. separat.

Der Verf. beginnt damit, dass er zunächst die Summe des medicinischen Wissens feststellt, welches die Aerzte bei Galens Tode besassen; dabei geht er namentlich auf die Anschauungen und Theorien ein, die sich damals in Betreff des Wesens und der Behandlung der verschiedenen Krankheiten geltend machten. Hierauf schildert er die Entwickelung der Heilkunde in der Nach-Galenischen Zeit und während der Byzantinischen Periode. Die hervorragenden Aerzte und medicinischen Autoren werden genannt, ihre Lebensschicksale erzählt, ihre wissenschaftlichen Leistungen und ihre Schriften aufgezählt und der Inhalt der letzteren mit wenigen Worten angegeben. — Im Anhang folgen zwei Abhandlungen, die eigentlich nicht hierher gehören. Die eine handelt über die Pest von Athen und wurde zuerst in der Révue scientifique (22. März 1884) veröffentlicht; der Verf. erklärt die von Thukydides beschriebene Krankheit mit Recht als eine Epidemie des Kriegs-Typhus. Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit den sanitären Zuständen bei dem Rückzuge der Zehntausend unter Xenophon und enthält eine Menge werthvoller Bemerkungen über das Militär-Medicinalwesen bei den Griechen; sie erschien ebenfalls schon früher (1879). —

28) A. Corlieu: Michel Psellos ou le bègue. Paris méd. 1884. p. 325—327.

IV. Die medicinische Literatur der Griechen und Römer.

1) A. G. Kostomiris: Sur les écrits inédits des anciens médecins grecs et ceux dont le texte original est perdu, mais qui existent en latin ou en arabe. Rév. des étud. grecques u. Gaz. méd. de Paris. 1889.

Kostomiris weist, wie schon viele Andere vor ihm, darauf hin, wie wenig noch für die Herstellung guter Ausgaben der medicinischen Autoren der griechischen Literatur geschehen ist. Wir besitzen noch keine korrekte griechische Ausgabe des Galen, noch keine vollständige Original-Ausgabe des Aëtius, obwohl sie nicht blos für die Geschichte der Medicin, sondern auch für diejenige der Philosophie und für die gesammte Culturgeschichte des Alterthums eine grofse Bedeutung haben. — Der Verf. giebt dann ein Verzeichniss von medicinischen Schriften der alten Griechen, deren Original-Text bisher noch nicht veröffentlicht worden ist. Er nennt hier zunächst mehrere Abhandlungen, welche fälschlich dem Hippokrates zugeschrieben werden, nämlich 1) *Ἱπποκράτους νόημά τε καὶ σημείωσις περὶ ζωῆς καὶ θανάτου.* 2) *Ἱπποκράτους πρὸς Γαληνὸν περὶ σφυγμῶν καὶ κράσεων.* 3) *Ἱπποκράτους περὶ διαφορᾶς καὶ παντοίων τροφῶν.* 4) *περὶ οὔρων.* 5) *πρεσβευτικός.* ferner 6) *Ἰατροσόφιον ἐκ τοῦ Ἱπποκράτους βιβλίου.* 7) *Λύσεις εἰς τὰ προβληθέντα Ἱπποκράτεια ἰατρικὰ καὶ φυσικὰ ζητήματα.* 8) *Ἐξήγησις τῶν ἀφορισμῶν Ἱπποκράτους* (Commentare des Theophilus, Meletius und Damascius). 9) Die Fragmente aus der Arzneimittellehre des Kratevas. 10) Mehrere Schriften des Aelius Promotus, nämlich das *Δυναμερόν* (Arzneimittellehre), die *Ἰατρικὰ, φυσικὰ καὶ ἀντιπαθητικά* und *περὶ ἰοβόλων καὶ δηλητηρίων φαρμάκων.* — Hierauf folgt eine Anzahl von Abhandlungen, welche Galens Namen tragen. Einige sind wahrscheinlich ächt, die meisten aber apokryph. Zu den ersten gehören: 11) *Περὶ λεπτυνούσης διαίτης καὶ ταχυνούσης.* 12) *Πρὸς Γαῦρον περὶ τοῦ πῶς ἐμψυχοῦνται τὰ ἔμβρυα.* (An Gauros über die Frage, wie die Embryonen beseelt werden). 13) *Περὶ τῶν σφυγμῶν τοῖς εἰσαγομένοις* (zum Theil in der Kühn'schen Ausgabe gedruckt). 14) Drei Schriften *περὶ μυῶν, περὶ ὀστῶν* und *περὶ φλεβῶν,* die, wie Kostomiris glaubt, keineswegs mit den unter ähnlichen Titeln veröffentlichten Arbeiten in der Kühn'schen Ausgabe übereinstimmen. 15) *Περὶ τοῦ ὅλου νοσήματος*, welches vielleicht identisch ist mit einer Abhandlung, die bei Kühn T. VII. p 440—462 steht. — Zu den letzteren müssen folgende Abhandlungen gerechnet werden: 16) *Περὶ ἀπεψίας πραγματεία.* 17) *Περὶ διαίτης καὶ θεραπειῶν πρὸς Ἀντικένσορα πατρίκιον καὶ ἕτερα προβλήματα φιλόσοφα φυσικὰ περὶ ἰατρικῆς.* 18) *Ἐκ τοῦ πρὸς Πατρόφιλον περὶ πλευρίτιδος.* 19) Ein griechisches Verzeich-

niss der einfachen Arzneistoffe. 20) *Περὶ χειρουργησιῶν Γαληνοῦ καὶ περὶ κατακλήσεως νοσούντων.* 21) *Ἰατρομαθηματικά* (vielleicht identisch mit einer Abhandlung der Kühnschen Ausgabe Bd. 19. S. 529 und ff.). 22) *Ἰατροσόφιον ἐκλελεγμένον ἐκ τοῦ Γαληνοῦ καὶ Ἱπποκράτους καὶ ἄλλων τινῶν πολλὰ δοκιμώτατον.* 23) *Ἱπποκράτους τε καὶ Γαληνοῦ καὶ ἑτέρων φιλοσόφων Λατίνων καὶ Γρεκῶν περὶ θεωρημάτων τε καὶ ἐπιστάσεων ἀληθοῦς ἀποδείξεως.* 24) *Γαληνοῦ προγνωστικὸν περὶ ἀνθρώπου.* 25) *Προλεγόμενα εἰς τὸ τοῦ Γαληνοῦ περὶ στοιχείων.* 26) *Γαληνοῦ τὰ ἐρωτήματα τῆς ἰατρικῆς.* 27) Alte handschriftliche Inhaltsangaben mehrerer Werke Galens und Verzeichnisse der von ihm citirten Autoren. 28) *Ἰατροσόφιον Γαληνοῦ καθ' Ἱπποκράτους.* 29) *Τοῦ Ἱπποκράτους εἰς τὰ ἀναλυτικὰ, βιβλία δεκατέσσαρα· καὶ ἐξηγεῖται αὐτὰ ὁ Γαληνός.* — Der Verf. führt hierauf 30) die Schriften einer Aerztin Metrodora an, deren Lebenszeit unbekannt ist. Sie betreffen die Krankheiten der Frauen, die Erkrankungen des Uterus, der weiblichen Brüste, des Magens u. a. m. 31) Die specielle Pathologie eines anonymen Arztes, welcher der Verf. ein hohes Alter und einen werthvollen Inhalt zuschreibt. 32) Die *Ὀφθαλμικά* des Oribasius. 33) Die *Σύνοψις εἰς τὴν φύσιν τοῦ ἀνθρώπου* des Philosophen Leo (886 n. Chr.). 35) Mehrere medicinische Schriften von Autoren der Byzantinischen und neugriechischen Periode, z. B. von Theophanes Nonnus, Michael Psellus, Theodor Laskaris, Nikolaus Myrepsus, Johannes Aktuarius, Nikol. Kerameus, Nikaeus, einen Theil der Hippiatrika, einige Abhandlungen, welche den Namen des mythischen Hermes tragen, einen Theil der Ephodia, medicinische Schriften von Johannes, dem Sohne Michaels, vom Archiater Johannes, von Stephanus Magnetes u. A. — Im nächsten Abschnitt spricht Kostomiris über einige medicinische Werke der Griechen, deren Original-Text verloren gegangen ist, von denen aber noch lateinische oder arabische Uebersetzungen vorhanden sind. Er citirt hier des Hippokrates *περὶ ἑβδομάδων*, von der übrigens nicht blos eine lateinische, sondern auch eine arabische Uebersetzung (München No. 802) existirt, die Lib. IX—XV von Galens Anatomie, einen Theil der Commentare Galens zu den Epidemien des Hippokrates, mehrere Schriften, die unter Galens Namen vorkommen, aber einen zweifelhaften Ursprung besitzen, und zum Theil bei Chartier veröffentlicht worden sind, z. B. *περὶ τῶν προκαταρκτικῶν αἰτίων, τῆς ἐμπειρικῆς ἀγωγῆς ὑποτύπωσις, περὶ θώρακός τε καὶ πνεύμονος κινήσεως, εἰ πάντα τὰ μόρια τοῦ γεννωμένου ζῴου συγγίνεται, περὶ τῆς τῶν φωνηέντων ὀργάνων ἀνατομῆς, περὶ φωνῆς τε καὶ ἀναπνοῆς, περὶ τῆς τῶν ζώντων ἀνατομῆς, περὶ κινήσεων γνωστῶν τε καὶ ἀπόρων, περὶ τῆς τῶν ὀφθαλμῶν ἀνατομῆς, περὶ ὀφθαλμῶν*, sowie die durch Caelius Aurelianus bekannte specielle Pathologie und Therapie der acuten und chronischen Krankheiten von Soranus und die Werke des Theodorus Priscianus. — Der Verf. giebt an, wo sich die einzelnen Handschriften befinden, macht einige Mittheilungen über ihre gegenseitigen Beziehungen und ihr Alter,

skizzirt den Inhalt der Werke, soweit er davon Kenntniss genommen hat, und kündigt schliesslich an, dass er damit beschäftigt ist, die wichtigsten der von ihm aufgezählten Schriften im griechischen Original-Texte herauszugeben. Er hat mit den ungedruckten Büchern des Aëtius begonnen, welche demnächst erscheinen werden. wie ich von Kostomiris selbst erfahren habe. Seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse, seine umfassende allgemeine und fachwissenschaftliche Bildung, seine unermüdliche Arbeitskraft und selbstlose Begeisterung für die Sache berechtigen zu der Erwartung, dass sein Unternehmen erfolgreich sein wird. Die griechische Regierung hat ihm eine namhafte finanzielle Unterstützung für seine Arbeiten zugesichert und damit wieder gezeigt, dass man im heutigen Griechenland wie einst in den Zeiten des Alterthums den höchsten Ruhm darin sucht, Kunst und Wissenschaft zu fördern.

2) Th. Gomperz: Die Apologie der Heilkunst. Eine griechische Sophistenrede des fünften Jahrhunderts v. Chr. Sitzungsber. d. K. Akad. d. Wiss. zu Wien. 1890. Philos. hist. Kl. Bd. 120. H. 9.

Die in der Hippokratischen Sammlung enthaltene Schrift »über die ärztliche Kunst« besitzt die Form einer Rede und rührt nicht von einem Arzt, sondern von einem Sophisten her und zwar von einem hervorragenden Vertreter dieses Standes. Die Zeit ihrer Abfassung fällt, wie der stylistische Ausdruck und die Denkweise vermuthen lassen, wahrscheinlich in die letzten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Die Bezugnahme auf andere Schriften desselben Autors, die Polemik gegen Melissos von Samos, die Eigenthümlichkeiten der Sprache und andere Gründe weisen auf Protagoras als den Verfasser der Abhandlung hin, wie Gomperz in überzeugender Weise auseinandersetzt.

Derselbe giebt dann (S. 41—65) den auf Grund der Handschriften kritisch gesichteten griechischen Text des Buches *περὶ τέχνης* nebst den Text-Varianten und einer vorzüglichen deutschen Uebersetzung. Bei den Handschriften lassen sich drei Stadien fortschreitender Verschlechterung unterscheiden. Die älteste und beste Lesart zeigt der Pariser Codex No. 2553; hierauf folgt der Codex Marcianus No. 269 und dann kommen die Handschriften der späteren Zeit. Geringe Ausbeute liefern die Varianten-Sammlungen von Joh. Sambucus, Th. Zwinger, Mercuriale, Foës, Servin und Fevré. Die Ausgaben von Littré, Ermerins und Reinhold enthalten zahlreiche Unrichtigkeiten und Unklarheiten und bedürfen mancher Berichtigung und Verbesserung. Gomperz entwickelt den Aufbau der Rede, bespricht die sprachliche Form derselben, ihre Dialekt-Eigenthümlichkeiten und deren Verhältniss zu den übrigen Schriften der Hippokratischen Sammlung und zum Jonismus überhaupt und erläutert den von ihm festgestellten griechischen Text durch eine grosse Anzahl von Erklärungen und Anmerkungen, welche durch die überzeugende Logik der Beweisführung, durch den Reichthum an historischen und lite-

rarischem Material und durch die Classicität des Ausdrucks ebensoviel Genuss als Belehrung gewähren.

3) J. Ilberg: Zur Ueberlieferung des Hippokratischen Corpus. Rhein. Mus. 1887. Bd. 42. H. 3. S. 436—461.

In diesem Aufsatz werden die Handschriften der Hippokratischen Sammlung nach ihrem Wert und ihrer verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit geordnet und in drei Klassen eingetheilt. Zu der ersten rechnet der Verf.: 1) Cod. Vindobon. med. IV und 2) Cod. Parisinus 2253, welche beide dem 10. Jahrh. angehören. 3) Cod. Laurent. 74, 7, der aus dem 11. oder 12. Jahrh. stammt. In die zweite Klasse stellt er: 4) Cod. Vaticanus 276 aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. 5) Cod. Parisinus 2146 aus dem 16. Jahrh., der eine Abschrift des vorigen Codex ist, ebenso wie 6) Cod. Vatican. Palatinus 192, der im 15. Jahrh. geschrieben wurde. Von der dritten Klasse unterscheidet er drei Gruppen, von denen die erste: 7) den Cod. Marcianus 269 aus dem 11. Jahrh. und 8) Cod. Ambrosianus 85, welcher um das Jahr 1500 angefertigt wurde und dem vorigen sehr nahe steht, die zweite: 9) Cod. Paris. 2254 und 2255, der dem 14. Jahrh. angehört, 10) Cod. Vatican 277 aus dem 14. Jahrh., 11) Cod. Urbinas 68 aus dem 15. Jahrh 12) Cod. Paris. 2142 aus dem 13. Jahrh. 13) Cod. Paris. 2145 aus dem 14. Jahrh. und 14) Cod. Havniensis 224 aus dem 15. Jahrh., und die dritte: 15) Cod. Paris. 2144. 16) Cod. Paris. 2140. 17) Cod. Paris. 2143, welche sämmtlich aus dem 14. Jahrh. stammen. 18) Cod. Laurentian. 74, 1, welcher im Jahre 1500 geschrieben worden ist. 19) und 20) Zwei Leydener Handschriften, die von Ermerins benutzt wurden. 21) Cod. Oxford 204, welcher von Coxe beschrieben wurde, und 22) die Münchener Handschrift vom Jahre 1531, die Cornarius seiner Ausgabe zu Grunde legte, umfasst. Der Verf. beschreibt die einzelnen Codices, schildert ihre Bedeutung und zeigt, welche von ihnen bei einer neuen Ausgabe der Hippokratischen Sammlung zu Rathe gezogen werden müssen. Er empfiehlt dafür namentlich die unter No. 1 und 2 aufgeführten Codices, durch deren Vergleichung der Text der Littréschen Ausgabe manche Verbesserungen erfahren würde, wie er durch einige Beispiele erläutert.

4) J. Ilberg: Ueber das Hippokratische Corpus. Verhandl. d. Philologen-Versammlung in Görlitz. 1889.

Der Redner schildert in diesem Vortrage in gedrängter Kürze die Entstehung und die Schicksale der Hippokratischen Sammlung, berührt das Verhältniss der ältesten Herausgeber Artemidoros Kapiton und Dioskurides zur Textes-Ueberlieferung und die Beziehungen der Galen'schen Commentare zur heutigen Gestalt des Werkes, bespricht die lateinischen

Uebersetzungen, den Einfluss der Salernitanischen Schule und die Uebersetzungen der Araber und hebt endlich die Bedeutung hervor, welche einzelne Handschriften für den Text besitzen.

5) J. Ilberg: Die Hippokrates-Ausgaben des Artemidoros Kapiton und Dioskurides. Rhein. Mus. N. F. Bd. 45. S. 111—137. 1890.

Artemidoros Kapiton und Dioskurides, welche unter dem Kaiser Hadrian lebten, waren die Ersten, welche die Herausgabe der Hippokratischen Werke unternahmen. Sie benutzten dabei wahrscheinlich das Material, welches die zahlreichen Commentatoren vor ihnen hinterlassen hatten. Sie arbeiteten von einander unabhängig, scheinen aber in vieler Beziehung zu den gleichen Ergebnissen gelangt zu sein. Was wir von ihrer Thätigkeit wissen, verdanken wir den Mittheilungen Galens, welcher die von ihnen vorgenommenen Aenderungen des Hippokratischen Textes angiebt und dabei berichtet, dass Dioskurides gewissenhafter war als Artemidoros und nicht wie jener, die Varianten unmittelbar in den Text stellte, sondern nur am Rande anmerkte. Der Verf. stellt in diesem Aufsatz die von Galen bezeugten Lesarten der beiden Ausgaben zusammen, erörtert dann die Frage, welche Spuren sie in unserer handschriftftlichen Tradition hinterlassen haben, und zeigt, dass sie darauf weder einen solchen massgebenden Einfluss ausgeübt haben, wie Christ annimmt, noch ohne jede nachhaltige Wirkung waren, wie Littré glaubte, sondern ohne Zweifel an einigen Stellen die Form bestimmt haben.

6) Schneider: Quaestionum Hippocratearum specimen. Bonn. 1885. 8°. 31 S. Inaug.-Diss. [Der Verf. versucht auf Grund des Gebrauches einiger Partikeln die Frage der Aechtheit mehrerer Hippokratischer Schriften zu lösen].

7) Kühlewein: Zur Ueberlieferung der Hippokratischen Schrift *κατ' ἰητρεῖον*. Hermes. 1888. Bd. 23. S. 259—267.

Die kleine Schrift über die Werkstatt des Arztes macht den Herausgebern und Erklärern grosse Schwierigkeiten, weil der Text derselben sehr verdorben und lückenhaft ist und grösstenteils in abgerissenen unvollständigen Sätzen besteht, denen die nothwendige Verbindung und Durcharbeitung fehlt. Kühlewein hat nun die Handschriften einer genauen Durchsicht unterzogen und zwar die beiden ältesten, nämlich den Cod. Laurent. 74, 7 und Marcianus 269, welche dem 11. Jahrundert angehören, und dabei gefunden, dass sich mit deren Hilfe viele Mängel und Irrthümer des Textes der bisherigen Ausgaben verbessern lassen. Er liefert dafür zahlreiche Belege und bemerkt, dass Littré nur eine schlechte Collation des Cod. Laurent. 74, 7 und die Pariser Handschrift 2146 aus dem 16. Jahrhundert, die eine Abschrift des Cod. Vatican. 276

ist, benutzt hat, während Pétrequin eine fehlerhafte Collation des Cod. Marcianus 269 hatte.

8) Kühlewein: Die handschriftliche Grundlage des Hippokratischen Prognostikons. Hermes. 1890. Bd. 25. S. 113—140.

Schon früher (De Prognostici Hipp. libris manuscr. Lips. 1876) hat der Verf. die verschiedenen Handschriften, von denen siebzehn in Paris, zwei in Wien, eine in Mailand, eine im Vatikan, eine in Florenz, eine in Venedig und eine in München sind, beschrieben und dabei bemerkt, dass sie in zwei Gruppen zerfallen, von denen diejenige, welche die Galen'schen Lesarten besitzt und hauptsächlich durch Cod. Vindobon. 20 und Parisin. 446 repräsentirt wird, den besseren Text aufweist. Kühlewein hat nun neuerdings noch vier Handschriften verglichen und erstattet hier darüber Bericht. Es sind dies: 1) Cod. Barberin. I, 11, welcher dem 14. Jahrh. angehört und mit Cod. Marcianus 269 und Parisinus 2142 übereinstimmt. 2) Cod. Laurent. 74, 1 aus dem 15. Jahrh., welcher der Münchener Handschrift 71 nahe steht. 3) Cod. Laurent. 74, 11 aus dem 13. Jahrh., der ebenso wie der folgende Codex zur besseren Klasse der Handschriften gehört. 4) Codex Vaticanus 2254, der aus dem 10. Jahrh. stammt. Die beiden zuerst genannten Handschriften sind für die Feststellung des Textes nahezu entbehrlich, die beiden letzten dagegen sehr werthvoll und nothwendig. Kühlewein spricht dann über eine lateinische Uebersetzung des Prognostikons, welche in der Pergament-Handschrift G 108 der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand enthalten ist und um das Jahr 900 in Ravenna geschrieben wurde. Die Uebersetzung selbst ist vielleicht schon im fünften Jahrhundert, jedenfalls aber nicht später als im Anfang des sechsten Jahrhunderts entstanden, wie sich aus dem Charakter der Latinität ergiebt. Hierauf folgt der lateinische Text derselben. Am Schluss seiner Arbeit macht der Verf. einige Vorschläge zur Verbesserung des griechischen Textes, welche durch die Durchsicht der griechischen Handschriften und der alten lateinischen Uebersetzung hervorgerufen wurden.

9) Kühlewein: Die Textesüberlieferung der angeblich Hippokratischen Schrift über die alte Heilkunde. Hermes. 1887. Bd. 22. H. 2. S. 179 u. ff.

Der älteste Codex, welcher die Abhandlung *περὶ ἀρχαίης ἰητρικῆς* enthält, ist der Pariser No. 2253; in dem Vindobon. med. IV fehlt sie. Die Pariser Handschrift hat den besten Text; an manchen Stellen bietet nur sie allein eine richtige und vernünftige Lesart. Wo sie fehlerhaft erscheint, muss der Cod. Marcian. No. 269 zu Rathe gezogen werden, was die früheren Herausgeber gar nicht oder doch nicht in genügender Weise gethan haben. Kühlewein hat diese Handschrift zu zwei Drittheilen collationirt und berichtet, dass sie nicht blos die guten Lesarten

der Pariser bestätigt, sondern an einzelnen Stellen sogar den Vorzug vor ihr verdient. Er weist ferner auf den Cod. Laurent. 74, 1 hin, welcher ebenfalls einige beachtenswerthe Varianten besitzt, und zeigt an einigen Beispielen, wie der Text der Littréschen Ausgabe durch die Venetianer und Florentiner Handschrift verbessert werden kann.

10) Kühlewein: Der Text des Hippokratischen Buches über die Kopfwunden und der Mediceus B. Hermes. Bd. 20. H. 2. 1886.

Der Cod. Laurentianus 74, 7, welchen Laskaris aus Konstantinopel nach Florenz brachte, enthält ausser acht anderen Schriften anatomischen und chirurgischen Inhalts auch die Hippokratische Abhandlung über die Verletzungen des Kopfes; er ist mit colorirten Zeichnungen ausgestattet und bildet einen Theil der Sammlung des Niketas. Leider reicht der Text der Abhandlung nur bis Cap. 16; er diente den beiden Pariser Handschriften derselben, die aber vollständig sind, als Vorlage. Littré benutzte bei seiner Ausgabe eine von Foësius hinterlassene Collation. Kühlewein hat dieselbe nochmals mit dem Cod. Laurent. verglichen und liefert auf Grund dessen eine Menge von Berichtigungen, Ergänzungen und Verbesserungsvorschlägen.

11) F. Poschenrieder: Die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles in ihrem Verhältniss zu den Büchern der Hippokratischen Sammlung. Progr. d. Studienanst. zu Bamberg. 1888. 67 S.

Der Verf. untersucht, welche Schriften der Hippokratiker dem Aristoteles bekannt waren, und kommt zu dem Ergebniss, dass sich dies vom Lib. VIII des Werkes de aere, aquis et locis, den Aphorismen, Lib. II de diaeta, Lib. I und II de morbis, Lib. II und VI der Epidemien, der Schrift über die Kopfverletzungen, dem Buche über die heilige Krankheit, von den Abhandlungen de locis in homine, de carnibus, de natura ossium, de natura hominis, de articulis u. a. nachweisen lässt. Er stellt zu diesem Zweck die betreffenden Stellen aus Aristoteles den entsprechenden Sätzen der Hippokratiker gegenüber.

12) L. Dittmeyer: Die Unächtheit des neunten Buches der Aristotelischen Thiergeschichte. Blätt. für d. Bayr. Gymnas. 1887. Bd. 23. H. 4.

13) W. Studemund: Damocratis peëtae medici fragmenta selecta im Index lection. in univers. literar. Vratisl. Breslau. 1889. 4°. 33 p.

Der Arzt Damokrates lebte unter der Regierung des Kaisers Nero. Von seinen Schriften haben sich einige Fragmente erhalten: Recepte, welche dem Geschmack jener Zeit entsprechend eine poetische Form zeigen. Sie finden sich grösstentheils in den Werken Galens περὶ συν-

θέσεως φαρμάκων τῶν κατὰ τόπους und *τῶν κατὰ γένη* und *περὶ ἀντιδότων*. Studemund hat sich hier nur mit diesen beschäftigt und ist auf die übrigen Fragmente des Damokrates, z. B. auf diejenigen bei Alexander Trallianus, nicht eingegangen. Er bespricht die Codices des Galen, in denen sie enthalten sind, ihren Werth und ihre gegenseitigen Beziehungen, sowie die verschiedenen Ausgaben und unterzieht den Text einer sorgfältigen Durchsicht. Diese Bruchstücke stehen in der Kühn'schen Ausgabe T. XII, p 889—892. XIII. p. 40–42. 220–227. 349—354.

14) L. Scheele: De Sorano Ephesio medico etymologo. Strassburg 1884 8°. 40 S. Inaug.-Diss.

Der Verf. sucht nachzuweisen, dass die von Hesychius erwähnten beiden medicinischen Autoren, die den Namen Soranus führen, eine und dieselbe Person sind, berichtigt einige falsche Angaben des Tzetzes über Soranus und zeigt, dass der Text der dem Soranus zugeschriebenen *ἐτυμολογίαι τοῦ σώματος τοῦ ἀνθρώπου* aus dem Etymologicum Orionis Thebani, dem Etymologicum magnum, Gudianum, Zonarae, den Scholien zu der Schrift des Rufus von Ephesus *περὶ ὀνομασίας τῶν τοῦ σώματος μορίων*, den Scholien des Tzetzes zur Ilias, den Scholien des Soranus zu Aeschylus und anderen Dichtern, dem Onomasticum des Julius Pollux und vor Allem aus dem Buche des Meletius *περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς* wiederhergestellt werden kann. Unter den ärztlichen Autoren, welche Meletius, wie er schreibt, benutzt hat, wird Sokrates anstatt Soranus genannt, was Scheele auf einen Schreibfehler der Codices zurückführt. Er glaubt ferner, dass der Titel des Werkes ursprünglich *περὶ φύσεως ἀνθρώπου* gelautet hat. In den beiden letzten Kapiteln werden die Vorzüge, welche das Buch des Meletius vor den übrigen literarischen Quellen, die oben angeführt wurden, entwickelt, und die in der Schrift des Soranus citirten Dichter und Grammatiker aufgezählt.

15) G. Helmreich: Scribonii Largi compositiones. Lips. 1887. 8°. 123 S.

Scribonius Largus übte in Rom die ärztliche Praxis aus und begleitete den Kaiser Claudius im Jahre 43 nach Britannien. Er ist der Verfasser eines Receptenbuches, welches er seinem Gönner, dem Freigelassenen Cajus Julius Callistus, widmete, der es dem Kaiser vorlegte. Als seine Lehrer nennt er den Apulejus Celsus von Centuripae und den Tryphon, als seinen Mitschüler den durch seinen ehebrecherischen Verkehr mit der Messalina berüchtigten Vettius Valens. In seinem Buch citirt er die Aerzte Andron, Julius Bassus, Cassius, Marcianus, Antonius Musa, Paccius Antiochus, Zopyrus und die Chirurgen Aristus, Dionysius, Euelpistus, Glycon, Meges und Thraseas. Die schlechte Latinität der Sprache in seinem Werke und die vielen Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen, die es mit der Recepten-Sammlung des Marcellus

Empiricus aufweist, erweckten in Cornarius die Vermuthung, dass es ursprünglich in griechischer Sprache abgefasst und erst später in die lateinische übertragen worden sei. Schon Rhodius trat dieser Ansicht entgegen, und Helmreich bemerkt, dass der lateinische Styl des Scribonius Largus zwar weit entfernt ist von der Eleganz eines A. Cornelius Celsus, aber keine Ausdrücke enthält, welche zu seiner Zeit nicht gebräuchlich waren. Marcellus Empiricus plünderte das Buch des Scribonius Largus, ohne dessen Namen zu erwähnen; dagegen citirte er einen gewissen Designatianus und gab dadurch Veranlassung zu dem Irrthum, dass derselbe mit Scribonius Largus identisch sei.

Die Recepten-Sammlung des Letzteren ist uns nur in einer einzigen Handschrift überliefert worden, welche der erste Herausgeber derselben, Ruellius (Paris 1529), als Vorlage benutzt hat. Diese Handschrift ist seit jener Zeit leider verschwunden und wurde bisher nicht wieder aufgefunden, ebenso wenig als irgend ein anderer Codex des Scribonius Largus. Die späteren Herausgeber mussten sich daher auf einzelne Verbesserungen oder Conjekturen des Textes beschränken. Eine sorgfältige kritische Durchsicht desselben von einem in der medicinischen Literatur der Alten erfahrenen Philologen war bisher, wie schon E. Meyer beklagte, niemals geschehen. Helmreich hat sich dieser Aufgabe unterzogen, und den Text von Fehlern gereinigt, an vielen Stellen verbessert und für den Gebrauch hergerichtet. Die literarischen Hilfsmittel, welche er dabei benutzte, waren ausser der Ausgabe des Ruellius: 1) Das Receptenbuch des Marcellus Empiricus nach der Baseler Ausgabe des J. Cornarius vom Jahre 1536 und nach dem zu Laon befindlichen Codex desselben. 2) Die Randbemerkungen, welche C. A. Boettiger in ein ihm gehöriges Exemplar des Scribonius Largus eingezeichnet hat. 3) Die Notizen O. Sperlings, soweit sie durch C. G. Kühn dem Druck übergeben worden sind. Es ist bedauerlich, dass ihm nicht der gesammte handschriftliche Commentar zu Scribonius Largus, welchen Sperling, der durch sein unglückliches Schicksal bekannte Leibarzt und Freund des dänischen Reichskanzlers Corfiz Uhlfeld hinterlassen hat, zugänglich gemacht wurde. Er befindet sich in der königl. Bibliothek zu Kopenhagen und enthält viele sachliche Erklärungen.

Helmreichs Ausgabe zeichnet sich durch jene peinliche Sorgfalt und gründliche Sachkenntniss aus, welche allen Arbeiten dieses Gelehrten eigenthümlich sind.

16) G. Helmreich: Marcelli de medicamentis liber. Lips. 1889. 8°. 415 S.

Marcellus mit dem Beinamen Empiricus, um ihn von Marcellus aus Sida zu unterscheiden, lebte in der zweiten Hälfte des vierten und im Beginn des fünften Jahrhunderts n. Chr., bekleidete hohe Staatsämter unter den Kaisern Theodosius I. und Arcadius und stammte aus

Gallien, wie er selbst erzählt und auch aus seiner Sprache hervorgeht. Einige vermutheten, dass Bordeaux sein Geburtsort sei, und bezeichneten ihn deshalb als Burdigalensis; doch lassen sich dafür keine Beweise bringen. Dass er sich zum Christenthum bekannte, zeigen mehrere Beschwörungs-Formeln in seinem Buche. Von dem letzteren ist jetzt nur noch eine einzige Handschrift vorhanden, welche in Laon aufbewahrt wird. Sie stammt aus dem neunten Jahrhundert, ist auf Pergament geschrieben, enthält 198 Blätter, zeigt aber am Anfange ebenso wie am Ende einige Beschädigungen. Val. Rose glaubte, dass dieser Codex der ersten gedruckten Ausgabe, welche Janus Cornarius 1536 bei Froben in Basel veranstaltete, als Vorlage gedient habe; aber Helmreich macht darauf aufmerksam, dass sich bei einer Vergleichung des Textes der Ausgabe mit demjenigen der Handschriften manche Verschiedenheiten ergeben und in dem einen Worte gebraucht werden, welche in dem andern fehlen, und gelangt zu dem Schluss, dass Cornarius nicht den Codex von Laon, sondern eine demselben nahe stehende Handschrift benutzt hat. Die späteren Ausgaben des Werkes in der Aldina (1547) und in der Stephan'schen Sammlung (1567) bildeten unveränderte Abdrücke der Baseler Ausgabe. Die sachverständige Verwerthung des vorhandenen handschriftlichen Materials für eine den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft entsprechende Ausgabe, welche einen von Fehlern gereinigten Text bietet, war daher ein dringendes Bedürfniss. Helmreich hat sich ein grosses Verdienst erworben, indem er sich dieser Aufgabe widmete.

Seine Ausgabe beginnt mit dem Briefe des Marcellus an seine Söhne, in welchen er den Inhalt und Zweck seines Werkes erläutert. Hierauf folgen einige Notizen über die Maasse und Gewichte der medicinischen Autoren der Griechen und eine Anzahl von apokryphen Briefen, die aber jedenfalls ein hohes Alter haben und daher ein literaturgeschichtliches Interesse erregen.

Der erste ist angeblich von Largius Designatianus an seine Söhne, der zweite von Hippokrates aus Kos an den König Antiochus, der dritte von demselben an Maecenas, der vierte von Plinius Secundus an seine Freunde, der fünfte von Cornelius Celsus an Julius Callistus, der sechste von demselben an Pullius Natalis und der siebente von Vindicianus, dem Comes archiatrorum, an den Kaiser Valentinian gerichtet. Sie beziehen sich sämmtlich auf das Wesen und den Nutzen der Heilkunst. Dann kommt der Text des Werkes des Marcellus über die Heilmittel, welches in 36 Kapiteln die specielle Therapie aller Leiden mit Ausnahme der Chirurgie, Augenheilkunde und Geburtshilfe umfasst und in der Ausgabe von S. 26—382 reicht. Die einzelnen Krankheiten und Krankheitszustände werden in der damals üblichen topographischen Reihenfolge vom Kopfe zu den Füssen aufgezählt und dabei die Heilmittel genannt, welche sich dagegen wirksam erwiesen haben. Die letzteren sind theils diäte-

tische, theils arzneiliche; theils bestehen sie in mystischen und sympathetischen Kuren. Die Pathologie der Krankheiten bleibt unberücksichtigt. —

Das Buch des Marcellus ist zum grössten Theile aus den Schriften des Pseudo-Plinius und Scribonius Largus compilirt, zum kleineren Theile aus der Volksmedicin entlehnt. Es ist eine für Laien bestimmte, populär geschriebene Recepten-Sammlung. Sie hat mehr Werth für die Geschichte der Botanik und der vergleichenden Linguistik als für diejenige der Medicin. Marcellus hat darin eine Menge von Pflanzen erwähnt, einige derselben auch beschrieben und damit gleichsam den ersten Versuch gemacht, eine Flora von Frankreich zusammenzustellen. Meyer erklärte in seiner Geschichte der Botanik (II, 304), dass das Buch »die an sich besseren Werke vieler anderen Aerzte des Alterthums aufwiegt«. Da Marcellus den Namen der Pflanzen und Heilmittel auch die keltischen Bezeichnungen beigefügt hat, so hat das Werk auch eine sprachgeschichtliche Bedeutung.

An den Text schliessen sich (S. 382--384) 78 Hexameter an, welche von Einigen dem Vindicianus, von Anderen dem Q. Serenus Samonicus zugeschrieben werden. Sie sind von Marcellus verfasst, wenn dessen Brief an seine Söhne ächt ist, in welchem er, wie schon Meyer hervorhebt, erklärt, dass er auch in Versen über die Zusammensetzung der Arzneien geschrieben habe, um die Leser durch Poesie anzulocken, und dass dieses Gedicht den Schluss seines Werkes bilde. — Helmreich hat seine Ausgabe des Marcellus, ebenso wie diejenige des Scribonius Largus mit einem vortrefflichen Namens- und Sachregister ausgestattet.

17) M. Schneider: Marcelli Sidetae medici fragmenta. Comment. philolog. Leipzig. 1888.

Der aus Sida in Pamphylien gebürtige Arzt Marcellus lebte zur Zeit der Kaiser Hadrian und Antoninus Pius. Er hat ein aus 42 Büchern bestehendes Gedicht, die *ἰατρικά*, verfasst, von welchem aber nur noch einige Bruchstücke vorhanden sind. Sie handeln über die Heilmittel und Heilkräfte, welche manche Fische besitzen, und schliessen sich an ähnliche literarische Produkte des Marcellus über den Nutzen, welchen die Pflanzen, Steine und Vögel für die Heilkunde haben, an; die letzteren sind jedoch verloren gegangen. Schneider giebt hier den nach den handschriftlichen Quellen revidirten griechischen Text der Fragmente der *ἰατρικά* und erörtert dabei die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Marcellus Sideta. Der Letztere hat auch eine Abhandlung über die Lykanthropie geschrieben, von welcher ein Bruchstück durch Aëtius (L. VI c. 11) überliefert worden ist. Ferner gilt er als Verfasser von zwei Gedichten über die auf der Via Appia zu Rom gefundenen Steine; in der Ueberschrift des einen wird er sogar direkt als solcher bezeichnet.

18) M. Wellmann: Sextius Niger. Eine Quellen-Untersuchung zu Dioskorides. Hermes. Bd. 24. S. 530–569.

Der Verf. weist auf die vielen übereinstimmenden Stellen bei Dioskorides und Plinius hin und erörtert dann die oft besprochene Frage, welches Werk die gemeinsame Quelle ist, aus der die Beiden geschöpft haben. Er zeigt, dass es in griechischer Sprache geschrieben und ungefähr in der ersten Hälfte des ersten Jahrh. n. Chr. veröffentlicht worden war, und liefert durch zahlreiche Belegstellen den überzeugenden Beweis, dass die Arzneimittellehre des Sextius Niger darunter zu verstehen ist, wie man dies schon längst vermuthet hatte. Plinius giebt den Text des Originals wörtlicher wieder als Dioskorides, weil er bei seiner Compilation kritikloser und unselbstständiger vorging als der letztere. Der Verf. untersucht ferner, ob Dioskorides und Plinius die anderen von ihnen citirten Autoren im Original oder durch die Bearbeitung des Sextius Niger kennen gelernt haben, und kommt zu dem Resultat, dass das Letztere anzunehmen ist. Als Quellen für Sextius Niger nennt er die botanischen Schriften des Theophrastus, und die medicinischen Werke des Hippokrates, Diokles von Karystus, Philistion von Lokri, Chrysippus von Knidus, Apollodor, Nikander, Sostratus, Ophion, Erasistratus, Jollas von Bithynien, Dieuches, Andreas, Epikles, Kratevas, von dem sich ganze Capitel bei Dioskorides finden sollen, Hikesius, Asklepiades und seine Schule, Pythagoras, Demokrit, Bolus von Mendes, Phanias, die Magi, Juba und Anaxilaus.

19) J. Ilberg: Ueber die Schriftstellerei des Kl. Galenos. Rhein. Mus. 1889. Bd. 44. S. 205—239.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe festzustellen, in welcher Reihenfolge die einzelnen Schriften Galens entstanden sind. Er stützt sich dabei auf die Angaben, welche sich darüber in den Werken Galens finden. So heisst es in der an Eugenianus gerichteten Abhandlung *περὶ τῆς τάξεως τῶν ἰδίων βιβλίων* (Edit. Kühn. T. XIX. p. 49—61), dass Galen seine Schriften theils auf Wunsch von Freunden, die seinen ärztlichen Rath suchten, theils für junge Leute, welche sich der Heilkunst widmeten, verfasst habe. Hierauf folgt eine Anleitung, wie und in welcher Reihenfolge man seine Schriften studieren soll. Es wird dort den Lesern empfohlen, mit den Abhandlungen *περὶ ἀρίστης αἱρέσεως* und *περὶ ἀποδείξεως*, in welchen die allgemeinen Methoden des Studiums der Medicin erörtert werden, zu beginnen und dann zu den Schriften überzugehen, welche über Anatomie, Physiologie, Pharmakologie, Diätetik und die Erklärung Hippokratischer Werke handeln. Die Bücher über Pathologie und Therapie werden dabei nicht erwähnt. Ob sie damals noch nicht geschrieben waren, oder ob die Bemerkungen darüber durch eine Nachlässigkeit des Abschreibers weggelassen worden sind, ist ungewiss.

Auch die dem Bassus gewidmete, später verfasste Schrift *περὶ*

ἰδίων βιβλίων (Ed. Kühn. T. XIX. p. 8—48) bietet manche Anhaltspunkte für die Zeit und die Umstände, unter denen Galens Werke entstanden sind. Es wird darin erzählt, dass Galen während seines ersten Aufenthalts in Rom neben der ärztlichen Praxis eine reiche Lehrthätigkeit ausgeübt, öffentliche Vorträge und Demonstrationen veranstaltet und verschiedene Theile der Heilkunde schriftstellerisch bearbeitet habe, dass er dann, während er in seiner Heimath Pergamon verweilte, mehrere Abhandlungen, die er früher dort geschrieben und seinen Freunden übergeben hatte, ergänzt und verbessert und nach seiner Rückkehr nach Rom seine literarische Wirksamkeit fortgesetzt und die meisten seiner Werke geschaffen habe, während er gleichzeitig auch wieder öffentliche Vorlesungen hielt und den ärztlichen Fachgenossen die Ergebnisse seiner Fachgenossen vortrug. Leider widerfuhr ihm das Missgeschick, dass ein Theil seiner Manuscripte durch Brand vernichtet wurde. Galen giebt dann ein sachlich geordnetes Verzeichniss seiner sämmtlichen Schriften; dabei werden die anatomischen in die erste, die pathologischen in die zweite und die therapeutischen in die dritte Klasse gestellt. Die Arbeiten über die Diagnostik und Prognostik werden ebenfalls erwähnt, einige erläuternde Worte über die Commentare zu Hippokrates, Erasistratus und Asklepiades hinzugefügt, die Abhandlungen über die Lehren der Empiriker und Methodiker, welche Galen selbst verfasst hat, citirt und seine philosophischen und linguistischen Schriften aufgezählt. Mit Hilfe dieses Katalogs und einiger auf die früheren Arbeiten Galens bezüglichen Stellen weist Ilberg nach, dass der Zeit seines ersten Aufenthalts in Rom (164—168) folgende Werke angehören: 1) Die erste Bearbeitung der *ἀνατομικαὶ ἐγχειρήσεις*, welche ursprünglich nur zwei Bücher umfassten und durch die öffentlichen Vorträge, die Galen in Gegenwart des Consuls Boëthus und anderer vornehmen Herren gehalten hatte, veranlasst wurden. 2) Die ersten sechs Bücher des Werkes *περὶ τῶν Ἱπποκράτους καὶ Πλάτωνος δογμάτων*. 3) Das erste Buch von *περὶ χρείας μορίων*.

Nach seiner Rückkehr nach Rom und zwar unter der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius († 180) schrieb Galen: 4) Lib. II—XVII von *περὶ χρείας μορίων*. 5) Die Abhandlungen über die Pulslehre, nämlich *περὶ διαφορᾶς σφυγμῶν*, *περὶ διαγνώσεως σφυγμῶν*, *περὶ τῶν ἐν τοῖς σφυγμοῖς αἰτίων* und *περὶ προγνώσεως σφυγμῶν*, von denen jede aus vier Büchern besteht, und den für Anfänger berechneten kleinen Grundriss *περὶ τῶν σφυγμῶν τοῖς εἰσαγομένοις*. Ungefähr aus der gleichen Zeit stammt auch die *σύνοψις περὶ σφυγμῶν* und die Schrift *περὶ χρείας σφυγμῶν*. 6) Die letzten drei Bücher des Werkes über die Lehren des Hippokrates und Platon. 7) Die ersten acht Bücher von *περὶ κράσεως καὶ δυνάμεως τῶν ἁπλῶν φαρμακων*. 8) Die zweite Bearbeitung des anatomischen Werkes (*ἀνατομικαὶ ἐγχειρήσεις*), welches aus 15 Büchern bestand, von denen sich aber nur die ersten acht und ein Theil des neun-

ten im griechischen Originaltext erhalten haben. Das fehlende Stück des neunten Buches und der Schluss des Werkes sind bekanntlich in einer arabischen Uebersetzung vorhanden, die bisher leider noch nicht gedruckt worden ist. 9) Die ersten sechs Bücher der *θεραπευτικὴ μέθοδος*. 10) Die *ὑγιεινά*, ein Lehrbuch der Diätetik.

Unter dem Kaiser Septimius Severus (vom Jahre 193 ab) entstanden: 11) Das Werk *περὶ τῶν πεπονθότων τόπων*. 12) Lib. VII—XIV der *θεραπευτικὴ μέθοδος*. 13) Lib. IX—XI von *περὶ κράσεως καὶ δυνάμεως τῶν ἁπλῶν φαρμάκων*. 14) Die beiden pharmakologischen Schriften *περὶ συνθέσεως φαρμάκων τῶν κατὰ γένη καὶ τῶν κατὰ τόπους*.

Ilberg führt dann die Commentare zu den Werken der Hippokratiker in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge auf und bemerkt dabei, dass sie wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte seines Lebens entstanden sind. Den seltsamen Umstand, dass keine einzige Schrift Galens nachweisbar aus der Zeit des Kaisers Commodus stammt, sucht er durch die Annahme zu erklären, dass die Arbeiten dieser Periode zu denjenigen gehörten, welche durch Feuer zerstört wurden.

20) J. Ilberg: De Galeni vocum Hippocraticarum glossario. Comment. philolog. Lips. 1888. S. 327—354.

Diese Arbeit beschäftigt sich mit den Handschriften, Ausgaben und literarischen Quellen der Galenschen Schrift *τῶν Ἱπποκράτους γλωσσῶν ἐξήγησις*. Unter den Handschriften lassen sich zwei Ueberlieferungen unterscheiden, nämlich eine ältere, welche durch den Cod. Laurentianus 74, 3, Vaticanus 277, Urbinas 68, Parisinus 2254 E und Paris. 2142 H vertreten wird, und eine jüngere, die sich im Cod. Marcianus 269, Paris. 2144 F, 2141 G, 2143 J, und Laurent. 74, 1 erhalten hat. Ilberg macht ausführliche Mittheilungen über diese Handschriften, zeigt durch zahlreiche Beispiele, wie mit ihrer Hilfe der Text der Kühnschen Ausgabe an vielen Stellen richtig gestellt werden kann, und sagt, dass bei einer neuen Ausgabe der Schrift hauptsächlich der Cod. Laurent. 74, 3 und Marcianus 269 in Betracht kommen. Im zweiten Theile untersucht er die Quellen des Werkes und nennt unter denselben neben den Commentaren Galens zu Hippokrates einzelne Schriften von Dioskorides, Erotian und Aelius Diogenianus.

21) J. Ilberg: Galeniana. Philologus. 1889. N. F. Bd. 2. H. 1. S. 57—66.

22) L. O. Bröker: Die Methoden Galens in der literarischen Kritik. Rhein. Mus. N. F. Bd. 40. H. 3. 1885. [Dieser Artikel handelt über die kritischen Methoden, welche Galen anwandte, um die Aechtheit der Hippokratischen Schriften zu bestimmen].

23) Iwan Mueller: Ad Galenum vol. I, S. 58. Z. 12. Ed. Kühn. Acta semin. philolog. Erlangen 1886. Vol. IV. p. 222.

Der Verf. glaubt, dass in der angegebenen Stelle der Kühnschen Ausgabe: *ἀπολείψει δὲ Κῴοις μὲν τοῖς πολίταις Πόλυβόν τε καὶ τοὺς ἄλλους μαθητάς, αὐτὸς δὲ πᾶσαν ἀλώμενος ἐφέξει τὴν Ἑλλάδα* anstatt *ἐφέξει*, welches er in seiner eigenen Ausgabe in *ἐφήξει* umgeändert hatte, besser *ἐφεξῆς διδάξει* gelesen wird.

24) Iwan Mueller: Galenus Platonis imitator. Acta seminar. philolog. Erlangen 1886. Vol. IV. p. 260. [Verf. weist auf die Aehnlichkeit des Ausdrucks in Platons Rep. VI, 494 C. D. und Galens T. X. p. 4. Edit. Kühn hin].

25) Iwan Mueller: Specimen alterum novae editionis libri Galeniani qui inscribitur: *ὅτι ταῖς τοῦ σώματος κράσεσιν αἱ τῆς ψυχῆς δυνάμεις ἕπονται.* Rector. Progr. Erlangen 1885. 4⁰. 19 p.

26) Iwan Mueller: Specimen tertium novae editionis libri Galeniani qui inscribitur: *ὅτι ταῖς τοῦ σώματος κράσεσιν αἱ τῆς ψυχῆς δυνάμεις ἕπονται.* Rector. Progr. Erlangen 1887. 4⁰. 17 p.

Fortsetzuug der in meinem vorigen Jahresbericht (S. 63) besprochenen Ausgabe. Die erste Arbeit enthält den Text von Cap. 5—8, die folgende Cap. 9—11 der genannten Galenschen Schrift.

27) G. Helmreich: Galeni de utilitate partium primus. Progr. d. St. Anna-Gymnas. zu Augsburg. 1886.

Diese Arbeit umfasst das vierte Buch des Galenschen Werkes über den Nutzen der einzelnen Organe des Menschen. Helmreich beabsichtigt, später auch die übrigen Theile desselben herauszugeben. Für die Feststellung und Kritik des griechischen Textes hat er den Codex Urbin. 69, der dem 10. Jahrh. angehört, den Cod. Paris. 2154 (14. Jahrh.), die Edit. Aldina, die Baseler Ausgabe, sowie die Ausgaben von Charterius und Kühn und den Text des Oribasius verwerthet.

28) Galeni Pergameni scripta minora recens. Marquardt, Iw. Mueller et G. Helmreich. Vol. I. *περὶ ψυχῆς παθῶν καὶ ἁμαρτημάτων· περὶ τῆς ἀρίστης διδασκαλίας· περὶ τοῦ διὰ τῆς σμικρᾶς σφαίρας γυμνασίου· προτρεπτικός.* Ex recogn. J. Marquardt. Lips. 1884. 8⁰. LXVI. 129 p.

Eine auf kritischer Durchsicht der Handschriften und fachmännischer Beurtheilung ihres Inhalts gegründete Ausgabe der Werke Galens ist ein längst gefühltes und oft genug betontes Bedürfniss. Aber wer kann sich an dieses, die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigendes Unternehmen wagen? Und wo findet sich ein Buchhändler, der den

Verlag eines solchen Werkes übernehmen möchte, das ihm bei der geringen Kauflust der betheiligten Kreise sicherlich keinen finanziellen Gewinn, sondern wahrscheinlich noch Verlust bringen wird? — Eine allen Ansprüchen genügende Galen-Ausgabe ist nur möglich, wenn sich mehrere Philologen, Orientalisten und Historiker der Medicin zu diesem Zweck vereinigen, und wenn eine Regierung, Akademie oder gelehrte Gesellschaft die dafür erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellt. Werthvolle Vorarbeiten dazu liefern Iwan Mueller, G. Helmreich, Joh. Marquardt u. A. Der vorliegende Band wurde von dem Letzteren redigirt und stützt sich hauptsächlich auf Cod. Laurent. 74, 3.

29) Nauck: A propos d l'ouvrage Claudii Galeni Pergam. scripta minora. Bull. de l'acad. imp. des sciences de St. Pétersburg. 1887. T. 31. 3. p. 396 u. ff. [Textkritische Bemerkungen zu der vorher genannten Ausgabe. Nauck schlägt an einigen Stellen andere Lesarten vor und fordert eine vollständigere Mittheilung des handschriftlichen Materials].

30) E. Pernice: Galeni de ponderibus et mensuris testimonia. Bonn. 1888. 64 S. Inaug.-Diss.

31) R. Foerster: De Adamantii physiognomicis recensendis. Philolog. 1887. Bd. 46. S. 250 u. ff.

Codices dieser Schrift befinden sich, wie der Verf. mittheilt, in der Marciana zu Venedig, der Laurentiana zu Florenz, der Ambrosiana zu Mailand, im Vatikan, in Paris, in London, München, Leyden und Konstantinopel. Auch wird der Cod. Philippsianus, der früher im Besitz der bischöflichen Bibliothek zu Montpellier war, und die von F. Sylburg beschriebene Handschrift erwähnt. Sie stammen sämmtlich aus dem 15. und 16. Jahrh. Foerster beschreibt die einzelnen Handschriften und bespricht ihren Werth und ihre Verwandtschaftsverhältnisse.

32) C. Holzinger: Nemesii Emeseni libri *περὶ φύσεως ἀνθρώπου* versio Latina. Leipzig und Prag. 1887.

33) L. C. Lane: Things old and new with a chapter from Caelius Aurelianus. Pacific Med. & Surg. Journ. S. Francisco. T. 29. p. 397—402.

34) H. Köberl: De Pseudo-Apuleji herbarum medicaminibus. Progr. d. Studienanst. zu Bayreuth. 1888.

Der Verf. des Herbarius wird bald Apulejus Platonicus, bald Apulejus Barbarus oder auch Lucius Apulejus Madaurensis genannt, ist aber nicht mit dem gleichnamigen Dichter identisch. Er scheint, wie Meyer aus der Schreibweise entnahm, ein Afrikaner gewesen zu sein und im 5. Jahrh. n. Chr. gelebt zu haben. Sein Werk handelt über die Pflanzen,

welche in der Heilkunde angewendet werden. Es werden darin die verschiedenen Bezeichnungen, die sie führen, und ihre Fundorte angegeben, die Jahreszeit, in der sie gesammelt werden, mitgetheilt und die einzelnen Krankheiten aufgezählt, bei welchen sie heilkräftig wirken.

Dieses Buch ist in mehreren Handschriften überliefert worden, welche von einander vielfach abweichen. Köberl bespricht den Werth derselben und ihre gegenseitigen Beziehungen und geht dabei besonders auf die Codices zu München, Breslau und Monte Casino ein. Er zeigt, dass sie sämmtlich von einem nicht mehr vorhandenen Codex abstammen, welchen die Münchener Handschrift, die dem 6. oder 7. Jahrh. angehört, am nächsten steht. Da in ihr die Synonyme der Pflanzen fehlen, welche in den andern Codices vorhanden sind, so glaubt Köberl, dass sie spätere Zusätze sind. Er untersucht ferner, aus welchen Quellen Apulejus geschöpft hat, und kommt dabei zu dem Ergebniss, dass er weder dem Dioskorides noch den Plinius direkt excerpirt, sondern mit diesem und dem Interpolator des Ersteren das gleiche Werk benutzt habe; er vermuthet eine auf griechische Quellen, namentlich auf Kratevas, sich stützende lateinische Compilation. Am Schluss macht Köberl eine Menge von Vorschlägen zur Verbesserung des Textes des Herbarius.

35) Ph. Puschmann: Nachträge zu Alexander Trallianus. Fragmente aus Philumenus und Philagrius nebst einer bisher noch ungedruckten Abhandlung über Augenkrankheiten. Berlin 1887. 189 S.

Ich habe für meine Ausgabe der Werke des Alexander von Tralles nahezu sämmtliche griechische Handschriften derselben collationiert; in keiner einzigen fand ich die Abschnitte über die Unterleibsleiden und Milzerkrankungen, welche sich angeblich auf Philumenus und Philagrius stützen. Sie fehlen auch in der ersten griechischen Ausgabe (Paris 1548), sind dagegen in der zweiten, der Baseler vom Jahre 1556, welche Guinter von Andernach besorgt hat, enthalten. Im lateinischen Wortlaut stehen sie in sämmtlichen lateinischen Uebersetzungen, welche uns handschriftlich überliefert worden sind.

Es drängte sich mir nun die Frage auf: Woher hat Guinter den griechischen Text dieser Abhandlungen genommen? Hat er dafür eine Handschrift benutzt, welche uns unbekannt geblieben oder seitdem verloren gegangen ist? — Er sagt weder in der Vorrede zu seiner Ausgabe, dass er dabei einen griechischen Codex als Vorlage gehabt habe, noch giebt er darüber im Text oder in den zahlreichen Anmerkungen eine Andeutung; er schreibt nur, dass er den Text veteri interprete adjuvante hergestellt habe. Wenn man denselben einer genauen Durchsicht unterzieht, so erkennt man, dass er in Bezug auf den Styl und die Wahl der Worte von demjenigen des Alexander Trallianus abweicht, Ausdrücke enthält, welche in der griechischen Sprache ungewöhnlich und

seltsam sind, und sogar orthographische und stylistische Fehler zeigt. Ich kam dadurch zu der Ueberzeugung, dass der von Guinter veröffentlichte griechische Text gar nicht aus dem Alterthum stammt, sondern wahrscheinlich das Werk eines gelehrten Graecisten der späteren Zeit ist. Gründe verschiedener Art führten mich zu der Vermutung, dass Guinter von Andernach der Urheber ist. Selbstverständlich lag mir dabei der Gedanke fern, denselben der bewussten Fälschung anzuklagen. Er betrachtete sein Vorgehen von einem andern Standpunkt als es heute üblich ist. Er verfolgte mit seiner Ausgabe nicht einen historischen oder philologischen Zweck, bei welchem das strenge Festhalten an der wörtlichen Ueberlieferung ein unumgängliches Gesetz ist, sondern wollte seinen ärztlichen Fachgenossen ein auf der Autorität des Alterthums begründetes Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten übergeben. Wenn dasselbe an einzelnen Stellen Lücken darbot, so trachtete er, sie, soweit es möglich war, zu ergänzen. Wesentlich erleichtert wurde ihm in diesem Falle die Arbeit, indem die lateinischen Handschriften des Alexander Trallianus die Abschnitte enthalten, welche in den griechischen fehlen, und zahlreiche griechische Ausdrücke und Satzwendungen aus dem Original übernommen haben. Guinter fertigte auf dieser Grundlage und mit Heranziehung der betreffenden Parallelstellen aus Galen, Aëtius und Paulus Aegineta einen griechischen Text an, den er ohne Bedenken in seine Ausgabe aufnahm.

Der griechische Originaltext der aus Philumenus und Philagrius entlehnten Abhandlungen ist also nicht mehr vorhanden. Die lateinische Uebersetzung ist aber sehr alt; sie stammt aus der Periode des Ueberganges des Lateinischen in das Romanische, wie aus einzelnen in den Text eingestreuten Worten und manchen grammatikalischen Eigenthümlichkeiten hervorgeht. Der lateinische Text wurde zum ersten Male im Jahre 1504 veröffentlicht; doch ist diese Ausgabe ebenso wie die späteren, welche grösstentheils nur Wiederabdrücke waren, reich an Fehlern und stellenweise ganz unverständlich. Ich habe deshalb mit Hilfe des Codex No. 97 zu Monte-Casino, der dem Ende des 9 oder Anfang des 10. Jahrh. angehört und der beiden Pariser Handschriften 6681 und 6682 den lateinischen Text revidirt und eine brauchbare Form desselben herzustellen versucht. Er enthält: I. Die Fragmente aus Philumenus (1. Jahrh. n. Chr.) über den Unterleibsfluss (S. 16—30) die fluxinäre Ruhr (S. 30—64), die Unterleibsleiden (S 64—70), und den Stuhlzwang (S. 70—73), und II. die Fragmente aus Philagrius (4 Jahrh. n. Chr.) über die Milzleiden (S. 74—82), die Auftreibung der Milz (S. 82—86), die Entzündung der Milz (S. 86—106) und die Verhärtung der Milz (S. 106—129). In den Anmerkungen zum lateinischen Text habe ich die wichtigeren Varianten der Handschriften beigefügt und die Gründe verschiedener Conjekturen erörtert.

Der zweite Theil meines Buches bringt den griechischen Wortlaut

einer Handschrift über die Augenkrankheiten, welche ich im Cod. IX Cl. V der St Marcus-Bibliothek zu Venedig fand. Sie ist in einer Handschrift des Alexander Trallianus eingeschaltet oder bildet vielmehr einen Theil derselben; denn sie schliesst sich unmittelbar an das zweite Buch des Alexander an, beginnt auf derselben Seite, wo jenes aufhört, und ist von derselben Hand geschrieben, wie das Werk des Alexander. Diese Verbindung mit den Schriften des Alexander Trallianus deutet darauf hin, dass ihn der Schreiber des Codex als den Verfasser der Schrift über die Augenkrankheiten betrachtet hat. Eine wesentliche Stütze erhält diese Annahme durch die Mittheilung Alexanders (s. meine Ausgabe Bd. II S. 2), dass er »bereits drei Bücher über die Krankheiten der Augen geschrieben und sich darin über die Diagnose derselben, ihre Ursachen und die Heilmethoden, sowie über verschiedene Salben, die Art ihres Gebrauches und ihrer Zubereitung ausgesprochen habe«. Die Handschrift über die Augenkrankheiten hat nur zwei Bücher, aber ihr Verfasser erklärt in der Einleitung ausdrücklich, dass sie aus drei Büchern bestehe; das dritte Buch fehlt in der Handschrift. Die einzelnen Theile des Themas werden darin genau in derselben Reihenfolge abgehandelt, welche Alexander in der erwähnten Stelle angiebt. Manche Aehnlichkeiten in den Ansichten und Citaten zwischen der Handschrift und den Werken des Alexander vermehren die Wahrscheinlichkeit, dass er der Verfasser der Abhandlung über die Augenkrankheiten ist. Auch die Sprache gehört der Zeit an, in welcher Alexander lebte; doch weicht der Styl in mancher Hinsicht von dem des Letzteren ab. In der Behandlung des Stoffes zeigt der Verf. grosse Abhängigkeit von Galen. An mehreren Stellen nähert sich der Text den Pseudo-Galenischen Definitionen und der Epitome des Theophanes Nonnus; die gemeinsame Quelle bildete wahrscheinlich ein Werk Galens. Es scheint, dass wir in der Abhandlung über die Augenkrankheiten eine Jugendarbeit Alexanders vor uns haben.

Sie beginnt mit einigen anatomischen und physiologischen Bemerkungen über den Bau und die Funktionen des Auges und seiner Theile, liefert dann eine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Erkrankungen dieses Organs und ihrer Erscheinungen und erörtert zuletzt die Behandlung. Auf die Augen-Operationen geht der Verfasser leider nicht ein. Der Werth der Abhandlung liegt in der kurzen und treffenden Schilderung der Symptome und der übersichtlichen Klarheit, in welcher die Vorstellungen, welche die Aerzte jener Zeit von dem Wesen der einzelnen Krankheiten hatten, dargestellt werden. Es ist ihr grosser Vorzug, dass sie nicht, wie viele andere Produkte der medicinischen Literatur dieser Periode, eine blosse Recepten-Sammlung, sondern eine wirkliche Pathologie des Auges ist. Sie umfasst S. 134—179 meines Buches.

Dem lateinischen und dem griechischen Text habe ich eine deutsche Uebersetzung beigegeben, damit den Philologen das Verständniss der

fachmännischen Ausdrücke erleichtert und den Medicinern das Studium des Inhalts der vorliegenden Schriften ermöglicht wird. Im Anhange folgen genaue Verzeichnisse der darin vorkommenden Arznei- und Nahrungsmittel.

36) D. L. Danelius: Beitrag zur Augenheilkunde des Aëtius. Inaug.-Diss. Berlin. 8°. 76 S. 1889.

Der von Fehlern gereinigte griechische Text von Cap. 1—29 des Lib. VII des Aëtius wird hier nach der fragmentarischen Ausgabe von 1534 veröffentlicht; Handschriften wurden nicht zu Rathe gezogen. Danelius hat dem Text eine lesbare deutsche Uebersetzung beigegeben.

37) E. Zarncke: Symbolae ad Julii Pollucis tractatum de partibus corporis humani. Leipzig 1884.

Der Verf. zeigt, dass sich Julius Pollux auf die Schrift des Rufus von Ephesus *περὶ ὀνομασίας τῶν τοῦ ἀνθρώπου μορίων* stützt, wie schon Goupyl bemerkt hat, und ausserdem die Tabula medicinalis eines Ungenannten, von welcher Greaves ein Fragment veröffentlicht hat, die Pseudo-Galenischen Definitionen und einige anatomische Werke, welche verloren gegangen sind, benutzt hat.

38) K. Hofmann und T. M. Auracher: Der Longobardische Dioskorides des Marcellus Virgilius. Roman. Forschungen, herausg. v. K. Vollmöller. 1884. Bd. I. 51—105.

Es wird hier das erste Buch des Textes nach dem Cod. latin. 337 zu München, welcher wahrscheinlich identisch ist mit der Handschrift, welche Marcellus Virgilius in der Vorrede zu seiner 1518 erschienenen Uebersetzung erwähnt, veröffentlicht.

39) H. Rönsch: Textkritische Bemerkungen zum Longobardischen Dioskorides. Roman. Forschungen. 1884. Bd. I. S. 413—414 [bringt einige annehmbare Verbesserungs-Vorschläge zu dem vorher besprochenen Text].

40) V. v. Rosen: Remarques sur les manuscrits orientaux de la collection Marsigli à Bologne, suivies de la liste complète des manuscrits arabes de la même collection. Atti della R. acad. dei Lincei. Roma. 1885. 4°. 135 p. [Es wird darin auf eine mit wohlerhaltenen Zeichnungen und vielen Glossen und Zusätzen ausgesattete arabische Handschrift des Dioskorides vom Jahre 642 d. H. aufmerksam gemacht].

V. Naturwissenschaften, Anatomie und Physiologie.

1) F. Woenig: Die Pflanzen im alten Aegypten. Ihre Heimath, Geschichte, Cultur und ihre mannigfache Verwendung im socialen Leben, in Cultus, Sitten, Gebräuchen, Medicin und Kunst. Nach den bildlichen Darstellungen, Pflanzenresten aus Gräberfunden, Zeugnissen alter Schriftsteller u. s. w. Leipzig 1886. 8⁰. 425 S.

Der Berichterstatter über die Naturwissenschaften hat dieses Werk bereits ausführlich besprochen. Der medicinische Abschnitt beschränkt sich nicht darauf, die Arzneipflanzen vorzuführen, sondern enthält eine vollständige Geschichte der aegyptischen Heilkunde. Der Verf. gedenkt der Heilgötter, der Ausübung der ärztlichen Praxis in den Tempeln, der medicinischen Literatur der Aegypter, ihrer Kenntnisse auf den einzelnen Gebieten der Medicin, ihrer Heilmittel u. a. m.

2) V. Loret: La flore pharaonique d'après les documents hiéroglyphiques et les specimens découverts dans les tombes. Paris 1887. 8⁰. 164 p.

3) Ch. Moldenke: Ueber die in altaegyptischen Texten erwähnten Bäume und deren Verwerthung. Leipzig 1887. Inaug.-Diss. 8⁰. 149 S.

4) Seeler: Weitere botanische Funde in den Gräbern des alten Aegyptens. Biolog. Centralbl. her. v. Rosenthal 1884. Bd. IV. No. 15.

5) Br. Arnold: De Graecis florum et arborum amantissimus. Göttingen 1885.

6) J. Murr: Beiträge zur Kenntniss der altclassischen Botanik. Innsbruck 1889. 8⁰. 30 S.

7) Imhof, Blumer und O. Keller: Thier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des classischen Alterthums. Leipzig 1889. 4⁰. 168 S. mit 26 Taf. und 1352 Abbild.

8) O. Keller: Thiere des classischen Alterthums. Innsbruck 1887. 8⁰. 488 S.

9) Susemihl: Kritische Studien zu den zoologischen Schriften des Aristoteles. Rhein. Mus. 1885. Bd. 40. H. 4.

10) L. Carreau: La zoologie d'Aristote d'après de récents travaux. Rév. des deux mondes. T. 63. l. 1.

11) Berthelot et Ruelle: Collection des anciens alchimistes grecs. Paris 1888.

12) Berthelot: Les manuscrits alchymiques grecs. Paris. Rév. scient. T. 35. No. 6.

13) Berthelot: Sur les commentateurs des vieux alchimistes grecs. Journ. des savants. 1889. Féur. p. 106—114.

14) Berthelot: Les papyrus alchymiques de l'Egypte. Paris. Rév. scient. T. 35. No. 3.

15) Berthelot: Les procédés authentiques des alchimistes égyptiens. Paris. Rév. scient. T. 38. No. 14.

16) Berthelot: Introduction à l'étude de la chimie des anciens et du moyen-âge. Paris 1889.

17) S. Günther: Beobachtung und Experiment im Alterthum. Gaea. 1887. Bd. 23. No. 10.

18) F. Blaas: Naturalismus und Materialismus in Griechenland zu Platons Zeit. Kiel 1888. 8⁰. 19 S. (Rede).

19) Jos. Schwertschlager: Die Entstehung der Organismen nach den Philosophen des Alterthums und des Mittelalters. Progr. d. bischöfl. Lyceums in Eichstädt. 1885.

20) Em. Chauvet: La philosophie des médecins grecs. Paris. 1886. 601 p.

21) A. Bertrand: Histoire de la philosophie chez les médecins. Paris. Rév. scient. T. 33. p. 137 – 144.

22) Masson: The atomic theory of Lucretius contrasted with modern doctrines of atoms and evolution. London 1884. 12 p.

23) H. Schütte: Theorie der Sinnesempfindung bei Lucrez. Progr. d Realgymnas. zu Danzig 1888.

24) C. Peyrani: La biologia nell' epoca Aristotelica. Parma 1886. 8⁰. 30 p.

25) Rud. Hochegger: Die geschichtliche Entwickelung des Farbensinns. Innsbruck 1884. 8⁰. 134 S.

Der Verf. beginnt mit einer kurzen Recapitulation der verschiedenen Theorien, die in Betreff der Entwickelung des Farbensinns beim Menschen aufgestellt worden sind, bekämpft dann die von H. Magnus vertheidigte Hypothese der Latenz des Farbensinns und allmäligen Entwickelung desselben, weist darauf hin, dass auf altaegyptischen Wandmalereien und griechischen Denkmälern des 5. Jahrh. v. Chr. neben der

rothen und gelben auch die blaue und grüne Farbe auftritt, und erörtert die Meinung, dass die angebliche Empfindungs-Trägheit gegenüber den letzteren, den kurzweiligen Farben, wie sie in einer früheren Culturperiode des Alterthums bestanden haben soll und bei einzelnen Naturvölkern heute noch beobachtet wird, nicht in dem empfindenden Organ ihren Grund hat, sondern auf einer mangelhaften Entwickelung des sprachlichen Ausdrucks beruht, für deren Erklärung verschiedene Ursachen angeführt werden können.

26) E. Veckenstedt: Geschichte der griechischen Farbenlehre. Paderborn 1888.

27) O. Weise: Die Farbenbezeichnungen bei den Griechen und Römern. Philologus. 1889. Bd. 46. S. 593—605.

28) A. de Keersmaeker: Le sens des couleurs chez Homère: Paris 1886.

29) Lauchert: Geschichte des Physiologus. Strassburg i. Els. 1889.

Diese Naturgeschichte der ältesten christlichen Zeit ist mit vielen religiösen Allegorien und wenigen medicinischen Bemerkungen durchsetzt. Lauchert liefert eine ausführliche Inhaltsangabe des Buches, untersucht, auf welche literarische Quellen des Alterthums die Mittheilungen über die verschiedenen Thiere, Pflanzen und Mineralien zurückgeführt werden können, berichtet, dass man bald den weisen Salomon, bald Aristoteles oder einen der Kirchenväter, wie den heiligen Ambrosius, für den Verfasser gehalten hat, und zeigt, dass es wahrscheinlich im ersten Drittel des zweiten Jahrh. n. Chr. entstanden und vielleicht als Schulbuch benutzt worden ist. Er erörtert dann den Werth und die gegenseitigen Beziehungen der griechischen Handschriften, weist auf die Spuren des Physiologus in der älteren patristischen Literatur hin, gedenkt der alten Uebersetzungen ins Aethiopische, Armenische, Syrische und Arabische, beschreibt die lateinischen Bearbeitungen und ihre Schicksale und spricht über den Einfluss, den der Physiologus auf die byzantinischen Schriften und die Werke des Isidor von Sevilla, Thomas von Cantimpré, Vincenz von Beauvais, Albertus Magnus und Bartholomaeus Anglicus ausgeübt hat. — Im zweiten Theile des Werkes erzählt Lauchert die Geschichte des Physiologus während des germanischen und romanischen Mittelalters; der Bericht darüber liegt ausserhalb des Rahmens dieser Besprechung. Im Anhang folgt der Text des griechischen Physiologus und seiner jüngeren deutschen Bearbeitung, welche vor der Mitte des 12. Jahrh. auf österreichischem Boden entstanden ist.

30) D. Kaufmann: Die Sinne. Beiträge zur Geschichte der Physiologie und Psychologie im Mittelalter aus hebräischen und arabischen Quellen. Jahresber. d. Landes-Rabbinerschule in Budapest. 1884. S. 1—199.

Eine auf umfassender Literatur-Kenntniss beruhende erschöpfende Darstellung der Vorstellungen, welche die Juden im Mittelalter über den Bau und die Thätigkeit der einzelnen Sinnesorgane, sowie über verschiedene Erkrankungen derselben hatten. Der Verf. weist dabei nach, dass sich ihr anatomisches Wissen hauptsächlich auf Galen stützte, während auf ihre physiologischen Anschauungen neben Galen vorzugsweise Aristoteles Einfluss nahm, und berichtigt einige der mittelalterlichen hebräischen Bezeichnungen für Augenleiden.

31) R. Foerster: Die Physiognomik der Griechen. Festrede. Kiel. 1884. 8⁰. 23 S.

Geistvolle Erörterungen über die fein entwickelte Beobachtungsgabe der Griechen, welche sie befähigte, Beziehungen zu finden zwischen bestimmten Charakter-Eigenthümlichkeiten und dem Ausdruck der äusseren Erscheinung. Der Verf. zeigt, wie sich dies in der Kunst, besonders in der Bildhauerei, geltend machte.

32) W. Joest: Körperbemalen und Tättowieren bei den Völkern des Alterthums. Verhandl. d. Berlin Ges. f. Anthropol. Berlin 1888. S. 412 u. ff. [Das Tättowieren war namentlich bei den Britanniern und den Völkern der unteren Donau üblich].

33) Em. Schmidt: Die antiken Schädel Pompejis. Archiv f. Anthropolog. Bd. 15. H. 3. S. 229—258.

34) Liétard: Notice sur les connaissances anatomiques des Indous. L'anatomie et la physiologie dans l'Ayur-Veda de Susruta. Rév. med. de l'est. Nancy. Bd. 16. p. 236—240.

35) A. Macalister: Anatomical and medical knowledge of ancient Egypt. Not. Proc. Roy. Inst. Gr. Brit. 1884/86. London. T. XI. p. 378 u. ff.

VI. Arzneimittellehre, Klimatologie, öffentliche Gesundheitspflege.

1) Rud. v. Grot: Ueber die in der Hippokratischen Schriften-Sammlung enthaltenen pharmakologischen Kenntnisse. Dorpat 1887. Inaug.-Diss. 8⁰. 87 S.

Der Verf. dieser sehr fleissigen Arbeit weist zunächst auf die aus der Vor-Hippokratischen Zeit überlieferten, besonders auf die bei Homer

vorkommenden Nachrichten über Arzneistoffe und Gifte hin, stellt dann die in den Hippokratischen Schriften erwähnten Medicamente zusammen, ordnet sie nach ihren vermeintlichen Wirkungen in Abführmittel, Anthelminthica, Brechmittel, Expectoranthia, Gurgelmittel, auf den Urin wirkende, Schweiss treibende, stopfende, Niesen erregende, ätzende, auf die Haut wirkende, bei der Heilung der Wunden, der Behandlung der Augen und der Gebärmutter gebräuchliche, Blutungen zum Stillstand bringende Mittel und Gifte, und untersucht die Gründe, auf denen der Glaube an ihre Kräfte beruhte. Unrichtig ist seine Ansicht, dass die Hippokratiker die Spulwürmer wahrscheinlich noch nicht von den Bandwürmern unterschieden hätten, wie aus Hipp. Edit. Littré T. V. p. 72 und T. VII, 594 hervorgeht.

Im Anhang trägt er die Hypothese seines Lehrers Kobert vor, dass unter dem Struthium der Alten drei verschiedene Pflanzen zu verstehen seien, nämlich Saponaria officinalis L., eine Gypsophila und eine dritte noch jetzt in Arabien häufig vorkommende und von den Beduinen als Seifenbaum, Wuschnan oder Kundisi bezeichnete Pflanze, während das Melanthium auf Nigella sativa und das Mutterkorn bezogen wird.

2) Rud. Kobert: Ueber den Zustand der Arzneikunde vor 18 Jahrhunderten. Halle 1887. 8⁰. 33 S. [Uebersicht der von Dioskorides beschriebenen Arzneien].

3) Rud. Kobert: Historische Studien aus dem pharmakologischen Institute der K. Universität Dorpat. Halle 1889. 8⁰. 266 S.

Die erste der in diesem Werke enthaltenen Arbeiten handelt über die Geschichte des Mutterkorns. In den Hippokratischen Schriften ist von Kranken die Rede, deren Glieder ohne erkennbare Ursache vom Brande ergriffen wurden und abfielen. Der Verf. bezieht diese Fälle auf chronische Vergiftung durch Mutterkorn (Ergotismus gangraenosus) und bringt für seine Ansicht eine Menge überzeugender Gründe. Während der Seuchen der Jahre 437 und 436 v. Chr. trat diese Erscheinung massenhaft unter der Bevölkerung auf; Kobert erklärt dies damit, dass dieselbe durch den fortgesetzten Genuss eines mutterkornhaltigen Brotes inficirt war, als sich die Epidemieen des exanthematischen und abdominalen Thyphus, der Pocken, Ruhr u. ä. m. entwickelten. Ebenso deutet er auch die von Thukydides beschriebene sogenannte Atheniensische Pest als eine mit Ergotismus verbundene Blattern-Epidemie. Für seine Hypothese, dass die Vergiftung durch Mutterkorn in der Krankheitsgeschichte jener Zeit eine grosse Rolle spielte, führt er an, 1) dass die von den Autoren geschilderten Witterungs-Verhältnisse der Entwickelung von Mutterkorn günstig waren, 2) dass sich die Krankheit auf die Athener beschränkte und nicht die Spartaner ergriff, weil die letzteren ihr Getreide wahrscheinlich aus einer andern Gegend bezogen, wo es nicht mit

Mutterkorn verunreinigt war, 3) dass auch die Thiere, selbst die Vögel, der Erkrankung ausgesetzt waren, 4) dass die Kranken an grosser Hitze und Unruhe litten, und ihre Hautdecken zur Verschwärung neigten, 5) dass ihr Körper abmagerte, 6) dass Darmentzündungen und Durchfälle hinzutraten, 7) dass die Spitzen der Finger oder Zehen oder die Schamtheile brandig wurden und abfielen, 8) dass in manchen Fällen Erblindungen zurückblieben, also Trübungen der Linse, die wahrscheinlich durch Spacelin-Vergiftung hervorgebracht worden waren, 9) dass Erkrankungen des Gehirns und Rückenmarks und Geistesstörungen als Folgezustände beobachtet wurden. Wenn auch jede dieser Thatsachen, wenn sie einzeln für sich betrachtet wird, noch andere Erklärungen zulässt, so sprechen sie in ihrem Zusammenhange allerdings sehr für die von Kobert angenommene Betheiligung des Ergotismus an der herrschenden Epidemie. Wenn die letztere den Pocken zugeschrieben wird, so kann ich dem Verf. nicht beistimmen; denn neben den Pocken haben ohne Zweifel der Kriegs- oder Lager-Typhus, der Unterleibs-Typhus, die Ruhr und andere Leiden bestanden und zu dem Proteus ähnlichen Bilde der Atheniensischen Seuche beigetragen.

Der Verf. erörtert dann die Frage, ob die Hippokratiker das Mutterkorn selbst gekannt und zu arzneilichen Zwecken gebraucht haben, und fühlt sich durch einige Thatsachen veranlasst, dieselbe zu bejahen; doch scheint die Verordnung desselben nur zufällig und ohne Kenntniss ihrer arzneilichen Kräfte geschehen zu sein. Er gedenkt hierauf der Mittheilungen über das Mutterkorn, welche sich bei Dioskorides und Galen, sowie in der römischen Literatur finden. In einem der folgenden Abschnitte wird die von v. Grot veröffentlichte Doktor-Dissertation (s. oben) nochmals abgedruckt; Kobert hat sie vollständig umgearbeitet, erweitert und mit Zusätzen bereichert, so dass sie eigentlich als eine ganz neue Arbeit erscheint. Sie liefert eine erschöpfende Darstellung der Hippokratischen Therapie.

4) S. Krysinski: Pathologische und kritische Beiträge zur Mutterkornfrage. Jena 1888. 8⁰. 274 S [beginnt mit der Geschichte des Mutterkorns und den Ergotismus-Epidemien im Alterthume].

5) Berendes: Pharmacie bei den alten Culturvölkern. Archiv f. Pharmacie. Bd. 24. S. 109—127. 201—216. Bd. 25. S. 937—958. 1001—1012.

Zusammenstellung der Arzneistoffe, Arzneien und Gifte, welche nach Susruta den alten Indern bekannt waren, nebst Nachrichten über deren Gewinnung oder künstliche Darstellung. Hierauf folgt eine vortreffliche Schilderung der Medicamente und arzneilichen Verordnungen der alten Aegypter nebst einer Erörterung des Ursprunges der Alchymie und der Lehre vom sogenannten Stein der Weisen.

6) V. Loret: Le Kyphi, parfum sacré des anciens Egyptiens. Journ. asiat. X, 1. S. 76 u. ff. 1887.

Der Verf. vergleicht die von Dioskorides (I. c. 24), Plutarch (de Isid. et Osir. 80) und Galen (Ed. Kühn. T. XIV. p. 117) gegebenen Recepte zur Bereitung des Kyphi mit drei in aegyptischen Hieroglyphen überlieferten Receptvorschriften der Ptolemaeischen Periode, die theils von Dümichen, theils von Champollion und Brugsch beschrieben worden sind, hebt ihre Verschiedenheiten hervor und versucht, die aegyptischen Bezeichnungen durch die griechischen zu erklären. Nach Dioskorides bestand das Kyphi aus 11, nach Plutarch und Galen aus 16 Substanzen, die aegyptischen Recepte zählen ebenfalls 16 Substanzen auf. Sie schreiben vor, dass man von Acorus Calamus L, Andropogon Schoenanthus L, Pistacia Lentiscus L, Laurus Cassia L, Laurus Cinnamomum Andr., Mentha piperita L und Convolvulus scoparius L je 270 Gramm — Loret hat das alte aegyptische Gewicht in Grammgewicht umgerechnet — nehmen, zu einem feinen Pulver zerreiben und durch ein Sieb schütten, hierauf von dieser Masse etwa zwei Fünftel und zwar die am stärksten duftenden und am stärksten zerriebenen Partien auswählen, mit je 270 Gramm von Junipera phoenicea L, Acacia Farnesiana L, Lawsonia inermis L und Cyperus longus L vermischen, Alles zerstossen, in 1125 Gramm Wein aufweichen und einen Tag stehen lassen soll. Dazu kommen 1260 Gramm vom Fleisch getrockneter und gereinigter Rosinen und 1440 Gramm Oasenwein. Diese Masse wird durcheinander gemischt und bleibt fünf Tage stehen. Hierauf werden 1200 Gramm Terpenthinharz und 3000 Gramm Honig, nachdem sie mit einander gemischt und auf vier Fünftel ihres Gewichtes eingekocht worden sind, hinzugethan und zuletzt noch 1143 Gramm fein zerriebener Myrrhe hinzugefügt. Das Ganze beträgt jetzt 10 164 Gramm.

7) K. B. Hofmann: Ueber vermeintliche antike Seife. Deutsches Arch. f. Gesch. d. Med. 1885. Bd. VIII. H. 2.

In einer Walkerei zu Pompeji wurde zwischen den Scherben eines grossen irdenen Gefässes eine Masse gefunden, die man für Seife hielt. Durch Presuhns Vermittelung erhielt Hofmann davon eine Probe, welche er chemisch untersuchte und dabei feststellte, dass es Walkererde, keineswegs aber Seife war. Er wurde dadurch zu der Frage veranlasst, ob die Alten die Seife als Reinigungsmittel gekannt haben, und studierte zu diesem Zweck die Angaben der alten Autoren Seine Antwort lautet nur für die spätere Zeit bejahend, für die ältere dagegen unentschieden.

8) R. Sigismund: Die Aromata in ihrer Bedeutung für Religion, Sitten, Handel und Geographie des Alterthums bis zu den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Leipzig 1884. 8°. 234 S.

9) G. Hergel: Die Rhizotomen. Progr. d. Gymnas. zu Pilsen. 1887. 8⁰. 21 S.

10) H. Peters: Mithridat und Theriak. Mitth. aus d. german. Mus. 1887. H. 30—33.

11) F. Borsari: Geografia etnologica e storica della Tripolitania, Cirenaica e Fezzan con cenni sulla storia di queste regioni e sul silfio della Cirenaica. Torino. 1888. 8⁰. 278 p.

12) N. Wulfsberg: Geschichtliche Notizen über Oesypum und therapeutische Versuche mit dem reinen wasserfreien Lanolin. Therapeuth. Monatsh. 1887. I. H. 3. S. 92 u. ff.

13) G. Vulpius: Zur Geschichte des Lanolins. Arch. f. Pharmacie. 1888. Bd. 26. S 489 u. ff.

Das aus der schweissigen Wolle der Schafe gewonnene Fett wird in der Literatur des Alterthums als Heilmittel bei der Behandlung der Wunden und Geschwüre häufig empfohlen. Dioskorides (II. c. 84) und Plinius (Lib. 29. c. 10 u. a. O.) haben ausführliche Nachrichten über die Bereitung und Verwendung desselben hinterlassen. Leider wurde das Wort *οἴσυπος* durch unverständige oder leichtfertige Abschreiber in manchen Schriften in *ὕσσωπος* verdorben und dadurch der Inhalt der betreffenden Stellen verändert. Das Wollfett stand auch später in grossem Ansehen und erhielt sich unter dem Namen Hyssopus humida bis ins 18. Jahrh. in den Pharmakopoeen. Erst die neuere Medicin entfernte es daraus, weil man sich nicht denken konnte, dass »der schmutzige Schweiss der Schafe heilend wirke«. Aber die Arbeiten Chevreuils und Berthelots über die Cholesterin-Verbindungen lenkten die Aufmerksamkeit wieder darauf, und Liebreich, welchem es gelang, die Darstellung eines durch geringen Wassergehalt und grosse Reinheit ausgezeichneten Präparates des Wollfettes, des Lanolins, zu entdecken, bestätigte die Erfahrungen der alten Aerzte.

14) M. Mendelsohn: Das Opium. Eine historische Skizze. Zeitschr. f. klin. Medicin. Bd. 16. S. 193 u. ff. [Anmuthige Darstellung einiger Thatsachen aus der Geschichte des Opiums, aber ohne genaue Angabe der literarischen Quellen].

15) J. Jaeggi: Die Wassernuss, Trapa natans, und der Tribulus der Alten. Zürich 1883. 8⁰. 34 S. u. 1 Taf.

16) Imbert-Gourbeyre: Recherches sur les Solanum des anciens. Clermont (Oise). 1884. 8⁰. 140 p.

17) J. Phustanos: *Ἱστορία τοῦ οἴνου.* Hestia. Athen 1884. No. 45. p. 437—441.

18) F. Olck: Hat sich das Klima Italiens seit dem Alterthum geändert? Neue Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1887. Bd. 135/136. H. 7. S. 465 u. ff.

Der Verf. wendet sich gegen H. Nissen, welcher behauptet hat (Ital. Landeskunde, 1883. I, 396—402), dass das Klima von Italien sich seit den Zeiten des Alterthums geändert habe, prüft die von ihm vorgetragenen Gründe und Belegstellen aus den Schriften der Alten und sucht sie zu widerlegen. Er bemerkt zunächst, dass Columella und Palladius nicht, wie Nissen glaubte, die klimatischen Verhältnisse Andalusiens oder Süd-Italiens, sondern diejenigen Mittel-Italiens, wo sie begütert waren, bei ihren Schilderungen vor Augen hatten. Wenn Nissen sagt, dass die Regenzeit des Sommers im Alterthum nur 1—1½ Monate gedauert habe, während sie jetzt 3—4 Monate währe, so bestreitet Olck auf Grund der meteorologischen Mittheilungen die Richtigkeit der letzteren Angabe und zeigt, dass sich die Dauer der Regenzeit, wie es scheint, nicht wesentlich geändert hat. Plinius schreibt, dass Sicilien im Alterthum häufig von Ueberschwemmungen heimgesucht wurde, während dies jetzt nicht mehr der Fall ist; Olck erklärt dies dadurch, dass das Bett der Flüsse dort breiter geworden ist. Wenn die Erntezeit in Mittel-Italien während des Alterthums in den Juni, jetzt dagegen in den Mai fällt, so muss daran erinnert werden, dass der Kalender der Alten dem unsern um einige Tage voraus war, und dass die Angaben der Autoren des Alterthums über den Zeitpunkt der Ernte verschieden sind und sich zwischen den letzten Tagen des Mai und den ersten Tagen des Juni bewegen. Es gilt dies namentlich für die Heu- und die Weizen-Ernte; dabei ist noch zu berücksichtigen, dass man im Alterthum die Wiesen während der ersten Monate des Jahres zur Hutung verwendete. In Betreff der Weinlese und der Oliven-Ernte stimmen die Zeitangaben des Alterthums mit denen der Gegenwart überein. Gegen Nissens Behauptung, dass der römische Winter im Alterthum kälter gewesen sei als jetzt, führt Olck die niedrigen Winter-Temperaturen der letzten Jahre an, in Folge deren es in Rom nicht an Schnee und Eis fehlte. Er zeigt dann, dass der Verbreitungsbezirk des Oelbaums im Alterthum der gleiche war wie heute, dass es sich mit der Blüthezeit verschiedener Pflanzen ebenso verhält, und dass auch die Cultur des Granatbaums, des Mandelbaums und der Dattelpalme keine klimatischen Veränderungen erkennen lässt, und kommt zu dem Schluss, »dass alle überlieferten Naturphänomene nur auf die Stabilität des Klimas in historischen Zeiten hindeuten«.

19) Marchetti: Sulle acque di Roma antiche e moderne. Roma 1887. 8°. 428 p.

20) v. Veith: Das Römerbad Bertrich und seine alten Wege. Jahrb. d. Ver. v. Alterth. im Rheinlande. 1888. H. 85.

21) v. Veith: Die römische Wasserleitung aus der Eifel zum Rhein. Jahrb. d. Ver. v. Alterth. im Rheinlande 1886. H. 80.

22) F. Küchenmeister: Die verschiedenen Bestattungsarten menschlicher Leichname vom Anfang der Geschichte bis heute. Eulenbergs Vierteljahrsschrift für gerichtl. Medicin. Bd. 42. N. F. H. 2. Bd. 43. H. 1. 2.

23) D. A. Lianopoulos: *Περὶ ταριχεύσεως παρὰ τοῖς ἀρχαίοις. Γαληνός.* Athen. T. 19. p. 66, 83, 99.

24) Manzi: L'igiene rurale degli antichi Romani in relazione ai moderni. Studii fatti sul bonificamento dell' agro Romano. Roma 1885.

25) A. Hirsch: Ueber die historische Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege. Berlin 1889. 8°. 46 S.

Es wird hier der frühesten Anfänge der öffentlichen Gesundheitspflege bei den alten Indern und Aegyptern, ihrer Fürsorge für gesunde Wohnungen, reines Trinkwasser und unverdorbene Nahrungsmittel gedacht, an die Reinigungsgesetze des israelitischen Volkes und an die Verordnungen erinnert, welche Moses für die Untersuchung der Lebensmittel, die Reinhaltung der Wohnungen, für den geschlechtlichen Verkehr und zur Verhütung der Verbreitung des Aussatzes erliess, nnd darauf hingewiesen, dass die Griechen, obwohl sie in der theoretischen Erkenntniss der Forderungen der Hygiene bereits ziemlich weit vorgeschritten waren, in der praktischen Ausführung derselben doch von den Römern übertroffen wurden. Schon Dionys von Halikarnass erkannte diese Thatsache an, indem er erklärte: »Mir fallen drei Gegenstände auf, in welchen ich die Grösse des römischen Volkes bewundere, nämlich die Wasserleitungen, die öffentlichen Strassen und die Kloaken«. Die grossartigen Wasserleitungen, von denen man in Rom und anderen Städten noch Ueberreste sieht, führten ein gesundes frisches Trinkwasser und das nothwendige Nutzwasser in die Wohnungen, die mit denselben durch Röhren verbunden waren. Die Wasserzufuhr war so reichlich, dass man davon häufig sogar die Bäder versorgen nnd die Strassen besprengen konnte. Ein vortreffliches Canalisationssystem umfasste die meisten Häuser Roms und brachte sie mit dem Hauptcanal in Verbindung; dadurch konnten die Abfälle und Unreinigkeiten, die sich auf den Strassen, in den Gossen, in den öffentlichen und privaten Latrinen und Aborten angesammelt hatten, von einer rasch strömenden Wassermenge fortgeschwemmt, in den Tiber getrieben und zur Berieselung der Gärten und Felder in der Umgebung der Stadt benutzt werden. Daneben bestand in manchen Häusern das Abfuhrsystem. Es wurde darüber gewacht, dass die Abtrittsgruben regelmässig geräumt wurden; doch durfte dies nur bei Nacht und bei kühlem Wetter geschehen. Die ausgezeichneten Drainage-Einrichtungen, durch welche man das Auftreten von Malaria verhütete und die Assanirung der römischen Campagna zu bewirken suchte, haben

Tommasi-Crudeli und R. de la Blanchère vor einigen Jahren beschrieben. Im Mittelalter wurden diese bewunderungswürdigen Schöpfungen der Römer leider dem Verfall und der Vergessenheit überlassen.

26) R. Pöhlmann: Die Uebervölkerung der antiken Grossstädte. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1884.

Schon mehrere Jahre vor der soeben besprochenen Abhandlung erschien Pöhlmanns ausgezeichnete Arbeit, welche im IV. Abschnitt die öffentliche Gesundheitspflege in den grossen Städten des Alterthums behandelt. Der Verf. fasst vorzugsweise die Zustände Roms ins Auge, zieht aber auch andere Grossstädte, wie Alexandria, Antiochia, Smyrna und Byzanz, in Betracht und führt für jede seiner Behauptungen die einschlägige Belegstelle an. Er weist darauf hin, dass im Stadtrecht Caesars den Hauseigenthümern die Verpflichtung auferlegt wurde, für die Reinlichkeit und Instandhaltung der an ihr Grundstück angränzenden öffentlichen Wege zu sorgen. Wurde dies versäumt, so durften die Aedilen die nothwendigen Arbeiten auf Kosten der Hausbesitzer ausführen lassen; auch die Miether des Hauses waren dazu berechtigt. Es handelte sich dabei hauptsächlich darum, die Ansammlung von Wassermassen zu verhüten und das schadhaft gewordene Pflaster des Trottoirs wieder auszubessern. Die ursprüngliche Herstellung des letzteren, sowie die Pflasterung der Strassen geschah auf öffentliche Kosten. Ferner musste, wie aus späteren Erläuterungen hervorgeht, der Unrath beseitigt und die Gosse gesäubert werden. Der Verf. schildert dann das vortreffliche Schwemmsystem und die Canalisation in ausführlicher Weise und erörtert dabei ihre Vorzüge, hebt aber auch einzelne Mängel hervor, welche diese Einrichtungen zeigten. Er gedenkt der überreichlichen Wasserzufuhr, durch welche Rom alle modernen Grossstädte übertraf. Sie ermöglichte es, dass nicht nur die öffentlichen und privaten Gebäude und die gewerblichen Anlagen mit dem nothwendigen Wasser versorgt, sondern auch Hunderte von Bädern und Fontainen gespeist und die Fortschwemmung der Abfälle und Excremente bewirkt werden konnte. Das Abfuhrsystem hatte sich nur in vereinzelten Fällen aus früherer Zeit erhalten. Verwunderung erregt es, dass die Bau-Hygiene und das Bestattungswesen vernachlässigt wurden und kaum den bescheidensten Anforderungnn genügten. Die Beerdigung der armen Leute in Massengräbern und die primitive Art der Feuerbestattung, bei welcher nur eine unvollkommene Verbrennung der Leichentheile stattfand, hatten sicherlich Nachtheile für das körperliche Befinden und die Gesundheit der in der Nähe wohnenden Menschen im Gefolge. Ebensowenig wurden die hygienischen Bedingungen bei der Anlage von Strassen, öffentlichen Bauten und Wohnhäusern berücksichtigt, obgleich Vitruv manche darauf hinzielende Beobachtung gemacht und z. B. auf den Nutzen von Gartenanlagen und freien Plätze innerhalb der Städte hingewiesen hat.

VII. Pathologie, interne Medicin, Geisteskrankheiten, Seuchen.

1) J. M. Charcot et P. Richer: Les difformes et les malades dans l'art. Paris 1889. 4⁰. 168 p.

Die Verf. dieses Werkes stellen sich die Aufgabe, an den Gemälden und Kunstdenkmälern zu zeigen, wie die Krankheiten und Missbildungen von der bildenden Kunst dargestellt worden sind. Sie haben dabei die Werke aller Zeiten und Schulen mit Ausnahme der Gegenwart in Betracht gezogen. Auch das Alterthum bietet ihnen eine Fülle von Material, dass sie in geeigneter Weise verwerthen.

Sie erklären, dass manche Fratzen, wie die Ungeheuer auf einzelnen römischen Säulen-Kapitälen, welche gleich dem Gorgonenhaupte das Hässliche, das Grauenerregende veranschaulichen sollten, durchaus nicht blosse Erfindungen der Phantasie des Künstlers, sondern, wenigstens in einigen Zügen, nach lebenden Modellen geschaffen worden sind. Der berühmte Pariser Nervenarzt Charcot macht auf eine Terracotta der Collection Campana im Louvre aufmerksam: einen Kopf, dessen linke Gesichtshälfte contrahirt ist, wobei das linke Auge geschlossen, der Nasenflügel gehoben, die Nase seitwärts gedreht, die Commissura labialis ebenfalls verschoben und die linke Wange von Falten und Runzeln durchzogen erscheint, während das rechte Auge weit offen steht und überhaupt die ganze rechte Seite des Gesichts keine pathologischen Veränderungen zeigt, und schreibt, dass er Krankheitsfälle dieser Art häufig beobachtet habe. Aehnliche Verhältnisse weist eine in Myrina aufgefundene Terra cotta des Louvre (No. 77 des Katalogs) auf. Eine andere Terra cotta der gleichen Sammlung (No. 769 des Katalogs) liefert den Beweis, dass die kleinasiatischen Künstler der Zeit, welcher sie angehört, die krankhaften Verbildungen des Schädels beachteten und für ihre Darstellungen verwendeten, um den Eindruck des Grotesken, des Komischen hervorzurufen. Solche Köpfe findet man auch auf Figuren, deren Körper und Glieder die Zeichen der Rachitis an sich tragen; es geht daraus deutlich hervor, dass der Künstler nach der Natur gearbeitet hat. Eine seltsame pathologische Schädelbildung kann man auch auf einem der zu Fayum entdeckten aegyptischen Porträts der Graafschen Sammlung beobachten, welche hier nicht erwähnt wird. — Auch die Fettleibigkeit wurde von den Künstlern benutzt, um die Lachlust des Publikums zu befriedigen. Hierher gehört eine Terra cotta von Tanagra, welche eine kleine nackte weibliche Figur mit üppigem Fettpolster und starkem Hängebauch darstellt, die sich wie eine keusche Jungfrau ziert. Noch derber in der Auffassung ist das nackte buckelige fette alte Weib, welches sich unter den aus Kittion auf Cypern stammenden Terra cotta-Figuren des Louvre befindet. — Im folgenden Abschnitt werden die Darstellungen der Zwerge, Narren und Cretins besprochen und

dabei auf die Statue des altaegyptischen Zwerges Khnumhotpu im Museum zu Bulack bei Kairo, sowie auf eine an dem gleichen Orte befindliche von Mariette beschriebene Basrelief-Darstellung einer Zwergin, welche nach Quatrefages die Repräsentantin eines afrikanischen Zwergvolkes zu sein scheint, hingewiesen, der Bilder von zwei andern Zwergen auf Rosselinis Tafeln, von denen der eine Klumpfüsse hat, gedacht und an die Statuetten des aegyptischen Gottes Bes erinnert, der als Zwerg dargestellt wurde und zwar bisweilen auf den Schultern einer weiblichen Gestalt, die gleich ihm rachitisch verkrümmte Beine hat. Auch der Gott Ptah tritt uns in manchen Darstellungen als Zwerg entgegen; Parrot fand in der eigenthümlichen Form des Schädels und seinem Verhältniss zum übrigen Körper den Typus jenes Leidens, welches er als Malformation achondroplasique beschrieben hat. Ferner wird an die zahlreichen Figuren von Zwergen und Verwachsenen in Terra cotta und Bronce erinnert, die uns aus dem Alterthum überliefert worden sind, und die Marmorbüste des buckeligen Aesop in der Villa Albani zu Rom, welche die charakteristischen Merkmale der Kyphosis zur Anschauung bringt, beschrieben. — Die Verf. wenden sich dann zur Besprechung der übrigen Leiden, erwähnen die Büste des blinden Homer, betrachten die Lähmungen, Verkrümmungen und Missbildungen und erörtern zuletzt die Art, wie die Verstorbenen dargestellt wurden. Die Alten sahen in dem Tode einen schmerzlosen Abschied vom irdischen Leben, wie der sterbende Adonis, der Tod der Alceste, der sterbende Gallier, der Tod des Kriegers, die sterbende Amazone, der Tod des Meleager und andere Statuen und Bildnisse auf Sarkophagen beweisen. Nur in der Laokoon-Gruppe kam der physische Schmerz zum mächtigen Ausdruck; aber hier handelte es sich nicht um ein friedliches Ende, sondern um einen qualvollen gewaltsamen Tod. Sonst pflegte man dem todten Körper die friedlichen Züge eines Schlummernden zu geben, oder man stellte ihn in der vollen Frische und Kraft des Lebens dar, während er seinem Lebensberuf oder seiner Lieblings-Neigung nachging.

Das Werk ist mit 87 Illustrationen ausgestattet, die leider zum Theil sehr undeutlich und verschwommen, zum Theil sogar gänzlich misslungen sind. Für die Geschichte der Medicin, der bildenden Kunst und der allgemeinen Culturentwickelung ist das Buch sehr werthvoll. Den Aerzten werden in den bildlichen Darstellungen Zeugnisse der medicinischen Meinungen und Kenntnisse vorgelegt, die keiner Missdeutung fähig und leicht verständlich sind, und der Kunstkritik in dem Urtheil der exakten Wissenschaft ein neues Hilfsmittel überliefert.

2) De Quatrefages: Les Pygmées des anciens. Paris 1887. 8⁰. 352 p.

3) Moreau (de Tours): Fous et bouffons. Etude physiologique, psychologique et historique. Paris 1885. 8°. 243 p. [Es ist hier ausser Anderem auch von den Zwergen, welche an den Höfen der römischen Kaiser gehalten wurden, von der künstlichen Herstellung der Zwerge und von den Riesen des Alterthums die Rede. Der Verf. spricht ferner über Aesop und die sogenannten lustigen Narren, von denen einige an psychischen Defekten litten, während andere reiche intellektuelle Fähigkeiten besassen und sich unzurechnungsfähig stellten, um das einträgliche Geschäft eines Hofnarren ausüben zu können, und zeigt, dass alle diese Leute in Folge rachitischer, skrophulöser und anderer pathologischer Processe körperlich missgestaltet waren.

4) E. Sauer: Das Daimonium des Sokrates. Progr. des Karls-Gymnasiums zu Heilbronn. 1884.

Den Dämon des Sokrates hat man auf verschiedene Arten zu erklären versucht. Die Kirchenväter waren der Meinung, dass Sokrates von einem persönlichen Geiste überall begleitet wurde, und wussten nur nicht sicher, ob dies ein guter oder böser, ein schwarzer oder weisser Geist war. Die Anhänger der mystisch-romantischen Schule huldigten einer ähnlichen Ansicht, und Lasaulx schrieb, dass Sokrates »mit allem Besseren in der Welt in substanzielle Verbindung getreten sei, nicht blos mit dem Gegenwärtigen und mit dem Vergangenen, sondern auch mit dem Zukünftigen«. Denselben Standpunkt nehmen ungefähr die Spiritisten ein, wenn sie in Sokrates ein sehr befähigtes Medium sehen und seinen Dämon für ein transcendentales Wesen erklären. — Ganz anders deuteten einige Aerzte, wie Lélut, die Sache, indem sie aus den Mittheilungen des Sokrates folgerten, dass er an Hallucinationen gelitten habe. Andere glaubten, dass die Angaben über das Dämonion nichts weiter als eine ironische Redeform seien, durch welche Sokrates seine geistige Ueberlegenheit zum Ausdruck bringen wollte. Die meiste Berechtigung dürfte die Annahme besitzen, dass sich Sokrates selbst täuschte, und das, was ein innerer Vorgang seiner Seele war, als ein göttliches Zeichen betrachtete. Uebrigens sind seine Aeusserungen über die Art, wie es sich ihm kundgab — ob in jedem Falle als Stimme oder auch auf andere Weise — zu mangelhaft und unbestimmt, als dass eine befriedigende Erklärung möglich wäre.

5) J. Soury: Pathology in history (the family of Augustus). St. Louis Alien. and Neurol. T. V, p. 260—276.

6) David Leistle: Die Besessenheit mit besonderer Berücksichtigung der Lehre der heiligen Väter. Progr. d. Gymnasiums zu Dillingen. 1887. 8°. 178 S.

7) Ireland: Herrschermacht und Geisteskrankheit. Aus dem Englischen übers. Stuttgart 1887. 8⁰.

Eine Reihe von Feuilletons über Geisteskranke auf Herrscher-Thronen. Der Verf. nennt darunter auch mehrere römische Kaiser und ihre Angehörigen, nämlich Drusus, Julia, Tiberius, Caligula, Claudius, Messalina, Agrippina, Nero, Commodus und Heliogabalus, unterlässt es aber, die geistige Störung derselben nachzuweisen, obwohl dies in einzelnen Fällen bei sorgfältiger Durchforschung der historischen Quellen möglich wäre, und beschränkt sich auf ziemlich dürftige oberflächliche Mittheilungen, welche eine Uebersetzung ins Deutsche nicht verdienten.

8) L. Kotelmann: Der Bacillus Malariae im Alterthum. Virchows Archiv. 1884. Bd. 97. H. 2. S. 361–364. [Verf. weist darauf hin, dass Terentius Varro bereits die Existenz der mikroskopischen Malaria-Träger geahnt hat, als er schrieb (De re rustica I c. 12): »Si qua erunt loca palustria, crecsunt animalia quaedam minuta, quae non possunt oculi consequi, et per aëra intus in corpus per os et nares perveniunt atque efficiunt difficiles morbos«. Selbstverständlich sind diese Worte noch weit von einer wissenschaftlichen Kenntniss dieser kleinen Organismen entfernt].

9) L. Ali Cohen: Kleine bydragen tot de geschiedenis der geneeskunde. Weekblad van het Neederland. Tydschrift v. Geneesk. 1887. No. 20 [bespricht in einem der Artikel ebenfalls die Notiz aus Ter. Varro].

10) N. A. Lallot: Le typhus ou peste d'Athènes. Paris 1884. Inaug.-Diss. 4⁰. 50 p. [Der Verf. giebt eine französische Uebersetzung der von Thukydides hinterlassenen Beschreibung der Atheniensischen Seuche und vertheidigt dann die Ansicht, dass sie dem exanthematischen Typhus angehört habe].

11) A. Corlieu: La peste d'Athènes. Paris. Rév. scient. 1884. No. 12.

12) Wülfsberg: Den attiske Pest Tidsskr. f. pract. Med. 1884. p. 104.

13) La dengue et la maladie de Périnthe. Gaz. hebd. de méd. et de chir. Paris. 1886. No. 33. [Verf. sucht nachzuweisen, dass die von Hippokrates (Ed. Littré T. V. p. 331) beschriebene Seuche in Perinthos eine Epidemie des Dengue-Fiebers war].

14) Predöhl: Geschichte der Tuberkulose. Hamburg 1888. [Das Alterthum wird leider nur mit wenigen Worten berührt, obwohl es manchen werthvollen Beitrag für die Bearbeitung des Themas bietet].

15) J. H.: Documents anciens sur la rage et son traitement. Paris. Rév. scient. T. 37. No. 14.

16) Lammert: Zur Geschichte der Therapie der Lyssa. Münchener medicin. Wochenschr. 1887. No. 1. [Verf. gedenkt hier auch der im Alterthum gebräuchlichen und von A. C. Celsus erwähnten Mittel gegen die Hundswuth].

17) St. Hubert and Hydrophobia. Athenaum. London 1887. No. 3117.

18) G. Holmes: Zur Geschichte der Laryngologie von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Aus dem Engl. übers. Berlin 1887. [Die Notizen aus der medicinischen Literatur des Alterthums sind sehr lückenhaft und bedürfen mancher Berichtigung].

19) O. Braus: Die Diphtherie, ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Essen 1884. 2. Aufl. 52 S.

20) B. Schuchardt: Zur Geschichte der Tracheotomie bei Croup und Diphtherie. Langenbecks Archiv f. Chir. 1887. Bd. 36. H. 3. [Verf. beginnt mit den Nachrichten über die Erkrankungen des Kehlkopfes, die uns aus dem Alterthum überliefert worden sind, und geht dann auf die Berichte über die Ausführung der Tracheotomie durch Asclepiades und später durch Antyllus über].

21) P. Hamonic: Des maladies vénériennes chez les Hebreux à l'époque biblique. Paris. Annal. de dermat. 1886. T. VII. No. 9. [Verf. bespricht auf Grund der einschlägigen Stellen, die er hier auch citirt, die Onanie, Sodomie, Päderastie und ihre Folgezustände, die Spermatorrhoe und Blenorragie, welche, wie er glaubte, von den alten Hebräern streng gesondert wurden, sowie die Anschwellungen und lokalen Erkrankungen der Geschlechtstheile, z. B. das einfache Schankergeschwür].

22) J. Rosenbaum: Geschichte der Lustseuche im Alterthum. Halle 1888. 4. Aufl.

23) R. Töply: Die Syphilis im Alterthum. Wiener klin. Wochenschr. 1889. No. 29. 30. [Der Verf. erörtert im Anschluss an das vorher genannte classische Werk Rosenbaums die Frage, ob die Syphilis im heutigen Sinne des Wortes im Alterthum existiert hat und erkannt worden ist, und kommt nach einer strengen, bisweilen vielleicht zu rigorosen Kritik der literarischen Quellen zu dem Schluss, dass sie wahrscheinlich bestanden hat, keineswegs aber mit voller Sicherheit nachgewiesen werden kann, und jedenfalls nicht in ihren genetischen Beziehungen zu den primären Affektionen erkannt worden ist].

24) E. Dupouy: La prostitution dans l'antiquité. Paris 1887. 8⁰.

25) V. Janovsky: Beiträge zur Geschichte der Dermatologie. I. Das Alterthum. Deutsches Arch. f. Gesch. d. Med. 1885. Bd. VIII. H. 1. [Fleissige Zusammenstellung der dermatologischen Kenntnisse, welche die Inder, Aegypter, Israeliten und andere alte Culturvölker besassen. Der Artikel reicht bis Hippokrates].

26) G. Muleur: Essai historique sur l'affection calculeuse du foie depuis Hippocrate jusqu'à Fourcroy et Pujol. Paris 1884. Inaug.-Diss. 4⁰.

27) W. Ebstein: Ueber Wasserentziehung und anstrengende Muskelbewegung bei Fettsucht, Fettherz, Kraftabnahme des Herzmuskels u. s. w. Eine historisch-kritische Studie. Wiesbaden 1885. 8⁰. 33 S.

Während in der Presse und vom Publikum der Prof. Schweninger als Erfinder der Curmethode, die er beim Fürsten Bismarck mit glücklichem Erfolg angewendet hat, gefeiert wurde, erklärte sein ehemaliger Lehrer Oertel, dass Schweninger die Principien derselben von ihm entlehnt habe. Noch mehr Anspruch auf die Priorität hat in diesem Falle Plinius, welcher schreibt (Hist. nat. Lib. 23. cap. 23): »Corpus augere volentibus aut mollire alvum conducit inter cibos bibere, contra minuentibus alvumque cohibentibus sitire in edendo, postea parum bibere«. Auch in den Fragmenten des Philumenus wird dieses Heilverfahren angedeutet. Ebenso haben in der Neuzeit mehrere Aerzte vor Oertel dessen Curmethode angewendet, wie Ebstein, der dieselbe bekämpft, nachweist.

28) J. Ch. Huber: Zur älteren Geschichte der klinischen Helminthologie. Deutsches Archiv f. klin. Med. 1889. Bd 45. S. 354—362. 1890. Bd. 46. S. 187—202. [Sammlung aller Stellen in den Schriften der Alten, welche über Eingeweidewürmer handeln].

29) M. Wertner: Alexander der Grosse als Kranker. Pester medicin-chirur. Presse 1883. No. 37.

30) M. Wertner: Eine parthische Kurgeschichte. Deutsches Archiv f. Gesch. d. Med. Bd. VIII. H. 3 [betrifft die unbeabsichtigte Heilung des wassersüchtigen Königs Orodes durch Aconit].

VIII. Chirurgie, Augenheilkunde und Geburtshilfe.

1) Prehistoric surgery. The Westminster Review 1887. August-Heft. S. 538—548.

Dieser Artikel beschäftigt sich mit der Trepanation des Schädels in praehistorischer Zeit und erörtert, zu welchem Zweck sie unternom-

men wurde. Es wird darauf aufmerksam gemacht, dass bei einigen wilden Völkern noch heute die Sitte herrscht, die trepanirten Knochenstücke als Amulette zu tragen, weil man dadurch sich vor der Epilepsie zu schützen glaubt.

2) A. F. Le Double: La médecine et la chirurgie dans les temps préhistoriques. Discours. Tours. 1889. 8°. 24 p.

Der Redner giebt eine Uebersicht der wichtigsten Thatsachen, welche über die Krankheiten und die Heilkunst der praehistorischen Zeit bekannt sind, berichtet, dass Syphilis, Rachitis und Hydrocephalus in den noch vorhandenen Knochenresten ihre Spuren hinterlassen haben, dass gut und schlecht geheilte Knochenbrüche, cariöse und nekrotische Processe der Knochen, Exostosen und Osteophyten, Ankylose und andere Leiden der Gelenke, Verwundungen und Verletzungen verschiedener Art zu erkennen sind, und dass die Zahnheilkunde bereits einen hohen Grad der Entwickelung erreichte, und beschreibt die Ausführung und Bedeutung der Trepanation des Schädels, welche sowohl während des Lebens als nach dem Tode vorgenommen wurde.

3) L. Maggi: Antichità delle sinostosi. Boll. scientif. Pavia 1888. X. p. 82 u. ff.

4) G. Lagneau: De quelques anesthèsiques anciennement employés en chirurgie. Bull. de l'acad. de méd. Paris. 1885. No. 25.

5) Dutertre: Des anesthèsiques dans l'antiquité. Paris 1885. 8°. 23 p. [Notizen über den Gebrauch der schmerzstillenden Mittel bei den Hebräern, Assyriern, Aegyptern, Persern, Skythen, Indern, Chinesen, Griechen und Römern].

6) A. Anagnostakis: Ἡ ἀντισηπτικὴ μέθοδος παρὰ τοῖς ἀρχαίοις. Auch französisch: La méthode antiseptique chez les anciens. Athen. 1889. 4°. 14 p.

Auch die antiseptische Wundbehandlung, welche man als die grösste Errungenschaft der Chirurgie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. betrachtet, hat im Alterthum ihre Vorläufer. Der Verf. weist auf die zahlreichen Stellen in den medicinischen Schriften der Griechen und Römer, in denen die strenge Reinhaltung der Wunden und Waschen derselben mit gekochtem, also sterilisirtem Regenwasser empfohlen wird, und auf den Gebrauch der »trocken machenden« Mittel hin, durch welche man die Eiterung und Fäulniss der Wunden zu verhüten oder beseitigen hoffte. Zu diesem Zweck wurden verwendet: 1) heisser Wein, der die Stelle unseres Alkohols vertrat. Man wusch die Operationswunde damit und tauchte die Compressen und das Verbandmaterial hinein; es wurden Weinsorten dazu genommen, die mit Harzen, Pech oder aroma-

tischen Substanzen versetzt waren, 2) fein zerriebenes Salz, namentlich Meersalz, mit welchem die Wunden bestreut wurden, 3) Theer, der in der Form von Salben oder Pflastern aufgestrichen wurde, 4) der blaue Kupfervitriol und andere metallische Praeparate, 5) verschiedene Harze, Judenpech und aromatische Substanzen, 6) das Glüheisen und überhaupt starke Hitze. Anagnostakis macht ferner auf eine Stelle bei Galen (Method. medendi L. XIII c. 22. Edit. Kühn T. X. p. 942) aufmerksam, welche darauf hindeutet, dass man sogar schon das Catgut kannte; es ist dort von getrockneten Darmsaiten die Rede, die anstatt der Seidenfäden zur Unterbindung gebraucht wurden.

7) Kartulis: Die antiseptische Methode bei den alten Griechen. Deutsche med. Wochenschr. 1889. No. 49. [Besprechung der vorher genannten Arbeit].

8) Alberts: Das Carcinom in historischer und experimentell-pathologischer Beziehung. Jena 1887.

9) Wölfler: Die chirurgische Behandlung des Kropfes. Berlin 1887. 8°. 90 S.

Der Verf. zeichnet ein vollständiges Bild der historischen Entwickelung dieser Frage. Er beginnt mit Celsus, dessen Bemerkungen sich nur auf Cystenkröpfe oder circumscripte Kropfknoten beziehen, berichtet dann, dass Galen bereits auf die bei der Kropf-Operation vorkommende Verletzung des Nervus recurrens und dadurch bewirkte Stimmlosigkeit aufmerksam machte, citirt die Mittheilungen von Antyllus, Leonides, Oribasius und Paulus Aegineta und wendet sich dann zum Mittelalter und zur Neuzeit.

10) F. Fuhr: Der Kropf im Alterthum. Virchows Archiv. 1888 Bd. 112. H. 2. S. 317–341.

Der Verf. berichtigt und ergänzt einige Angaben in Wölflers Arbeit und erklärt, dass die Aerzte des Alterthums den Kropf nicht blos kannten, sondern auch von andern Drüsenanschwellungen zu unterscheiden verstanden, und griechisch als *βρογχοκήλη*, lateinisch als guttur tumidum bezeichneten. Doch erlangten sie keine Einsicht in die Beziehungen des Kropfes zur Schilddrüse.

11) B. Schuchardt: Ueber Darstellungen von chirurgischen Operationen und Verbänden aus dem Alterthum. Archiv. f. klin. Chirurgie 1884. Bd. 30. H. 3. S. 681–683.

Es haben sich nur wenige Darstellungen von chirurgischen Operationen und Verbänden aus dem Alterthum erhalten. Hierher gehört die im 5. Jahrh. v. Chr. von Sosias angefertigte, jetzt im Berliner Museum befindliche Schale, die auf der inneren Fläche des Bodens das Bild

des Achill trägt, wie er dem durch einen Pfeil am Ellenbogen verwundeten Patroklus einen Verband anlegt. Ferner erwähnt der Verf. das von O. Rayet beschriebene Goldgefäss, welches mit andern Gegenständen in dem Grabe eines Skythen-Königs zu Kuloba bei Kertsch in Süd-Russland gefunden wurde, aus dem 3. oder 4. Jahrh. v. Chr. stammt, gegenwärtig in der Eremitage zu Petersburg aufbewahrt wird und mit zwei bildlichen Darstellungen geschmückt ist, von denen die eine das Ausziehen eines Zahnes, die andere die Anlegung eines Verbandes bei einer Verwundung des linken Beines veranschaulicht.

12) L. Neugebauer: Ueber die Pincetten der alten Völker. Corresp.-Bl. d. deutschen anthropol. Ges. München 1884.

13) J. Habels: Ueber einige zu Mastricht gefundene chirurgische Instrumente aus der Römerzeit. Verhandl. d. Akad. zu Amsterdam. 1884. T. III. No. 2. p 133—154.

14) Gurlt: Ueber antike Instrumente. Berliner klin. Wochenschr. 1888, S. 976 u. ff.

15) Jos. Smits: Hippokrates und der Steinschnitt. Centralbl. f. Chir. Bd. 16. No. 51. (Kurze Replik gegen Sentinon).

16) C. Letourneau: La phallotomie chez les Egyptiens. Bull. de la soc. d'antrop. de Paris 1888. 3 s. T. XI. p. 718—720 [bespricht die Sitte der alten Aegypter, den im Kriege erschlagenen Feinden die Hände und den Penis abzuschneiden].

17) F. Bergmann: Origine, signification et histoire de la castration, de l'eunuchisme et de la circoncision. Palerme 1883. [Verf. betrachtet die Entmannung als Zeichen der Unterwerfung, der Sklaverei].

18) H. Ploss: Geschichtliches und Ethnologisches über Knabenbeschneidung. Deutsches Archiv f. Gesch. d. Med. 1885. Bd. VIII. H. 3.

Zu den merkwürdigsten Problemen der allgemeinen Culturgeschichte gehört die Entstehung und Verbreitung der Beschneidung. Ihre Geschichte reicht bis in die frühesten Zeiten des Alterthums zurück. Die Aegypter übten sie schon unter dem Könige Thutmes III., also im 17. Jahrh. v. Chr. aus, wie ein von G. Ebers mitgebrachter Mumien-Penis aus jener Zeit beweist. Bei den Juden scheint sie schon vor der aegyptischen Gefangenschaft bestanden zu haben; doch ist sie nicht althebräischen Ursprungs. In Abessynien war sie schon zur Zeit Herodots gebräuchlich; in Arabia felix kannte man sie jedensfalls im Jahre 342 v. Chr. Sie ist bei den Arabern also nicht erst durch Muhammed eingeführt worden.

Welchen Ursachen verdankt diese Sitte ihre Entstehung? - Da-

rüber sind die Meinungen sehr verschieden. Einige sahen darin ein der Gottheit dargebrachtes Opfer, welches gleichsam einen Ersatz für die Menschenopfer darstellen sollte. Andere erklärten es für ein Zeichen der Unterwerfung, welches der König von seinen Unterthanen fordern dürfe, und beriefen sich dabei auf eine Stelle im zweiten Buch Samuel, Cap. 18. V. 25, in welcher dem David vom Könige Saul befohlen wird, ihm hundert Philister-Häute zu bringen. Die Meisten huldigten der Ansicht, dass die Beschneidung durch hygienische Erwägungen hervorgerufen worden sei, indem man dadurch eine sorgfältige Reinigung der männlichen Geschlechtstheile ermöglichen und auf diese Weise Erkrankungen derselben verhüten wollte; es muss dabei noch berücksichtigt werden, dass in südlichen Ländern entzündliche und geschwürige Processe auf der inneren Fläche der Vorhaut und Hypertrophien derselben sehr häufig sind und Phimosis herbeiführen. Gegen diese Erklärung lässt sich nur das Bedenken geltend machen, dass sie bei den Naturvölkern ein Verständniss der Bedingungen der Gesundheitspflege voraussetzt, wie es kaum in den Zeiten einer hochentwickelten Cultur vorhanden ist. — Eine dem Vorstellungskreise eines Naturvolkes näher liegende Theorie entwickelt Ploss, indem er erklärt, dass man durch die Beschneidung die männliche Zeugungsfähigkeit erleichtern und dadurch die Vermehrung und politische Macht des eigenen Stammes erhöhen wollte. Man machte die Beobachtung, dass sich die Vorhaut vor dem Begattungs-Akt, wenn sich der Penis im Zustande der Erection befand, hinter die Eichel zurückzog, und wurde dadurch veranlasst, in der Vorhaut etwas Ueberflüssiges und Unnützes zu sehen, welches die Zeugung erschwert. Was war natürlicher, als dass man in dem Bestreben, die Bemühungen der Natur zu unterstützen und die männliche Geschlechtsthätigkeit zu erleichtern, auf den Gedanken kam, diesen Theil zu beseitigen? Vielleicht hoffte man dadurch auch die Onanie, die unnütze Vergeudung des männlichen Samens, zu verhüten? — Der leitende Beweggrund bei der Einführung der Beschneidung war darnach der Wunsch, die Zahl der Mitglieder des Volkes zu vermehren, damit es den benachbarten Stämmen im Kriege überlegen sei. Erst später mag sich die Erkenntniss, dass dieser Gebrauch einen hohen Werth für die Gesundheit besitzt, Bahn gebrochen und zur Befestigung desselben im öffentlichen Leben gedient haben. Ploss führt für diese Auffassung der Dinge eine Menge beachtenswerther Thatsachen an. Es spricht dafür namentlich, dass die Beschneidung bei vielen Völkern erst beim Eintritt in das mannbare Alter ausgeführt wird und mit Gebräuchen und Feierlichkeiten verbunden ist, welche darauf hindeuten, dass der Beschnittene in die Reihe der Männer tritt und die Pflicht übernimmt, Nachkommenschaft zu erzeugen. Auch die Geschichte Abrahams lehrt, dass die Beschneidung als ein Mittel zur leichteren und erfolgreicheren Ausübung der sexuellen Funktion betrachtet wurde; die Anschauung, dass ihr eine sanitäre Be-

deutung zu Grunde liege, machte sich in der Geschichte der Juden erst seit Philo geltend. Bei einigen Volksstämmen Afrikas und Asiens ist heute noch der Glaube verbreitet, dass durch die Beschneidung die männliche Zeugungsfähigkeit angeregt und erhöht wird, und Ploss liefert dafür drastische Beweise.

Im Folgenden werden die verschiedenen Methoden der Operation, wie sie im Alterthum und in der Gegenwart üblich sind, geschildert.

19) M. Pogorelski: Circumcisio ritualis Hebraeorum. Die rituelle Beschneidungsceremonie bei den Israeliten. St. Petersburger med. Wochenschr. 1888. No. 39. 40.

Der Verf. beschäftigt sich nur mit der Geschichte und Ausführung der Beschneidung bei den Juden, bringt aber nichts Neues. Er ist ein begeisterter Lobredner dieser Einrichtung und verlangt, dass sie gleich der Blattern-Impfung überall eingeführt werde. Wenn er aber unter den Gründen, mit denen er sie empfiehlt, angiebt, dass sie »die sexuelle Erregbarkeit vermindere, die Humanität fördere und zum Mitleid stimme«, so wird er damit wohl nur Wenige überzeugen.

20) M. Stranz: Geschichte der Ligatur. Berlin 1884 Inaug.-Diss. 8°. 28 S.

21) Der Papyrus Ebers. Monatsschr. d. Ver. deutscher Zahnkünstler. Jahrg. 5. No. 7. [Darstellung der zahnärztlichen Kenntnisse der Aegypter, welche schon künstliche Zähne zur Verwendung brachten].

22) Th. David: Les origines de l'art dentaire. Rév. scient. Paris. T. 37. No. 5.

23) G. Ebers: Das Kapitel über die Augenkrankheiten im Papyrus Ebers. Bd. XI der Abhandl. der philolog.-histor. Classe der K. Sächs. Ges. d. Wiss. H. 3. S. 201—336.

Ebers veröffentlicht hier eine mit sachlichen Erklärungen ausgestattete deutsche Uebersetzung des Kapitels über die Augenkrankheiten in dem nach ihm genannten Papyrus. Dasselbe besteht in einer Sammlung von Recepten gegen die verschiedenen Augenleiden, die in wenig geordneter unsystematischer Weise auf einander folgen. Es werden die Namen der Krankheit genannt und die Salben und sonstigen Mittel angeführt, welche dagegen verordnet werden. Auf das Wesen und die Erscheinungen des Leidens geht der Verf. nur selten ein; ebenso wenig zieht er die chirurgischen Eingriffe und Operationen in Betracht.

Der Text beginnt mit dem »Wachsen des Krankhaften im Blute in dem Auge«, »dem Wasser in dem Auge« und der »Krankheit des Wachsens«, was Ebers auf Hydrophthalmus und Staphylom bezieht.

Näher liegt es, wie Hirschberg bemerkt, anstatt an diese complicirten Vorgänge dabei an den Bindehautkatarrh und die damit verbundene Röthung, Schwellung und Absonderung zu denken. Vielleicht hätte Ebers den Sinn dieser Stelle besser getroffen, wenn er in seiner Uebersetzung die Worte »die krankhafte Vermehrung des Blutes im Auge« und »die Anschwellung des Auges« gebraucht hätte? — Es ist dann von der »Verschleierung im Auge« die Rede, welche Ebers als Infiltration der Hornhaut, Affektion der Iris, beginnenden Staar oder dergl. deutet; dabei wurde bisweilen Blutaustritt oder reichliche Thränensekretion beobachtet. Hierauf folgen Mittel »zum Vertreiben der Lippitudo oder des Eiterflusses«, wobei es sich wohl um Blenorrhoe der Bindehaut gehandelt haben mag, »gegen Schmerzen des Auges« und »zum Eröffnen des Gesichts, nachdem man geschlafen hat«. Die Uebersetzung »Stillicidium der Pupille oder Hypopyon« ist sowohl aus sachlichen als aus sprachlichen Gründen unhaltbar; denn der Verf. meint nach S. 224 Anm. 39a das »Zusammenziehen der Pupille«, also die Verengerung der Pupille: ein Leiden, welches unter der Bezeichnung Phthisis pupillae von den Autoren des Alterthums oft erwähnt wird. Die Verhärtungen an den Augen, von denen gesprochen wird, können als Verkalkungen der Meibomschen Drüsen gedeutet werden Das »Vertreiben des Blutes in den Augen« soll wohl nur darauf hinweisen, dass das Auge blutig unterlaufen war, ohne dass man, wie Ebers, einen vorausgegangenen Bluterguss in die vordere Augenkammer anzunehmen braucht. Das »Umdrehleiden« kann ebenso gut als Schielen wie als Ectropium und Entropium erklärt werden, Das »Fett in den Augen« lässt sich auf die Pinguecula, das Lipom, die fettig aussehenden Talgdrüsengeschwülste u. ä. m. beziehen. Das »Kügelchen im Auge« deutet auf das Gerstenkorn und Hagelkorn hin; die Erklärung als Granulationen erscheint etwas gesucht. Hierauf folgt der Abschnitt über die »Blindheit und Blödsichtigkeit« und die Stelle über »die Blindheit an den Augen an dem Rundkörper«, bei welcher Ebers an den Pupillenverschluss oder den Staar denkt, indem er die Linse unter dem Rundkörper versteht. Da das Wort auch mit Pille oder Kügelchen übersetzt werden kann, wie er sagt, so gehört es vielleicht zum folgenden Recept, und die schwierige Frage, ob die Aegypter die Linse gekannt haben, wird umgangen. Unter der Erkrankung des »Randes der Augen« ist ohne Zweifel die Entzündung des Lidrandes, Blepharitis ciliaris, zu verstehen. Das »Krokodil im Auge« erklärt Ebers als Pterygium, weil zwischen diesem und dem Kopfe des Krokodils eine gewisse Aehnlichkeit erkennbar sei. Die Bezeichnung »Krokodil« hatte bei den Aegyptern, wie bei den Griechen und bei uns das Wort »Krebs« die Bedeutung »grässlich, bösartig, wüthend«; es würde also nur heissen: »das bösartige fressende Leiden«, und Hirschberg wies dabei auf den gefährlichen Hornhautabscess hin. Die Krankheit »Badë« übersetzt Ebers mit Chemosis; es ist eine mit Anschwellun-

gen verbundene heftige Augenentzündung gemeint. Bei der Stelle, »dass sich das Wasser über die Augen breitet«, wurde Ebers an die Ausdrücke Hypochysis, Suffusio, Aquae descensus erinnert, die man später zur Bezeichnung des grauen Staares gebrauchte, und diese Gleichartigkeit der Worte veranlasste ihn zu der Annahme, dass es sich auch hier um dieses Leiden handelt. H. Magnus hat sich dieser Ansicht angeschlossen. Aber ist es nicht gewagt, lediglich auf eine sprachliche Aehnlichkeit eine solche Hypothese zu begründen? — Auf S. 276 wird ein Mittel empfohlen, um »zu heilen die Gefässe des Blutes in den Augen«. Eber bezieht dies auf den subconjunctivalen Blutaustritt, während Hirschberg auf den im Gefolge des Trachoms auftretenden Pannus verweist, bei welchem die starke Gefässentwickelung Jedem sofort auffällt. Dann werden Recepte »zum Abwehren der Schmerzen in den Augen«, »zum Vertreiben einer Geschwulst am Kopfe (Balggeschwulst?)«, »um zu schärfen die Sehkraft«, »zum Oeffnen des Gesichts« und »zum Vertreiben der Nebel und der Röthe in den Augen oder der bösen typhonischen Nebel in den Augen«, angeführt, welche Ebers als Trübungen der Hornhaut deutet, die mit Reizerscheinungen verbunden sind. Die »Geschwulst an der Nase« erklärt er als Entzündung des Thränensackes. Wenn er auf S. 295 die »Hindernisse an den Augen« als Lähmungen der Augenmuskeln deutet, so macht Hirschberg darauf aufmerksam, dass dabei auch die Bewegungsstörungen der Lider in Betracht kommen. Kurz und treffend wird die Trichiasis als Leiden »der Einstülpung der Haare im Auge« beschrieben; der Verf. trifft die zweckmässige Verordnung, »die Haare auszuziehen und das Mittel darauf zu thun«; ausserdem empfiehlt er Arzneistoffe, welche verhindern sollen, dass die Haare (Wimpern) wieder wachsen, nachdem sie ausgezogen worden sind. — Die Recepte sind im Allgemeinen nicht so lang und complicirt als diejenigen der Griechen und Römer. Sie enthalten weniger Arzneistoffe und zeigen einfache Maassverhältnisse. Unter den Substanzen, welche verwendet werden, befinden sich mehrere Arten des Natrons, die grüne Bleierde, rothe Mennigerde, der Rotheisenstein, Atramentstein, Lapis Lazuli, Flintstein, Grünspan, Schwefel, Kupferkies, das Sägemehl vom Ebenholz, der Weihrauch, die Myrrhe, der Kümmel, Knoblauch, Kalmus, die Zwiebel, die Papyruspflanze, das Gummi verschiedener Akazien, das Mastixharz, die Wachholderbeeren, die Datteln, die Blätter von Ricinus, das Schöllkraut, das Durrhakorn, das Behenöl, Wachs, der Honig, die Milch, eine Menge thierischer Stoffe, z. B. das Gehirn, die Leber, Lunge, das Blut und die Excremente des Krokodils, der Gazelle, der Eidechse, des Menschen u. a. m. Auch das Antimon wird darunter genannt; aber Ebers berichtigt dies am Schluss dahin, dass es sich wohl um Schwefelblei gehandelt haben dürfte, nachdem die chemische Untersuchung der noch vorhandenen Reste aegyptischer Augenschminke gezeigt hat, dass dieselbe keinen Spiessglanz enthielt.

Wenn man die Recepte des Papyrus Ebers mit denjenigen der Griechen und Römer vergleicht, so ist man erstaunt, wie sehr sie in Bezug auf die Wahl der Arzneistoffe und die Zusammensetzung mit einander übereinstimmen, wie stabil die Heilkunst in dem langen Zeitraume, der die altaegyptische Medicin von Galen und seinen Nachfolgern trennt, geblieben ist. Diese Thatsache wird bei der Erklärung des Inhalts des Pap. Ebers werthvolle Dienste leisten, da manche technischen Ausdrücke, manche schwer verständliche Stelle desselben durch die medicinische Literatur der späteren Griechen und Römer aufgehellt wird.

24) J. Hirschberg: Ueber die Augenheilkunde der alten Aegypter. Deutsche med. Wochenschr. 1889. No. 38. [Gründliche sachverständige Kritik der vorher besprochenen Veröffentlichung von G. Ebers, sowie einer Arbeit Lürings, von der unten die Rede sein wird].

25) G. Kostomiris: *Περὶ ὀφθαλμολογίας καὶ ὠτολογίας τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων μέχρις Ἱπποκράτους.* Athen 1887. 8°. 248 S.

Dieses Buch bildet den ersten Theil einer Geschichte der Leistungen der Griechen in der Augen- und Ohrenheilkunde und umfasst die Zeit vor Hippokrates. Mit bewunderungswürdigem Fleiss hat der Verf. alle hierher gehörigen Nachrichten, welche in der Literatur niedergelegt sind, gesammelt; in den folgenden Bänden will er das Werk bis zur Gegenwart fortsetzen. Den ersten Theil hat er in altgriechischer Sprache geschrieben, um dadurch auch den ausserhalb Griechenlands lebenden Gelehrten das Verständniss seiner Arbeit zu erleichtern.

Er beginnt mit einer kritischen Erörterung der technischen Bezeichnungen, welche von den Griechen zu den verschiedenen Zeiten und in den einzelnen Gegenden für Auge, Ohr, Sehvermögen, Gehör, Augen- und Ohrenarzt gebraucht wurden, und schildert dann die Pflege der Anatomie und die ältesten Anschauungen über den Bau des Auges und des Gehörorgans. Er erinnert an die hermetischen Bücher der Aegypter von denen das 37. bekanntlich der Anatomie gewidmet war. Seiner Ansicht, dass die Einbalsamirung der Leichen Gelegenheit zu anatomischen Untersuchungen bot, möchte ich entgegenhalten, dass dieselbe sicherlich nur ganz ausnahmsweise einmal dazu benutzt wurde; die Leute, denen dieses Geschäft oblag, hatten keine wissenschaftlichen Interessen und wurden durch die religiösen und socialen Vorurtheile von anatomischen Untersuchungen abgehalten. Auch sprechen die geringen und mangelhaften anatomischen Kenntnisse der Aegypter dagegen, dass sie Studien auf diesem Gebiete unternommen haben. Wenn Kostomiris auf eine Bemerkung des Gellius hinweist, dass die Aegypter einen feinen Nerven beschrieben hätten, welcher vom vierten Finger zum Herzen gehe, so zeigt er damit gerade, dass sie keine praktischen Beobachtungen in der Ana-

tomie gemacht haben. Ferner begeht er den Fehler, dass er die Nachrichten aus den verschiedenen Zeitperioden durch einander wirft; gerade hier müssen sie streng auseinandergehalten werden, da die Anatomie unter Herophilus und Erasistratus in Aegypten sehr fleissig getrieben, in der älteren Zeit dagegen vollständig vernachlässigt wurde.

Der Verf. beschreibt hierauf die Anfänge der Augen- und Ohrenheilkunde, entwickelt die Vorstellungen, die man in der ältesten Zeit von den einzelnen Leiden hatte, und zählt die Heilmittel auf, welche dagegen verordnet wurden. Er zieht dabei auch die Mittheilungen der indischen und althebräischen Medicin, z. B. die Heilung des Tobias, in Betracht, geht dann auf die Beziehungen der griechischen Heilgottheiten zur Behandlung der kranken Augen und Ohren ein und berichtet über die Angaben, welche in Betreff der Erkrankungen und Verletzungen der Augen und Ohren bei Homer sowie in den Werken des Hesiod, Anakreon, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Herodot, Thukydides, Xenophon und anderer Autoren vor Hippokrates zu finden sind, oder durch die Inschriften, welche man bei den Tempel-Ausgrabungen entdeckt hat, bekannt wurden.

Das Buch bringt ein reiches Material. Leider ist dasselbe nicht übersichtlich geordnet, und die Darstellung zu breit und ermüdend.

26) J. Hirschberg: Die Augenheilkunde bei den Griechen. Archiv. f. Ophthalm. 1887. Bd. 33. S. 47—78.

Hirschberg veröffentlicht hier den griechischen Text des Cap. VII Lib. II der Diagnostik des Joh. Actuarius: *περὶ διαγνώσεως ὀφθαλμίας* (bei Ideler: Phys. et med. Graeci minor. T. I. p. 444—449) mit einer vortrefflichen deutschen Uebersetzung und knüpft daran sachliche Erörterungen über das Wesen der einzelnen Krankheitserscheinungen, welche besondere Beachtung verdienen, da der Verf. ebenso erfahren in der praktischen Ausübung der Augenheilkunde als mit ihrer Geschichte vertraut ist.

27) J. Hirschberg: Wörterbuch der Augenheilkunde. Leipzig 1887. 8°. 116 S.

Der Verf. unterwirft die Terminologie der Augenheilkunde einer Kritik, untersucht, wie die verschiedenen technischen Ausdrücke entstanden sind und sich im Verlauf der Zeit verändert haben und welchen Wandelungen die Begriffe, zu deren Bezeichnung sie dienten, unterworfen waren, und prüft darnach ihre sachliche und linguistische Berechtigung. Er will dadurch die Anregung geben, dass die Kunstwörter richtig gebraucht und geschrieben, geschmacklose und falsche Bezeichnungen beseitigt und überflüssige, schädliche und irrthümliche Fremdwörter durch deutsche Namen ersetzt werden. Es ist wünschenswerth, dass die gesammte medicinische Terminologie in dieser Weise bearbeitet wird.

28) Kobert: La découverte de l'action mydriatique des solanées. Presse méd. Belge. 1885. No. 51 [beginnt mit Galen].

29) R. Virchow: Ueber aegyptische und andere Augenschminke. Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthropol. 1888. S. 417 u. ff. [Bei den chemischen Untersuchungen wurde Bleiglanz, Mangansuperoxyd, Holzkohle, aber kein Antimon gefunden].

30) R. Mowat: Cachets d'oculistes. Bulletin des antiq. de France. 1883. p. 122—123.

31) A. Danicourt: Note sur deux cachets d'oculistes romains, trouvés à Amiens en 1884 et à Lyon en 1880. Paris 1884. 9 p. avec fig.

32) Héron de Villefosse et Thédenat: Inscriptions romaines de Fréjus. Paris 1885. 8°. 196 p. avec 1 pl. et 15 fig.

33) A. Trousseau: Le traitement des granulations au deuxième siècle. Union méd. 1889. No. 98. [Beschreibung verschiedener Collyrien und Augenmittel des Alterthums].

34) Witkowski: Histoire des accouchements chez tous les peuples. Paris. 1888. 8°. 715 p. avec 1584 fig.

35) Albertus: Les accouchements devant l'histoire. Gaz. méd. de Paris. 1889. No. 47.

36) H. Ploss: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Leipzig 1884. 2. Aufl. 1887. 2 Bde.

Dieses Werk ist die vollständigste Naturgeschichte des Weibes, welche bisher geschrieben worden ist. Der Verf. beleuchtet die körperlichen Eigenthümlichkeiten und psychologischen Aufgaben des weiblichen Geschlechts, seine sexuale Reife und Beziehungen zum männlichen Geschlecht, die Zeugung und Befruchtung, die Schwangerschaft und Geburt, sowie die sociale Stellung des Weibes bei den verschiedenen Völkern und in den einzelnen Zeitperioden und erläutert seine Mittheilungen durch eine Fülle von Thatsachen, die er aus der Geschichte und vergleichenden Ethnologie und Anthropologie zusammengetragen hat.

37) J. Ch. Huber: Zur Geschichte des Versehens der Schwangeren. Friedreichs Blätter f. gerichtl. Med. 1886. H. 5. S. 321 u. ff. [Verf. knüpft an die Erzählung an, dass Hippokrates die Geburt eines schwarz gefärbten Kindes von einer weissen Mutter durch Versehen während der Schwangerschaft erklärt habe].

38) A. R. Simpson: A lecture on the history of embryulcia. Brit. Med. Journ. 1884. 13. Decbr. p. 1178.

39) Lallemand: Histoire des enfants abandonnés et délaissés. Paris. 1886. 8°. 793 p.

40) E. Toulouze: L'allaitement artificiel à l'époque gallo-romaine. Paris. Union med. 1884. No. 99.

IX. Der ärztliche Stand. Militär-Sanitätswesen. Gerichtliche Medicin. Thierheilkunde.

1) H. Magnus: Culturgeschichtliche Bilder aus der Entwickelung des ärztlichen Standes. Breslau 1890. 8°. 54 S.

Der Verf. gedenkt in dieser Arbeit, welche aus einem populären Vortrage hervorgegangen ist, auch der Priester-Aerzte des Alterthums und besonders ihrer Thätigkeit auf dem Gebiete der Augenheilkunde, schildert dann die Entwickelung des Standes der Augenärzte und wirft dabei einen Blick auf das Specialistenthum und die Curpfuscherei im Alterthum.

2) M. Wertner: Ueber die Stellung des ärztlichen Standes im Alterthum. Deutsches Archiv f. Gesch. d. Med. 1885. Bd. VIII. H. 2.

3) Th. Puschmann: Der ärztliche Stand in Rom. Monatsbl. d. wissenschaftl. Clubs in Wien 1890. 15. September.

4) Dupouy: Les femmes-médecins dans l'antiquité. Paris. Médecin. T. XI. No. 15.

5) Scoutetten: Histoire des femmes-médecins depuis l'antiquité jusqu'à nos jours. Gaz. heb. de Bordeaux 1889. T. X. p. 73. 109. 157. 169.

6) Hefke: Der Arzt im römischen und heutigen Recht. Archiv f. prakt. Rechtswissenschaft 1884. III. N. 1.

7) Th. Loewenfeld: Inaestimabilität und Honorirung der artes liberales nach römischem Recht. Festgabe der Münchener Juristen-Facultät. München 1887. 8°. S. 365—467. [Abschnitt V. S. 419—441 enthält interessante Erläuterungen über die Honorar-Klagen der Aerzte und die extraordinaria cognitio].

8) H. Frölich: Ueber die ersten Anfänge eines Militär-Gesundheitsdienstes im Alterthum und im Mittelalter. Militärarzt. Wien 1887. No. 2. [Verf. hat die darauf bezüglichen Stellen aus der griechisch-römischen Literatur gesammelt und weist auf Rhazes und Arnald von Villanova hin].

9) H. Molière: Le service de santé militaire chez les Grecs et les Romains. Lyon méd. 1888. No. 29. 30 [stützt sich hauptsächlich auf die Schriften von Malgaigne und R. Briau über diesen Gegenstand].

10) H. Frölich: Galen über Krankheitsvortäuschungen. Friedreichs Bl. f. gerichtl. Medicin. 1889. H. 1. S. 21—26.

Deutsche Uebersetzung der kleinen Abhandlung Galens, wie man Diejenigen, welche Krankheiten simulieren, entlarven kann. Sie steht in der Kühnschen Ausgabe Bd. 19. S. 1—7.

11) J. Ch. Huber: Historische Notizen über den Lathyrismus. Friedreichs Bl. f. gerichtl. Med. 1886. H. 1. S. 34.

Verf. weist darauf hin, dass bei Hippokrates (Ed. Littré. T. V. p. 126. 310) von Lähmungserscheinungen die Rede ist, welche wahrscheinlich auf Vergiftung durch Lathyrus-Arten und Ervum ervilia L. beruhen.

12) Jacob: Charlatanisme de la médecine, son ignorance et ses dangers, app. par les assertions des célébrités médicales et scientifiques (Hippocrate, Aristote, Galien, Pline etc.). Paris 1884. 26 Ed. 8°. 89 p.

13) A. Baransky: Die Thierzucht im Alterthum. Beil. der oesterr. Monatsschr. f. Thierheilkunde. 1885. Bd. 7. No. 11. Bd. 8. No. 1—4.

In diesem Aufsatz werden nach P. Vegetius Renatus und Columella die Ansichten der Alten über die Abstammung der Hausthiere von ungezähmten Rassen der gleichen Art, über die bauliche Anlage der Stallungen, die Fütterung, Pflege der Haut und der Hufe, die Paarung und das Züchten und Veredeln der Nutzthiere vorgetragen. Es ergiebt sich daraus, dass man auch auf diesem Gebiete im Alterthum bereits eine bemerkenswerthe Summe von Kenntnissen besass.

14) A. Baransky: Die Thiermedicin im Alterthum. Oesterr. Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Veterinärkunde. 1885. Bd. 62. H. 2. Bd. 63. H. 2.

Eine auf gewissenhaftem gründlichem Quellenstudium beruhende Geschichte der Thierheilkunde im Alterthum. Der Verf. beginnt mit den dürftigen Angaben, welche über die Pflege dieser Wissenschaft bei den alten Aegyptern, Israeliten, Indern und Persern auf uns gekommen sind, gedenkt der Mittheilungen in der Ilias über den Genickstich und andere Verletzungen des Pferdes und über eine Seuche, welche Pferde, Esel und Hunde hinwegraffte, verweist auf Hesiods Bemerkungen über die Castration der Thiere, erinnert an die Kenntnisse, welche Xenophon

vom Abrichten, der Pflege und den Krankheiten der Pferde und der Jagdhunde in seinen Schriften niederlegte, bespricht die Bedeutung der Hippokratischen Werke für die Thierheilkunde, erörtert die Verdienste, die sich Aristoteles um die Zootomie und vergleichende Anatomie, sowie um die Pathologie der Schweine, Hunde, Rinder, Pferde, Esel und Fische erworben hat, und seine Ansichten in Betreff der Befruchtung, der Bastarderzeugung und der Vererbung der Eigenschaften der Erzeuger und geht dann auf die Arbeiten der Alexandrinischen Anatomen ein. Im folgenden Abschnitt werden die Autoren der römischen Periode, welche über Thierheilkunde geschrieben haben, vorgeführt und der Inhalt ihrer Schriften besprochen. Der Verf. nennt hier M. Porcius Cato, Mago den Karthager, M. Terentius Varro, Virgilius, der in seiner Georgica auch über verschiedene Thierseuchen handelt, Columella, Galen, Palladius, Apsyrtus, Hierokles, Theomnestus und P. Vegetius Renatus, welcher das beste Werk über Thierheilkunde hinterlassen hat. Im letzten Theile zeichnet Baransky ein abgerundetes Bild des thierärztlichen Wissens jener Zeit. Dabei zeigt er, dass man sich in der Anatomie und Physiologie, welche sehr vernachlässigt wurden, hauptsächlich auf die Bearbeitung dieser Disciplinen durch die Menschenärzte verliess, dass man in der Hygiene und Therapie schon fast den heutigen Standpunkt erreicht hatte, in der inneren Medicin, Seuchenlehre und Veterinärpolizei bemerkenswerthe Kenntnisse besass, auch einige chirurgische Erfahrungen erworben hatte und das Einrichten von Verrenkungen, die operative Entfernung von Neubildungen, mehrere Methoden der Castration, die Behandlung der Wunden, Abscesse und Fisteln und die Heilung der Knochenbrüche verstand.

15) A. Baransky: Die Hippiatrica und Geoponica. Oesterr. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Veterinärkunde. 1886. Bd. 64. Heft 2.

16) Eichbaum: Grundriss der Geschichte der Thierheilkunde. Berlin 1885.

Durch die Prüfungsordnung vom Jahre 1878 wurde die Geschichte der Thierheilkunde zum obligatorischen Unterrichtsfach an den thierärztlichen Lehranstalten des deutschen Reiches gemacht. Der Verf. fühlte sich dadurch veranlasst, ein Lehrbuch dieses Gegenstandes zu schreiben. Auf S. 1—35 wird das Alterthum abgehandelt und ungefähr das gleiche Material vorgetragen, wie in der vorher genannten Abhandlung. Hervorzuheben ist nur, dass der Verf. auch die Thierseuchen des Alterthums, besonders des Milzbrandes, in Betracht zieht.

X. Die Beziehungen der Medicin der Griechen und Römer zu derjenigen anderer Culturvölker.

1) W. Bennett: The diseases of the bible. London 1887. 8°. 143 p.

2) A. H. Sayce: An ancient Babylonian work of medicine. Zeitschr. f. Keilschriftforschung. Leipzig 1885. II. S. 2—3. [Proben aus einem alten Babylonischen Receptenbuche, welches im British Museum aufbewahrt wird].

3) H. C. Bolton: The Papyrus Ebers, the earliest medical work. Newyork 1884.

4) G. Ebers: Die Gewichte und Hohlmaasse im Papyrus Ebers. Abbhandl. der philol.-histor. Klasse der K. Sächs. Ges. d. Wiss. 1889. Bd. XI. H. 2. S. 135—198.

Den Gewichten, welche beim Abwägen der Arzneistoffe gebraucht wurden, lag die Einheit von 6,064 Gramm zu Grunde; es wurden Bruchtheile davon verordnet, deren Zähler 1, deren Nenner Potenzen von 2 waren, also $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$, $^1/_{32}$ und $^1/_{64}$. Eine weitere Theilung wurde nicht versucht. Unter den Hohlmaassen unterschied man das Hin, Dnat und Ro. Das erste konnte leicht festgestellt werden, da noch aegyptische Krüge vorhanden sind, auf denen angegeben ist, wieviele Hin sie fassten; darnach betrug das Hin etwa 0,456 Liter. Schwieriger war es, die beiden andern Maasse zu bestimmen. Nach Ebers enthielt Dnat ungefähr 0,608 Liter, vielleicht auch nur 0,255 Liter, Ro $^1/_{32}$ Hin d. i. 0,0142 Liter.

5) Lüring: Die über die medicinischen Kenntnisse der alten Aegypter berichtenden Papyri, verglichen mit den medicinischen Schriften griechischer und römischer Autoren. Leipzig 1888. Inaug.-Diss. 8°. 170 S.

Der Verf. beschäftigt sich zunächst mit dem Verhältniss zwischen dem Pap. Ebers und dem Pap. Berolin. med. major und der Zeit ihrer Entstehung, erklärt, dass der Berliner Papyrus die ältere und weitläufigere Fassung hat, aber später geschrieben ist als der Pap. Ebers, der den Inhalt des ersteren an manchen Stellen ergänzt und berichtigt. Die Handschrift des Pap. Ebers stammt wahrscheinlich aus den Jahren 1553—1550 v. Chr., wie sich aus einem auf der Rückseite des ersten Blattes angebrachten Kalender entnehmen lässt. Die Sorgfalt der Schrift, die unsystematische und mangelhafte Zusammenstellung des Inhalts, die zahlreichen Wiederholungen und Lücken und andere Ursachen führen zu der Vermuthung, dass er nicht ein Originalentwurf, sondern eine

Abschrift ist. Ebers hat bekanntlich behauptet, dass er mit dem vierten der von Clemens Alexandrinus erwähnten hermetischen Bücher, welche die Medicin behandeln, identisch sei. Lüring wendet dagegen ein, dass die sogenannten hermetischen Bücher der Aegypter erst in einer verhältnissmässig späten Zeit zusammengestellt worden seien, liefert für diese Ansicht aber keine überzeugenden Beweise. Immerhin spricht die Thatsache, dass der Papyrus Ebers keineswegs eine Arzneimittellehre, wie sie das vierte hermetische Buch über die Heilkunde enthielt, sondern ein vollständiges Compendium der gesammten Medicin ist, gegen die Annahme von Ebers.

Der Verf. giebt dann eine ausführliche Schilderung des Inhalts der einzelnen Abschnitte des Papyrus Ebers. In demselben werden zuerst die Krankheiten des Unterleibes mit den Abführmitteln, Stuhlzäpfchen und Wurmmitteln, die dagegen empfohlen wurden, dann die Anschwellungen, welche Ebers und Stern als Steinbildung deuteten, die Leiden des Afters und der Geschlechtstheile besprochen, hierauf Recepte gegen Kopfleiden, halbseitigen Kopfschmerz, Harnbeschwerden, zum Parfümiren des Mundes, zum Reizen des Appetites, gegen Geschwüre in den Hüften, bei denen man an Bubonen denken muss, gegen Geschwülste am Halse, Uebelkeit und Brechreiz, Augenleiden, Krankheiten der Haare, offene Wunden, Leiden der Beine, wobei auch der Filaria medinensis Erwähnung geschieht, gegen Quetschungen, Zittern der Finger, Erkrankungen der Zunge und der Haut, Kopfgrind, Zahnleiden, Leberentzündungen, Schnupfen, Ohrenleiden und Frauenkrankheiten aufgezählt und eine Abhandlung »über die Kenntniss des Ganges des Herzens und die Kenntniss des Herzens selbst«, sowie eine chirurgische Erörterung über die Behandlung der Geschwüre vorgelegt. — Nun folgen die Benennungen der einzelnen Theile und Organe des Körpers und eine Auseinandersetzung über die räthselhaften Metu, die Gänge, Canäle, welche nach der Meinung der Aegypter die Säfte führen und etwa den Blutgefässen und Nerven entsprechen dürften. — Das dritte Kapitel ist der Augenheilkunde gewidmet. Lüring zeigt bei dieser Gelegenheit, wie abhängig die Griechen von den Aegyptern bei der Wahl und Zusammensetzung der Heilmittel waren. — Der folgende Abschnitt handelt über die Pflege und Behandlung der Haare. Lüring citirt hier die unter dem Namen der Königin Kleopatra bekannten Fragmente über Kosmetik, welche sich bei Galen, Aëtius und Paulus Aegineta finden. Im nächsten Theile wird die Behandlung der Frauenkrankheiten geschildert; auch hier weist Lüring die Aehnlichkeit zwischen den Verordnungen der Aegypter und denen der Griechen nach. Unter den Merkmalen der Schwangerschaft wird auch das Aussehen des Urins erwähnt, der, »wie vom Sturm gepeitschtes Wasser«, nämlich schäumend erscheint. — Die im Text genannten Arzneistoffe bezieht Lüring auf Lactuca, Mentha, Punica Granatum L., Sesamum orientale L, Cordia Myxa L, die Cypresse, die

Wassermelone, das Sägemehl von Pinus halepensis Mill. oder Juniperus excelsa M. Bieb, den Safran, Zizyphus Lotus W, Pistacia terebinthus L, Carthamus tinctorius L, die Wachholderbeeren, Nymphaea Lotus L, Nymphaea coerulea Sav., die Malve, Mimosa milotica L, Indigofera argentea L, den Mohn und von den mineralischen Substanzen auf Galmei, Kupferstein, Alabaster u. a. m. — Im letzten Theile werden die Formen beschrieben, in welchen die Arzneien angewendet wurden. Man kannte eine Menge von Manipulationen; die einzelnen Substanzen wurden fein zerrieben, zerstossen, gekocht, ausgepresst, durchgeseiht oder durchgesiebt, mit einander gemischt und zu einer Masse vereinigt. Manchmal nahm die Zubereitung des Medicaments längere Zeit in Anspruch; zuweilen musste es vor dem Gebrauche lange in Büchsen aufbewahrt werden. Die Heilmittel wurden als Pillen, Pastillen oder Getränke innerlich gereicht oder im Klystier, als Salben und Einreibungen äusserlich angewendet. Auch wusste man von Inhalationen, Einträufelungen in die Ohren und Augen, Einspritzungen, Räucherungen, Umschlägen und Fontanellen Gebrauch zu machen.

6) K. B. Hofmann: Die Medicin der alten Aegypter. Mitth. des Vereins der Aerzte f. Steyermark. Graz 1886. S. 20—26. [Gedrängte Uebersicht der wichtigsten Thatsachen].

7) V. Loret: L'Egypte au temps des Pharaons. Paris 1889.

In dem Capitel: Médecine et sorcellerie (S. 205—256) wird der Zusammenhang der Heilkunst mit der Zauberei erörtert und der mystische Ursprung der ersteren dargelegt. Werthvoll sind die Uebersetzungen einzelner Stellen aus den Papyrus-Handschriften, welche Loret beifügt. Es wird darin auch der geburtshilflichen Schule zu Saïs gedacht, an der Hebammen Unterricht ertheilten.

8) A. Erman: Aegypten und aegyptisches Leben. Tübingen 1888. Th. II. S. 351—738. [S. 477 u. ff. handelt über die Medicin].

9) J. Hirschberg: Aegypten. Geschichtliche Studien eines Augenarztes. Leipzig 1890. 8⁰. 116 S. [Drei an historischen Notizen reiche Abhandlungen über 1) Aegypten als klimatischer Curort. 2) Ueber die Augenheilkunde der alten Aegypter. 3) Ueber die aegyptische Augenentzündung].

10) G. Liétard: Une nouvelle traduction d'Ayur-Veda de Susruta. Gaz. hébd. de méd. Paris 1884. No. 91. [Verf. macht auf die von Udoy Chand Dutt angefertigte, in der Bibliotheca Indica erscheinende Uebersetzung des Susruta aufmerksam].

11) F. Hessler: Ueber Naturgeschichte der alten Inder. Sitzungsber. d. K. Bayr. Akad. d. Wiss. zu München. Math.-physikal. Klasse. 1887. H. 1. S. 43—51. [Zusammenstellung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse der alten Inder nach dem Ayur-Veda des Susruta, nach Charaka und dem Amarakoscha des Amarusinka und Verzeichniss der darin erwähnten Pflanzen, Thiere und Mineralien].

12) F. Hessler: Allgemeine Uebersicht der Heilkunde der alten Inder. Sitzungsber. d. K. Bayr. Akad. d. Wiss. zu München. Math.-physikal. Klasse 1887. S. 137—149. [Kurze Inhaltsangabe des Ayur-Veda des Susruta und Charaka und Nachweis, dass sie den späteren medicinischen Werken der Sanskrit-Literatur als Vorlage dienten].

13) F. Hessler: Beiträge zur Naturphilosophie der alten Hindu. Sitzungsber. d. K. Bayr. Akad. d. Wiss. zu München. Math.-physikal. Klasse. 1888. H. 2. S. 267—276.

Sie betrachteten das Brahmum als Urgrund alles Seins, als das Unzerstörbare, Ewige, Unsichtbare, welches im Lichtäther in die äussere Erscheinung tritt und durch Umwandlungen die sinnlich wahrnehmbare Welt und alle Wesen der Natur, die es gleichsam in sich enthält, entstehen lässt. Der Verf. zeigt, dass viele Theorien, welche von den späteren Naturphilosophen aufgestellt wurden, schon in der Sanskrit-Literatur angedeutet werden.

14) F. Hessler: Generelle Uebersicht der Heilmittel in dem Ayur-Veda des Susruta. Sitzungsber. d. K. Bayr. Akad. d. Wiss. zu München. Math.-phys. Kl. 1889. Bd. 19. S. 153—166. [Der Verf. bespricht nicht blos die pharmaceutischen Heilmittel, sondern auch die chirurgischen Manipulationen, z. B. die Pflege und Auswahl der Blutegel, und die Zaubermittel und Zaubergesänge. Susruta führt 760 Arzneipflanzen an, welche nach den Krankheiten, gegen welche sie angeblich helfen, eingetheilt werden].

15) E. Verrier: La médecine dans l'Avesta ou traité de médecine mazdéenne, traduit du Pehlewi. Journ. de méd. 1887. XIII, p. 141—152.

16) A. Marignan: La médecine dans l'église au sixième siècle. Paris. 1887. 8⁰. 38 p.

Der Verf. liefert den quellenmässigen Nachweis, dass der Asklepios-Dienst, wie er im Alterthum in den Asklepios-Tempeln geübt wurde, im christlichen Gewande noch lange Zeit unter der Herrschaft des Christenthums bestand. Wie einst in den heidnischen Tempeln, so suchten die Kranken jetzt in den christlichen Kirchen Heilung von ihren Leiden. Sie hielten sich zu diesem Zweck während der Nacht dort auf und

glaubten in ihren Träumen, Hallucinationen und Visionen die Stimme Gottes oder eines Heiligen zu hören, der ihnen die wirksamen Heilmittel verkündete. Dieselben bestanden hauptsächlich in Fasten, Gebeten, Wallfahrten, Salbungen mit geweihtem Oel, der Betrachtung oder Berührung von Reliquien oder Gegenständen, welche ein Heiliger benutzt hatte u. ä. m. Auch gaben die Priester den Kranken zuweilen ärztliche Rathschläge und schrieben die Geschichte der Heilungen nieder, die in ihren Kirchen stattfanden, und die Patienten widmeten zur Erinnerung an ihre Genesung Weihgeschenke, die dort aufbewahrt wurden, gerade wie in den Zeiten des Alterthums.

17) J. P. Rossignol: Discussion sur l'authencité d'une clochette d'or lettrée, découverte à Rome et prise pour une amulette, suivie de questions sur le mauvais oeil, sur les amulettes, les cloches amulettes et leur origine. Paris 1883. 8⁰. 71 p. [Im Alterthum dienten die kleinen Glöckchen vorzugsweise als Schmuckgegenstände; erst in der christlichen Zeit wurden sie als Amulette gebraucht. Das vorliegende Exemplar wird für gefälscht oder wenigstens sehr verdächtig erklärt].

Jahresbericht über Geographie von Griechenland.

Von

Dr. Eugen Oberhummer,

Privatdocent an der Universität München.

I. Allgemeiner Teil.

1874—90.

Als vor geraumer Zeit von der Redaktion die Aufforderung zur Übernahme des so lange verwaisten Berichtes über Geographie von Griechenland an mich erging, konnte ich mir das Mifsliche einer derartigen Aufgabe nicht verhehlen; denn einerseits mufste, wenn der Rahmen nicht ganz willkürlich gezogen sein sollte, bis zum Beginn dieses Jahresberichts zurückgegriffen werden, in dessen erstem Jahrgange Kurt Wachsmuth den bislang einzigen Bericht über diesen Zweig der Altertumswissenschaft veröffentlicht hatte (Bd. II S. 1077—96), anderseits mufste ich mich fragen, ob nach dem Erscheinen der anerkannt vortrefflichen Berichte Hirschfelds im Geographischen Jahrbuch (s. u.) ein ähnliches Unternehmen noch am Platze sei. Ein solcher Versuch mag indessen schon durch die Rücksicht auf die äufsere Vollständigkeit des »Jahresberichts« einigermafsen entschuldigt werden. Wenn fernerhin die Berichte des »Jahrbuchs« in erster Linie dazu bestimmt sind, die Geographen darüber aufzuklären, was vorzugsweise von philologischer und archäologischer Seite zur Kenntnis der Länder griechischer Kultur geleistet worden ist, so handelt es sich hier zunächst darum, philologische Kreise auf Litteraturerscheinungen aufmerksam zu machen, die, wenigstens zum Teil, dem Arbeitsfelde derselben ferner stehen. Denn, gestehen wir uns es offen, bei der grofsen Mehrzahl der Philologen ist das Interesse und Verständnis für geographische Fragen, auch nur so weit sie in den Bereich des klassischen Altertums fallen, noch ein betrübend geringes[1]), und Bücher wie die »Physikalische Geographie« von Neu-

[1]) Ich begegne mich hier vollständig mit der von G. Hirschfeld in seinem Artikel »Zur Umgestaltung des erdkundlichen und naturwissenschaftlichen Unterrichts« (Deutsches Wochenblatt III 1890 S. 385) geäufserten Auffassung.

mann-Partsch sind noch weit entfernt, in diesen Kreisen die allgemeine Würdigung zu finden, die sie verdienen. Eben deshalb schien es mir zweckmäfsig, wenigstens für Griechenland den Rahmen möglichst weit zu stecken, und auch Kartenwerke sowie Erscheinungen der naturwissenschaftlichen Litteratur heranzuziehen, soweit sie zur Kenntnis eines Landes dienen, in dem wie kaum in einem andern die geschichtliche Entwickelung mit der Landesnatur auf das Innigste verflochten ist. Selbstverständlich kann hierbei nicht jede einzelne Schrift ausführlich besprochenwerden, was bei der aufserordentlichen Stoffanhäufung für dieses Mal überhaupt nur bei den allerwichtigsten Erscheinungen möglich ist; ebensowenig kann bei der Vielseitigkeit des Gegenstandes und der Länge des Zeitraumes, über den sich der Bericht erstreckt, nach irgend einer Seite hin unbedingte Vollständigkeit erwartet worden. Weiterhin erschien es mir zweckmäfsig, um eine allzu grofse Ausdehnung und weitere Verzögerung des Berichtes zu vermeiden, mich für dieses Mal auf diejenigen Werke u. s. w. zu beschränken, welche Griechenland im Ganzen oder doch gröfsere Teile desselben (d. h. mindestens mehr als eine Landschaft) betreffen und dann in einem späteren Berichte die monographische Litteratur über die einzelnen Landschaften und Inseln folgen zu lassen.

Ich stelle an die Spitze einige bibliographische Arbeiten und beginne mit den bereits erwähnten Berichten von Gustav Hirschfeld:

1) Der Standpunkt unserer heutigen Kenntnis der Geographie der alten Kulturländer, insbesondere der Balkanhalbinsel, Griechenlands und von Kleinasien. Geographisches Jahrbuch Bd. X (1884) S. 401—44.

2) Bericht über unsere geographische Kenntnis der alten griechischen Welt. Ebd. Bd. XII (1888) S. 241—308.

3) Bericht über die Fortschritte in der geographischen und topographischen Kenntnis der alten griechischen Welt. Ebd. Bd. XIV (1890) S. 145—84.

Die ursprüngliche Erwartung, dafs Hirschfelds Berichte sich allmählich über den ganzen antiken Erdkreis ausdehnen würden (vgl. X 403), hat sich nicht verwirklicht, vielmehr hat sich der Verfasser bereits im zweiten Bericht endgültig auf die Länder griechischer Kultur beschränkt, was gewifs von Vielen bedauert wird. Denn Phrasen wie »Was Mommsenschem Gesichtskreise nahe liegt, kommt überhaupt nicht leicht in Gefahr übersehen zu werden« (XII 241) und der Hinweis auf Organe wie die (in ihrer Art einzigen) *Notizie degli scavi* können uns über den Mangel einer rasch orientierenden Übersicht über die topographische Litteratur der weströmischen Länder nicht hinweg helfen. Indessen sind die Schwierigkeiten einer derartigen Ausdehnung der Berichte nicht zu verkennen und müssen wir daher dem Verfasser für das Gebotene vollauf dankbar sein. Als ein besonderer Vorzug von Hirsch-

felds Berichten, die sich ebensosehr durch knappe Fassung, als durch Schärfe des Urteils auszeichnen, mufs die liebevolle Berücksichtigung der im Ausland so wenig gekannten griechischen Lokallitteratur hervorgehoben werden. Eine wertvolle Zugabe bildet ferner (vom XII. Bande an) die Ausdehnung des Berichtes auf die Geschichte der alten Geographie.

Bei der Schwierigkeit, sich über die einheimische Litteratur der Griechen, insbesondere so weit sie in lokalen Zeitschriften niedergelegt ist, eine Übersicht zu verschaffen, ist es mit hoher Genugthuung zu begrüfsen, dafs Herr Ant. Miliarakis, wohl die tüchtigste Kraft, welche Griechenland gegenwärtig im geographischen Fache besitzt, sich der mühevollen Aufgabe einer Zusammenstellung der von Griechen (auch in fremden Sprachen) verfafsten geographischen Bücher, Abhandlungen u. s. w. unterzogen hat. Dieselbe erschien u. d. T.

Νεοελληνικὴ γεωγραφικὴ φιλολογία ἤτοι κατάλογος τῶν ἀπὸ τοῦ 1800—1889 *γεωγραφηθέντων ὑπὸ Ἑλλήνων. Ὑπὸ Ἀντωνίου Μηλιαράκη. Ἐν Ἀθήναις. Βιβλιοπωλεῖον τῆς Ἑστίας.* 1889. *δ΄* 128 S. M. 4.

Ich verweise des Näheren auf meine Besprechung in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1890 Sp. 1329—32 und auf den Artikel von G. Hirschfeld, dessen Anregung die Herausgabe des Buches zu verdanken ist, »Zur Geschichte der Geographie bei den Neugriechen« in der Berliner Philol. Wochenschr. 1890 Sp. 288—92, 322—24, wo man auch beachtenswerte Mitteilungen über ältere geographische Werke der neugriechischen Litteratur sowie einige Ergänzungen zu Miliarakis findet. Vgl. Nachtrag.

Wenden wir uns nun zunächst den systematischen Bearbeitungen der Geographie von Griechenland (bezw. Kleinasien) zu, so ist, so weit die alte Geographie in Frage kommt, der Zeitfolge nach[1]) zuerst die Neuauflage des dritten Bandes von Forbigers Handbuch zu erwähnen, welche unter dem Titel erschien:

Handbuch der alten Geographie von Europa von Albert Forbiger. Zweite umgearbeitete und vielfach verbesserte Auflage. Hamburg. Verlag von Haendcke & Lemkuhl. 1877. VIII 808 S. M. 25

Ich würde dieses Werk, über das vom Standpunkt der modernen Wissenschaft längst der Stab gebrochen ist, hier nicht anführen, wenn es nicht gerade in philologischen Kreisen noch ein altererbtes Ansehen besäfse und wegen der beträchtlichen Stoffanhäufung thatsächlich bis zu einem gewissen Grade unentbehrlich wäre. Für Griechenland wird man es ja wohl am seltensten zu Rate ziehen, da hier Bursians Werk

---

[1]) Die trefflichen »*Lectures on the geography of Greece*« von H. F. Tozer (London 1873), auf deren in Deutschland viel zu wenig gewürdigte Bedeutung auch Hirschfeld hingewiesen hat (Geogr. Jahrb. X 408f.), wurden in diesem Jahresbericht bereits von Wachsmuth (II 1081f.) besprochen.

weit bessere Auskunft giebt. Da man aber für andere Gebiete der alten Welt — ich erinnere nur an Kleinasien — mangels neuerer erschöpfender Darstellungen vielfach noch auf Forbiger zurückgreifen mufs, so mag zur Orientierung bemerkt sein, dafs die neue Auflage gegen den entsprechenden (dritten) Band der ersten Ausgabe (VIII 1180 S.!) wesentlich an Umfang verloren hat, was zum Teil auf engeren Druck, zum Teil aber auch auf Kürzung des Textes zurückzuführen ist. Zu letzterem Zwecke wurden eine Reihe minder wichtiger Namen samt den dazu gehörigen Belegen gestrichen, wodurch das Buch den wesentlichsten Vorzug der früheren Auflage, nämlich den der Vollständigkeit, verloren hat. Hinzugekommen sind zahlreiche neue Citate, doch betreffen dieselben durchgängig bekannte Hauptwerke, wie *Corp. inscr. Lat.*, Bursians Geographie u. s. w., während neuere Einzelschriften und die periodische Litteratur nur sehr spärlich angeführt sind.[1])

In direktem Gegensatz zu dem fleifsigen und stoffreichen, aber jeder Anmut der Darstellung und lebendigen Auffassung entbehrenden Werke Forbigers steht

Heinrich Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. 1878. XVI 544 S. M. 6.

Der Zweck eines Lehrbuches schlofs von vornherein eine stofflich erschöpfende Behandlung des Gegenstandes aus; es handelte sich hier vielmehr um eine Zusammenfassung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in knapper, übersichtlicher Darstellung mit Hinweglassung aller unwesentlichen Einzelheiten. Dieser Aufgabe ist der Verfasser in meisterhafter Weise gerecht geworden und gehört das Buch unstreitig zu den reifsten und abgeklärtesten Leistungen der historisch-geographischen Litteratur. Es möchte überflüssig erscheinen, für ein längst als vortrefflich anerkanntes Hilfsmittel, das zur Einführung in das Studium in seltenem Grade geeignet ist, jetzt noch eine besondere Empfehlung auszusprechen, wenn nicht die Thatsache, dafs in zwölf Jahren keine Neuauflage erfolgt ist, für eine bedauerliche Gleichgiltigkeit und Unkenntnis der meisten Philologen in einem so wichtigen Zweige der Altertumswissenschaft zeugen würde.

Ein wesentlicher Nachteil von Kieperts Lehrbuch liegt in dem Mangel eines Registers, für welches weder das Inhaltsverzeichnis, noch der Index zum *Atlas antiquus* genügenden Ersatz zu bieten vermag. Diesem Mangel, dessen Beseitigung bei einer zweiten Auflage zu erhoffen ist, hat der Verfasser einigermafsen abgeholfen in dem bald nach dem »Lehrbuch« erschienenen

---

[1]) Um etwaigen Misverständnissen vorzubeugen, möchte ich bemerken, dafs die von der Verlagshandlung angekündigte zweite Auflage des ganzen Werkes in Bezug auf den ersten und zweiten Band nur eine Titelauflage ist; neu gedruckt wurde lediglich der dritte Band.

Leitfaden der alten Geographie für die mittleren Gymnasialklassen. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. 1879. VIII 220 S. M. 1.60.

Der »Leitfaden«, welchem ein Register beigegeben ist, schliefst sich in Einteilung und Darstellungsweise eng an das »Lehrbuch« an, gegen das derselbe nur im Inhalt verkürzt ist. Berichterstatter möchte übrigens bezweifeln, ob der »Leitfaden«, seinem Titel entsprechend, irgend wo als Schulbuch zur allgemeinen Einführung gelangt ist, wenngleich einzelne strebsame Schüler denselben mit Erfolg benützen mögen; für den Durchschnittsgymnasiasten ist das Gebotene noch entschieden zu viel, Referent würde es vielmehr schon als höchst erfreulich erachten, wenn alle Studierende der Philologie sich annähernd das Mafs von Kenntnissen in alter Geographie aneignen würden, welches hier in klarer und anziehender Form geboten wird.

Etwas anders angelegt, doch in ihrer Art ebenso vortrefflich ist die

Hellenische Landeskunde und Topographie von H. G. Lolling in Iwan Müllers Handbuch d. klass. Altertumswiss. Bd. III (Nördlingen 1889[1]) S. 99—352.

Lollings Abrifs umfafst aufser dem eigentlichen Griechenland (S. 99—222) auch die Balkanländer, Kleinasien (mit Cypern) und Sicilien (S. 222—89) und widmet zuletzt noch einen besonderen Abschnitt der Topographie von Athen (S. 290—352). Vorausgeschickt ist eine Einleitung über die Quellen, welche jedoch nur für das Altertum ganz befriedigt; bei der allzu summarischen Übersicht der neueren Litteratur wäre eine kurze Charakteristik der Hauptwerke sowie ein Hinweis auf die wichtigsten Originalkarten erwünscht. Nach einer kurzen Skizze der physikalischen Geographie wird sogleich, mit Attika beginnend, auf die einzelnen Landschaften eingegangen, bei denen wiederum ein Überblick der orohydrographischen Verhältnisse der Ortsbeschreibung vorangeht. Beim Vergleich mit Kieperts Lehrbuch läfst sich Lollings Behandlungsweise dahin charakterisieren, dafs hier mehr der archäologisch-topographische, bei Kiepert der rein geographische Standpunkt vorherrscht, so dafs beide Darstellungen sich in diesem Sinne ergänzen. Während ferner bei Kiepert, dem Charakter eines »Lehrbuches« entsprechend, Litteraturangaben nur sehr sparsam mitgeteilt werden, findet man solche bei Lolling in reichlichem Mafse, wodurch der Wert dieses Abrisses wesentlich erhöht wird. Insbesondere wird hiermit für Kleinasien und die kleinasiatischen Inseln eine längst schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt, während auch für Griechenland, wo in Bursians Werk ein Abschlufs vorlag, die Ergänzung der Litteratur bis auf die neueste Zeit mit Dank zu begrüfsen ist. Für die Litteraturnachweise, deren bibliographische Genauigkeit übrigens mitunter eine gröfsere sein könnte, kam

[1]) Der von Lolling bearbeitete Abschnitt erschien bereits 1887.

dem Verf. besonders die Benützung der geographischen Lokallitteratur zu statten, welche in Athen besser als irgend wo anders ermöglicht ist. Noch wertvoller ist indessen des Verfassers gründliche Autopsie, welche ihm, wenigstens für das griechische Festland, in einem Maſse zu Gebote steht, wie sie nur selten einem Gelehrten zu teil wurde, und welche sicher nicht wenig zur Belebung des gewandt geschriebenen Abrisses beigetragen hat.

In die Form eines Lesebuches kleidete den Stoff

H. W. Stoll, Wanderungen durch Alt-Griechenland. 1. Teil. Der Peloponnes. VI 368 S. 2. Teil. Mittel- und Nord-Griechenland. VI 410 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1888. M. 10.

Vorstehendes Buch, welches sich den im besten Sinne des Wortes populären Darstellungen der Altertumswissenschaft seitens desselben Verfassers würdig anreiht, ist aus den vorzüglichsten alten und neuen Quellen geschöpft und auch mit einer Anzahl von Plänen und Bildern ausgestattet, in denen uns meist alte Bekannte aus Bursians Geographie, Lübkers Reallexikon und Bädekers Griechenland wieder begegnen. Obwohl ohne Anspruch auf wissenschaftliche Originalität und gelehrten Apparat vermeidend, sind Stolls »Wanderungen« als Beispiel lesbarer Darstellung eines spröden und trockenen Stoffes nicht ohne methodisches Interesse. Die Lektüre des Buches empfiehlt sich in erster Linie für bessere Schüler der höheren Gymnasialklassen, würde aber nach Überzeugung des Referenten auch manchem Philologen nichts schaden.

Diesen systematischen Werken über alte Geographie mag mit Rücksicht auf die räumliche Zerstreutheit der behandelten Lokalitäten beigefügt sein

Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von Karl Schuchhardt. Mit zwei Porträts, sechs Karten und Plänen und 290 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890. XII 371 S. M. 8.

Obwohl die Archäologie an dem Buche den Hauptanteil hat, kann es doch wegen der Bedeutung von Schliemanns Ausgrabungen für die Topographie hier nicht unerwähnt bleiben. Der von der Verlagshandlung ausgegangene Gedanke, die Ergebnisse der Thätigkeit Schliemanns in einem gemeinverständlichen und dabei wohlfeilen Buche zusammenzufassen, ist um so dankbarer anzuerkennen, als nicht Jedermann Zeit und Lust hat, sich durch die meist umfänglichen Originalwerke durchzuarbeiten, die im Preise überdies mehr für englisches und amerikanisches, als deutsches Publikum berechnet sind und schon dadurch eine weitere Verbreitung erschweren. Aus diesem Grunde wird Schuchhardts Buch auch manchem Fachmann erwünscht sein, der darin die bekannten

Pläne von Troia, Tiryns und Mykenä sowie eine Auswahl der wichtigsten Abbildungen (darunter auch einzelne neue) nebst Bildnissen von Herrn und Frau Dr. Schliemann findet.

Ich schliefse hieran ferner einige Schriften über Alt-Griechenland, in denen allgemeine geographische Gesichtspunkte zur Geltung kommen. Hierher gehören

Konrad Bursian, Über den Einflufs der Natur des griechischen Landes auf den Charakter seiner Bewohner. 6. u. 7. Jahresber. der Geograph. Ges. in München (1877) S. 63—71.

Dieser Vortrag wiederholt im Wesentlichen die Ausführungen, welche der Verfasser bereits in seiner akademischen Antrittsrede in Zürich niedergelegt hatte[1], und welche hier teils in etwas gekürzter Form, teils mit einigen Zusätzen wieder erscheinen. Zu bedauern ist nur, dafs Bursian sich nicht zu einer wesentlich erweiterten Behandlung dieses Themas, die in dem engen Rahmen eines Vortrages nur eine skizzenhafte sein konnte, sowie zu einer eingehenden Charakteristik aller griechischen Landschaften entschlofs.

In demselben Forschungskreis bewegt sich ferner die sehr verdienstliche Schrift von

Robert Pöhlmann, Hellenische Anschauungen über den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte. (Habilitationsschrift). Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1879. 93 S. M. 1.60.

Da es sich indessen hier, wie schon der Titel besagt, nicht sowohl um eine objektive Erörterung der thatsächlichen Beziehungen als um die subjektive Auffassung der Alten handelt, so gehört eine ausführliche Besprechung der anziehenden Schrift nicht hierher, sondern in den Bericht über Geschichte der Geographie.

Dagegen wird das von Bursian behandelte Thema, jedoch mehr mit Berücksichtigung des politischen als des kulturellen Elementes, wieder aufgenommen von

Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. Hamburg Verlangsanstalt A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889. 42 S. M. 0.80. (Samml. gemeinverständl. wissenschaftl. Vortr. N. F. III. Ser. H. 72).

Derselbe Übelstand wie bei Bursian macht sich auch hier geltend, der überreiche Stoff konnte in den Grenzen eines Vortrages nicht erschöpft werden und die Charakteristik der Landschaften mufs sich da-

---

[1]) »Über die Gliederung des griechischen Landes und den Einflufs derselben auf den Charakter und die Kulturentwicklung der verschiedenen griechischen Volksstämme«. Neues Schweiz. Mus. IV (1864) S. 259—68.

her auch hier auf einzelne Beispiele beschränken. Bei dem Mangel einer Inhaltsübersicht vermifst man eine Hervorhebung der Schlagwörter durch den Druck; im Übrigen vgl. über die verständig geschriebene und von Übertreibungen freie Abhandlung die Anzeige von G. Hertzberg in der Berl. philol. Wochenschr. 1890 Sp. 217f.

Eine methodologisch höchst bedeutsame Abhandlung, welche hoffentlich zu weiteren Forschungen in dieser Richtung anregen wird, bringt

Gustav Hirschfeld, Zur Typologie griechischer Ansiedelungen im Altertum. Histor. u. philol. Aufsätze E. Curtius gewidmet (Berlin 1884) S. 353—73.

Verf. hebt mit Recht hervor, dafs er hier ein fast noch unberührtes Gebiet betritt, für welches selbst der Name erst zu ersinnen war, obwohl bereits bei alten Schriftstellern sich einzelne Anläufe zu derartigen Betrachtungen finden (z. B. Thuc. I 7, Plat. leg. III p. 677 s., Str. XIII p. 592 s., Aristot. pol. VII 10). Die antiken, insbesondere die griechischen Ortslagen bieten bei einer vergleichenden Betrachtung scharfe, charakteristische Züge, welche allerdings durch die heutige Besiedelung mehrfach verwischt sind. Im Laufe des Altertums kommen bei der Wahl von Ansiedelungsplätzen nach einander dreierlei Typen zur Geltung: Die älteste Zeit verlangt nach möglichster Sicherheit und Festigkeit, die Periode des Aufschwunges fordert vor allem Verkehrstüchtigkeit, das hellenische und römische Zeitalter Bequemlichkeit der Lage. Besonders beliebt für Ansiedelungen im Binnenlande ist die von Hirschfeld sogenannte »Kaplage«, d. h die Lage eines Ortes im (spitzen) Winkel zweier Wasseradern oder Schluchten (»Landkap«), welche sich durch natürliche Festigkeit auszeichnet. Zahlreiche Beispiele werden für diesen Typus und seine verschiedenen Modificationen angeführt. Auch in der Anordnung von Ortsgruppen sind charakteristische Eigentümlichkeiten nachzuweisen; so ist für das griechische Altertum die Besiedelung der Gebirgsränder bezeichnend, während in der Neuzeit die Städte in das Thal herabrücken. Bei den Seestädten sind die Lagen auf einer Landspitze, auf einer Landenge (Doppelhäfen!) und an einer von Landzungen eingeschlossenen Bucht, hervorzuheben; auch hierfür wird wiederum eine erstaunliche Fülle von Beispielen genannt. Wo die älteren Siedelungsformen mit jüngeren in Widerstreit geraten, kommt es häufig zu einer Verbindung beider (Athen, Korinth, Megara); in anderen Fällen unterliegt der ältere (Krisa und Kirrha). Die gröfseren Binnenstädte Kleinasiens gehören vorwiegend der dritten Siedelungsform (Zeitalter der Diadochen) an; sie bezeichnen hauptsächlich die grofsen Verkehrsstrafsen. Ein weiterer Fortschritt in der Entwickelung fand nicht mehr statt; häufig gingen die Wohnplätze später wieder auf den ältesten, den festen binnenländischen Typus zurück, welcher dann der Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung wurde.

Vorstehender Auszug mag genügen, um den reichen Inhalt von Hirschfelds Abhandlung anzudeuten, zu deren vollem Verständnis freilich eine solche Menge von Spezialkarten erforderlich wäre, wie sie nur den wenigsten Lesern zu Gebote stehen dürften. Um so mehr ist es zu bedauern, dafs nicht auf ein oder zwei Tafeln eine Auswahl der auffälligsten Siedelungsformen in Spezialplänen vorgeführt wurde.

Diesem Mangel wird einigermafsen abgeholfen in einem neuen Aufsatze Hirschfelds, der mir eben nach Niederschrift der obigen Worte zugeht,

Die Entwickelung des Stadtbildes. Am Altertum nachgewiesen von Gustav Hirschfeld. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin 1890 S. 277—302.

Nach einigen einleitenden Betrachtungen über die Wahl von Ortslagen für Ansiedelungen wird zunächst der grundsätzliche Unterschied dargelegt, welcher zwischen künstlich geschaffenen und durch die Gunst der Lage von selbst gewordenen Städten besteht. Zu ersteren gehören die weitläufigen Riesenstädte Ägyptens und Mesopotamiens mit regelmäfsigem Grundplan, wie Memphis und Babylon; zu letzteren die Wohnplätze in Syrien und Phönizien, sowie insbesondere in Griechenland, wo das natürlich geschlossene Stadtbild am reinsten ausgeprägt erscheint. Nur diese zweite Art der Ansiedelungen, welche gewissermafsen mit ihrem Boden eng verwachsen sind, hat Aussicht auf dauernden Bestand, während die künstlich geschaffenen Städte, einmal dem Verfalle preisgegeben, sich nicht wieder zu erheben vermögen.[1]) Die Charakteristik

[1]) Obwohl Referent Erörterungen, wie sie Hirschfeld in den beiden besprochenen Aufsätzen niedergelegt hat, wegen ihrer Originalität auf das lebhafteste begrüfst und in ihnen den Keim zu zahlreichen fruchtbaren Anregungen erblickt, kann derselbe doch nicht umhin, auf das Missliche einer dogmatischen Formulierung anthropogeographischer Betrachtungen hinzuweisen, die eben nicht selten auch einer anderen Auffassung Raum geben. So läfst sich gegen die obige Gegenüberstellung geschaffener (vergänglicher) und gewordener (dauerhafter) Ansiedelungen wohl einwenden, dafs ja doch z. B. Memphis, dessen Lage übrigens (am Scheitel des Nildelta) auch von Natur aus keineswegs bedeutungslos war, doch in Fostat und Kairo eine recht bemerkenswerte Wiedergeburt gefeiert hat, wie ja Verfasser dies selbst (S. 288) mit Beziehung auf Ninive — Mossul und Babylon — Bagdad bis zu einem gewissen Grade zugibt. Die verhältnismäfsig geringe Verschiebung der Ortslage kann hierbei um so weniger ins Gewicht fallen, als ja Hirschfeld gerade bezüglich der »natürlich gewordenen« Städte des griechischen Altertums die Verschiedenheit der Anforderungen nachgewiesen hat, welche in verschiedenen Perioden an die Ortslage gestellt wurden, und welche demgemäfs auch eine entsprechende Verschiebung der Bevölkerungscentren zur Folge hatten. Und ist hinwiederum nicht z. B. Alexandrien, eine doch gewifs künstlich, wenn auch unter

der griechischen Siedelungen fufst im Wesentlichen auf des Verfassers früherer Abhandlung. Beigegeben sind diesem Aufsatze Planskizzen von Babylon, Jerusalem, Karthago, Eira, Korinth, Knidos, Kelainai — Apameia.

Im Anschlufs an diese beiden Aufsätze mag hier auch der Artikel »Stadtanlage« von Otto Richter in Baumeisters Denkmälern des klassischen Altertums Bd. III S. 1694—1704 erwähnt sein, welcher sich in der Hauptsache an Hirschfeld anlehnt, aber dessen Beobachtung auch auf italische Städte überträgt, aufserdem auch von Illustrationen begleitet ist.

Eine gröfsere Regsamkeit der Forschung zeigt sich in den letzten Dezennien auch auf dem Gebiete griechischer Ortsnamenkunde, auf welchem die anregende Studie von Ernst Curtius über die Namen der griechischen Vorgebirge lange Zeit vereinzelt geblieben ist.[1]) Der hübsche Abschnitt »*On the etymology of Greek names of places*«, welcher das letzte Kapitel der o. (S. 349 A. 1) erwähnten »*Lectures on the Geography of Greece*« von H. F. Tozer bildet, scheint, wie das ganze Buch, in Deutschland sehr wenig bekannt geworden zu sein, weshalb hier nochmals ausdrücklich darauf hingewiesen sein mag.

Zum grofsen Teile onomatologischen Erörterungen gewidmet ist die Schrift

Phönizier in Akarnanien. Untersuchungen zur phönizischen Kolonial- und Handelsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf das westliche Griechenland von Eugen Oberhummer. München, Theodor Ackermann. 1882. 84 S. M. 1.80.

Es handelt sich hier um eine Reihe von Ortsnamen, für welche Referent semitischen Ursprung nachzuweisen versucht hat. Besonders

---

wohlerwogener Rücksicht auf die natürlichen Vorteile der Lage geschaffene Stadt, sich bis heute treu geblieben, bezw. nach tiefem Verfalle wieder genau an derselben Stelle emporgeblüht, während das durch seine typische Halbinsellage ausgezeichnete Kathago verödet ist und seine Rolle an das im Altertum unbedeutende Tunis abgegeben hat? Glaubt Verfasser ferner, dafs Athen (vgl. S. 301) durch die blofse Gunst der Lage wieder erstanden wäre, ohne den mächtigen Zwang, welchen die Verlegung der Residenz des Königreichs dorthin ausübte? (Man vgl. die Entwicklung Roms als Residenz des Königreichs Italien). Nicht um das Verdienstliche von Hirschfelds Untersuchungen zu schmälern, sollen diese Gegenbemerkungen hier gemacht sein, sondern nur um darauf hinzuweisen, wie grofse Vorsicht und Zurückhaltung bei der Erörterung anthropogeographischer Probleme geboten ist, deren zu einseitige Betonung auch Forscher wie Karl Ritter auf Abwege geraten liefs.

[1]) Beiträge zur geographischen Onomatologie der griechischen Sprache. Gött. Nachr. 1861 N. 11 S. 143—62.

eingehend werden die vom Stamme *marath* gebildeten Namen (Marathon u. s. w.) behandelt, welche hier mit möglichster Vollständigkeit (z. T. aus bisher unbenützten Quellen) zusammengestellt sind.

Einen durchaus ablehnenden Standpunkt gegen die Herleitung griechischer Ortsnamen aus fremden, insbesondere semitischen Sprachen, behauptet

Konstantin Angermann, Geographische Namen Altgriechenlands. Jahresber. d. Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meifsen. 1883. 4⁰. S. 1—31.

Die mit besonnener Kritik geschriebene Abhandlung zerfällt in vier Kapitel, von denen I. die Bedeutung des geographischen Namenstudiums darlegt, II. die ethnologischen Verhältnisse Altgriechenlands im Allgemeinen bespricht, was dem Verfasser Gelegenheit gibt, seine Ansicht von dem hellenischen Ursprung der überwiegenden Mehrheit der griechischen Ortsnamen (hauptsächlich Kiepert gegenüber) zu begründen; III. behandelt die Flufsnamen, IV. die Städtenamen nach den Kategorieen ihrer Ableitung.

Neuerdings hat auch der Altmeister auf dem Gebiete griechischer Onomatologie, Ernst Curtius, seine früheren Untersuchungen wieder aufgenommen in seinen

Beiträgen zur Terminologie und Onomatologie der alten Geographie. Sitzungsber. der k. preufs. Akad. der Wiss. Bd. 47 (1888) S. 1209—29,

welche in überaus feinsinniger Weise die Beziehungen für das fliefsende Wasser im Griechischen behandeln.

Einen Versuch, die Gesammtheit der griechischen Ortsnamen zusammenzufassen und übersichtlich zu gliedern, unternahm

Lorenz Grasberger, Studien zu den griechischen Ortsnamen. Mit einem Nachtrag zu den griechischen Stichnamen. Würzburg, Stahel. 1888. X 392 S. M. 8.

Trotz der ungünstigen Beurteilungen, welche das Buch mehrfach von berufener Seite erfahren hat,[1]) glaubt der Berichterstatter in demselben doch ein wegen der Reichhaltigkeit des zusammengetragenen Stoffes brauchbares Hilfsmittel zu erkennen, das freilich dem Benützer im einzelnen Falle die Pflicht der Nachprüfung auferlegt. Auch Referent kann sich der Ansicht nicht verschliefsen, dafs die Veröffentlichung

---

[1]) K. Agnermann in N. Jahrb. f. Philol. Bd. 139 S. 177—86, G. Hirschfeld in Berl. philol. Wochenschr. 1889 Sp. 215—9, O. Crusius in Wochenschr. f. klass. Philol. 1890 Sp. 622—8; vgl. dagegen J. J. Egli im Geogr. Jahrb. XIV S. 17.

des vom Verfasser gesammelten Materials in mancher Hinsicht übereilt war und ein längeres Zurückhalten wie nochmaliges Überarbeiten etwas Vollkommeneres ergeben hätte. Zum mindesten wäre dann ein grofser Teil der Flüchtigkeiten und Irrtümer vermieden worden, welche dem Verfasser in den angeführten Besprechungen, auf welche ich in dieser Beziehung verweise, vorgehalten werden. Doch wird das Buch auch in dieser unvollkommenen Gestalt vielen willkommen sein und durch das reiche Material künftige Spezialuntersuchungen wesentlich erleichtern.

Zum Schlufs möchte ich noch darauf hinweisen, dafs J. J. Egli, der durch seine *Nomina geographica*[1]) der Begründer der Onomatologie als einer besonderen geographischen Disciplin geworden ist und uns inzwischen mit einer von umfassender Litteraturkenntnis zeugenden »Geschichte der geographischen Namenkunde«[2]) beschenkt hat, im »Geographischen Jahrbuch« (vom IX. Bande an) regelmäfsig über die Fortschritte auf diesem Gebiete Bericht erstattet.

Endlich sei im Anschlufs an die Litteratur über alte Geographie von Griechenland noch zweier Versuche gedacht, die Bevölkerungsdichtigkeit der griechischen Landschaften im Altertum zu ermitteln. Der eine rührt von einem griechischen Gelehrten, *Εὐθ. Καστόρχης*, her, welcher einer Abhandlung über die »Bevölkerung und Bodenkultur Attikas[3]) im Altertum und jetzt« eine zweite über die Bevölkerung Altgriechenlands folgen liefs u. d. T.

Περὶ τοῦ πλήθους τῶν τῆς ἀρχαίας Ἑλλάδος κατοίκων. Ἀθήναιον Bd. IV (1875) S. 421—53, Bd. V (1876) S. 111—43.

Kastorchis hat das Verdienst, seit Clinton, abgesehen von den Untersuchungen über die Bevölkerung des römischen Reiches, das schwierige Thema zuerst wieder in Angriff genommen zu haben, wenn auch nicht in jeder Beziehung mit Glück. Mehr Vertrauen verdienen die Ergebnisse von

Julius Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1886. XVI 520 S. M. 11. (Historische Beiträge zur Bevölkerungslehre, Erster Teil).

Nach einer kritischen Einleitung über Quellen und Hilfsmittel wird S. 54—108 Attika, S. 109—60 der Peloponnes, S. 161—222 Mittel- und Nordgriechenland (mit einem Anhang über das Heer Alexanders)

---

[1]) Leipzig 1871/2. VIII 928 S. Der lexikalische Teil hiervon (644 S.) erschien 1880 in Sonderausgabe u. d. T. »Etymologisch-geographisches Lexikon«.

[2]) Leipzig 1886. Brandstetter IV 430 S. M. 10.

[3]) *Περὶ τοῦ πλήθους τῶν τῆς Ἀττικῆς κατοίκων καὶ τοῦ κατ' ἐνιαυτὸν παραγενομένου ἐν αὐτῇ πόσου τῶν δημητριακῶν καρπῶν τὸ πάλαι καὶ νῦν. Ἀθήναιον* Bd. III (1874) S. 91—125.

und S. 223—43 Kleinasien behandelt. Bei der Mangelhaftigkeit unseres Quellenmaterials bleibt natürlich auch bei Beloch Vieles hypothetisch und einzelne Ziffern können nur als mehr oder weniger willkürliche Annahmen gelten; doch ist der Leser durch die Mitteilung der Quellenangaben in jedem Falle in den Stand gesetzt, sich über den Wert der Berechnung ein Urteil zu bilden und wird es dem Verfasser Dank wissen, dafs derselbe den Standpunkt der Frage in übersichtlicher Weise dargelegt und die Grenzen unseres Wissens bezeichnet hat.

Wir haben es im Vorstehenden durchweg mit Arbeiten zu thun gehabt, welche ihre Aufgaben im Wesentlichen auf das Altertum beschränkten, und von einem engherzigen Standpunkte aus könnten wir es dabei bewenden lassen. Wie indessen auf anderen Gebieten der Altertumswissenschaft längst die beengenden Schranken durchbrochen sind, die ehedem für so manchen Philologen das klassische Altertum gegen übrige Welt hermetisch abschlossen; wie das Studium der lateinischen und griechischen Sprache heute durch die allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft einen ganz neuen Aufschwung genommen hat, die politische und Kulturgeschichte sowie die Archäologie mehr und mehr von der fortschreitenden Entwicklung der allgemeinen Geschichte, der Staatslehre und Kunstgeschichte beeinflufst werden und endlich die Beziehungen des klassischen zum orientalischen Altertum von Tag zu Tag an Wichtigkeit gewinnen, so ist auch die alte Erdkunde erst durch die moderne Entwicklung der geographischen Wissenschaft aus dem unfruchtbaren Zustande einer dürren Nomenklatur befreit worden. Es ist noch nicht gar lange her — und für manche ist der Standpunkt heute noch nicht überwunden —, dafs man »alte« und »neue« Geographie als zwei ganz verschiedenartige Dinge betrachtete; die eine galt lediglich als ein Rüstzeug des Philologen, das von diesem gewissermafsen als ein notwendiges Übel mit in den Kauf genommen wurde, während die andere überhaupt kaum wissenschaftlicher Behandlung fähig schien, bis Karl Ritter mit einem gewaltigen Ruck die Erdkunde in den Kreis der akademischen Wissenschaften einführte. Es ist hier nicht meine Absicht, Gemeinplätze zu wiederholen, durch welche die Bedeutung Ritters bezeichnet werden soll; aber eines kann ich doch nicht unterlassen, gerade hier ausdrücklich zu betonen: Ritter war es, der zuerst die »alte Geographie« aus ihrer vereinsamten Stellung erlöst und in seiner »Erdkunde« praktisch gezeigt hat, dafs die Verbreitung des Menschen und seiner Ansiedelungen über die Erde ihrer gesammten Entwickelung nach begriffen werden müsse; nicht auf die Gegenwart allein, sondern auch auf die Vergangenheit und zwar in ihrem ganzen geschichtlichen Verlaufe geht Ritters Bestreben, die Abhängigkeit des Menschen von der ihn umgebenden Natur zu ergründen, und es ergibt sich hieraus von selbst, wie ungerechtfertigt es ist, der Erdkunde an und für sich eine »alte Geographie« als etwas aufserhalb stehendes gegenüberzustellen. Freilich hat gerade dieses Be-

mühen Ritters, eine wahrhaft weltgeschichtliche Auffassung der Geographie des Menschen anzubahnen, am wenigsten Nachfolger gefunden; denn die Erdkunde als akademische Wissenschaft hat sich seitdem überhaupt in einer ganz anderen Richtung entwickelt, und die kleine Gemeinde, in welcher der historische Sinn Ritters fortlebte, hat doch vorzugsweise wieder auf das Altertum ihr Augenmerk gerichtet. Werke wie Curtius' Peloponnesos und Bursians Geographie von Griechenland stehen ganz auf dem Boden Ritters, nur dafs der Natur der Sache nach hier das Altertum noch weit mehr in den Mittelpunkt des Interesses tritt als es in Ritters Erdkunde irgendwo der Fall ist. Aber wie verschieden ist in diesen Werken dennoch die Behandlung des Stoffes von denjenigen in den ältern »Handbüchern«; das dürre Gerippe von ehemals ist hier mit Fleisch und Blut bekleidet, aus trockenen, geistlosen Anhäufungen von Namen und Citaten ist eine zusammenhängende, lesbare Darstellung geworden. Man würde indessen sehr irren, wenn man die Behandlungsweise, welche Ritter und seine unmittelbaren Nachfolger der historischen Länderkunde angedeihen liefsen, keiner weiteren Ausbildung für fähig hielte. Gerade an den beiden klassischen Kulturländern, Italien und Griechenland, wurde uns in jüngster Zeit gezeigt, dafs durch entsprechende Beachtung der physikalischen Verhältnisse auch für das Altertum ganz neue Gesichtspunkte gewonnen werden können, die auf die ganze antike Kulturentwicklung die überraschendsten Streiflichter werfen. Es ist hier nicht der Ort, auf das bahnbrechende Buch von Heinrich Nissen[1]) näher einzugehen; dagegen schien es mir angemessen, ehe ich auf Spezialarbeiten zur physikalischen Geographie von Griechenland übergehe, demjenigen Werke eine etwas ausführlichere Besprechung zu widmen, das seit Bursian den bedeutendsten Fortschritt in unserer Kenntnis Griechenlands bezeichnet; es ist die

Physikalische Geographie von Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Altertum bearbeitet von C. Neumann und J. Partsch. Breslau. Verlag von Wilhelm Koebner. 1885. XII 476 S. M. 9.

Das Buch ist hervorgegangen aus Vorlesungen, welche Karl Neumann, der Verfasser des bekannten Buches »Die Hellenen im Skythenlande« (Bd. I, Berlin 1855), an der Universität Breslau in den Jahren 1867, 1872 und 1877 gehalten hat. Seit Beginn seiner akademischen Lehrthätigkeit hatte Neumann ganz auf litterarische Produktion verzichtet und seine gesammte Kraft den unmittelbaren Berufspflichten gewidmet[2]); um so mehr schien der Wunsch seiner Schüler gerechtfertigt, nach seinem Tode (1880) wenigstens einen Teil der aufsergewöhnlichen Arbeits-

[1]) Italische Landeskunde. I. Land und Leute. Berlin, Weidmann 1883.

[2]) Vgl. über die Persönlichkeit Neumanns J. Partsch, Zur Erinnerung an Karl Neumann. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1882 S. 81—111.

leistung, welche er in seinen Vorlesungen niederlegte, zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen. Zuerst wurde ein Teil der Vorlesungen über römische Geschichte der Öffentlichkeit übergeben,[1]) die, wenn sie auch nicht gerade vieles Neue bieten, doch durch die Selbständigkeit der Auffassung wertvoll sind. Von weit gröfserer Tragweite ist die Herausgabe der Vorlesungen über physikalische Geographie von Griechenland, in denen sich die Eigenart Neumanns wohl am tiefsten ausprägte. Die hauptsächliche Bedeutung derselben liegt in den feinsinnigen, oft überraschenden Beobachtungen über den Zusammenhang hellenischer Kultur und Geschichte mit der griechischen Landesnatur, die hier zu einem durch Originalität des Inhalts und Meisterschaft der Form gleich anziehenden Gesammtbilde vereinigt sind. Wir haben hier, um mit Hermann Wagner zu reden,[2]) »eine Musterleistung der Länderkunde im Ritterschen Sinne«, wie wir sie in dieser vollendeten Durchführung in Ritters eigenen Werken vergeblich suchen.

Indessen ist die »Physikalische Geographie«, so wie sie uns vorliegt, nicht Neumanns Werk. Von letzterem lediglich für die Vorlesung bestimmt, bedurfte der Entwurf für die Drucklegung von vornherein in mancher Hinsicht der Ergänzung, während die wesentliche Vermehrung des klimatologischen und geologischen Materials eine völlige Umgestaltung der betreffenden Teile notwendig machte. So ist das Buch in der uns vorliegenden Form mindestens zur Hälfte das Werk des Herausgebers, Josef Partsch, des Schülers und Nachfolgers von Neumann auf dem Lehrstuhl von Geographie. Ihm ist es zu verdanken, dafs die »Physikalische Geographie« in jeder Hinsicht dem Standpunkt der Forschung zur Zeit des Erscheinens angepafst wurde, während anderseits die geistreichen chorosophischen Ausführungen Neumanns mit anerkennenswerter Pietät fast unverändert beibehalten wurden.

Nach der Gliederung des Stoffes zerfällt das Buch in eine Einleitung und folgende Hauptabschnitte: I. Das Klima, S. 13—126; II. das Verhältnis von Land und Meer, S. 127—51; III. das Relief des Landes, S. 152—205; IV. die geologischen Verhaltnisse, S. 206—355; V. die Vegetation, S. 356—456.

Die sehr anregend geschriebene Einleitung, welche nach Neumanns Niederschrift unverändert beibehalten werden konnte, erörtert die Natur des griechischen Landes als Faktor der Kulturentwicklung im Allgemeinen. Etwas befremdlich erscheint mit Rücksicht auf die sonst

[1]) Geschichte Roms während des Verfalles der Republik. I. Bd. Vom Zeitalter des Scipio Aemilianus bis zu Sullas Tode. Herausg. v. E. Gothein. Breslau. 1881. II. Bd. Von Sullas Tode bis zum Ausgange der catilinarischen Verschwörung. Herausg. v. G. Faltin. Breslau. 1884. — Das Zeitalter der punischen Kriege. Herausg. v. G. Faltin. Breslau. 1883. Vgl. H. Schiller in diesem Jahresbericht Bd. 28 S. 301 f., Bd. 32 S. 501, Bd. 44 S. 43.

[2]) Geogr. Jahrb. X 603. Vgl. Hirschfeld ebd. XII 268 f.

übliche Anordnung des Stoffes in länderkundlichen Darstellungen die Voranstellung des Klimas; doch erkennt der Leser bald, dafs gerade dieser Abschnitt mit besonderer Liebe ausgearbeitet und deshalb wohl auch gewissermafsen als Glanzpartie vorangestellt wurde. Gründliche Kenntnis der klassischen Litteratur und kritische Verarbeitung des modernen Beobachtungsmaterials vereinigen sich hier mit formgewandter Darstellung zu einer Schilderung des griechischen Klimas, welche wohl geeignet ist, auch Fernerstehenden in überraschender Weise zu zeigen, welcher geistvollen und anregenden Behandlung ein anscheinend so trockenes Wissensgebiet wie die »alte Geographie« fähig ist. Man wird in diesem Sinne den methodologischen Wert dieses Kapitels vollauf anerkennen müssen, wenn man auch den mythologischen Erklärungen nicht immer beistimmen kann. Am meisten tritt die chorosophische Tendenz des Abschnittes im ersten Teile des Abschnittes hervor, welcher vom Klima Attikas handelt; denn nur hier lag durch das Verdienst des unermüdlichen Forsches Jul. Schmidt das exakte Beobachtungsmaterial in solchem Umfange vor, dafs eine abgerundete, den Anforderungen der meteorologischen Wissenschaft entsprechende Behandlung des Klimas möglich war. Die wenigen in anderen Teilen Griechenlands (hauptsächlich in Korfu und Jannina) gemachten Beobachtungen gestatteten zwar manche wertvolle Schlufsfolgerung bezüglich der Verschiebung der klimatischen Faktoren nach W und N, aber der festen Punkte sind eben noch zu wenige, die Lücken zu grofs, um schon jetzt eine Gesammtdarstellung des griechischen Klimas zu ermöglichen. Mit Staunen erfährt der Leser, wie gering unsere Kenntnis der physikalischen Verhältnisse eines so viel erforschten Landes in mancher Hinsicht noch ist, und erkennt es als eines der Hauptverdienste des Buches an, die Lücken unseres Wissens rückhaltlos aufgedeckt zu haben

Das II. Kapitel über »Das Verhältnis von Land und Meer« bietet, wie sich von vornherein erwarten läfst, ebenfalls zu manchen interessanten Erläuterungen Anlafs, so über die erste Entwicklung der Schifffahrt und die kulturellen Anregungen, welche Griechenland durch den Seeverkehr mit anderen Völkern erhielt. Dagegen läfst die Anordnung des Stoffes manches zu wünschen übrig; denn die Übersicht leidet entschieden durch die Scheidung in die Gliederung der Halbinsel (S. 128—33) und die eigentliche Küstenbeschreibung (S. 138—46), zumal in den beiden Abschnitten nicht die gleiche geographische Folge eingehalten wird. Aber auch dem Inhalt nach scheint uns hier das Gebotene zu eng begrenzt zu sein; denn der Hinweis auf den doch nicht jedem Leser zugänglichen *Mediterranean Pilot* (S. 138 A. 1) entschädigt keineswegs für den Mangel einer im Einzelnen ausgeführten Küstenbeschreibung, welche man hier mit Recht zu finden erwarten durfte.

Im III. Kapitel wird die vertikale Gliederung des Landes in gedrängter, inhaltreicher Übersicht behandelt. Wiewohl dieser in

geographischer Hinsicht so wichtige Abschnitt an sich trockener ist, als die beiden vorhergehenden und den vollen Ernst eines nach wissenschaftlicher Belehrung strebenden Lesers voraussetzt, hat der Verfasser es doch verstanden, auch diesem spröden Stoffe eine Seite von allgemeinerem Interesse abzugewinnen und in einer ausführlichen Erläuterung den Einflufs der Bodengestaltung auf die militärische und politische Geschichte (Verteidigungslinien und Kleinstaaterei) darzulegen.

Das umfangreichste Kapitel ist den geologischen Verhältnissen gewidmet. Es zerfällt wieder in vier Abschnitte, von denen der erste (S. 209–36) von den »krystallinischen Schiefergesteinen, ihren Marmorlagern und ihrer Erzführung« handelt, und wie schon die Überschrift andeutet, aufser dem geologischen Bau auch die wichtigsten nutzbaren Mineralien Griechenlands berücksichtigt. Gänzlich umgestaltet wurde vom Herausgecer der zweite Abschnitt über »Kreideformation und Tertiär«, für welchen durch die Untersuchungen der österreichischen Geologen (s. u.) eine durchaus neue Grundlage geschaffen war. Der geographisch interessanteste Teil dieses Abschnittes ist die Darstellung der für das Antlitz des griechischen Bodens so überaus charakteristischen Karstbildung. Der dritte Abschnitt (S. 272—346): »Vulkanische Erscheinungen, Erdbeben und Thermen« ist durch die Überschrift hinreichend gekennzeichnet; die letzte Abteilung endlich: »Verwitterungskrume und Schwemmland« (S. 346–55) handelt von der Bildung der Ackererde, Gerölle und Deltas.

So verdienstvoll und dankenswert die im IV. Kapitel niedergelegte Bearbeitung der geologischen Verhältnisse ist, so werden doch viele Leser die Empfindung nicht unterdrücken können, dafs dieselbe im Vergleich zum Gesammtwerke einen allzu breiten Raum beansprucht. Es ist ja schwer, eine Grenze festzustellen, bis zu welcher geologische Untersuchungen in den Bereich einer geographischen Darstellung hereinzuziehen sind, und die persönliche Befähigung oder Neigung des Verfassers zur Behandlung solcher Fragen wird hierfür stets in erster Linie mafsgebend sein; aber es scheint doch des Guten zu viel gethan, wenn in einer landeskundlichen Monographie der Geologie als solcher ein eigenes Kapitel, und noch dazu das umfänglichste des ganzen Buches eingeräumt wird.[1]) Bei aller Wichtigkeit der Geologie für das Verständnis vieler geographischer Thatsachen darf man eben doch nicht vergessen, dafs die letzteren in einem geographischen Werke die Hauptsache sind: so eingehende geologische Eröterungen, wie die Gliederung des Tertiärs

---

[1]) Um mich gegen den Verdacht einseitig historischer Auffassung zu verwahren, bemerke ich, dafs dieses Misverhältnis auch von geographischer Seite getadelt wurde, so von Supan in Petermanns Mitteilungen 1885 S. 195; neuerdings von O. Ankel, Grundzüge der Landesnatur des Westjordanlandes (Frankfurt a. M. 1887) S. 46 A. 1.

(S. 257 ff.) gehen entschieden über den geographischen Rahmen hinaus. Nach Ansicht des Berichterstatters würde die Verteilung der geologischen Formationen am besten in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Gebirgsbau, also im orographischen Abschnitt erörtert, während die nutzbaren Gesteine, die ja in der Geographie nicht nach ihrem geognostischen, sondern lediglich nach ihrem ökonomischen und kulturhistorischen Werte in Betracht kommen, gleich der Flora und Fauna in einem besondern Kapitel abzuhandeln wären; ebenso wäre den seismischen und vulkanischen Erscheinungen ein besonderer Abschnitt zu widmen.

Als ein gelungener Wurf mufs das Schlufskapitel über die Vegetation bezeichnet werden, welches von Neumann ebenfalls mit besonderer Vorliebe behandelt worden ist. Mit Recht wird hier eine pflanzen-geographische Aufzählung nach Gattungen und Arten vermieden, die weit mehr dem Botaniker als dem Geographen zusteht, und das Hauptgewicht auf diejenigen Vegetationserscheinungen legt, welche den Charakter der Landschaft bestimmen oder in volkswirtschaftlicher Hinsicht von Bedeutung sind. Von diesem Standpunkte aus werden nach einander Wald- und Buschwerk (S. 351—403), Wiesen- und Weideland (S. 404—10), Fruchtbäume (S. 410—37), Feldfrüchte (S. 437—50) und die technisch wichtigen Pflanzen (S. 450—57) in so anziehender Weise besprochen, dafs kaum jemand diesen Abschnitt ohne Genufs und Befriedigung lesen wird. Im Einzelnen wäre zu bemerken, dafs die Erörterung über Anpflanzung und Pflege des Ölbaumes (S. 416 ff.) für ein geographisches Werk wohl zu weit in das Technische eingeht während anderseits die für Griechenland nicht minder wichtige Weinkultur verhältnismäfsig kurz abgefertigt wird; statt des Hinweises auf Hermann-Blümners Privataltertümer (S. 435 A. 3) würde man gern eine ausführlichere Übersicht der berühmtesten Weinsorten des Altertums und der Neuzeit nach ihren Standplätzen entgegennehmen.

Als eine fühlbare Lücke mufs es bezeichnet werden, dafs nicht auch der Tierwelt Griechenlands ein besonderer Abschnitt gewidmet worden ist. Allerdings scheint sich Neumann selbst gegen die Hereinziehung dieses Elementes in die Geographie ablehnend verhalten zu haben,[1]) wie auch in Nissens Buch die Fauna des Landes keine Stelle gefunden hat; aber wenn auch zugegeben werden mufs, dafs die Beziehungen der Tierwelt zur geographischen Individualität eines Landes wesentlich losere sind als diejenigen der Vegetation, und dafs insbesondere für die meisten Länder der Erde unser Thatsachen-Material nicht ausreicht, um die faunistische Eigenart derselben zu erfassen,[2]) so knüpft sich doch in den alten Kulturländern an die Tierwelt in wirtschaftlicher und kulturgeschichtlicher Hinsicht kaum ein minderes Interesse als an die Vegetation.

[1]) Vgl. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1882 S. 103 f.

[2]) Vgl. hierüber H. Wagner im Geogr. Jahrb. X 598, 606.

Man denke, abgesehen von der Verschiebung im Verbreitungsgebiet gewisser Tiere (vgl. z. B. mein »Akarnanien« S. 237 f. über die einstige Verbreitung des Löwen auf der Balkanhalbinsel), u. A. nur an die Pferdezucht in Thessalien und deren Bedeutung für die Kriegsgeschichte, an die Jagd in ihrer Abhängigkeit von Berg- und Waldlandschaft und ihre vielfachen Beziehungen zu Religion und Mythos, an die Zucht und Einführung verschiedener Haustiere, an den hoch entwickelten Fischfang mit Einschlufs der Perlen- und Purpurfischerei, an die Bienenzucht, dann an die Verwüstungen der Heuschrecken u. s. w. Ich brauche ferner kaum an Bücher wie V. Hehns »Kulturpflanzen und Haustiere« oder die neuen Arbeiten von O. Keller[1]) zu erinnern, um auf die Möglichkeit einer geographisch-kulturhistorischen Behandlung der Fauna Griechenlands hinzuweisen, und möchte deshalb dem Herausgeber dringend ans Herz legen, bei einer etwaigen neuen Auflage, die hoffentlich nicht zu lange auf sich warten läfst, die Beigabe eines entsprechenden Abschnittes in Erwägung zu ziehen.

Diese Hoffnung, dafs das treffliche Buch auf lange hinaus ein *standard work* bleibe und von Zeit zu Zeit in erneuerter Gestalt erscheine, veranlafst mich, hier auch zu einigen Ausstellungen im Einzelnen, die gegebenen Falls berücksichtigt werden mögen.

S. 57 wird die Höhenlage des Sees von Jannina mit 478 m, S. 157 mit 520 m angegeben, beide Male ohne Quellennachweis. Erstere Ziffer ist wohl Bössers Angabe (bei A. Mommsen, Griech. Jahreszeiten IV 393 A.) zu 1570 engl. Fufs (= 478.53 m) entnommen, die letztere (520) findet sich auf den Karten von Kiepert und Chrysochoos, während die Wiener Karte 484, Gubernatis 451 m ergibt. Bei der Wichtigkeit, welche gerade Jannina für die griechische Klimatologie besitzt (s. o. S. 362) wäre eine prüfende Vergleichung sämmtlicher Angaben sehr erwünscht.

Was S. 61 und 166 über die Schneebedeckung des Parnafs gesagt ist, kann ich nach meiner eigenen Erfahrung dahin ergänzen, dafs ich bei meiner Besteigung des Gipfels am 28. Juni 1887 keine eigentlichen Schneefelder, wohl aber in der Mulde unter den beiden Hochgipfeln noch einzelne Schneeflecke vorfand, den tiefsten etwa 3/4 St. unter dem Gipfel Likeri.

S. 98 A. 3: Polyb. V 5 bezieht sich nicht auf Kerkyra, sondern auf Kephallenia.

S. 128 Z. 8 v. u. ist Singos st. Singis zu schreiben.

S. 131 ist von dem »weithin sichtbaren Tempel des Zeus Panhellenios« auf Aegina die Rede; doch trug der Oros keinen Tempel, son-

---

[1]) Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung. Innsbruck. 1887. Vgl. auch Imhof-Blumer und O. Keller, Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des klassischen Altertums. Leipzig. 1889.

dern nur eine halbkreisförmige Altaranlage, über welche Bursian II 85; L. Rofs, Erinnerungen und Mitteilungen aus Griechenland S. 141f. zu vgl.

S. 167. Dafs die Alten, wenn sie vom »zweigipfligen Parnafs« sprechen, nicht die beiden Kulminationspunkte (Likeri und Gerontovrachos) im Auge hatten, sondern die beiden jedem Besucher Delphis bekannten Kuppen der *Φαιδριάδες πέτραι* (Bursian I 170), ist eine ansprechende Vermutung Doch möchte ich hervorheben, dafs der Parnafs von SO, etwa aus der Gegend der *σχιστὴ ὁδός* gesehen, wo er sich in imponierender Majestät aus der Thalsohle erhebt, eine auffallend doppelgipflige Gestalt zeigt, die sich jedem der von Theben her des Wegs nach Delphi zog, einprägen mufste, und wohl auch zu der angeführten Bezeichnung Anlafs gegeben haben kann.

S. 172. Die Behauptung, dafs sich zwischen Ilissos und Kephissos vom Brilessos her ein mehrmals unterbrochener Felsrücken »gerade auf Athen hinzieht«, dürfte doch in dieser Fassung nicht ganz zutreffend sein, da der Anchesmos durch eine tiefe Einsenkung (bis 140 m) vom Massiv des Pentelikon getrennt ist. Vgl. S. 171 die Bemerkung über die Einsattelung zwischen Pentelikon und Hymettos.

S. 172 wird ferner die Höhe der Sternwarte zu 88 m angegeben. Aber die Ziffer 88, welche auf dem Bl. I der »Karten von Attika« allerdings irreführend neben der Sternwarte steht, bezieht sich nicht auf diese, sondern auf die Abdachung zur sogenannten Marina, während, wie aus Bl. III des »Atlas von Athen« deutlicher zu erkennen ist, zur Sternwarte die Ziffer 104.8 m gehört; so wird auch die öfters betonte annähernd gleiche Höhe des Nymphenhügels und der Pnyx verständlicher.

S. 180. Bei der sonst so klaren und vollständigen Übersicht der senkrechten Gliederung Arkadiens vermifst man hier die deutliche Unterscheidung der Thäler von Kaphyai und Elymia, während der dieselben trennende Querriegel, auf dessen Abhang Orchomenos erbaut war, erwähnt ist. Bei Curtius Pel. I 219 und Bursian II 203 war das Verhältnis bereits ganz richtig geschildert. Ebenso fehlt, wohl nur aus Versehen, die wichtige Höhenziffer von Orchomenos (936 m), einer der höchst gelegenen Städte Griechenlands; dagegen könnte nach dem vorliegenden Wortlaut die den Thalboden von Kaphyai betreffende Ziffer (650 m) von manchem Leser irrtümlich auf Orchomenos selbst bezogen werden.

S. 182 vermifst man die charakteristische antike Bezeichnung Aulon, welche Curtius II 289 und Bursian II 107 nach Polyaen. II 14, 1 mit grofser Wahrscheinlichkeit für das Durchbruchsthal des Eurotas zwischen den Ausläufern des Taygetos und Parnon angenommen haben.

S. 190. Neben den drei Wegen, welche eine Umgehung des Tempepasses ermöglichten, verdient der Übergang Erwähnung, welchen Alexander d. Gr. bei seinem ersten Zuge nach Griechenland (Herbst 336 v. Chr.) nach Polyaen. IV 3, 23 sich über die Steilhänge der Ossa erzwang,

und welcher davon den Namen Ἀλεξάνδρου κλίμαξ erhielt; vgl. Droysen, Gesch. d. Hell. I 1² 107; Schäfer, Demosthenes III² 93 A. 2.

S. 215 sollte unter den berühmten Marmorsorten Griechenlands auch des thasischen[1]) gedacht werden, zumal derselbe gewifs auch eine äufsere Vorbedingung für die Entwicklung der sogenannten nordgriechischen Kunstrichtung war.

S. 219 wird das Cap Matapan (36° 23′ N. B.) irrtümlich die »äufserste Südspitze Europas« genannt; es bedarf nur der Erinnerung, dafs diese Eigenschaft vielmehr dem Cap Tarifa in Spanien (36° N. B.) zukommt.

S. 225f. A. 3. Zur Litteratur über Laurion ist die bedeutende Abhandlung von Rangabé, Du Laurium in Mém. prés. à l'Ac. d. Inscr. VIII 2 (1874) S. 297—346 nachzutragen. Die Hauptschrift von Kordellas erschien u. d. T.: A. Cordella, Le Laurium. Marseille. 1869. 120 S., mit Karte und drei Tafeln. Eine spätere Schrift desselben Verfassers: Description des produits des mines de Laurium et d'Oropos (Athènes 1875) ist mir nur dem Titel nach bekannt; ebenso die Publikation eines französischen Ingenieurs.[2])

Als eine Gesammtdarstellung der physikalischen Verhältnisse Griechenlands wäre nächst Neumann-Partsch der inhaltreiche Artikel von Klon Stephanos anzuführen; da derselbe aber nur im anthropologisch-medizinischen Teile auf selbständiger Forschung beruht, werden wir später bei denjenigen Schriften darauf zurückkommen, welche sich mit der Bevölkerung Griechenlands befassen.

Überblicken wir die einzelnen Zweige physikalisch-geographischer Forschung, so tritt uns eine erfreuliche Thätigkeit auf dem Felde der Geologie entgegen. Eine kritische Übersicht der früheren Leistungen und des gegenwärtigen Standes unserer Kenntnis für die Balkanländer hat Franz Toula, gegenwärtig wohl der gründlichste Kenner dieses Gebietes in geologischer Hinsicht, in mehreren Arbeiten gegeben:

1) Geologische Übersichtskarte der Balkanhalbinsel in Petermanns Mitteilungen 1882 T. 16 (Text hierzu S. 361—69).

2) Die im Bereiche der Balkanhalbinsel geologisch untersuchten Routen. Mitteil. d. k. k. geogr. Ges. in Wien 1883 S. 25—34 mit Karte.

3) Materialien zu einer Geologie der Balkanhalbinsel. Jahrb. d. geol. Reichsanstalt 1883 S. 61—114.

Leider schliefsen diese Zusammenstellungen, von denen besonders

---

[1]) Vitr. X 7, 15; Plin. n h. XXXVI 44; Sen. ep. mor. XIII 1 (86) 6; Stat. silv. I 5, 34s.; II 2, 92s; Suet. VI 50; Plut. Cat. min. 11; Paus. I 18, 6.

[2]) Heut, Deuxième mémoire sur le Laurium, in Mém de la Soc. d. Ingénieurs à Paris. 1887. Apr. Zahlreiche Nachrichten über Laurion finden sich auch in den unten besprochenen »Mitteilungen« von Landerer und bei Mitzopulos (s. u.).

die Routenkarte zu No. 2 geeignet ist, die Lückenhaftigkeit unseres Quellenmateriales zu zeigen, mit der alten Grenze des Königreichs Griechenland ab, so dafs sie also hier eigentlich nur für Epirus und Thessalien in Betracht kommen. Ob eine später erschienene geologische Bibliographie der Balkanhalbinsel von J. M. Zujović (bis 1886) auch Griechenland mit umfafst, kann ich nicht sagen, da ich dieselbe bisher nicht auffinden konnte.[1])

Eine zusammenfassende Darstellung der geognostischen Verhältnisse Griechenlands verdankt man einem einheimischen Gelehrten, dessen Hauptwerk in doppelter Gestalt erschien:

Ἀ. Κορδέλλας, Ἡ Ἑλλὰς ἐξεταζομένη γεωλογικῶς καὶ ὀρυκτολογικῶς. Ἀθήνησι. 1878. 189 S.

A. Cordella, La Grèce sous le rapport géologique et minéralogique. Paris. 1878. 188 S.

Näheres über dieses mir erst vor kurzem zugänglich gewordene Buch s. im Nachtrag.

Derselbe Verfasser veröffentlichte

Mineralogisch-geologische Reiseskizzen aus Griechenland. Berg- und hüttenmännische Zeitung Bd. 42 (1883) S. 21—23, 33—36, 41—44, 57—59.

Dieselben enthalten (I.) Mitteilungen über den Bergwerksbetrieb zu Laurion (vgl. o. S. 367), (II.) Bericht über eine geologische Reise durch den Euripos nach Volo, (III.) desgl. von Volo über die ziragiotischen Berge und den Kara Dag durch die thessalische Ebene an die türkische Grenze bei Tyrnavo, (IV.) Mitteilungen über das östliche Thessalien, besonders die Umgegend von Tempe.

Eine weitere Arbeit des Verfassers über die Mineralquellen Griechenlands

Περὶ τῶν αὐτοφυῶν μεταλλικῶν ὑδάτων τῆς Ἑλλάδος. Δελτίον τ. ἐπὶ τ. ἐμψύχ. τῆς ἐθν. βιομηχ. Ἐπιτροπῆς 1877 S. 114—35

ist mir nur aus Miliarakis (N. 111) bekannt.

Ein deutscher, aber in Griechenland heimisch gewordener Gelehrter, Xaver Landerer († 1885), veröffentlichte in seinen

Mittheilungen aus Griechenland. Berg- und hüttenmännische Zeitung 1875—78

eine Reihe von meist kurzen Nachrichten, welche neben manchem Nebensächlichen und Unbedeutenden auch vieles Brauchbare enthalten.

---

[1]) Nach Toula, Geogr Jahrb. XIII 256 steht dieselbe im »Annuaire« 1887 S. 556—63; was ist das für ein »Annuaire?« Das Verzeichnis auf S. 221 f. gibt hierüber keinen Aufschlufs.

Die Form, in welcher uns diese Notizen geboten werden, läfst allerdings ziemlich viel zu wünschen übrig; die Zusammenstellung ist ganz willkürlich, mehrmals wird schon Gesagtes wiederholt und insbesondere wimmelt die ganze Serie von orthographischen[1]) und Druckfehlern, welche allerdings einigermafsen durch die Entfernung des damals schon hochbetagten Verfassers vom Druckorte entschuldigt werden. Der Hauptzweck der Mitteilungen liegt in dem Nachweis, dafs Griechenland über eine Menge ungenützter oder doch zu wenig ausgebeuteter Mineralschätze verfügt. Wir wollen hier aus der bunten Mannigfaltigkeit der von Landerer mitgeteilten Nachrichten nur die wichtigeren herausgreifen, insbesondere soweit dieselben von geographischem oder archäologischem Interesse sind.

Der I. Artikel, 1875 S. 429f., handelt u. A. über das Bergöl auf Zante, über die lithographischen Steine Griechenlands und über das homerische Metall *κύανος*, welches Verfasser für Schwefelkupfer erklärt; vgl. dagegen die auf die sorgfältigen Forschungen von Lepsius gegründeten Ausführungen bei Helbig, Homer. Epos² S. 100ff.

Artikel II, 1876 S. 94—96, handelt über »Mineralogisches von Siphnos« (Goldgruben, lapis Siphnius), über Magnesit, Chromerze und Schwefel in Griechenland, sowie über eine »Dampfschwitzhöhle« auf Melos.

III. Artikel 1876 S. 189—92: Gewinnung von Meersalz, das Glas der alten Hellenen (interessante Mitteilungen über dessen Zusammensetzung), eine schöne, aber schwer zugängliche Stalaktitenhöhle im Laurion,[2]) Schwerspath auf Mykonos, Baumaterialien Griechenlands u. A.

IV Artikel 1876 S. 285f.: Meerschaum in Griechenland und Kleinasien, früheres Quecksilbervorkommen in Griechenland, Auffindung von ärztlichen Kupfergeräten in alten Gräbern (Werkzeuge zum Steinschnitt und zur Geburtshilfe).

V. Artikel 1876 S. 309f.: Schleudersteine der alten Griechen und Perser, Zinkerze im Laurion, Eisenerze auf Seriphos, Smirgel auf Naxos.[3])

VI. Artikel 1876 S. 407f.: Braunkohlen und Zinkerze in Griechenland, »Bergmännisch-archäologische Gegenstände« (meist aus Kupfer, doch im Laurion auch solche aus Rohstahl), Gypsen der Weine, Kupfer im Othrysgebirge, Antimonerze auf Chios, Bleierz im Laurion.

VII. Artikel 1877 S 37f.: Schwefelkohlenstoffindustrie, Marmorarten, Thermen in Griechenland und Kleinasien u. A.

---

[1]) Verf. schreibt z. B. fortwährend Mylos f. Milos (*Μῆλος*) u. Ä.

[2]) Die noch schönere Grotte von Antiparos (Bursian II 483) soll nach Landerer der Gewinnsucht der dortigen Hirten zum Opfer gefallen sein.

[3]) Hierüber findet sich eine Notiz des Verfassers bereits im »Ausland« 1858 S. 519f.

VIII. Artikel 1877 S. 121f.: Ein angeblicher alter Ofen auf Skopelos, antike Spielwürfel aus Flufsspath (im Laurion gefunden), Marmorarten, antike Streusandbüchse (?), alter Schmelztiegel (Delos) u. A.

IX. Artikel 1877 S. 193f.: Lemnische Erde (eine eisenoxydhaltige blutrote Thonerde), Gyps auf Kasos, Amiant in Griechenland u. s. w.

X. Artikel 1877 S. 409: Alte Gräber auf Skopelos, Blitzröhren, schlagende Wetter, Chromeisenstein.

XI. Artikel 1878 S. 40f.: Vorkommen von Nickelblüthe, Zinkerze, Fossilien auf Kimolos, Erzfunde in Makedonien u. A.

Unzugänglich ist mir ein auf amtliches Material gestützter Bericht u. d. T.

Στατιστικαὶ προφορίαι περὶ τῶν ἐξορυσσομένων ὀρυκτῶν ἢ μεταλλευμάτων ἐν Ἑλλάδι ὑπὸ Γ. Π. Λ. (Γεωργ. Π. Λιδωρίκη). Athen. 1875. *κε'* 22 S. (Miliarakis No. 95).

Doch wird derselbe auszugsweise mitgeteilt in folgender durch Knappheit und streng sachliche Behandlung ausgezeichneten Übersicht von

Nasse, Statistische Mitteilungen über die Bergwerksproduktion[1]) des Königreichs Griechenland. Ztsch. f. d. Berg-, Hütten- u. Salinenwesen im preufsischen Staate. XXV (1877) S. 169—76.

Neuere Angaben findet man in dem Artikel von

Konstantin Mitzopulos, Berg-, Hütten- und Salinenwesen von Griechenland in der National-Ausstellung von Athen 1888. Dingler's Polytechnisches Journal Bd. 272 (1889) S. 509—19, 551—61, 596—603.

Enthält Originalmitteilungen über die geognostischen Verhältnisse des Laurion und des Isthmos, sowie über den Bergwerksbetrieb in ersterem (auch bezüglich des Bergbaues im Altertum).

Eine andere Abhandlung des Verfassers

Περὶ τῶν ὀρέων τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Κ. Μητσοπούλου. Σύμπαν II (1888) No. 7/8, 10/11 (Miliarakis No. 100)

ist mir nicht zugänglich.

Weitaus die bedeutendste Erscheinung in der geologischen Litteratur über Griechenland ist der 40. Band der Denkschriften d. kais. Ak. d. Wiss. zu Wien, Math.-naturwiss. Kl. 1880 VIII 416 S. 4. Mit Tafeln und Karten. M. 40. Derselbe enthält folgende Abhandlungen:

---

[1]) Einschliefslich der für Griechenland so wichtigen Meersalzgewinnung (S. 171 f.).

1) Der geologische Bau von Attika, Boeotien, Lokris und Parnassis von A. Bittner. S. 1–74.

2) Barometrische Höhenmessungen in Nordgriechenland von Fr. Heger. S. 75—90.

3) Der geologische Bau des westlichen Mittelgriechenlands von M. Neumayr. S. 91—128.

4) Der geologische Bau der Insel Euböa von Fr. Teller. S. 129—182.

5) Geologische Beschreibung des südöstlichen Thessaliens von Fr. Teller. S. 183—208.

6) Diluviale Landschnecken aus Griechenland von V. Hilber. S. 209—12.

7) Über den geologischen Bau der Insel Kos und über die Gliederung der jungtertiären Binnenablagerungen des Archipels von M. Neumayr. S. 213—314.

8) Geologische Beobachtungen im Gebiete des thessalischen Olymp von M. Neumayr. S. 315–20.

9) Geologische Untersuchungen im südwestlichen Teile der Halbinsel Chalkidike von L. Burgerstein. S. 321—27.

10) Geologische Untersuchungen über den nördlichen und östlichen Teil der Halbinsel Chalkidike von M. Neumayr. S. 328—39.

11) Geologische Beobachtungen auf der Insel Chios von Fr. Teller. S. 340 56.

12) Die jungen Ablagerungen am Hellespont von Frank Calvert und M. Neumayer. S. 357—78.

13) Überblick über die geologischen Verhältnisse eines Teiles der ägäischen Küstenländer von A. Bittner, M. Neumayr u. Fr. Teller. S. 379 415.[1])

Selbstverständlich kann hier auf den Inhalt dieser zu einem stattlichen Quartband vereinigten Abhandlungen nicht im Einzelnen eingegangen werden. Nur um die grundlegende Wichtigkeit der hier niedergelegten Forschungen anzudeuten, mag daran erinnert sein, dafs man für Mittelgriechenland vorher fast ganz auf Fiedlers einst sehr brauch-

[1]) Letztere Abhandlung ist auch in Sonderausgabe zum Preise von 6 M. erschienen, wodurch die Anschaffung der wichtigen dazu gehörigen Karten (Geolog. Übersichtskarte von Mittelgriechenland und von Thessalien mit Chalkidike, sowie eine instruktive tektonische Übersichtskarte) wesentlich erleichtert ist.

bares, jetzt aber ganz veraltetes Werk[1]) angewiesen war, während auch für den Peloponnes der geologische Teil der »Expedition scientifique de Moreé« nicht entfernt mehr den heutigen Ansprüchen genügen kann. Für die Geographie sind die Arbeiten der österreichischen Geologen aber deshalb von ganz besonderer Bedeutung, weil sie uns zum ersten Mal einen klaren Einblick in den verwickelten Gebirgsbau von Mittelgriechenland gewährt haben, so dafs jede Darstellung desselben künftighin von dieser neuen Grundlage auszugehen hat; in der That sind auch die einschlägigen Abschnitte in dem Buche von Neumann - Partsch vollständig darauf gegründet.[2]) Leider konnte, da Zeit und Mittel beschränkt waren, die Aufnahme in manchen Teilen, so z. B. im westlichen Mittelgriechenland, nur ziemlich flüchtig gemacht werden, so dafs für künftige Forscher manches zu ergänzen und wohl auch zu berichtigen bleibt (vgl. u. S. 375); ebenso mufste auch der politischen Verhältnisse halber[3]) die Ausdehnung der Arbeiten auf Epirus und Albanien unterbleiben. Von den graphischen Beilagen sind hervorzuheben die »Geologische Übersichtskarte des festländischen Griechenlands und der Insel Euböa« in 1 : 400000, ferner die »Geologische Übersichtskarte der nordwestlichen Küstenländer des ägäischen Meeres« in 1 : 500000 (das östliche Thessalien und die Halbinsel Chalkidike umfassend), die geologische Karte der Insel Kos sowie die kleine und skizzenhafte, aber für das Studium des Gebirgsbaues lehrreiche »Tektonische Übersichtskarte eines Teiles der Küstenländer des ägäischen Meeres« in 1 : 1850000, welche sich über das ganze in dem Sammelbande behandelte Gebiet erstreckt.

Ein lebhafter Streit hat sich um die bereits von Sauvage aufgestellte und von den österreichischen Geologen neuerdings aufgenommene und weiter begründete Meinung betreffend das Alter und die Entstehung der krystallinischen Schiefer und ihrer Marmorlager in Attika, Süd-Euböa und Ost-Thessalien entsponnen, und bis heute ist derselbe noch nicht geschlichtet Obwohl die Frage für die Auffassung des Gebirgsbaues von grofser Wichtigkeit und deshalb auch in geographischer Hinsicht von Belang ist, würde sie uns doch zu sehr in die geologische Fachlitteratur einführen und mag es daher genügen, die Fundstellen für letztere zu verzeichnen.[4])

---

[1]) Karl Gustav Fiedler, Reise durch alle Teile des Königreiches Griechenland Zwei Bände. Leipzig. 1840/41. Die dem Werke beigegebene geologische Übersichtskarte ist bis heute noch die einzige, welche das ganze Königreich umfafst, hat aber selbstverständlich nur mehr historischen Wert. Wo der Verfasser das historisch-antiquarische Gebiet berührt, gibt er sich bedenkliche Blöfsen; vgl. Bursian, Gesch. der Philol. S. 1127 A. 1.

[2]) Vgl. besonders S. 153.

[3]) Die Ausführung der Untersuchungen fällt in die Jahre 1874–76. Vgl über die Geschichte derselben den Bericht von M. Neumayr im Vorwort.

[4]) Neumann-Partsch S. 210 A. 1; Geogr. Jahrb. IX 507; XI 349.

Auch eine bedeutende Arbeit von

Th. Fuchs, Studien über die jüngeren Tertiärbildungen Griechenlands. Denkschr. d. k. Akad. d. Wiss. in Wien. Math.-naturw. Kl. Bd. XXXVII (1877). 42 S. 5 T.,[1])

welche sich über den Isthmos und das östliche Mittelgriechenland (einschliefslich Euböa) erstreckt, kann hier nur erwähnt werden. Das Gleiche gilt von den Untersuchungen von

F. Becke, Gesteine von Griechenland. Sitzungsber. d. k. Ak. d. Wissensch. z. Wien. Math.-naturw. Kl. Bd. 78 (1878) S. 417—30; Tschermaks mineralogische und petographische Mitteilungen N. F. I (1878) S. 459 - 64, 469 - 93; II (1879) S. 17—77,

die sich mit den Serpentinen, den Eruptivgesteinen und krystallinischen Schiefern von Nord- und Mittelgriechenland beschäftigen.

Nur dem Titel nach bekannt ist mir

Schön, Mitteilungen in topographisch-geologischer Beziehung über eine Reise längs der Küsten Griechenlands und durch die europäische Türkei. Brünn. 1873.

Kurze Mitteilungen über verschiedene Teile Griechenlands gibt

Gorceix, Note sur l'île de Cos et sur quelques bassins tertiaires de l'Eubée, de la Thessalie et de la Macédoine. Bull. de la Soc. géol. de France III. S. Vol. II (1873/74) S. 398 - 402.

Durch die Forschungen der österreichischen Geologen war hauptsächlich das nördliche Griechenland und das Gebiet des ägäischen Meeres erschlossen wurden. In Bezug auf den Peloponnes stand man jedoch bis vor Kurzem im Wesentlichen noch auf dem Standpunkt Fiedlers und der Expédition de Morée. Es ist daher in hohem Grade erfreulich, dafs ein jüngerer deutscher Geologe, Alfred Philippson, ein Schüler v. Richthofens, mit Unterstützung der Karl Ritter-Stiftung in Berlin sich in den letzten Jahren dieses lange vernachlässigten Gebietes angenommen hat. Was von seinen Forschungen in Druck vorliegt, sind zumeist erst vorläufige Berichte, denen hoffentlich später eine gröfsere abschliefsende Arbeit sammt einer so dringend benötigten geologischen Karte des Peloponnes folgen wird. Die hierher gehörigen Arbeiten von Philippson sind:

Bericht über eine Rekognoszierungsreise im Peloponnes. Verhandl. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin 1887 S. 409—27.

Die Reise, welche der Verf. im September d. J. zur Orientierung für seine späteren Forschungen unternahm, erstreckte sich auf den nord-

---

1) Eine vorläufige Mitteilung der Forschungsergebnisse unter gleichem Titel erschien in den Sitzungsber. ders. Kl. Bd. 73 (1876) S. 75 - 88.

östlichen Teil der Halbinsel (Argolis, das arkadische Hochland und das Hochgebirge von Achaia). Der Bericht behandelt im Überblick die »stratigraphische Geologie«, den »Gebirgsbau« und die »Oberflächenformen« und gibt eine gedrängte »Reiseskizze«, in welcher die längs der Route gemachten topographischen und geologischen Beobachtungen, wie auch beachtenswerte Bemerkungen über Ansiedelungsverhältnisse (vgl. unten) niedergelegt sind. Etwas befremdlich sind mir die Ausstellungen, welche der Verf. gegen die *Carte de la Grèce* erhebt, welche wenigstens in bezug auf die Terraindarstellung in diesem Teile Griechenlands sonst als durchaus zuverlässig galt; man vgl. z. B. S. 425 die Bemerkung über den Chelmos (Aroania).

2. Bericht über eine Rekognoszierungsreise im Peloponnes. A. a. O. S. 456—63.

Behandelt die messenische Halbinsel, deren Untersuchung (Okt.) jedoch in Folge anhaltender Regengüsse abgebrochen werden mufste. Hervorzuheben ist die Erörterung über die Entstehung der Bucht von Navarin (Pylos) und die auf der Fahrt gemachten Beobachtungen über die kleine Insel Belopulo (Kaimeni), östl. von der lakonischen Halbinsel, welche bisher irrtümlich für vulkanisch gehalten wurde; vgl. Bursian II 349f., 502 A. 1; Neumann-Partsch S. 306.

3. Bericht über seine Reisen im Peloponnes. Der Isthmos von Korinth. A. a. O. 1888 S. 201—7.

Seine Studien über den Isthmos hat Philippson inzwischen zu einer besonderen Monographie[1]) verarbeitet, welche bei der Berichterstattung über die einzelnen Landschaften zur Besprechung kommen wird.

4. Bericht über seine Reisen im Peloponnes. A. a. O S. 314—21.

Vollendet die Schilderung der messenischen Halbinsel und gibt einige Mitteilungen zur Klimatologie des westlichen Griechenland.

5. Bericht über seine Reisen im Peloponnes. Das arkadische Hochland und seine nördlichen Randgebirge. A. a. O. S. 321—33.

Enthält eine Skizze der Ergebnisse einer dreimonatlichen Reise, durch welche unsere Kenntnis des verwickelten Gebirgsbaues von Achaia und Nordarkadien bereits wesentlich gefördert wird; aufserdem werden einige meteorologische Beobachtungen mitgeteilt.

Bericht über seine Reise im Peloponnes im Frühjahr und Sommer 1889. A. a. O. 1889 S. 328—45.

Vorläufige Ergebnisse der letzten Reise Philippsons, welche seine Durchforschung der Halbinsel zum Abschlufs brachte; neben bereits

[1]) In der Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1890.

früher besuchten Gebieten im Norden, wurden auch die Maina und das so wenig bekannte Hochland des Parnon in die Untersuchung einbezogen.

In der Abhandlung

Über die Altersfolge der Sedimentformationen in Griechenland. Ztschr. d. deutsch. geol. Ges. 1890 S. 150–59

hat Philippson seine Untersuchungen auch auf Nordgriechenland ausgedehnt, wo er in der Altersbestimmung der »oberen Kalke« von Aetolien und Akarnanien zu einem von Neumayrs Darstellung wesentlich abweichenden Ergebnisse gelangt ist, dessen nähere Erörterung indessen nicht hierher gehört. Vgl. Nachtrag.

Wenn durch die im Vorigen angeführten Arbeiten, insbesondere diejenigen der Österreicher und Philippsons unsere Kenntnis des inneren Gebirgsbaues von Griechenland völlig umgestaltet, ja zum Teil erst neu geschaffen wird, so sind daneben die Ergebnisse derselben für das äussere Relief keineswegs zu unterschätzen, obgleich das morphologische Studium des Landes durch die *Carte de la Grèce* von vornherein auf weit sicherer Grundlage ruhte als das tektonische. Hierher gehören in erster Linie die zahlreichen Höhenmessungen, welche sowohl von Heger (s. o. S. 371 N. 2) als auch von Philippson unternommen worden sind. Ersterem verdanken wir die Berechnung von 224 Höhen im östlichen Mittelgriechenland. Soweit dieselben mit solchen Punkten zusammenfallen, deren Höhenlage bereits auf der Carte de la Grèce eingetragen ist, zeigen sie, abgesehen vom Gipfel des Parnafs (s. u. S. 376), meist keine beträchtlichen Abweichungen. Die Ergebnisse von Philippsons Messungen im Peloponnes liegen in folgender Veröffentlichung vor:

A. Philippsons barometrische Höhenmessungen im Peloponnes. Von Andreas Galle. Ztschr. d. Gesellsch. f. Erdk. XXIV (1889) S. 331–46.

Die Beobachtungen wurden mit zwei (auf der ersten Reise mit einem) Aneroidbarometer angestellt, deren Korrektion nicht ganz mit der wünschenswerten Sicherheit bestimmt werden konnte. Man wird daher trotz der auf die Berechnung verwendeten Sorgfalt die Ziffern nur mit demjenigen Vorbehalt annehmen dürfen, welcher Aneroidbeobachtungen gegenüber unter allen Umständen geboten ist.[1] Die Höhenzahlen der *Carte de la Grèce* werden als vielfach unzuverlässig bezeichnet (S. 332, vgl. o. S. 374), mit Ausnahme der trigonometrischen Fixpunkte, von welchen auch Philippson ausgeht. Jedenfalls wird die Zahl

[1]) Heger benützte ein Heberbarometer, weshalb seinen Messungen ein gröfseres Mafs von Sicherheit zukommt.

gemessener Höhen im Peloponnes durch obige Zusammenstellung ganz beträchtlich vermehrt und gewinnt dadurch auch das Terrainbild der Halbinsel an Schärfe und Vollständigkeit. Da es indessen nicht immer leicht ist, die gemessenen Punkte auf unseren bisherigen Karten genau nachzuweisen, erscheint eine baldige Veröffentlichung der zu erwartenden geologisch-topographischen Karte des Peloponnes dringend erwünscht.

Einige wichtige hypsometrische Beiträge liefert der Aufsatz des bekannten Alpensteigers

F. F. Tuckett, Mountain Excursions in Greece. Alpine Journal IX (1880) S. 157—61,

worin der Verfasser leider nur sehr kurz über mehrere im Jahre 1878 in Gemeinschaft mit F. E. Blackstone unternommene Bergfahrten in Griechenland berichtet. Mit zwei Kochthermometern und einem guten Aneroid ausgerüstet nahm der Verf. Höhenmessungen vor, welche mehrfach von der französischen Karte beträchtlich abweichende Ziffern ergaben. Auch über die griechische Gebirgsflora werden einige Beobachtungen mitgeteilt. Am 10. Mai bestiegen die Reisenden die Dirphys (j. Delph), deren Höhe sie zu 5773 bezw. 5845 feet (gegen 1745 m = 5725 feet der französischen Karte) berechneten; am 16. Mai den Parnassos, bei welchem die Differenz der neuberechneten Ziffer (8259 feet = 2517.4 m) von der französischen Karte (2459 m = 8068 feet) auffallend grofs ist, aber, wie es scheint, durch Hegers Berechnung (a. a. O. S. 76) zu 2522 m bestätigt wird.[1]) Minderes Vertrauen dürfte die Messung der Kyllene (Ziria) mit 8025 feet = 2446 m (gegen 2374 m = 7789 feet der französischen Karte) beanspruchen, da der Gipfel derselben zu den trigonometrischen Fixpunkten der Aufnahme des Peloponnes gehört.

Als Anhang zur geologisch-orographischen Litteratur mag hier auch auf die Nachrichten über Erdbeben hingewiesen werden, wobei jedoch von vornherein nur einige wichtigere Arbeiten wissenschaftlichen Charakters berücksichtigt werden können, wogegen eine Zusammenstellung der zahlreichen einschlägigen Artikel in Tagesblättern u. s. w., die nur zu häufig auch für das wissenschaftliche Studium als einzige Quelle dienen müssen, hier weder erreichbar noch angemessen ist. Der erste Rang unter den hierher gehörigen Arbeiten gebührt ohne Zweifel dem Buche von

J. F. Julius Schmidt, Studien über Erdbeben. Leipzig 1875. Carl Scholtze. (XVI) 324 S. 6 T.[2])

Der berühmte Astronom und Geophysiker († 1884), welcher in seiner Stellung als Direktor der Sternwarte zu Athen sich um die phy-

[1]) Vgl. Neumann-Partsch S. 167 A. 1.

[2]) Die zweite Auflage (Leipzig, Georgi, 1879. X 360 S. M. 15), welche die Beobachtungen noch um einige Jahre weiter fortsetzt, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

sikalische Geographie von Griechenland unvergängliche Verdienste erworben hat, gibt hier nach einigen allgemeinen Untersuchungen über die Natur der Erdbeben (S. 1—34) 23 Einzelbeschreibungen orientalischer (meist griechischer) Erdbeben zwischen 1837 und 1873 (S. 35—136), ferner zahlreiche Zusätze zu den (auch das Altertum umfassenden) Erdbebenkatalogen von Perrey und Mallet[1]) (S. 137—79), sowie ein vollständiges Verzeichnis der Erdbeben im Oriente von 1859—73 (mit jeweiliger Quellenangabe, S. 180—324). Unter den beigefügten Tafeln verdient die bildliche und kartographische Darstellung der Küstenebene von Achaia (bei Aigion) nach ihrer Verwüstung durch das Erdbeben von 1861 hervorgehoben zu werden, da sie die Stätte einer der bekanntesten Katastrophen des Altertums, des Unterganges von Helike (373 v. Chr.), veranschaulicht.

Von neueren Monographien griechischer Erdbeben sind mir aus der von mir berücksichtigten Literatur bekannt (vgl. Nachtrag):

Bernh. Ornstein, Die jüngste westpeloponnesische Erdbebenkatastrophe. Ausland 1887 S. 221—24, 248—54.

Betrifft das Erdbeben vom 27./28. August 1886, welches einen grofsen Teil von Morea erschütterte. Verf. vergleicht mit demselben eine Reihe anderer seismischer Erscheinungen aus der vorhergehenden und nachfolgenden Zeit; seine daran geknüpften theoretischen Betrachtungen sind indessen vom heutigen Standpunkt der Geophysik nicht als einwurfsfrei zu bezeichnen.

A. Philippson, Über die jüngsten Erdbeben in Griechenland. Petermanns Mitteilungen 1889 S. 251f.

Die jüngsten Beobachtungen bestätigen, dafs die bedeutendste Schütterzone durch die Bruchlinie des Golfs von Korinth gebildet wird, längs welcher die Epizentren der Beben vom Golf von Patras bis zum saronischen Meerbusen hin- und herwandern.

Derselbe, Das Erdbeben in Griechenland am 25. August 1889. A. a. O. S. 290f.

Das hier besprochene Erdbeben betrifft hauptsächlich das nördliche Achaia und südliche Aetolien.

Eine Zusammenstellung der Erdbeben in Griechenland und der Türkei im Jahre 1889 gibt Konst. Mitzopulos in Petermanns Mitteilungen 1890 S. 56f.

An die geologisch-orographische Literatur schliefse ich einige Arbeiten zur Hydrographie von Griechenland, welche naturgemäfs am

[1]) Vgl. Neumann-Partsch S. 319 A. 2.

meisten nach der nautischen Seite hin gepflegt worden ist. Das Hauptwerk in dieser Hinsicht ist das vom hydrographischen Amt der englischen Admiralität herausgegebene Handbuch

The Mediterranean Pilot. Published by Order of the Lords Commissioners of the Admiralty. London, J. D. Potter.

Vol. II. Comprising Coast of France, and of Italy to the Adriatic; African Coast from Serbah to El Arish; Coasts of Caramania and Syria. Together with the Tusean Archipelago, and Islands of Corsica and Cyprus. Second Edition. 1885. X 384 S. 5 sh.

Vol. III. Comprising the Adriatic Sea, Jonian Islands, the Coasts of Albania and Greece to Cape Malea, with Cerigo Island. Including the Gulfs of Patras and Corinth. 1880. XII 392 S. 3 sh 6 d.

Vol. IV. Comprising the Archipelago with the Adjacent Coasts of Greece and Turkey; including also the Island of Candia or Crete. 1882. X 348 S. 3 sh. 6 d.

Es mag nicht überflüssig sein, Freunde der alten Kulturländer auf diese wichtige Veröffentlichung hinzuweisen, welche zwar an unseren Bibliotheken noch wenig verbreitet, durch ihren billigen Preis aber auch Privaten leicht zugänglich ist. Der *Pilot* enthält die ausführlichste und genaueste Beschreibung der griechischen Küsten und erhebt sich bei kleineren Inseln geradezu zu einer geographischen Einzelschilderung. Hierdurch so wie durch die Angaben über die Beschaffenheit des Meeresbodens, über Meeresströmungen und Windrichtungen, über die Küstenplätze und ihren Seeverkehr wird der *Pilot* zu einem geographischen Quellenwerk ersten Ranges. Auch für die archäologische Topographie finden sich manche brauchbare Nachrichten über Ruinenstätten an den Küsten, bei deren Beschreibung sich allerdings mitunter der dilettantische Standpunkt der Verfasser in antiquarischen Dingen geltend macht.

Unzugänglich ist mir

A François, Mer Méditerranée. Instructions nautiques sur les îles Joniennes, les côtes de la Grèce etc. Paris. 1886. Challamel. 582 S Fr. 13,

ebenso das vom griechischen Marineministerium herausgegebene Verzeichnis der

Φάροι, φανοὶ καὶ σημαντῆρες τῶν ἑλληνικῶν παραλίων κατὰ τὴν ἀρχὴν τοῦ ἔτους 1882. Athen. 1882. 4. 15 S.

Dazu mehrere Nachträge, welche Miliarakis No. 79 verzeichnet hat.

Mit einer schon im Altertum vielumstrittenenen Frage beschäftigen sich folgende Abhandlungen:

Forel, Le problème de l'Euripe. Comptes-Rendus de l'Ac. d. Sc. 1879 Bd. 89, 2 S. 859 61.[1])

Περὶ τῆς παλιρροίας τοῦ Εὐρίπου ὑπὸ Ἀνδρέου Ἀντ. Μιαούλη. Ἐν Ἀθήναις 1882. 29 S., 12 Taf., 1 Karte.

O. Krümmel, Zum Problem des Euripus. Petermanns Mitteilungen 1888 S. 334–38, T. 20.

Die erste wissenschaftlich befriedigende Erklärung der aufsergewöhnlichen Fluterscheinungen im Euripus, deren bei zahlreichen Schriftstellern des Altertums gedacht wird,[2]) hat Forel geliefert, welcher die in den Schweizerseen längst bekannte, von ihm aber zum Gegenstand besonderen Studiums gemachte Erscheinung der »stehenden Wellen« oder *seiches* (am Bodensee »Grundwellen«)[3]) zur Erklärung heranzieht. Forel führt die Strömungen zur Zeit der Syzygien auf die Springfluten des südlichen, die häufiger umspringenden Strömungen zur Zeit der Quadraturen auf die *seiches* des fast wie ein Binnensee abgeschlossenen nördlichen Teiles des euböischen Meeres (des Kanales von Talanti) zurück.[4]) Doch war der berühmte Schweizer Hydrograph für seinen Erklärungsversuch im Wesentlichen noch auf das Beobachtungsmaterial angewiesen, welches der Jesuit J. P. Babin im 17. Jahrhundert auf Grund eines zweijährigen Aufenthaltes in Chalkis geliefert hatte;[5]) neuere Reisende, die sich meist nur ganz kurz an Ort und Stelle aufhielten, haben demselben wenig hinzuzufügen vermocht. Eine wesentliche Vermehrung dieses Materials verdanken wir nun dem Verfasser der oben an zweiter Stelle genannten Schrift, einem griechischen Seeoffizier (*ὑποπλοίαρχος*), welcher schon im Jahre 1866 unter Leitung des um die Kartographie der Mittelmeerküsten hochverdienten englischen Hydrographen Admiral A. Mansell seine Beobachtungen begonnen und später mehrere Jahre hindurch fortgesetzt hat. Miaulis, dessen Abhandlung mir nur aus dem Aufsatz von Krümmel sowie aus des Letzteren Handbuch[6]) bekannt ist, zieht aus seinem Materiale Schlufsfolgerungen, welche von denjenigen Forels zum Teil nicht unerheblich abweichen. Dieser Auffassung,

---

[1]) Der Aufsatz von H. de Parville, Le problème d'Euripe. Bull. de la Soc. belge de géogr. 1880 S. 202–5 wiederholt lediglich die Abhandlung von Forel.

[2]) S. die Nachweise bei Forbiger I 588. Dazu H. N. Ulrichs, Reisen u. Forsch. in Griechenl. II 219ff.

[3]) Vgl. hierüber im Allgemeinen S. Günther, Geophysik II 373–76 und die dort angeführte Literatur, sowie G. v. Boguslawski und O. v. Krümmel, Handbuch der Ozeanographie II 143–53.

[4]) S. die Darlegung bei Neumann-Partsch S. 150f.

[5]) Bei Spon u. Wheler, Vogage d'Italie etc. (Lyon 1678) II 328 44.

[6]) A. a. O. S. 144ff.

die nicht ohne nationale Voreingenommenheit auch von Miaulis' Landsmann Kordellas verteidigt wird,[1]) tritt nun Krümmel in dem angeführten Aufsatze entgegen, indem er nachweist, dafs Forels Annahme einer Störung der Gezeiten des südlichen euböischen Meeres durch die *seiches* des Kanals von Talanti (zur Zeit der Quadraturen) auch auf Grund des erweiterten Beobachtungsmaterials noch richtig erscheint und nur dahin ergänzt werden mufs, dafs die Störung unter gewissen Windverhältnissen auch auf die Springfluten (zur Zeit der Syzygien) sich geltend machen kann. Über die Entstehung der *seiches* im Euripos bemerkt Krümmel (S. 337 b) folgendes: »Die Ursache dieser Wellen dürfte im Wesentlichen eine meteorologische sein. Die hier herrschenden Nord- und Nordostwinde nehmen sehr oft einen stürmischen Charakter an, und namentlich in Lee des hohen und schroffen Kandiligebirges, wie im Süden der Höhen, welche östlich vom alten Eretria die Insel Euböa gegen den Euripos hin begrenzen, sind die dann auftretenden Fallwinde (*καταιγίδες*) heute wie einst im Altertum von den Küstenfahrern sehr gefürchtet«.[2]) Ich habe diese Stelle absichtlich im Wortlaut hierher gesetzt, weil sie besonders lehrreich ist im Vergleich mit einer von Livius gegebenen Erklärung des Euriposproblems, die von den neueren Forschern, wie mir scheint, nicht gehörig gewürdigt worden ist. Die Stelle lautet (XXVIII 6, 9 s.): *Ex patenti utrimque coactum in angustias mare speciem intuenti primo gemini portus in ora duo versi praebuerit; sed haud facile alia infestior classi statio est: nam et venti ab utriusque terrae praealtis montibus subiti ac procellosi se deiciunt, et fretum ipsum Euripi non septiens die, sicut fama fert, temporibus statis reciprocat, sed temere in modum venti nunc huc nunc illuc verso mari velut monte praecipiti devolutus torrens rapitur.* Hier wird also unter Zurückweisung der irrigen Annahme eines ganz regelmäfsigen Wechsels der Strömung bereits auf die Wirkung hingewiesen, welche den plötzlichen Störungen des atmosphärischen Gleichgewichtes für die Entstehung *seiches*-artiger Bewegungen in abgeschlossenen Wasserbecken zukommt, ein ursächlicher Zusammenhang, der seitdem erst durch Forel wieder erkannt worden ist. Es versteht sich von selbst, dafs diese feinsinnige Bemerkung nicht geistiges Eigentum des Livius ist, sondern von ihm lediglich aus seiner Vorlage herübergenommen wurde, als welche wir hier mit Sicherheit Polybios bezeichnen dürfen, den einzigen Quellenschriftsteller des Livius, der für geographische Fragen überhaupt ein Verständnis hatte. Wenn Polybios mit seiner Erklärung, die den regelmäfsigen Flutwechsel gänzlich abweist, etwas über das Ziel hinausschofs, so thut diefs seinem Verdienste keinen Eintrag, zur Lösung des Euriposproblems wie der Frage der *seiches* überhaupt zuerst den richtigen Weg betreten zu haben. Übri-

1) Berg- u. hüttenmänn. Zeitung 1883 S. 34.

2) Vgl. Neumann-Partsch S. 105 f.

gens kann auch heute, wie Krümmel a. E. ausdrücklich bemerkt, die Erklärung dieser Erscheinung noch keineswegs für abgeschlossen gelten, und bleibt für weitere Beobachtungen noch ein dankbares Feld.

Zum Schluſs will ich noch beifügen, daſs Krümmels Aufsatz von einer auf die Aufnahmen der englischen Admiralität basierten Tiefenkarte des euböischen Meeres in 1 : 314000 nebst einem Spezialkärtchen des eigentlichen Euripos in 1 : 72000 begleitet ist, auf welchen durch Anwendung einer blauen Farbenabstufung die Tiefenverhältnisse noch deutlicher und lehrreicher zum Ausdruck kommen als im englischen Original.

Ausschlieſslich historisch-geographischen Charakters ist

Μελέτη περὶ τῆς θέσεως τοῦ Ἰονίου πελάγους ἐν τῇ ἀρχαίᾳ καὶ νέᾳ γεωγραφίᾳ ὑπὸ Ἀντωνίου Μηλιαράκη. Ἐν Ἀθήναις. Βιβλιοπωλεῖον Ἑστίας. 1888. 88 S.

Daſs die Bezeichnung »Ionisches Meer« im früheren Altertum nicht im heutigen Sinne gebraucht wurde, ist schon öfter bemerkt worden, indem eine Anzahl Stellen aus älteren griechischen Schriftstellern darüber keinen Zweifel zuläſst. Indessen war es niemals versucht worden, die Anwendung des Ausdruckes in der Literatur und die Wandlungen seiner Bedeutung erschöpfend darzulegen.[1]) Diese Aufgabe hat sich Miliarakis in obiger Schrift gestellt, welche in gründlicher, wenn auch etwas weitschweifiger Weise die Stellen der Alten, in welchen vom »Ionischen Meer« die Rede ist, chronologisch ordnet und prüfend vergleicht. Das Ergebnis der Untersuchung ist im Wesentlichen Folgendes: Der Name haftet ursprünglich speziell an dem Meeresteil, wo Italien sich am meisten der Balkanhalbinsel nähert, also zwischen dem alten Kalabrien einerseits und der epirotischen Küste von den akrokeraunischen Bergen bis Epidamnos andrerseits. Daneben dehnte man jedoch frühzeitig den Ausdruck »ionisch« auf das ganze adriatische Meer aus. Letzterer Name war damals nur für den innersten Winkel dieses Meeresteiles in Gebrauch, erfuhr aber schon seit dem vierten Jahrh. v. Chr. eine erweiterte Anwendung, so daſs als das »Ionische Meer« vorzugsweise die Straſse von Otranto und der daran stoſsende südliche Teil des jetzt sogenannten adriatischen Meeres galt. Das »Ionische Meer« im heutigen Sinne hieſs bei den Griechen »Sikelisches Meer«.[2])

Anders bei den Römern. Die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung des Namens — eine Frage, welcher übrigens auch Milia-

---

[1]) Die beste Erörterung hierüber in der früheren Literatur finde ich in Will. Smith's Dictionary of Greek u. Roman Geography II 61f. (von E. H. B[unbury]).

[2]) Der Unterschied beider Ausdrücke erhellt u. A. besonders aus der Rede des Nikias bei Thuc. VI 13.

rakis nicht genügend scharf zu Leibe geht[1]) — war für sie längst entschwunden, das »Ionische Meer« war ihnen dasjenige, an dessen Gestaden Griechen (Ionier) wohnten, woraus sich von selbst, unter gleichzeitiger Ausdehnung des Begriffes bis zur Str. v. Otranto, eine Verschiebung nach Süden ergab. Dieser Wechsel des Gebrauches hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts v. Chr. vollzogen, kam aber nur in der römischen Literatur zur allgemeinen Geltung. Die griechischen Schriftsteller hielten, mit wenigen Ausnahmen, nach wie vor an der richtigen Überlieferung fest, ja suchten sogar, unter bewufster Anlehnung an ältere Vorbilder, den Namen wieder über das ganze adriatische Meer auszudehnen. Erst seit dem zweiten Jahrh. n. Chr. kommt die Bezeichnung »sikelisches Meer« aufser Gebrauch und wird dafür auch bei griechischen Schriftstellern vom »ionischen Meer« gesprochen, während andere dasselbe noch unter dem »adriatischen Meer« mit inbegriffen.

Von Interesse ist es zu sehen, dafs auch die byzantischen Schriftsteller, welche der Verf. erfreulicher Weise ebenfalls berücksichtigt hat, und zwar bis in die letzten Zeiten des Reiches herab, sich der Bezeichnung »ionisches Meer« im Sinne der ältesten Schriftsteller, also auch für das adriatische Meer, bedienen, was von Miliarakis mit Recht als ein gesuchter Archaismus hingestellt wird; denn aus der Umgangs- und Schiffersprache war der Ausdruck längst verschwunden. Derselbe wurde erst durch neuere, vorzugsweise italienische Geographen (seit Bondelmonte) wieder künstlich zum Leben erweckt und zwar, da diese Schriftsteller meist nur die römische Literatur berücksichtigten, im römischen Sinne, also gleichbedeutend mit dem »sikelischen Meere« der alten Griechen. Der Name »ionische Inseln« vollends scheint nicht vor dem Ende des 18. Jahrhunderts nachweisbar zu sein.

Einige Beobachtungen zur Hydrographie von Griechenland hat Referent niedergelegt in der kleinen Abhandlung

Zur Geographie von Griechenland. Von Eugen Oberhummer. Jahresber. d. Geogr. Ges. z. München für 1885 (10. Heft) S. 115—25.

Dieselben betreffen den trichonischen See in Aetolien, in welchem eine Anzahl Lothungen gemacht wurden, die Entstehungsgeschichte der aetolischen Binnenebene, das Thal Limnaea in Akarnanien[2]), die sogenannten Cisternen bei Oiniadai, den See von Aetoliko, dessen Bildung von derjenigen der anstofsenden Lagune von Missolunghi wesentlich verschieden zu sein scheint, den See von Jannina und seinen unter-

---

[1]) Vgl. S. 17 f. Unter den Neueren hat sich für den Zusammenhang mit den Ioniern besonders E. Curtius ausgesprochen (Griech. Gesch. I[5] 59, 639).

[2]) Die von mir vorgefundene Ausdehnung des Sees der Limnaea ist auf der meinem Buche »Akarnanien« u. s. w. beigegebenen Karte zum Ausdruck gekommen.

irdischen Abflufs, endlich des Itinerar von Arta nach Jannina und die Seehöhe von Thales von Dodona, welche zu annähernd 142 m höher als diejenige von Jannina (s. o. S. 365) berechnet wurde. Die Ergebnisse der Lothungen im See von Jannina stimmen, wie ich nachträglich sah, im Wesentlichen überein mit den von Guido Cora im Jahre 1874 gefundenen Ziffern (mittlere und gröfste Tiefe 5 bezw. 9½ m).[1])

Das einzige selbständig erschienene Werk, welches sich mit dem Klima Griechenlands beschäftigt, ist

Griechische Jahreszeiten. Unter Mitwirkung Sachkundiger, herausgegeben von August Mommsen Fünf Hefte. Schleswig, Julius Bergas. 1873—77. 598 S. M. 18.30.

1. H. Neugriechische Bauernregeln, geordnet nach Monaten alten Stils. Vom Herausgeber. 1873. S. 1—96.

2. H. Das Klima von Athen. Von L. Matthiessen. 1873. S. 97—154.

3. H. Zeiten des Gehens und Kommens und des Brütens der Vögel in Griechenland und Ionien. Katalog von Krüper, mit Citaten und Zusätzen von Hartlaub — Kalender vom Herausgeber. — Literatur von Hartlaub. 1875 S. 155—330.

4. H. Klima von Korfu, Jannina und Smyrna. Von F. Bösser. 1876. S. 331—470.

5. H. Pflanzen der attischen Ebene. Von Th. v. Heldreich. 1877. S. 471—597.

Das eigenartige Interesse dieser Publikation und ihre hohe Bedeutung für die physikalische Geographie Griechenlands erhellt zur Genüge aus obiger Inhaltsangabe. Ich kann deshalb um so mehr darauf verzichten, auf die einzelnen Hefte näher einzugehen als die Hauptergebnisse, insbesondere in meteorologischer Hinsicht, bereits bei Neumann-Partsch verarbeitet sind.

Das Gleiche gilt von

J. Partsch, Beiträge zur Klimatologie der griechischen Halbinsel. Ztschr. d. österr. Ges. f. Meteor. Bd. XIX (1884) S. 223—28: I. Das Klima von Korfu. — S. 473—81: II. Das Klima von Athen.

Die zweite der beiden wertvollen Abhandlungen enthält in der Hauptsache eine Würdigung der Verdienste von J. F. Jul. Schmidt, des 1884 verstorbenen langjährigen Leiters der Sternwarte zu Athen.

Aus den letzten Jahren sind die gelegentlichen meteorologischen Beobachtungen anzuführen, welche A. Philippson seinen Reiseberich-

---

[1]) Cenni generali intorno ad un viaggio nella Bassa Albania ed a Tripoli di Barberia (Torino 1875, 4⁰) S. 8; vgl Petermanns Mitteilungen 1876 S. 38 und Markham's Geographical Magazine II (1875) S. 356.

ten eingefügt hat (o. S. 374), sowie eine interessante kleine Studie desselben Verfassers

Über den Schnee in Griechenland. Meteor. Ztschr. 1889 S. 59—61, 390 f.

Dieselbe gibt eine Zusammenstellung der von ihm gemachten Beobachtungen über Schneefälle und die Schneedecke im Gebirge. Die untere Grenze der dauernden Schneedecke im Winter liegt bei etwa 1500 m. Gegen Ende des Sommers sind alle Gebirge des Peloponnes schneefrei. Vgl. o. S. 365 meine Bemerkung über den Parnafs und den Nachtrag.

Die in religiösen Vorstellungen, in Mythos und Aberglauben sowie zahlreichen Redewendungen sich wiederspiegelnde volkstümliche Auffassung von Naturerscheinungen (Blitz, Donner, St. Elmsfeuer, Regen, Regenbogen, Winde, Stürme u. s. w.) ist der Gegenstand einer von vielseitiger Belesenheit zeugenden Abhandlung von

N. Γ. Πολίτης, Δημώδεις μετεωρολογικοὶ μῦθοι. Ἀθήνησι. 1880. 52 S. S.-A. a. *Παρνασσός* 1880 S. 585—608, 665—78, 762—73.

Unter den auf die Flora Griechenlands bezüglichen Arbeiten ist, wie übrigens auch bei der geognostischen Literatur, zwischen solchen rein wissenschaftlicher (botanischer) Richtung und solchen von mehr praktischem Interesse zu unterscheiden, welche sich mit den Fragen der Landwirtschaft u. s. w. beschäftigen. Unter den ersteren wäre in erster Linie Boissiers grundlegendes Werk[1]) zu nennen; da dasselbe indessen nach streng systematischer Anordnung verfährt, also keinen Überblick über die in einem abgegrenzten Gebiete, wie Griechenland, vorkommenden Pflanzen gewährt, kommt es hier nicht weiter in Betracht.

Von floristischen Einzelarbeiten ist mir bekannt

C. G. Spreitzenhofer, Beitrag zur Flora der ionischen Inseln Korfu, Cephalonia und Ithaka. Verhandl. d. k. k. zool.-botan. Ges. in Wien XXVII (1877) 711—34.

Den Nachlafs desselben Sammlers bearbeitete

Fr. Ostermeyer, Beitrag zur Flora der ionischen Inseln Korfu, St. Maura, Zante und Cerigo. A. a. O. XXXVII (1887) 651—72.

Eine von Spreitzenhofer gesammelte Rosenart, welche in der Gegend von Amaxichi auf Leukas vorkommt, wurde als besondere Spezies (Rosa Leucadia) von Heinrich Braun beschrieben.[2]) Andere, von

[1]) Flora orientalis sive enumeratio plantarum in oriente a Graecia et Aegypto ad Indiae fines hucusque observatarum. Fünf Bände. Basel. 1867—84.

[2]) Beiträge zur Kenntnis der Arten und Formen der Gattung Rosa. A. a. O. XXXV (1885) S. 126—28.

Spreitzenhofer auf Corfu und Cerigo gesammelte Arten beschrieb Th. v. Heldreich.[1])

Letzterer Forscher, einer der gründlichsten Kenner der Flora Griechenlands, behandelte die Vegetationsverhältnisse Attikas sowohl in der oben S. 383 angeführten Schrift als auch in der kürzeren Abhandlung

L'Attique au point de vue des caractères de sa végétation. Compte-Rendu sténogr. du Congrès internat. de Botanique et d'Horticulture. Paris. 1880 (Extrait). 16 S.

Bruchstück blieb bis jetzt sein

Catalogus systematicus herbarii Th. G. Orphanidis etc. Fasc. I. Leguminosae. Florent. 1877. VIII 79 S.

Neben einigen kleinen Artikeln desselben Forschers[2]) nenne ich hier, auch des antiquarischen Interesses halber, seine Abhandlung über die im Altertum sehr volkstümliche Pflanze *νάρθηξ* (Ferula communis L.),[3]) sowie die

Beiträge zur Kenntnis des Vaterlandes und der geographischen Verbreitung der Rofskastanie, des Nussbaums und der Buche. Sitzungsber. d. botan. Ver. d. Provinz Brandenburg XXI (1879) S. 139—53, Nachtr. ebd. XXIV 20,

worin Heldreich die ursprüngliche Verbreitung dieser Bäume in Nordgriechenland (aetol. Bergland, Epirus und Thessalien) nachweist. Seinen Ausführungen schliefst sich an

K. Bolle, Die Rofskastanie, ihr Ursprung und ihre Einbürgerung bei uns. Monatsschr. d. Ver. z. Beförd. d. Gartenbaues u. d. Ges. d. Gartenfreunde Berlins. XXIII (1880) 84 – 92, 139—47 (bes. S. 142 ff.).

Einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Gebirgsflora von Mittelgriechenland liefert

---

1) Zwei neue Pflanzenarten von den ionischen Inseln (Ranunculus Spreitzenhoferi und Muscari Mordoanum) Österr. botan. Ztschr. 1878 S. 50 – 53. — Über Silene Ungeri Fenzel (= S. aetolica Heldr.). Ebd. 27 – 29. — Stachys Spreitzenhoferi. Eine neue Stachysart der griechischen Flora. Ebd. 1880 S. 344 – 46.

2) Pflanzengeographische Notizen über drei neue Arten der europäischen Flora (Sinaria longipes, Anchusa Aegyptiaca und Asphodelus tenuiformis, von der Insel Salamis). A. a. O. 1877 S. 156 f. – Anderes bei den einzelnen Landschaften. Vgl. Nachtrag.

3) Die Ferulastaude. Verhandl. d. botan. Ver. d. Provinz Brandenburg. XXIII 1881 S. XX—XXVII. Ein griechischer Artikel über denselben Gegenstand (*περὶ νάρθηκος*) in *Ἑστία* 1882 N. 334 S. 331 (nach Miliarakis N. 122) ist mir nicht zugänglich.

Eugen v. Halácsy, Beiträge zur Flora der Landschaft Doris, insbesondere des Gebirges Kiona in Griechenland.[1]) Verhandl. d. k. k. zool.-bot. Ges. in Wien XXXVIII (1888) 745—64 T. XXII,

worüber Geogr. Jahrb. XIII 331 zu vgl.

Nur erwähnt seien die kleineren floristischen Mitteilungen von E. Hackel,[2]) J. Freyn[3]) und C. Haufsknecht.[4])

Eine Reihe von Arbeiten liegt über die in volkswirtschaftlicher Hinsicht so wichtigen Waldverhältnisse vor. Es würden hier zunächst die den Philologen vor Allem interessierenden bedeutenden Werke von Karl Koch[5]) und A. Seidensticker[6]) zu nennen sein; doch haben dieselben bereits an anderer Stelle dieses Jahresberichtes eine eingehende Würdigung gefunden.[7])

Unbedeutend im historischen Teil, aber von Interesse für die Kenntnis der waldbildenden Bäume sowie der leider noch wenig entwickelten Forstverwaltung in Griechenland ist der Aufsatz von

Leo Anderlind, Mitteilungen über die Waldverhältnisse Griechenlands. Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung. N. F. LX 1884 S. 175—86.

Eine noch umfassendere Arbeit über dasselbe Thema verdanken wir einem einheimischen Forstbeamten, der in Deutschland (München) seine Studien gemacht hat. Es ist die Inaugural-Dissertation von

Nik. A. Chloros, Waldverhältnisse Griechenlands. München. 1884. 45 S. Vgl. Petermanns Mitteil. 1885 S. 39; Geogr. Jahrb. XII 270.

Die einleitenden Kapitel behandeln die allgemeinen geographischen und geologischen Verhältnisse Griechenlands sowie das Klima (S. 11—21), letzteres auf Grund der amtlichen Beobachtungen an der Sternwarte zu

---

1) Im Widerspruch mit dem Titel führe ich die Abhandlung bereits hier an, da das Kionagebirge (Γκιόνα, Γκιώνας, daher gewöhnlich Giona geschr.) keineswegs auf Doris beschränkt ist, sondern gerade mit seinem mächtigsten Teile nach Lokris und Aetolien, teilweise auch noch zur Oitaia gehört

2) Zwei kritische Gräser der griechischen Flora. (Schismus minutus und Festuca dactyloides). Öst. botan. Ztschr. 1878 S. 189—92.

3) Muscari Weissii (Syra). Ebd. 1878 S. 87f. — Trifolium xanthinum. Botan. Centralblatt I 1880 S. 308—10.

4) Über neue Pflanzenarten der griechischen Flora. Mitteil. d. geogr. Ges. (f. Thüringen) z. Jena 1887 S. 85—88

5) Die Bäume und Sträucher des alten Griechenlands. Stuttgart, Enke. 1879. XX 270 S. Zweite (Titel-)Aufl. Berlin, Jacobsthal. 1884. M. 6.

6) Waldgeschichte des Altertums. Zwei Bände. Frankfurt a. M. 1886. XII 403; IX 460 S. M. 15.

7) O. Keller Bd. 40 S. 393—407; S. Günther Bd. 52 S. 116—19.

Athen, deren Giltigkeit der Verf. jedoch mit allzu grofser Zuversicht auf ganz Griechenland ausdehnt; neben der Darstellung von Neumann-Partsch ist dieser Abschnitt jetzt kaum noch von Wert, abgesehen von den phänologischen Bemerkungen.

Das IV. Kapitel (S. 22 – 38) ist das wichtigste der ganzen Arbeit. Es enthält eine Aufzählung der Holzarten Griechenlands, mit Beifügung der neugriechischen und, so weit möglich, der antiken Bezeichnung, sowie des Standortes, soweit das Verbreitungsgebiet ein örtlich beschränktes ist.[1]) Als Beitrag zur botanischen Nomenklatur ist dieser Abschnitt auch von sprachlichem und antiquarischem Interesse; man erinnere sich nur, welche Verwirrung z. B. bezüglich der alten Bezeichnungen für die Arten von Pinus und Quercus herrscht!

Kap. V und VI enthalten statistische Angaben über die Flächenausdehnung und die Verteilung des Waldes in Griechenland sowie Mitteilungen über die Versuche zur Einführung einer zweckmässigen Waldwirtschaft und die Hindernisse, welche denselben begegnen.

Leider scheinen diese Versuche, trotz der Bemühungen des Verfassers, welcher die Stelle eines Oberforstinspektors (*ἐπιθεωρητὴς τῶν δασῶν*) bekleidet, und sich aufser obiger Schrift auch durch eine Untersuchung über antiken Forstschutz bekannt gemacht hat,[2]) bisher noch zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt zu haben. Denn mehr als je tönen aus neuester Zeit die Klagen von Reisenden über die empörenden Waldverwüstungen an unser Ohr, welche aus frechem Mutwillen oder grober Nachlässigkeit, in den meisten Fällen aber wohl aus schnöder Gewinnsucht der Ziegenhirten entspringen, die, um neue Weidegründe für ihre Herden, den Fluch aller südeuropäischen Länder, zu erhalten, grofse Strecken der schönsten Waldbestände rücksichtslos niederbrennen. Freilich, eine Besserung ist kaum zu erhoffen, so lange nicht dafür gesorgt wird, das Verständnis für die volkswirtschaftliche Bedeutung des Waldes in die weitesten Kreise der Bevölkerung zu tragen und die allgemeine Entrüstung gegen ein ebenso ruchloses als barbarisches Vorgehen zu wecken, durch welches eine der wichtigsten Stützen des Nationalwohlstandes zerstört wird. Denn noch immer sind im Innern des Peloponnes sowie im westlichen Mittelgriechenland ausgedehnte Waldbestände vorhanden, von denen derjenige keine Ahnung hat, der nur die Küstenlandschaften und die kahlen Berge Attikas kennt. Diese Waldbestände und die Art ihrer Zusammensetzung schildert kurz

---

1) Diese Liste erschien auch (mit Voranstellung der neugriechischen Bezeichnungen in alphabetischer Folge) u. d. T. *Πίναξ τῶν ἐν Ἑλλάδι φυομένων ξυλωδῶν φυτῶν* in *Ἑστία* 1885 S 301—4, 314—16.

2) Forstwissenschaftliche Leistungen der Altgriechen. Forstwissenschaftl. Centralblatt VII 1885 S. 15—23. Vgl. hierüber in diesem Jahresbericht O. Keller Bd. 40 S. 407 f und S Günther Bd 52 S 116.

A. Philippson, Der Wald in Griechenland. Naturwiss. Wochenschrift V 1890 S. 334—36.

Nur dem Titel nach bekannt sind mir einige Arbeiten, welche die landwirtschaftlichen Zustände betreffen, nämlich

A. Tombazis (*Α. Γ. Τομπάζης*), La Grèce au point de vue agricole. Athen. 1878. 50 S. Auch u. d. T. *Ἡ Ἑλλὰς ὑπὸ γεωργικὴν ἔποψιν.* S. Miliarakis No. 71.

P. J. Chalkiopoulos, Sur l'amélioration et l'encouragement de l'agriculture en Grèce. Auch u. d. T. *Περὶ βελτιώσεως καὶ ἐμψυχώσεως τῆς ἐν Ἑλλάδι γεωργίας.* Athen. 1880. 362 S. (Fehlt bei Miliarakis).

Μαν. Θ. Χαιρέτης, Καλλιέργεια τῆς σταφιδαμπέλου. Athen. 1883. 16. 540 S. (Bd. II der *Ζάππειος Βιβλιοθήκη*).

Dem Titel nach sowohl botanischen als zoologischen Inhaltes ist die Schrift

Περὶ μεταναστεύσεων φυτῶν καὶ ζῴων ὑπὸ Γεωργ. Χ. Παρλαπᾶ. 1888. 114 S.

Nach Miliarakis No. 131, dem ich allein Kenntnis hiervon verdanke, umfaſst dieselbe Nachrichten *περὶ μεταναστεύσεων τῶν ἰχθύων ἐν Ἑλλάδι, περὶ ἐγχωρίων ἑρπετῶν καὶ βατραχίων καὶ περὶ μεταναστεύσεων πτηνῶν* und über *τὰ τενάγη τοῦ Μεσολογγίου καὶ ὁ κόλπος τοῦ Αἰτωλικοῦ.*

Auſser dieser und der oben S. 383 angeführten Abhandlung von Krüper und Hartlaub sind mir über die Fauna Griechenlands folgende Schriften bekannt:

Exposition universelle de Paris en 1878. La Faune de Grèce. Raport sur les travaux et recherches zoologiques faites en Grèce et revue sommaire des animaux qui s'y trouvent naturellement ou à l'état de domesticité par Th. de Heldreich. Athènes. 1878. 8. 116 S.

Enthält nur die Wirbeltiere in systematischer Anordnung. Von sprachlichem Wert ist die Beifügung der antiken und vulgären Bezeichnungen, soweit dieselben bekannt sind. In letzterer Hinsicht liefert zu Heldreichs Schrift dankenswerte Ergänzungen

D. Bikélas, Sur la nomenclature moderne de la faune grecque. Ann. de l'assoc. pour l'encourag. d ét. grecques XII 1878 S. 208—31.

Umfassende Arbeiten liegen über einen wichtigen Teil der griechischen Tierwelt (mit Einschluſs der Inseln des Archipels) vor in den beiden Abhandlungen von

J. v. Bedriaga, Die Amphibien und Reptilien Griechenlands. Bull. de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou Bd. 56 (1881) I. Tl. S. 242—310, II Tl. S. 43—103, 278—344,[1]) und

O. Boettger, Verzeichnis der von Herrn E. v. Oertzen aus Griechenland und aus Kleinasien mitgebrachten Batrachier und Reptilien. Sitzungsber. d. k. preufs Ak. d. Wiss. 1888 I S. 139—86.

Die Publikationen von E. v. Oertzen[2]) und V. v. Röder[3]) konnte ich nach dem Citat von Schmarda (Geogr. Jahrb. XIII 387) nicht auffinden.

Unzugänglich ist mir die aus Anlafs der internationalen Fischereiausstellung in London auf Veranlassung der griechischen Regierung verfafste Schrift von

Nic. Chr. Apostolidis, La pêche en Grèce. Ichthyologie, migrations, engins et manières de pêche, produits, statistique et législation. Athen. 1883. 87 S. Vgl. *Παρνασσός* VII 266—69.

Sehr mannigfaltig ist natürlich die Literatur über die Bevölkerung Griechenlands. Um auch hier, anknüpfend an das Vorhergehende, mit der naturwissenschaftlichen Seite zu beginnen, sei, da die Publikation des italienischen Anthropologen Giust. Nicolucci[4]) bereits vor dem hier zu besprechenden Zeitraum liegt, zunächst der anthropometrischen Studien des eben erwähnten N. Ch. Apostolidis gedacht, welche u. d. T.

Quelques mesures sur le vivant prises en Grèce im Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris III. S. VI (1883) 614—16,

und als Fortsetzung u. d. T.

Συμβολαὶ εἰς τὴν Ἑλληνικὴν ἀνθρωπολογίαν im *Δελτίον τ. ἱστορ. κ. ἐθνολ. ἑταιρίας τ. Ἑλλάδος* I (1883) 365—67 erschienen sind.

Mit besonderem Eifer hat sich unser im griechischen Staatsdienste als Oberarzt der Armee wirkender Landsmann Bernhard Ornstein, dem wir schon oben S. 377 bei der seismologischen Literatur begegnet

---

1) In demselben Organ Bd. 54 (1879) II. Teil S. 22—52 veröffentlichte der Verfasser ein »Verzeichnis der Reptilien und Amphibien Vorderasiens«

2) Verzeichnis der Coleopteren Griechenlands und Kretas, nebst Bemerkungen über ihre geographische Verbreitung. Berlin. Entom. Ztschr. XXX 1887.

3) Dipteren, von Oertzen auf Kreta gesammelt. Ebd. XXI (?)

4) Sull' antropologia della Grecia. Napoli. 1867. 4. 100 S. 5 T. S.-A. a. Atti della R. Accademia delle scienze fis. e matem. Bd. III. Diese Abhandlung, welche sich in den einleitenden Kapiteln mit der ältesten Bevölkerung Griechenlands (vom Standpunkt eines historischen Dilettanten), in ihrem Hauptteile mit kraniologischen Untersuchungen befafst, ist meines Wissens die erste anthropologische Arbeit über Griechenland.

sind, um die anthropologischen Studien angenommen und die Ergebnisse derselben sowohl in verschiedenen kleineren Beiträgen wie

Über die Farbe der Augen, Haare und Haut der heutigen Bewohner Griechenlands. Verhandl. d Berl. Ges. f. Anthrop 1879 S. 305 f.

als auch in folgender gröſseren Abhandlung niedergelegt:

Über die physischen Verhältnisse Griechenlands und seiner Bewohner mit besonderer Berücksichtigung der Langlebigkeit der letzteren und deren Ursachen. Ztschr. f. Ethnologie XVI (1881) 11—95.

Der erste und umfänglichste Abschnitt (S. 13—75) behandelt die Ergebnisse des Census 1838—74 und die Bevölkerungsbewegung 1864—73, die Sterblichkeitsverhältnisse, Endemien und Epidemien, sowie die Langlebigkeit der Griechen, welche nach der Ansicht des Verfassers das Durchschnittsmaſs wesentlich übersteigt.[1] Von besonderem geographischen Interesse sind die Bemerkungen über die Abhängigkeit dieser Erscheinung von Boden und Klima, ebenso die Ausführungen über die lokalen Bedingungen der Malaria. Makrobiotischen Mitteilungen ist auch der vierte Abschnitt (S. 92 95) gewidmet, während der dritte (S. 80—92) — der zweite berichtet nur kurz über die Volkszählungsergebnisse — die etwas sonderbar stilisierte Überschrift trägt: »Die Mortalitätsstatistik Athens vom Jahre 1879 und die in den Monaten Januar und Februar 1880 mit Namhaftmachung der im Alter von 85 Jahren und darüber Verstorbenen«.

Eine förmliche anthropologisch-medizinische Monographie über Griechenland verdanken wir einem der hervorragendsten unter den jetztigen Vertretern der medizinischen Wissenschaft in Griechenland, Klon Stephanos, im

Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales. IV. Série. *F—K.* T. X. *Gou-Gro.* Paris. 1884. Art. *Grèce* S. 363—581. (Auch als S.-A. erschienen).

Dieser selbst für die bändereiche Encyklopädie, welche von einer Reihe französischer Ärzte unter Direktion von A. Dechambre herausgegeben wird, auſsergewöhnlich umfangreiche Artikel, umfaſst, wie schon früher (S. 367) angedeutet, eigentlich die ganze physikalische Geographie von Griechenland: I. Orographie und Hydrographie S. 364 70, II. Klima S. 570—88, III. Geologie S. 388—97, IV. Flora S. 397 401, V. Fauna S. 401—3. Diese Abschnitte, von denen derjenige über das Klima noch heute selbständigen Wert hätte, wenn er nicht durch die weit vortreff-

[1]) Über Fälle von Makrobiotik in Griechenland berichtete der Verf. auch in Virchows Archiv f. pathol. Anat. und Physiol. Bd 75 (1879) S. 177—83. Auch sonst kommt der Verf. häufig auf dieses sein Lieblingsthema zurück. Vgl. unten S. 398.

lichere Darstellung bei Neumann-Partsch ersetzt wäre, dienen mehr zur orientierenden Einleitung und können auf die Bedeutung von Originalarbeiten keinen Anspruch machen, obwohl die beigefügten Literaturübersichten von den gründlichen Studien des Verfassers auch nach dieser Richtung hin Zeugnis geben. Das Gleiche gilt von Kap. VI »Ethnologie« (S. 406—32), einer historischen Übersicht, welche jedoch für die Urzeit selbständige Kritik und für das Mittelalter nationale Unbefangenheit vermissen läfst. In Kap. VII »Anthropologie« (S. 432—40) kommt der Verf. in sein eigentliches Forschungsgebiet und teilt hier nebst einer Übersicht der bisher an antiken und modernen Schädeln vorgenommenen Messungen auch die Ergebnisse eigener Untersuchungen mit. Kap. VIII »Demographie« (S. 440—79) behandelt übersichtlich Stand und Bewegung der Bevölkerung und die Sterblichkeitsverhältnisse. Kap. IX »Hygiene« (S. 479—88) enthält interessante Ausführungen über Wohnungen, Heizung, Beleuchtung, Nahrungs- und Genufsmittel, Tracht und Lebensweise der heutigen Griechen. Den wertvollsten Teil der Arbeit bildet Kap. X Pathologie (nosologische und epidemiologische Geographie), S. 488—551. Besonders ausführlich werden, unter häufiger Beziehung auf die Ärzte des Altertums, die endemischen Übel, wie Sumpffieber, und die wichtigsten Volkskrankheiten, Pest (chronologische Übersicht aller Epidemien seit dem Ausgang des Altertums, letzte auf der Insel Poros 1837), Cholera, Pocken, Scharlach, Typhus, Diphtherie (zahlreiche Epidemien in den letzten Jahrzehnten) und Aussatz behandelt. Im letzten (XI.) Kap. wird (S. 552—70) die medizinische Geographie der griechischen Inseln sowie die Literatur über Pathologie (S. 570—76) und über Griechenland im Allgemeinen (Reisewerke u. s. w., S. 576—80) gegeben. Der erstere Teil dieses Literaturverzeichnisses ist als fachmännische Zusammenstellung von Wert, der letztere ist eine zwar reichhaltige, aber kritiklose und vielfach ungenaue Aneinanderreihung von Büchertiteln.

Fassen wir die Bevölkerungsverhältnisse, die in den letztgenannten Schriften wesentlich vom anthropologischen Standpunkt aus behandelt worden sind, nach der historisch-ethnologischen Seite in das Auge, so sind zunächst einige graphische Darstellungen zu erwähnen, in denen sich allerdings das Hauptinteresse auf die nördlichen Balkanländer konzentriert. Hierher gehört in erster Linie die

Ethnographische Übersicht des europäischen Orients zusammengestellt von H. Kiepert. Berlin, D. Reimer. 1876. Neue Ausg. 1878 u. 1882.[1]) 1 : 3000000. M. 1,60.

Diese Karte, welche die gesamte Balkanhalbinsel nebst Rumänien und dem gröfsten Teile Ungarns sowie das westliche Kleinasien

---

[1]) In den späteren Ausgaben sind lediglich die politischen Grenzen nach den Bestimmungen des Berliner Kongresses bezw. der Berliner Konferenz berichtigt, im Übrigen sind sie eine unveränderte Wiederholung der ersten.

umfafst, gibt gegenwärtig noch immer die beste Übersicht über das ganze Gebiet, wodurch die ältere, für ihre Zeit verdienstvolle Karte von Lejean[1]) ersetzt wird. Allerdings ist die Grundlage, auf welcher die Karte beruht, in vielen Teilen eine höchst unsichere, und herrschen bekanntlich z. B. über die Ausdehnung der griechischen, bulgarischen und serbischen Bevölkerung in Macedonien die allergröfsten Meinungsverschiedenheiten. Da uns jedoch die letzteren hier nicht mehr berühren, mag die hierauf bezügliche, meist von politischen Rücksichten beeinflufste Literatur übergangen werden. Nur ist wegen der Ausdehnung über Griechenland eine von einem ungenannten Engländer »bei Stanford in Berlin« (soll wohl heifsen London) veröffentlichte *Ethnological Map of European Turkey & Greece* zu nennen, welche ich jedoch nur aus einer gelegentlichen Erwähnung in Petermanns Mitteil. 1877 S. 74 kenne, woraus hervorgeht, dafs dieselbe, im ausdrücklichen Gegensatz zu Kiepert, dem griechischen Element eine ganz unberechtigte Ausdehnung nach Norden gibt. Auf nicht minder parteiischer Schätzung scheint zu beruhen

A. Synvet, Carte ethnographique de la Turquie d'Europe et dénombrement de la population grecque de l'Empire Ottoman. Constantinople, S. H. Weiss. 1877. 4. VIII 56 S. mit Karte in 1 : 3 400 000. M. 4. Vgl. hierüber H. Kiepert in Zeitschr. der Gesellsch. für Erdk. 1878. S. 253 ff.

Originell, nur leider in zu kleinem Mafsstabe (1 : 4 000 000) ausgeführt ist die

Ethnographische Karte der europäischen Türkei und ihrer Dependenzen zu Anfang des Jahres 1877 von Karl Sax, in Mitteil. d. k. k. Geogr. Ges. in Wien 1878 T. III, nebst »Erläuterungen« S. 177–91.

Der Bearbeiter, welcher durch seine amtliche Stellung als Konsul in Adrianopel gewifs über wertvolle Materialien verfügte, macht hier den Versuch, gleichzeitig die sprachlichen und konfessionellen Unterschiede zum Ausdruck zu bringen. Übrigens kommt auch diese Karte gleich den unten (s. Anmerk.) genannten Blättern in ihrer Beschränkung auf die Türkei nur für Nordgriechenland in Betracht.

Im Gegensatz zu diesen mehr auf die Balkanhalbinsel im Ganzen gerichteten Arbeiten sind nun aus der historisch-ethnologischen Litera-

---

[1]) Ethnographie de la Turquie d'Europe par G. Lejean (franz. und deutscher Text). Gotha. 1861. 4. 38 S. Ergänzungsheft No 4 zu Petermanns Mitteilungen Die beigegebene Karte (1 : 2 500 000) erstreckt sich nur auf die eigentliche Türkei und ihre Nebenländer (ohne Griechenland); das Gleiche gilt von den Karten in Petermanns Mitteil. 1869 T. 22 und 1876 T. 13, von denen übrigens die letztere wegen der Berücksichtigung des konfessionellen Elementes besonderes Interesse verdient. Vgl. Nachtrag.

tur [1]) noch einige speziell auf Griechenland bezügliche Untersuchungen anzuführen, unter denen ich nenne

G. Hertzberg, Die Entstehung der neugriechischen Nationalität. Mitteil. d. Ver. f. Erdk. z. Halle 1877 S. 68—80.

Diese anscheinend für einen Vortrag ausgearbeitete Skizze fafst in Bezug auf das in der Überschrift genannte Thema die Forschungen zusammen, welche Karl Hopf und in Anlehnung an letzteren der Verfasser selbst in seinem bekannten Werk über die mittel- und neugriechische Geschichte, [2]) wo auch die hier mangelnden Quellennachweise zu suchen sind, darüber angestellt haben und welche in dem Ergebnis gipfeln, dafs zwar eine starke Vermischung des griechischen Volkstums mit fremden, besonders slavischen Elementen stattgefunden hat, der Zusammenhang mit der althellenischen Nationalität aber keineswegs, wie Fallmayer meinte, völlig unterbrochen wurde.

Ein besonderer Aufsatz von

Hertzberg, Die Ethnographie der Balkanhalbinsel im 14. und 15. Jahrh. Petermanns Mitteil. 1878 S. 125–36 T. VIII

schliefst sich an die Neubearbeitung der einschlägigen Blätter des grofsen Sprunerschen Atlasses (No. 88—89) an und behandelt das eigentliche Griechenland nur nebenbei.

Durch grofsen Reichtum an Literaturnachrichten und Sprachgelehrsamkeit ausgezeichnet ist das bedeutende Werk

Völkerkunde Osteuropas, insbesondere der Haemoshalbinsel und der unteren Donaugebiete von Lorenz Diefenbach. Zwei Bände. Darmstadt, L. Brill. 1880. XXII 318; XII 414 S. M. 6 und 9.[3])

Den Griechen ist hier ein umfänglicher Abschnitt (I 129–224) gewidmet, in welchem von den Namen (Griechen, Jonier, Hellenen), der Sprache und den Mundarten, Körperbeschaffenheit und Volkscharakter, Volksglauben, Volkslied und Tanz, Tracht, Lebensweise u. s. w., sodann den Eigentümlichkeiten des Griechentums in den einzelnen Landschaften gehandelt wird. Für das Einzelne mufs der Leser auf das reichhaltige

---

[1]) Unberücksichtigt lasse ich hier die mehr in den Bericht über griechische Geschichte gehörige Literatur betr. die älteste Bevölkerung von Griechenland (Pelasger u. s. W.). Ferner erinnere ich auch hier daran, dafs Spezialarbeiten wie diejenige von Kiepert über Epirus erst im zweiten Bericht unter den einzelnen Landschaften zur Sprache kommen.

[2]) Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. Vier Bände. Gotha 1876—79.

[3]) Früher erschien von demselben Verfasser: »Die Volksstämme der europäischen Türkei«. Frankfurt, Winter. 1877. 120 S. (Griechen S. 37–54).

Werk selbst verwiesen werden; eine bequeme Lektüre bildet dasselbe allerdings nicht.

Aus jüngster Zeit haben wir folgenden bemerkenswerten Beitrag zu verzeichnen:

Zur Ethnographie des Peloponnes. Von Alfred Philippson. Petermanns Mitteil. 1890 S. 1—11, 33—41, T. III.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile von ungleichem Werte. Der erste: »Abrifs der Geschichte der Einwanderungen in den Peloponnes seit dem Ende des Altertums« (S. 2—11) gründet sich auf die bekannten Werke von Fallmerayer, Finlay, Hahn, Hopf und Hertzberg und erfüllt hauptsächlich den Zweck einer orientierenden Übersicht. Im zweiten Abschnitt dagegen: »Die heutigen ethnographischen Verhältnisse des Peloponnes« legt der Verfasser zunächst die ziffermäfsigen Ergebnisse seiner Erhebungen über die albanesische Bevölkerung vor, welche bekanntlich einen nicht unbeträchtlichen Bruchteil der Bewohner Griechenlands ausmacht und in einzelnen Landstrichen, z. B. aufserhalb des Peloponnes im gröfsten Teile von Attika sowie auf den Inseln Hydra und Spezzia, fast ausschliefslich herrscht. Aber man war bisher ziemlich allgemein der Ansicht, dafs dieses albanesische Element in einem raschen Aufsaugungsprozefs begriffen sei und bald ganz von der Bildfläche verschwinden werde; dieser Meinung tritt nun Philippson entschieden entgegen, indem er nachweist, dafs die albanesischen Bewohner Griechenlands mit Zähigkeit an ihrer Umgangsprache festhalten und dafs gerade in der letzten Zeit keine nennenswerten Fortschritte der griechischen Sprache gegenüber der albanesischen zu konstatieren sind. Noch weniger als über diese Thatsache war man bisher über Zahl und Verbreitung der Albanesen in Griechenland unterrichtet, da es die griechische Regierung bisher geflissentlich vermieden hat, über die Umgangssprache Erhebungen anzustellen, wie dies sonst in allen Kulturstaaten mit gemischter Bevölkerung der Fall ist.[1]) Der Grund liegt auf der Hand, man will eben in Griechenland das Vorhandensein eines fremden Bevölkerungselementes nicht Wort haben und sucht, da man es doch nicht vollständig ableugnen kann, die Bedeutung desselben möglichst abzuschwächen. Daher der Mangel amtlicher Angaben hierüber, daher die Unsicherheit in der Abgrenzung des von Albanesen bevölkerten Gebietes. Hier hat nun Philippson einen wesentlichen Schritt zu genauerer Kenntnis gemacht, indem er durch persönliche Erkundigung in sämtlichen(?) Gemeinden des Peloponnes festzustellen suchte, in welchen Dörfern noch albanesisch gesprochen wird. Durch Zusammenstellung

[1]) Ein nachahmenswertes Beispiel dieser Art bietet der englische Census von Cypern, wovon ich in meiner geographischen Skizze der Insel (Jahresber. d. Geogr. Ges. z. München f. 1888/89) S. 87f. einen Auszug gegeben habe.

der Bevölkerungziffern dieser Dörfer nach dem amtlichen Census ergibt sich dann die Gesammtzahl von 90 000 Albanesen für den Peloponnes bei einer Einwohnerzahl von im Ganzen 730 000, oder 12,3 Prozent der Gesammtbevölkerung, ein Ergebnis, das mit früheren Schätzungen (Hahn 72 000) wenigstens annähernd übereinstimmt. Allerdings wird hierbei vorausgesetzt — abgesehen von der zweifelhaften Zuverlässigkeit der Censuszahlen —, dafs die betreffenden Dörfer ausschliefslich von Albanesen, die übrigen ebenso ausschliefslich von Griechen bewohnt seien; doch mögen sich die hierdurch etwa entstandenen Fehler gegenseitig aufheben. Als Hauptverbreitungsgebiet der Albanesen sind die Landschaft Argolis, sowie Teile von Westachaia und Nordmessenien und das östliche Lakonien zu bezeichnen, wie am deutlichsten aus der beigegebenen »Ethnographischen Karte des Peloponnes« (1 : 1 000 000) zu ersehen ist.

Trotz etwaiger Irrtümer, die bei der angegebenen Art der Ermittlung mit unterlaufen sein mögen, ist das hier gegebene Material doch als erste annähernd sichere Aufstellung über die albanesische Bevölkerung des Peloponnes dankbar zu begrüfsen. Wenn sich hierbei das Verhältnis für das Griechentum etwas ungünstiger darstellt, als man sonst gewöhnlich annahm, so liegt darin dennoch kaum ein Grund zu nationaler Besorgnis und Gereiztheit; denn es ist eine längst beobachtete und auch von Philippson wieder bestätigte Thatsache, dafs die Albanesen Griechenlands sich politisch durchaus als Griechen fühlen, und trotz ihrer Muttersprache, die sich wie ein Familienstück unter ihnen forterbt, während daneben wenigstens die Männer sämmtlich auch griechisch verstehen, von einer Rivalität beider Nationen, wie man sie anderwärts unter ähnlichen Verhältnissen beobachtet, nicht gesprochen werden kann.[1])

Aufser über die Albanesen gibt Philippson auch über die andern Bevölkerungselemente des Peloponnes Mitteilungen und bespricht von den griechischen Bewohnern speziell die **Tzakonen**, deren Wohnsitze schärfer als bisher umgrenzt werden, und die **Maniaten** (**Mainoten**),[2])

---

1) Dafs es übrigens doch nicht so ganz an Regungen nationalen Selbstbewufstseins bei den griechischen Albanesen fehlt, beweist folgendes Büchlein: *Ἀλβανικὸν Ἀλφαβητάριον κατὰ τὸ ἐν Ἑλλάδι ὁμιλούμενον ἀλβανικὸν ἰδίωμα κτλ. ὑπὸ Ι. Τ. Κουλουριώτη. Ἐν Ἀθήναις.* 1882. 12. *ιβ'* 164 S. Dr. I. Eifrig, wenn auch wahrscheinlich ohne Erfolg, tritt hierin der Verfasser für die Förderung des Albanesischen ein, zu dessen schriftlicher Fixierung er sich des griechischen Alphabets, mit Beifügung einiger Buchstaben in verkehrter Stellung für die dem Albanesischen eigentümlichen Laute, bedient. Über den sprachlichen Wert des Büchleins vermag ich nicht zu urteilen; jedenfalls ist der Versuch der Originalität halber nicht ohne Interesse.

2) Die bei uns vielfach noch gebräuchliche Form **Mainoten** beruht auf einer durch das Italienische vermittelten Entstellung des Namens, welcher griech. *Μανιᾶται* (*ἡ Μάνη* die Halbinsel Tainaron) lautet.

welche zwar keinen so eigenartigen Dialekt[1]) aufweisen können, wie die ersteren, dafür aber in ihrem Charakter und ihrer Lebensweise altlakonische Eigentümlichkeiten bewahrt haben. Die Zahl der Tzakonen wird auf 8700, die der Maniaten auf 46000 angegeben. Vlachen (Zinzaren), die in Nordgriechenland so zahlreich sind, finden sich im Peloponnes gar nicht; doch weisen manche Spuren auf eine frühere Anwesenheit derselben hin.

Zwei von Miliarakis N. 51/52 genannte Aufsätze über die Zinzaren von A. K. Emmanuel[2]) und Th. G. Kolokotronis[3]) sind mir nicht zugänglich, ebenso (ib. 54) eine Reihe von Artikeln über die fremden Einwanderungen nach Griechenland im Mittelalter von S. G. Panagiotopulos.[4]) Die a. a. O. u. N. 56—58 angeführten Aufsätze sind einer Polemik über eine die Mani betreffende Artikelserie entsprungen, welche bei den einzelnen Landschaften unter Lakonien zu behandeln ist.

Ein wichtiges Hilfsmittel zum Studium der Bevölkerungsverhältnisse ist die Statistik, deren Pflege in Griechenland bis in das erste Jahrzehnt des Königreiches zurückreicht, aber es erst in den letzten Jahrzehnten zu regelmäfsigeren und umfassenderen Veröffentlichungen gebracht hat. Wenn ihre Leistungen gleichwohl nicht mit den bändereichen Publikationen anderer Kulturstaaten in Vergleich gestellt werden können, so ist dies hinlänglich mit den Schwierigkeiten statistischer Erhebungen in einem ganz neugeschaffenen Staatswesen und mit den beschränkten Mitteln desselben zu entschuldigen. Der Wert der veröffentlichten Berichte ist vielmehr um so höher anzuschlagen, als es in den benachbarten türkischen Gebieten fast ganz an amtlichem statistischem Material gebricht. Eine Übersicht der bisherigen Original-Publikationen, welche man freilich aufserhalb Griechenlands nicht häufig vorfinden wird, gibt Miliarakis S. 6—9. Mir sind von denselben, soweit sie in den hier zu berücksichtigenden Zeitraum fallen, nur zwei zugänglich, welche ich nicht blos aus diesem zufälligen Grunde, sondern deshalb besonders anführe, weil sie eine der wesentlichsten Grundlagen der neueren Bevölkerungs- und Ortskunde von Griechenland bilden. Es sind die von dem verdienten Statistiker A. Mansolas im Auftrage des Ministeriums des Innern herausgegebene

---

1) S. 38b wird erwähnt, dafs in der Mundart der Maniaten k vor e und i wie tsch gesprochen wird; es ist vielleicht nicht ohne Interesse, dafs dieselbe Eigentümlichkeit sich im Cyprischen findet, worüber meine Bemerkung in Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1890 S. 194 und 240 zu vgl.

2) *Καταγωγή, γλῶσσα καὶ ὄνομα τῶν Βλάχων.* *Ἑστία* 1878 N. 114.

3) *Ἤθη καὶ ἔθιμα Ἀρβανιτοβλάχων.* Ebd. 1881 N. 279/88.

4) *Τίνες ἦλθον κατὰ τὸν μέσον αἰῶνα ἐν Ἑλλάδι.* *Ἑβδομάς* I (1884) S. 97 u. *Δελτ.* N. 13 S. 106, 113, 121, 130, 139, 146, 155, 164, 170, 186, 204, 210, 221, 228, 235, 243.

Στατιστικὴ τῆς Ἑλλάδος. Κίνησις τοῦ πληθυσμοῦ κατὰ τὰ ἔτη 1874—77.[1]) *Ἐν Ἀθήναις.* 1879. 4. *ιδ'*, 64, 64, 64, 64 S. (vgl. unten S. 398 A. 1) und

Στατιστικὴ τῆς Ἑλλάδος. Πληθυσμός 1879. *Ἐν Ἀθήναις.* 1881. 4. 64, 200, 184 S.

Während die erstere Publikation, welche eine Zusammenstellung der Geburten, Todesfälle und Eheschliefsungen in den bezeichneten vier Jahrgängen nach Nomen, Eparchien und Demen gibt, rein statistischer Natur ist, teilt die letztere die Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1879 zunächst nach allgemeinen statistischen Gesichtspunkten sowie nach Verwaltungseinheiten mit. Am wertvollsten für den Geographen ist jedoch der dritte Teil derselben, welcher ein vollständiges, nach Eparchien und Demen geordnetes Verzeichnis aller bewohnten Ortschaften mit Angabe ihrer männlichen und weiblichen Bevölkerung enthält und in dieser Hinsicht die Zählungsergebnisse anderer Staaten, die häufig bei der Gemeinde als unterster Einheit stehen bleiben, übertrifft. So erhalten wir in Verbindung mit dem beigegebenen Register ein förmliches Ortslexikon, das als Kontrole der Karten und Reisewerke vorzügliche Dienste leistet. Zugleich erhellt aber auch, wie sehr eine neue topographische Aufnahme Bedürfnis ist, da zahlreiche in diesem Verzeichnis enthaltene Ortschaften weder auf der *Carte de la Grèce* (s. u.),[2]) noch auf irgend einer andern Karte nachweisbar sind.

In vorstehenden Publikationen sind natürlich die in Folge der Berliner Konferenz an Griechenland ausgelieferten Gebietsteile von Thessalien und Epirus noch nicht berücksichtigt. Es war daher, schon wegen der Wahlen zur Kammer, eine der ersten Aufgaben der neuen Verwaltung, in diesen Provinzen eine Volkszählung vorzunehmen, deren Ergebnisse u. d. T.

Πίνακες τῶν ἐπαρχιῶν Ἠπείρου καὶ Θεσσαλίας κατὰ τὴν ἀπογραφὴν τοῦ 1881. Athen. 1884. 74 S.

erschien, mir aber im Original nicht zu Gesicht gekommen sind. Doch sind dieselben der Hauptsache nach allgemein zugänglich gemacht in dem Aufsatz von

---

[1]) Auch u. d. T. *Statistique de la Grèce. Mouvement de la population pendant les années* 1874—1877. Im Text sind ebenfalls die Überschriften und die Namen der Verwaltungsbezirke in französischer Sprache beigeschrieben.

[2]) Nach Kiepert (Ztschr. d. Ges. f. Erd. 1884 S. 56 A.) beträgt die Zahl der in dieser Karte fehlenden Ortschaften allein über 200, darunter solche von über 1000 Einwohnern!

H. Kiepert, Administrativ-Einteilung und Bevölkerungsstand der neuen nördlichen Provinzen des griechischen Königreiches. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1884 S. 55—64.

Kiepert gibt hier neben verschiedenen belehrenden Bemerkungen auch eine Kritik der für die neuen Verwaltungsbezirke beliebten amtlichen Benennungen, welche von der in Griechenland von jeher herrschenden Sucht beeinflufst sind, antike Ortsnamen aus der Vergessenheit hervorzuziehen und durch dieselben die im Volksmund eingebürgerten mittelalterlichen Bezeichnungen zu verdrängen, ein Bestreben, das bekanntlich bei der Kritiklosigkeit und Unwissenschaftlichkeit des Verfahrens häufig zu ganz falschen Indentifizierungen geführt hat. Dieses Vorgehen ist nicht nur gleich den archaistischen Bestrebungen in der Sprache eine Versündigung am Volksgeist und der Ehrwürdigkeit geschichtlicher Überlieferung, sondern in vielen Fällen eine direkte Irreleitung des Publikums, das natürlich mit der Zeit die amtlich eingeführte Bezeichnung für die wirklich überlieferte hält und über die wahre Lage vieler antiker Örtlichkeiten getäuscht wird. Das Verfahren wird kaum entschuldbarer, wenn, wie dies besonders in den neuen Provinzen geschehen ist, antike Namen, die sich einer genauen Lokalisierung überhaupt entziehen, auf moderne Demen übertragen werden, nur um sie zu verwenden, und weil es an passenden neueren fehlt. — Zur Erläuterung von Kieperts Aufsatz dient eine Karte (T. II) in 1 : 400000 (ohne Terrain), welche die Einteilung des neuerworbenen Gebietes nach dem Gesetz von 1883 in Nomen (Larissa, Trikka, Arta), Eparchien und Demen veranschaulicht, während den einzelnen Ortschaften die Bevölkerungsziffern beigeschrieben sind. Übrigens mufs noch darauf aufmerksam gemacht werden, dafs diese erste Zählung in den neuen Provinzen wegen der Eilfertigkeit, mit der sie vorgenommen wurde und des Mifstrauens der an solche Kulturarbeit noch nicht gewöhnten Bevölkerung, zumal der mohammedanischen, noch keinen Anspruch auf grofse Zuverlässigkeit hat.

Eine Skizze der Bevölkerungsbewegung in Griechenland auf Grund des von Mansolas veröffentlichten und durch direkte Mitteilungen aus dem statistischen Amt bis 1883 erweiterten Materiales[1]) sowie statistische Nachrichten über die neuerworbenen Gebietsteile, wobei Verf. abermals auf die aufsergewöhnlich lange Lebensdauer der griechischen Bevölkerung (vgl. o. S. 390) zurückkommt, gibt

Bernhard Ornstein, Zur Statistik Griechenlands. Petermanns Mitteil. 1887 S. 247—49, 1888 S. 312 14.

Inzwischen hat in Griechenland (Mai 1889) neuerdings eine Volkszählung stattgefunden, deren vorläufige Ergebnisse (nach Nomen) Supan

[1]) Dasselbe erschien auch in amtlicher Form u. d. T. *Στατιστικὴ τῆς Ἑλλάδος. Κίνησις τοῦ πληθυσμοῦ κατὰ τὰ ἔτη* 1878 83. Athen. 1886. 4. 96, 6 S. (Miliarakis N. 86). Das Original ist mir nicht zugänglich geworden.

in Petermanns Mitteil. 1889 S. 291 bekannt gemacht hat, wozu jedoch die Berichtigung von Philippson ebd. 1890 S. 56 zu vergleichen ist.[1]) Die Gesammtzahl der Bevölkerung beträgt hiernach innerhalb der alten Grenzen 1 843 141 (gegen 1 679 884 im Jahre 1879) und 344 067 in den neuen Gebietsteilen (gegen 293 028 im Jahre 1881), zusammen 2 187 208.

Eine periodische Veröffentlichung von amtlicher Seite begann zu erscheinen u. d. T.

Στατιστικὴ Ἐπιθεώρησις τοῦ Βασιλείου τῆς Ἑλλάδος ἐκδιδομένη ὑπὸ Ἠλία Διακοπούλου. Revue statistique du Royaume de la Grèce. (Text nur griechisch!).

Hiervon sind mir zwei Hefte (Athen 1888) zugegangen, von denen das erste (48 S.) eine *Ἱστορία τῆς στατιστικῆς τοῦ πληθυσμοῦ τῆς Ἑλλάδος* (1821—83) enthält, das zweite (S. 49—96) eine Statistik der Universität Athen seit ihrer Gründung, eine Schulstatistik für die Jahre 1884—87 und eine Statistik des Weinbaues gibt. Ob mehr erschienen ist, weiſs ich nicht.

Ausführliche Berichte sind in den letzten Jahren vom Finanzministerium über den Handel Griechenlands veröffentlicht worden, welche nunmehr die Hauptquelle für die Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse des Königreiches bilden. Von diesen Berichten sind mir durch Referate bekannt

Ἐμπόριον τῆς Ἑλλάδος μετὰ τῶν ξένων ἐπικρατειῶν ἀπὸ 1. *Σεπτ. μέχρι* 31. *Δεκ.* 1886. Athen. 1887.

Commerce de la Grèce avec les pays étrangers pendant l'année 1887. Athen. 1888. 4. 395 S.[2]) — Desgl. für 1888. Athen. 1889.

Über die erste Veröffentlichung hat Partsch im Litteraturbericht zu Petermanns Mitteil. 1889 N. 560, über die beiden letzteren Philippson ebd. N. 561 und N. 2618 eingehend berichtet und die wichtigsten Daten mitgeteilt.

Auf Grund des hier gebotenen amtlichen Materials beruht auch hauptsächlich ein Aufsatz von

Philippson, Zur Wirtschaftsgeographie Griechenlands. Globus. 1890 S. 81—83, 106—109,

in welchem der Verf. die Bedeutung Griechenlands für den Weltmarkt,

---

[1]) Man findet diese Ziffern, sowie auch die Bevölkerung der gröſseren Städte (Athen 107 251 gegen 63 374 im Jahre 1879, Piräus 34 327, Patras 33 529 u. s. w.) jetzt am besten im Gothaer Hofkalender 1891 S. 720.

[2]) Von Miliarakis (N. 87) u. d. T. angeführt: *Ἐμπόριον τῆς Ἑλλάδος μετὰ τῶν ξένων ἐπικρατειῶν κατὰ τὸ ἔτος* 1887. 397 S. Hiernach scheinen also diese Berichte sowohl in französischer als in griechischer Sprache veröffentlicht zu werden.

sowie die landwirtschaftliche und gewerbliche Leistungsfähigkeit des Köreichs, in letzterer Hinsicht sehr pessimistisch, charakterisiert.

Ich schliefse hieran einen andern Aufsatz desselben Verfassers

Über Besiedelung und Verkehr in Morea. Verhandl. d. Ges. f. Erdk. 1888 S. 442—55.

Philippson erörtert hier nach einer Skizzierung der ethnographischen Verhältnisse, über die er sich inzwischen an anderer Stelle eingehender ausgesprochen hat (s. o. S. 394 f.), hauptsächlich die materiellen Lebensbedingungen der Bevölkerung (Korinthenbau, Ölbaumzucht, Getreidebau, Viehzucht) und schildert den Charakter der menschlichen Wohnplätze, bei denen der Dorftypus, mit Ausschlufs der Einzelgehöfte und Vermeidung städtischer Anlagen in unserem Sinne (nur Patras verdient diesen Namen) vorherrscht. »Die höchsten dauernd bewohnten, d. h. ackerbauenden Ortschaften liegen in 1250 m. Darüber hinaus liegt dann das Gebiet der ausschliefslichen, und zwar nomadisierenden Viehzucht bis zu den höchsten Gipfeln« (S. 449). Der Binnenverkehr ist trotz einiger neugebauter Strafsen noch wenig entwickelt und wird sich erst mit der weiteren Ausdehnung des Eisenbahnnetzes wesentlich heben.

Zur statistischen Literatur im weiteren Sinne gehört

A. Mansolas, La Grèce à l'exposition universelle de Paris en 1878. (2. éd.) Paris. 1878. 12. X 186 S.

Der Inhalt des Büchleins entspricht nicht dem Titel; dasselbe gibt nämlich, nach einer kurzen geographischen Einleitung (19 S.), in welcher auch der Geologie (von Kordellas) und der Klimatologie (von Dragumis) besondere Abschnitte gewidmet sind, eine übersichtliche statistische Beschreibung des Königreichs (Bevölkerung, Unterrichtswesen, gemeinnützige Gesellschaften, Bibliotheken, Museen, Zeitungen, Wohlthätigkeitsanstalten, Landwirtschaft, Gewerbthätigkeit, Handel und Finanzen). Ähnlichen Charakters scheint zu sein die mir nicht näher bekannte Schrift von

Basile Digenis, Quelques notes statistiques sur la Grèce. Marseille. 1877. 62 S. (Miliarakis N. 70).

Ebenfalls unzugänglich ist mir

T. E. Νουχάκης, Νέος χωρογράφικος πίναξ περιέχων τοὺς νομούς, τὰς ἐπαρχίας, τοὺς δήμους, τὰς πόλεις, κωμοπόλεις, χωρία, τὰς ἀποστάσεις, τὸν πληθυσμὸν κτλ. (τῆς Ἑλλάδος). Athen. 1885. 205 S. Mit einer Distanzkarte der Kreishauptstädte und Seehäfen. (Miliarakis N. 83).

Das gleiche gilt von folgenden, eine mehr oder minder vollständige Übersicht der historisch-politischen Geographie von Griechenland enthaltenden Schriften:

Μ. Σ. Γρηγοροπούλου, Περιήγησις ἐν Ἑλλάδι ἤτοι γεωγραφικὴ, ἱστορικὴ, ἀρχαιολογικὴ, ἐμπορικὴ καὶ στατιστική περιγραφὴ τῶν ἐπισημοτέρων πόλεων τοῦ Ἑλληνικοῦ βασιλείου. Athen. 1883. Zweite Ausgabe 1886. (Miliarakis N. 80).

Μιλτ. Μποῦκας, Ὁδηγὸς ἐμπορικὸς, γεωγραφικὸς καὶ ἱστορικὸς τῶν πλείστων κυριωτέρων πόλεων τῆς Ἑλλάδος τοῦ ἔτους 1875. Athen. 1875. 376 S. (Miliarakis N. 150).

Γεώργ. Π. Κρέμος, Ἱστορικὴ γεωγραφία τῆς ἀρχαίας, μεσαιωνικῆς καὶ νέας Ἑλλάδος. Athen. 1878. 216 S. (Miliarakis N. 10).

Pierre A Moraïtinis, La Grèce telle qu'elle est. Paris, Didot. 1877. XII 589 S. Fr. 10.

Wenn man nach dem Titel urteilen darf, so ist die letztgenannte Schrift vielleicht ein Gegenstück zu dem bekannten, auch in Griechenland vielgelesenen, aber mit begreiflichem Ärger aufgenommenen Buche von Edmond About,[1]), welches noch immer so abgedruckt wird, als ob sich in Griechenland seit 1853 gar nichts verändert hätte und König Otto mit Königin Amalie noch auf dem Thron säſse.

Derselben Literaturgattung ist anzureihen

J. Pervanoglu, Kulturbilder aus Griechenland. Mit einem Vorwort von A. R. v. Rangabé. Leipzig 1880. Wilhelm Friedrich. VIII 150 S. M. 4.

Eine patriotisch-panegyrische, dabei triviale Schilderung von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen, Volksbelustigungen u. s. w., nebst einigen allgemeinen Kapiteln über Athen als Hauptstadt Griechenlands, Literatur und Sprache, Handel, Industrie und Politik; ohne wissenschaftlichen Wert.[2])

In eine fast wie ein Traum hinter uns liegende Zeit werden wir versetzt durch die

Bilder aus dem Leben der Neugriechen. Vor der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche. Nach der Natur gezeichnet von Otto Magnus Frhrn. von Stackelberg. Dresden, G. Gilbers, 1877. Quer 4. 10 Taf. in Lichtdruck u. 10 Bl. Text. M. 20.

Diese erst nach so langer Zeit aus dem Nachlaſs des bekannten Altertumsforschers durch dessen Tochter[3]) herausgegebenen Skizzen bilden eine Ergänzung zu des Verfassers unvollendet gebliebenen »Trach-

---

[1]) La Grèce contemporaine. Paris 1853. 9 Aufl. 1886. 408 S.

[2]) Vgl. die Besprechung von Krumbacher in den Blättern f. d. bayer. Gymnasialwes. XVII 121—23.

[3]) Das Vorwort ist unterzeichnet »N. v. St.« (Natalie von Stackelberg).

ten und Gebräuchen der Neugriechen« (zwei Hefte, Berlin 1835/36), und sind für den, der Griechenland selbst besucht hat, nicht ohne Interesse, weil sie uns Städte- und Kulturbilder aus der Zeit der türkischen Herrschaft vorführen und so den enormen Unterschied von damals und heute veranschaulichen.

Unzugänglich ist mir

Bent, On Insular Greek Customs. Journ. Anthr. Inst. 1886 S. 391. Vgl. die kurze Besprechung von Langkavel im Literaturber. zu Petermanns Mitteil. 1887 N. 220.[1])

Das Buch von

Lewis Sergeant, New Greece. With maps specially prepared for this work. London, Paris und New-York, Cassell Petter & Galpin. S. a. (Erschienen 1878). XVI 413 S. M. 25(!)

enthält eine Reihe volkswirtschaftlicher und historisch-politischer Betrachtungen eines Philhellenen über das Königreich Griechenland und den modernen Hellenismus, ohne geographisches Interesse.

Ein kleineres Buch desselben Verfassers

Greece, With Illustrations a. Maps. London, S. Low & Co. 1880. 12. 190 S. M. 4,20

ist mir nicht näher bekannt geworden.

Ebenso kenne ich nur dem Titel nach

C. H. Hanson, The Land of Greece, described and illustrated with 44 Illustrations and 3 Maps. New-York, Nelson & Sons. 1887. VI 400 S. M. 20.

Auch die neue Ausgabe des hübschen Werkes von

Christ. Wordsworth, Greece, pictorial, descriptive and historical. New Ed. rev. by H. F. Tozer. London, Murray 1882.[2]) 480 S. Sh. 31 d. 6. (Vgl. Biblioth. philol. class. 1882 S. 323).

ist mir leider nicht zu Gesicht gekommen, ebensowenig ein neues Buch von

J. P. Mahaffy, Greek Pictures drawn with pen and pencil. London, The Religions Trait Society. 1890. 4. 223 S.,

über welches Chr. B(elger) in der Berl. Philol. Wochenschr. 1890 S. 1606f. kein sehr günstiges Urteil fällt.

Ganz dilettantisch ist auch

---

[1]) Inhaltlich scheint sich mit dieser Abhandlung zum Teil desselben Verfassers Buch »The Cyclades, or Life among the Insular Greeks« (London 1885), das mir ebenfalls nicht zugänglich ist, zu decken.

[2]) Die 1. Ausg. erschien 1850 mit 28 Stahlstichen u. 350 Holzschnitten).

Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreiches von Amand Frhrn. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. Leipzig, Heinrich Schmidt und Karl Günther. 1882. XIV 224 S. M. 30.

Die beigegebenen Illustrationen, unter denen man manche wohlbekannte photographische Aufnahme wiederfindet, sind durchschnittlich etwas besser als man sie in der Mehrzahl ähnlicher »Prachtwerke« in »Wort und Bild« zu finden gewohnt ist, erheben sich aber nicht auf das Niveau der Bilder in den vornehm ausgestatteten Werken von G. Ebers und H. Guthe über Aegypten und Palästina.

Wir haben im Vorhergehenden eine Reihe von Publikationen genannt, welche sich mit dem modernen Griechenland im Allgemeinen beschäftigen, in denen jedoch der geographische Gesichtspunkt meist nur nebenbei zur Geltung kommt. Ein rein topographisches Spezialwerk über das heutige Griechenland gibt es, wenn wir von Neumann-Partsch (s. o. S. 360ff.) und den doch zunächst praktischen Bedürfnissen dienenden Reisehandbüchern (s. u.) absehen, zur Zeit nicht. Man ist in dieser Hinsicht immer noch auf die Litteratur der geographischen Handbücher angewiesen, deren wissenschaftlicher Wert bekanntlich meist ein sehr geringer ist. In entschiedenem Gegensatz zu der traditionellen Manier dieser Handbücher trat jedoch das berühmte Werk des französischen Geographen (und Kommunisten) Éliseé Redus,[1]) in welchem uns zuerst eine Länderkunde grofsen Stiles im modernen Sinne geboten wurde. Der erste, die drei südeuropäischen Halbinseln behandelnde Band dieses Riesenwerkes widmet auch Griechenland einen ausführlichen Abschnitt,[2]) welcher, wie das ganze Werk, durch saubere Spezialkärtchen und Abbildungen erläutert ist, und jedermann als Muster einer ebenso klaren und lesbaren wie den Geist moderner geographischer Wissenschaft athmenden Darstellung empfohlen werden kann.

Die Werke über die Balkanhalbinseln von Émile de Laveleye[3]) und A. E. Lux[4]) brauchen hier nicht näher besprochen zu werden, da sie beide Griechenland ausschliefsen. Dagegen liegt eine beachtenswerte Leistung vor in dem Buche

[1]) Nouvelle Géographie Universelle. Vol. I. L'Europe Méridionale. Paris, Hachette 1876. Die im Jahre 1887 erschienene zweite Ausgabe dieses Bandes habe ich nicht gesehen.

[2]) Chap. IV. *La Grèce* S. 53—127. Auch Ch. V. *La Turquie d'Europe* kommt, da es auch Epirus, Thessalien und die Inseln des Archipels umfafst, für Griechenland noch in Betracht.

[3]) La Péninsule des Balkans. 2 vol. Brux. 1886. — Die Balkanländer. Übers. v. E. Jacobi. Zwei Bände. Leipzig 1888. Vgl. Supan im Literaturber. zu Petermanns Mitteil. 1887 N. 214.

[4]) Die Balkanhalbinsel (mit Ausschlufs von Griechenland). Freiburg i. B. 1887. Vgl. Supan a. a. O. 1888 N. 266.

Griechenland, Makedonien und Südalbanien, oder: Die südliche Balkanhalbinsel. Militärgeographisch, statistisch und kriegshistorisch dargestellt von Anton Tuma. Hannover, Helwing. 1888. VIII 330 S. M. 7.

Der Schwerpunkt des Buches, welches ein Gegenstück zu des Verfassers früher erschienenem Werke »Die östliche Balkanhalbinsel« (Wien 1886)[1]) bildet, liegt, wie schon der Titel andeutet, auf der militärischen Seite. In rein geographischer Hinsicht bietet dasselbe kaum Neues. Der Verf. stützt sich lediglich auf die Literatur, die ihm noch dazu sehr lückenhaft bekannt ist; so fehlen in dem Verzeichnis derselben (S 2f.) die Werke von Bursian und Neumann-Partsch! Hauptquelle für die Einzelschilderung ist die Wiener Karte (s. u.), neben welcher doch auch die derselben zu Grund liegende *Carte de la Grèce* hätte benutzt werden sollen; die orographische Beschreibung wäre dann wohl etwas schärfer ausgefallen![2]) Sehr ausführlich wird die Hydrographie behandelt; doch würde der hier angehäufte Stoff sich erst dann brauchbar erweisen, wenn dem Buche ein Register oder wenigstens ein ausführliches Inhaltsverzeichnis beigegeben wäre. Dafs indessen auch hier die geographische Literatur nicht genügend verarbeitet ist, zeigt die sachlich wie stilistisch gleich mifslungene Beschreibung des Thermopylenpasses (S. 69). Der beste Teil des Buches ist der Abschnitt über die Verkehrswege der südlichen Balkanhalbinsel, ein Moment, das bis jetzt in geographischen Werken im Allgemeinen noch immer zu wenig berücksichtigt wird. Hier kommt auch das fachmännische Urteil des Militärs in vollem Mafse zur Geltung und diefs ist um so höher anzuschlagen, als bei der Stetigkeit der von der Natur vorgezeichneten Verkehrslinien auch die Darstellung historischer Vorgänge aus dem Buche Nutzen ziehen kann. Um so wertloser ist dafür wieder das Kapitel über die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse, in welchem der Verfasser — man lese und staune! — sich vorwiegend auf Pouqueville stützt, »welcher als Kenner des modernen Griechenlands eine anerkannte Autorität ist« (so wörtlich S. 169); dafs nach der mustergiltigen Darstellung des griechischen Klimas durch Partsch noch derartige Worte geschrieben werden konnten, sollte man allerdings nicht für möglich halten. Nicht viel mehr als der klimatologische Abschnitt taugt die ethnographische Schilderung, bei welcher wieder der unvermeidliche Pouqueville eine grofse Rolle spielt, während das Schlufskapitel über die befestigten und sonstigen militärisch wichtigen Punkte, über die Wehrmacht Griechenlands und die neue türkisch-

[1]) Vgl. Supan a. a. O. 1887 N. 215 und 1888 N. 267.

[2]) Auf die ausschliefsliche Benutzung der stellenweise etwas unklaren Wiener Karte ist auch der konsequent wiederkehrende Irrtum in der Schreibung *Vetuchi* statt *Veluchi* (*Tymphrestos* der Alten) zurückzuführen.

griechische Grenze die eigentlichen Fachkenntnisse des Verfassers wieder in erfreulicher Weise in den Vordergrund treten läfst.

Fast ganz unbekannt scheint aufserhalb Griechenlands folgendes ebenfalls aus militärischem Interesse entstandenes Werk zu sein, welches deshalb auch etwas ausführlicher besprochen sein mag:

Ὁδοιπορικαὶ σημειώσεις Μακεδονίας, Ἠπείρου, νέας ὁροθετικῆς γραμμῆς καὶ Θεσσαλίας συνταχθεῖσαι τῇ ἐντολῇ τοῦ ἐπὶ τῶν στρατιωτικῶν ὑπούργου ὑπὸ Νικολάου Θ. Σχινᾶ, ταγματάρχου τοῦ μηχανικοῦ (Major im Geniekorps). *Ἐν Ἀθήναις, τύποις* Messager d'Athènes.

Der Schwerpunkt dieser im Auftrag des Kriegsministeriums verfafsten Arbeit liegt in der Beschreibung (des südlichen) Makedoniens und der griechisch-türkischen Grenze. Epirus und Thessalien kommen nur so weit in Betracht, als sie von der jetzigen Landesgrenze durchzogen werden. Das Ganze umfafst vier Bändchen in bequemem Taschenformat (Duodez), was ebenso wie der Inhalt darauf hindeutet, dafs dieselben in erster Linie zum Felddienstgebrauch bei einem etwaigen Vormarsch griechischer Truppen nach Makedonien bestimmt sind. Ein Teil,

Ὁροθετικὴ γραμμή. 1886. 274 S. Dr. 2,50,

ist ausschliefslich der Landesgrenze gewidmet, welche sammt den an derselben gelegenen Ortschaften vom Golf von Saloniki angefangen bis zum Golf von Arta sehr ausführlich beschrieben wird (S. 1—177); hieran schliefsen sich noch Mitteilungen über die von Larissa und den wichtigeren Orten am linken Peneiosufer nach den Stationen der Grenze führenden Wege. Die drei übrigen Teile enthalten die *Ὁδοιπορικὰ Μακεδονίας* und zwar gibt das erste (*Φυλλάδ. Α΄.* 1886. *νε΄* 200 S. Dr. 2,50) zunächst eine Einleitung über die allgemeine (besonders physische) Geographie Makedoniens, welche jedoch nach einem ganz äufserlichen und unwissenschaftlichen Schema abgehandelt wird (Berge, Ebenen, Seen, Flüsse u. s. w.), sodann eine sehr spezielle Beschreibung aller von griechischen Orten an der Nordgrenze nach jenseits derselben gelegenen türkischen Orten führenden Wege, von Metsovo im W beginnend bis zur Meeresküste im O; der Hauptanteil an dieser Beschreibung entfällt, im Gegensatz zum vorgenannten Bändchen, auf die türkische Seite. Hierbei werden aufser über die Beschaffenheit der Wege auch über alle berührten Ortschaften bis zu den kleinsten Dörfern, Einzelgehöften und Hans herab topographisch-statistische Mitteilungen gegeben, deren Umfang natürlich nach der Bedeutung der einzelnen Objekte schwankt. Für den Inhalt dieser Mitteilungen ist wiederum in erster Linie das militärische Interesse mafsgebend, so finden sich z. B. Angaben über die Zahl der Hans in den gröfseren Orten und ihre Raumverhältnisse, über die Möglichkeit der Verproviantierung u. s. f.; doch enthalten dieselben auch sonst eine Fülle von topographischem und statistischem Material, wie wir

es in dieser Detailausführung sonst nirgends finden. Freilich wird man die Zuverlässigkeit desselben nicht allzu hoch veranschlagen dürfen, da z. B. die Zahlenangaben über die christliche und mohammedanische Bevölkerung in türkischen Ortschaften naturgemäfs sehr unsicher sein müssen. Dagegen macht die topographische Beschreibung so weit man ohne eigene genaue Kenntnis des Terrains urteilen kann, den Eindruck grofser Sorgfalt und Genauigkeit, so dafs die Kartographie des türkischen Gebietes daraus wohl manchen Nutzen wird ziehen können Zunächst kommen die oberen Thallandschaften des Haliakmon und der türkische Anteil des Olympos in Betracht, weiterhin erstreckt sich die Beschreibung in diesem Bande etwa bis zu der Linie Korytsa, Kastoria, Kailar, Vodena (das alte Aigai-Edessa), Janitza, Saloniki. Die Mitteilungen über die letztere Stadt (auch über Vodena) sind besonders ausführlich. Am Schlufs ist ein Kärtchen des Golfs von Saloniki mit der nächsten Umgebung dieser Stadt beigefügt.

Das zweite Bändchen (*Τεῦχος Β'*. 1886. S. 281—482 Dr. 2,50) setzt das Routennetz mit mehr und mehr sich erweiternden Maschen über den gröfsten Teil von Makedonien fort, und zwar im W bis zu den albanesischen Seen und darüber hinaus bis Elbassan, im N bis Üschküb und zur bulgarischen Grenze, im O bis zum Mestaflusse.

Der dritte, und wie es scheint, letzte Teil (*Τεῦχος Γ'*. 1887. S. 489—872. Dr. 4) enthält zunächst die Widmung des Werkes an den Kronprinzen von Griechenland, sodann eine umständliche Beschreibung der Halbinsel Chalkidike, von welcher wiederum die Landzunge des Athos (*Ἅγιον Ὄρος*) am ausführlichsten behandelt ist (S 533 711). Dieser Abschnitt, welcher durch zahlreiche schlechte Holzschnitte, einzelne Klöster darstellend, erläutert wird, ist auch in einer Sonderausgabe erschienen, und zwar auf etwas besserem Papier, das die Holzschnitte etwas erträglicher erscheinen läfst.[1] Auf die Beschreibung der Chalkidike folgt eine Inhaltsübersicht über die drei Teile, sowie ein alphabetisches Register aller in denselben enthaltenen Ortsnamen mit Hervorhebung der Hauptstellen. Durch dieses Register erhält der an sich ungeniefsbare Inhalt der drei Bände die Bedeutung eines Nachschlagewerkes und wird so auch für ein weiteres Publikum nutzbar. An dasselbe schliefsen sich dann noch zahlreiche Berichtigungen und Ergänzungen, eine statistische Übersicht der Ortschaften Makedoniens nach politischen Bezirken mit Rückweisen auf den Text, ein Verzeichnis der türkischen Post- und Telegraphenämter sowie der fremden Konsulate, endlich eine Beschreibung der Insel Thasos (S. 843 68). Am Schlufs sind noch mehrere Kärtchen von einzelnen Teilen der makedonisch-chalkidischen Küste beigegeben, welche lediglich auf den englischen Seekarten beruhen und wissenschaftlich wertlos sind. Vgl. Nachtrag.

---

[1]) *Ὁδοιπορικὸν τοῦ Ἁγίου Ὄρους. η'* 134 S. Dr. 2,50.

Ähnlichen Charakters wie die Routenaufnahmen von Schinas scheint folgende von Miliarakis N. 155 angeführte Schrift zu sein:

Ὁδοιπορικὰ Ἠπείρου καὶ Θεσσαλίας ὑπὸ τοῦ παρὰ τῷ ὑπουργείῳ τῶν στρατιωτικῶν ἐπιτελικοῦ γραφείου. Athen 1880. 247 S.

Die zuletztgenannten militärgeographischen Werke, deren Schwerpunkt in umständlichen Routenbeschreibungen liegt, leiten uns bereits hinüber zu einem anderen Zweige der geographischen Literatur, welcher in unserer Zeit fortwährend an praktischer Wichtigkeit, zum Teil aber auch an wissenschaftlicher Vertiefung zunimmt, nämlich den Reisehandbüchern. In Deutschland mufste man ziemlich lange warten, ehe man für Griechenland mit einem den Bedürfnissen wissenschaftlich gebildeter Reisenden entsprechender Reiseführer versehen wurde. Denn ein von dem bekannten Publizisten Moritz Busch verfafstes Handbuch, welches zudem längst völlig veraltet ist,[1]) konnte diesen Bedürfnissen nicht genügen. Dasselbe gilt von des Verfassers später erschienenem Handbuch für die Türkei,[2]) welches aufser einer breit gehaltenen Beschreibung von Konstantinopel auch kurze Angaben über die Hauptrouten in Makedonien und Albanien enthält, aber in dieser Hinsicht weit hinter den Werken von Isambert und Murray (s. u.) zurücksteht. Auch der nur für den Westen Griechenlands in Betracht kommende

Illustrierte Führer durch Dalmatien längs der Küste von Albanien bis Corfu und nach den ionischen Inseln. Mit 35 Illustrationen und fünf Karten. Wien, Pest. Leipzig; A. Hartlebens Verlag. 1883. 12. XVI 138 S. Geb. Fl. 1,50,

worin (S. 107—30) eine kurze Beschreibung der Reise von Cattaro nach Corfu nebst Winken über Ausflüge nach St. Maura, Prevesa-Nikopolis, Kephalonia, Ithaka, Zante und Patras gegeben wird, erhebt sich nicht über das Niveau der Bücher von Busch. Die Illustrationen sinken bei dem kleinen Format zur blofsen Spielerei herab.

Ein wirklich brauchbares Hilfsmittel für den Reisenden in Griechenland lieferten

---

[1]) Reisehandbuch für Griechenland mit Einschlufs Thessaliens, Albaniens, der Inseln des Archipelagus und der ionischen Republik. Triest. 1858. 16 XXXVI 217 S. (fünfter Band von Lloyds Illustr. Reisebibliothek). Verf. schrieb auch den Text zu A. Löffler's »Bilder aus Griechenland«. Triest, Liter.-artist. Anstalt. 1869. Fol.

[2]) Die Türkei. Reise-Handbuch für Konstantinopel, die untere Donau, Bulgarien, Macedonien, Bosnien und Albanien. Dritte Aufl. Triest, Lit.-art. Anst. (J. Obswaldt) und Wien, Moritz Perles. 1881. 16. VIII 232 S. Geb. M. 4.

Meyers Reisebücher. Der Orient. Zweiter Band. Syrien, Palästina, Griechenland und Türkei. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882. 12. XII 623 S.

Meyers »Orient« ist für jene Mehrzahl von Touristen berechnet, welche nur das Wichtigste und Bekannteste in möglichst kurzer Zeit besichtigen wollen. So beschränkt sich auch der Griechenland betreffende Abschnitt (S 203—376) auf die Beschreibung von Athen und der dorthin führenden Routen, auf die Ausflüge in Attika und die Tour nach Mykenae und Olympia.[1]) Bei den kartographischen Beilagen, von denen aufser einer Übersichtskarte von Griechenland (1 : 1400000) und einem hübschen Kärtchen des mittleren Attika (von Salamis bis Marathon) in 1 : 281000 die Pläne von Athen, Piräus und Olympia hervorzuheben sind, verdient die gefällige Ausführung Anerkennung. Inzwischen erschien 1888 eine zweite Auflage des Buches u. d. T. »Türkei und Griechenland, untere Donauländer und Kleinasien« (geb. M. 14), in welcher der Abschnitt über Griechenland (S. 414—632) um einige Routen im Peloponnes bereichert ist;[2]) im übrigen wurde der ursprüngliche Standpunkt beibehalten. Das weitaus vollkommenste jedoch, was an Reisebüchern über Griechenland erschienen ist, bietet

Griechenland. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit einem Panorama von Athen, sechs Karten, sieben Plänen und andern Beigaben. Leipzig, Karl Baedeker. 1883. CXXII 371 S. — Zweite Auflage (mit 14 Plänen). 1888. CXXII 389 S. M. 10.[3])

Der Hauptteil des Textes ist von H. G. Lolling bearbeitet; der Abschnitt über Olympia rührt von W. Dörpfeld und K. Purgold her, andere Beiträge haben E. Reisch (Kephalonia und Ithaka) und F. Winter (Delos) geliefert. Die Einleitung enthält u. A. einen knappen, aber inhaltreichen Abrifs der griechischen Kunstgeschichte von R. Kekulé (S. LXVII—CXIX). Durch dieses Zusammenwirken verschiedener wissenschaftlicher Kräfte ist »Baedekers Griechenland« ein ebenso wissenschaftlich tüchtiges wie für den Reisenden brauchbares Hilfsmittel geworden, das sich würdig den ebenfalls von Fachmännern bearbeiteten Handbüchern für Ägypten und Syrien zur Seite stellt. Wie die letzteren gehört es zu den zweckmäfsigsten Nachschlagebüchern, wenn es sich darum handelt, sich über irgend welche topographische Einzelheiten rasche und zuverlässige Auskunft zu erholen. Aber auch seinem Hauptzweck, dem

---

[1]) Corfu und die übrigen ionischen Inseln sind in Bd. I Ägypten (1881) S. 63—76 behandelt.

[2]) Die Beschreibung Syriens u. s. w. ist in die 1889 erschienene zweite Ausgabe des ersten Bandes aufgenommen, welcher jetzt den Titel führt: »Agypten, Palästina und Syrien«.

[3]) Eine englische Ausgabe erschien 1889. Vgl Philol. Wochenschr. 1890 Sp. 1573.

Bedürfnisse des Reisenden, wird es in jeder Hinsicht gerecht, wie Referent aus eigener Erfahrung bezeugen kann. Eine Zierde des Buches bilden die in der geographischen Anstalt von Wagner und Debes in Leipzig hergestellten graphischen Beilagen. Am wenigsten befriedigt von denselben wohl die Übersichtskarte des Königreichs in 1 : 1000000, welche für die erste Ausgabe Kieperts Neuem Handatlas entnommen war, für die zweite Ausgabe jedoch in gleichem Mafsstabe neu gezeichnet wurde. Die Schwäche der Karte auch in der neuen Bearbeitung liegt in der Terraindarstellung, welche, ohne sich zu scharfer Charakteristik des Reliefs zu erheben, nur die Übersichtlichkeit beeinträchtigt. Wer aufser Athen und Olympia vom griechischen Festland etwas sehen will, wird daneben doch die französische bezw. Wiener Karte nicht entbehren können. Die Pläne und Spezialkarten haben in der neuen Ausgabe eine beträchtliche Vermehrung erfahren. Unter den letzteren sind die Umgebungskarten von Athen (1 : 150000), Korinth (1 : 136000),[1] Olympia (1 : 200000) und die Karte von Corfu (1 : 300000) wegen ihrer klaren und übersichtlichen Darstellung hervorzuheben; das Gleiche gilt von dem grofsen Plan von Athen in 1 : 10000. Bei den übrigen Plänen war der Individualität des Kartographen weniger Spielraum gegeben und sind dieselben deshalb in ihrem Charakter mehr von der Vorlage abhängig. Durch Eleganz der Ausführung zeichnen sich aus die Pläne der Akropolis (nach Kaupert), des Piräus (nach den »Karten von Attika«) und von Olympia (nach Dörpfeld). Besseres hätte man bei der vortrefflichen Vorlage (Steffen) in der zweiten Ausgabe von dem Plane von Mykenai (1 : 10000)[2] erwartet. Weiters finden sich[3] Pläne von Corfu (Stadt), Eleusis, Delos, Delphi (nach Ulrichs), dem Hieron von Epidauros, Nauplia, Tiryns, Sparta und Messene, sowie ein sauber gestochenes Panorama von Athen (von Lykabettos aus).

Ganz kürzlich erschien:

Griechenland. Ein Reisebuch für Touren durch das hellenische Königreich und die griechischen Länder im Bereiche des ägäischen Meeres. Bearbeitet von Amand Frhrn. v. Schweiger-Lerchenfeld. Herausgegeben von Leo Woerl. Würzburg und Wien, Verlag von Leo Woerl. 1890. XIV 190 S. Geb. M. 5.

Soweit ich aus einer flüchtigen Durchsicht des mir erst in letzter Stunde zugegangenen Büchleins urteilen kann, ist die scharfe Kritik von Chr. B[elger] in der Philol. Wochenschrift 1890 Sp. 1573f. keineswegs unberechtigt. Nur oberflächliche Reisende ohne tiefere Bildung dürften sich durch die im Geiste von »Griechenland in Wort und Bild«

---

[1]) Erst in der zweiten Ausgabe.

[2]) Nicht 1 : 15000, wie auf S. X irrig angegeben ist.

[3]) Zum Teil erst in der zweiten Ausgabe.

gehaltenen Schilderungen, neben denen das praktische Interesse eingestandener Mafsen zurücktritt, befriedigt fühlen. Die meist nach bekannten Photographien angefertigten Illustrationen sind von ziemlich verschiedener Qualität, doch macht auch bei den besseren der blaue Farbton einen unerfreulichen Eindruck. Beigegeben sind aufser einer Übersichtskarte Pläne von Athen, der Akropolis, Tiryns, Smyrna und Troia, sowie einige Spezialkärtchen. Anzuerkennen ist übrigens die Berücksichtigung der (auch bei Meyer behandelten) Hauptrouten längs der Westküste Kleinasiens einschliefslich der Tour nach Cypern.

Aus der ausländischen Literatur sind zwei Reisehandbücher zu verzeichnen, welche beide ähnlichen Sammlungen angehören, wie sie in Deutschland durch Baedeker und Meyer ins Leben gerufen worden sind. Das eine ist das zur *Collection des Guides Joanne* gehörige

Itinéraire descriptif, historique et archéologique de l'Orient par Émile Isambert. I. Ptie. Grèce et Turquie d'Europe. 2. éd. Paris, Hachette. 1873. LXXXV 1084 S., 11 K. u. 23 Pl.

Das Buch ist schon von Wachsmuth Bd. II S. 1078f. besprochen worden, und mag es deshalb genügen, hier darauf hinzuweisen, dafs dasselbe auch für deutsche Reisende von Belang ist, indem auch die abgelegeneren Routen auf türkischem Gebiet, wie in Epirus, Makedonien u. s. w., welche in keinem deutschen Reisehandbuch behandelt werden, Berücksichtigung gefunden haben. Dieser letztgenannte Abschnitt hat denn auch wegen seiner besonderen Wichtigkeit eine griechische Bearbeitung erfahren, die mir indessen nur dem Titel nach bekannt ist.[2]) Inzwischen wird von dem Original eine völlig umgearbeitete Ausgabe vorbereitet, deren einzelne Teile, wie es scheint, an Spezialisten übertragen worden sind. Bis jetzt ist von derselben, soviel mir bekannt, nur der von B. Haussouillier bearbeitete erste Band erschienen, welcher lediglich Athen und Umgebung behandelt; die Besprechung desselben gehört in den Spezialbericht über Attika.[3])

In der englischen Reiseliteratur vertritt eine wohlbekannte Firma das

Handbook for Travellers in Greece including the Jonian Islands, Continental Greece, the Peloponnese, the Islands of the Aegean, Crete, Albania, Thessaly und Macedonia; and a detailed Description of Athens. 5. Ed. Zwei Teile. London, John Murray. 1884. 762 S. Sh. 24.[4])

Der Hauptwert dieses Handbuchs auch für nichtenglische Reisende

---

[1]) In der zweiten Ausgabe nach Dörpfeld.

[2]) *Ὁδοιπορικὰ Μακεδονίας, Ἠπείρου καὶ Θεσσαλίας κατὰ τὸν* Émile Isambert *ὑπὸ Ἀντωνίου Μηλιαράκη*. Athen. 1878. *κζ'* 320 S.

[3]) Vgl. einstweilen F. Baumgarten in der Philol. Wochenschr. 1888 Sp. 1279—81.

[4]) Bei der Seltenheit dieser englischen Reisehandbücher in Deutschland, welche zum Teil aus ihrem unverhältnismäfsig hohen Preise zu erklären

liegt wie bei Isambert in der Behandlung der wenig bereisten Routen in der Europäischen Türkei sowie der Inseln des Archipels. Die historischen und antiquarischen Notizen, für welche die von Will. Smith herausgegebenen encyklopädischen Werke zur Altertumswissenschaft eine Hauptquelle zu sein scheinen, nehmen einen ziemlich breiten Raum ein; die praktischen Angaben entsprechen nicht immer der Jahreszahl des Titelblattes. An Zweckmäfsigkeit der Ausführung steht das Buch trotz unbestreitbarer Vorzüge, entschieden hinter Baedeker zurück; noch weniger können sich die Karten und Pläne an Eleganz und Sorgfalt mit denjenigen des deutschen Handbuchs messen.

In Anlage und Ausstattung mit dem Vorigen übereinstimmend ist das

Handbook to the Mediterranean, its Cities, Coasts and Islands. For the Use of General Travellers and Yachtsmen. By Lieut.-Col. R. L. Playfair. 2. Ed. London, John Murray. 1882. 544 S. M. 24.

Das Buch umfafst, wie aus dem Titel erhellt, die Küsten und Inseln des gesammten Mittelmeeres, in Folge dessen auch ziemlich ausführliche Beschreibungen von Kreta (S. 137–151) und Cypern (S. 161—181). Der auf Griechenland entfallende Teil gibt eine etwas abgekürzte Wiederholung der entsprechenden Abschnitte aus dem *Handbook for Greece*, bereichert um einige Notizen für Sportsmänner. Auf letztere scheint das Ganze überhaupt in erster Linie berechnet zu sein.

Von den Reisehandbüchern ist nur ein Schritt zu den Reisebeschreibungen, welche, abgesehen von dem besonderen Anhang über die Karten, die letzte Kategorie unter den hier zu besprechenden Arbeiten bilden sollen. Ihnen gegenüber war der Berichterstatter in einer etwas schwierigen Lage. Handelt es sich doch hierbei meistens um Werke, denen eine wissenschaftliche Tendenz von vornherein ferne liegt, die aber durch die Mitteilung dessen, was der Verfasser selbst gesehen und beobachtet hat, manche wertvolle Materialien für wissenschaftliche Forschung zu bieten vermögen; zudem sind sie ein gar nicht zu entbehrendes Hilfsmittel, um dem Leser, welcher das Land nicht selbst bereist hat, die Eigenart desselben zu veranschaulichen. Freilich ist der Wert der Reisebeschreibungen auch in dieser Hinsicht äufserst verschieden, je nachdem der Reisende neue oder doch wenig begangene Wege eingeschlagen oder sich nur auf den ausgetretenen Pfaden bewegt hat, und selbstverständlich auch nach der Beobachtungsgabe und dem Bildungsgrade des Verfassers. Nicht leicht war auch die Begren-

ist, sowie bei der Unzulänglichkeit der bibliographischen Hilfsmittel für die englische Tagesliteratur kann ich nur auf die zufällig in meinem Besitz befindlichen Auflagen Rücksicht nehmen. Die etwaigen neuen Ausgaben obigen Handbuchs sind mir weder bibliographisch noch inhaltlich näher bekannt.

zung der hier aufzunehmenden Arbeiten. Unmöglich konnte alles, was insbesondere in Zeitschriften verschiedensten Charakters, ja selbst in Tagesblättern des In- und Auslandes an »Erinnerungen« und »Reiseskizzen« erschienen ist, hier berücksichtigt werden. In erster Linie waren natürlich die selbständig erschienenen Werke hier anzuführen, während aus der ins Unendliche zerstreuten periodischen Literatur nur das Bedeutendere herangezogen werden konnte, wobei Referent freilich keine Verantwortung für die oft durch Zufälligkeiten bestimmte Auswahl zu übernehmen vermag.[1]) Fernerhin erschien es dringend geboten, sich bei dem grofsen Umfange dieser Literatur in den einzelnen Fällen möglichst kurz zu fassen und auf Andeutung des Hauptinhaltes zu beschränken. Die Anordnung der Schriften im Folgenden ist eine chronologische.

K. B. Stark, Nach dem griechischen Orient. Reisestudien. Heidelberg, Karl Winter. 1874. XII 408 S. Zweite Auflage. 1882. M. 5.

Da die zweite Ausgabe dieser trefflichen Reisebeschreibung lediglich den Titel betrifft, genügt es hier auf die Besprechung der (noch Ende 1873 erschienenen) ersten Ausgabe von Wachsmuth in Bd. II S. 1079—81 hinzuweisen.

Auch der wertvolle

Archäologische Bericht über seine Reise nach Griechenland von Friedrich Wieseler. Abhandl. d. k. Ges. d. Wiss. zu Göttingen XIX (1874). Histor.-philol. Kl. S. 63—132

ist hier lediglich dem Titel nach zu erwähnen, da er fast ausschliefslich Athen betrifft und rein archäologischer Natur ist.

Karl Hessel, Reiseskizzen aus Griechenland. Progr. d. k. Gymnas. z. Wetzlar. 1874. 4. S. 1—26. M. 1,20.

Anspruchslose Eindrücke eines deutschen Gymnasiallehrers in Athen und auf der Reise dorthin (1870).

A. Janke, Reise-Erinnerungen aus Italien, Griechenland und dem Orient. Mit besonderer Berücksichtigung der militärischen Verhältnisse. Berlin, F. Schneider & Co. 1874. XII 515 S. M. 7,20.

Verfasser, preufsischer Offizier, hat auf seiner im Winter 1871/72 unternommenen Orientreise von Griechenland nur Athen näher kennen gelernt. Die Reise von Venedig dorthin und weiter nach Konstantinopel wird S. 60—130 geschildert. Von selbständigem Interesse ist ledig-

[1]) Es versteht sich, dafs Reiseberichte fachwissenschaftlicher Natur nicht hier, sondern wie die geologischen Berichte Philippsons, in der betreffenden Abteilung unseres Berichtes angeführt sind.

lich der Abschnitt über die griechische Armee (S. 110—20), welcher natürlich auf die gegenwärtigen Verhältnisse nur mehr teilweise zutrifft.

F. v. Krogh, Erinnerungen aus Griechenland. Stuttgart, Karl Aue.[1]) 1874. (IV) 184. M. 340.

Verf., k. dänischer Kammerherr, welcher sich einer zur Informierung über Eisenbahnprojekte in Griechenland abgesandten Kommission anschlofs, beginnt seine Erinnerungen aus Griechenland mit München und Wien. Die Reise über Triest, Corfu und Syra nach Athen wird, mit Einflechtung einiger zeitgeschichtlicher und wirtschaftlicher Erörterungen, in herkömmlicher Weise beschrieben. Auch in der Beschreibung Athens, auf das sich der Aufenthalt des Verf. beschränkte, überwiegt das gesellschaftliche und politische Moment. Das Altertum tritt glücklicher Weise in den Hintergrund (Verf. schreibt fortwährend »Pyraeos«). Einige allgemeine Betrachtungen über die politischen und wirtschaftlichen Zustände Griechenlands (Eisenbahnfrage, Laurionkontroverse u. s. w.) schliefsen das Buch.

Reise durch Griechenland, Kleinasien, die troische Ebene, Konstantinopel, Rom und Sicilien. Aus Tagebüchern und Briefen von Fritz von Farenheid. (Als Manuskript gedruckt). Königsberg, Hartung. 1875. (IV) 239 S. M. 8.

Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1841 über den Aufenthalt in Athen und die Reise von dort nach Eleusis – Platäa – Chaeronea—Delphi – Thermopylen—Theben und weiter nach Smyrna, Sardes, Troia und Konstantinopel (S. 1—82), zur Vergegenwärtigung der damaligen Zustände manchmal nicht ohne Interesse. Druck und Papier aufsergewöhnlich splendid.

Franz von Löher, Griechische Küstenfahrten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1876 VI 378 S. Vergriffen.

Diese ebenso wie die »Kretischen Gestade«[2]) vorher in der »Allgemeinen Zeitung« erschienenen Schilderungen beziehen sich auf eine Reise von Konstantinopel über Cavalla nach Thasos, Samothrake, Imbros, Lemnos, Tenedos, Lesbos, Smyrna, Athen Durch die Wahl des Stoffes — die nordägäischen Inseln gehören bekanntlich zu den wenigst besuchten des Archipels — sowie durch den Farbenreichtum der Darstellung reiht sich dieses Buch unter die anziehendsten Werke des Verfassers.

---

[1]) So in dem mir vorliegenden Exemplar; anderwärts finde ich Kopenhagen und Hadersleben als Verlagsort angegeben.

[2]) Auf letzteres Buch wird in dem Sonderbericht über die griechischen Inseln zurückzukommen sein.

Eine Spazierfahrt im Golfe von Korinth. Prag, Mercy. 1876. 4. XXVII 291 S. 60 T. Zwei Karten. Verfasser ist Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana; vgl. Nachtrag.

J. Forster Young, Five Weeks in Greece. London, Sampson Low. 1876. 316 S. 10s. 6d. Unzugänglich.

Grèce et Turquie. Notes de voyage par Alfred Gilliéron. Avec illustrations. Paris, Sandoz et Fischbacher (Neuchâtel, J. Sandoz; Genève, Desrogis). 1877. XV 308 S. Fr. 4.

Von Interesse durch die Beschreibung seltener besuchter Örtlichkeiten: Antivari, Avlona und Apollonia, Arta, Dodona, Jannina; ferner Corfu, Sta. Maura, Ithaka, Patras, Delphi, Parnafs, Athen. Die Illustrationen sind unbedeutend.

J. P. Mahaffy, Rambles and Studies in Greece. London, Macmillan. 1876. 338 S. — Zweite Aufl. Ib., Simpkin. 1878 468 S. — Dritte Aufl. Ib., Macmillan. 1887. 484 S. 10 sh 6 d.

Ist mir nur bekannt aus den Besprechungen von E. Kroker, Philol. Wochenschr. 1889 Sp. 793 f. und von H. F. Tozer, Class. Rev. I 237 f., wonach es in Bezug auf landschaftliche und ethnographische Schilderung ein sehr brauchbares Buch zu sein scheint.

W. Zipperer, Vierzehn Tage im Peloponnes. Blätter f. d. bay. Gymnasial- u. Realschulw. XIII (1877) 18—28, 71—77.

Vortrag über eine Reise von Athen nach Olympia, Phigalia, Messene, Tripolitsa, Nauplia, Korinth.

Olympia. Eine Osterfahrt in den Peloponnes von Fritz Wernick. Mit einer Ansicht des Zeustempels und einem Übersichtsplan des Ausgrabungsfeldes und seiner Umgebungen. Leipzig, Edwin Schloemp. 1877. X 237 S. M. 4.

Behandelt aufser einer populären Schilderung von Olympia (S. 65—140) die Reise dorthin über Corfu und Zante sowie eine sich daran schliefsende Tour durch Triphylien (Samikon) und das südwestliche Arkadien (Phigalia), endlich die Weiterreise nach Patras.

Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen (April und Mai 1876) nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen. Reisebriefe von L. Pietsch. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1879. IV 251 S. M. 4.

Abdruck aus dem Feuilleton der Vossischen und Schlesischen Zeitung. Behandelt wie das vorige Buch nicht nur Olympia, sondern auch die Reise dorthin und weiter über Phigalia, Tripolitsa, Nauplia, Mykenai, Nemea, Isthmos, Athen.

Peloponnesische Wanderung. Von Wilhelm Lang. Berlin, Paetel. 1878. (IV) 320 S. M. 5.

Die Route ist die gewöhnliche: Olympia, Phigalia, Tripolitsa, Argos, Mykenai, Korinth. Die Schilderungen, welche vorher z. T. in Zeitschriften (Deutsche Rundschau, Im Neuen Reich) erschienen waren, sind frisch und anziehend. Vgl. die Besprechung von Bu(rsian) im Lit. Centralbl. 1878 Sp. 667—69.

Streifzüge durch die Küsten und Inseln des Archipels und des Ionischen Meeres von Julius Faucher. Berlin, F. A. Herbig. 1878. XII 311 S. M. 6.

Wie der als volkswirtschaftlicher und politischer Schriftsteller hinlänglich bekannte Verfasser, welcher übrigens bereits in einem früher erschienen Werke sich mit Griechenland beschäftigte,[1]) in der Vorrede zu dieser seiner letzten Publikation (Faucher † 12. Juni 1878) selbst sagt, enthalten die »Streifzüge« flüchtige Aufzeichnungen, für flüchtige Lektüre bestimmt. Inhalt: Ravenna, Syra, Smyrna, Ephesos, Paros, Naxos, Ios, Santorin, Athen, Nauplia, Argos, Mykenai, Korinth, Patras, Corfu, Tarent, Reggio, Messina, Taormina, Catatania, Syrakus.

Odysseische Landschaften von Alexander Frhrn. von Warsberg. Drei Bände. Wien, Karl Gerolds Sohn. 1878/79. VIII 282; 408; 502. M. 20.

Obwohl das Werk nicht zu den Reisebeschreibungen im gewöhnlichen Sinne gehört, ist es doch hier aufzuführen, da die gegebenen Schilderungen und geschichtlichen Exkurse sich thatsächlich an die Reisen des Verfassers anschliefsen und letzterer ausdrücklich jede wissenschaftliche Tendenz ablehnt, welche dazu berechtigen würde, das Buch in eine der früher besprochenen Kategorien einzureihen. Der inzwischen leider verstorbene Verfasser, langjähriger österreichischer Generalkonsul in Corfu,[2]) war ein abgesagter Feind aller »Schulgelehrsamkeit« und gab dieser seiner Abneigung in seinen Schriften bei jeder Gelegenheit, und zwar mitunter recht kräftigen Ausdruck. Mag man indessen auch manchmal über seine geringschätzige Meinung von wissenschaftlichen Studien lächeln, so wird niemand die Wärme und Begeisterung verkennen, welche

---

[1]) Ein Winter in Italien, Griechenland und Konstantinopel. Zwei Bände. Magdeburg, Faber. 1876 XI 295; VIII 320 S. M. 6. Für Griechenland kommt in diesem Werke nur die gewöhnliche Route Corfu, Patras, Korinth, Athen, Konstantinopel (II 67—219) in Betracht; innerhalb derselben ist, weil weniger häufig geschildert, die Tour auf den Pentelikon (S. 188—201) zu nennen.

[2]) Auf desselben Verfassers später erschienene »Homerische Landschaften« soll hier, da sie hauptsächlich Kleinasien betreffen, noch nicht näher eingangen werden; vgl. einstweilen Hirschfeld XII 290, 296.

seine Schilderungen klassischer, besonders homerischer Gegenden durchweht und dieselben zu einer Quelle genufsreicher Belehrung erhebt. Der erste Band »das Reich des Alkinoos« enthält derartige landschaftliche Schilderungen von der Insel Corfu, der zweite Band, »die Kolonialländer der Korkyräer« handelt von einigen Punkten der Festlandsküste (Aktium-Nikopolis, Buthroton, Onchesmos, Phoinike, Avlona, Apollonia, Durazzo) sowie der Geschichte der Insel Corfu, welche in 30 Kapiteln bis auf die neueste Zeit herab vorgeführt wird. Der dritte Band endlich, »das Reich des Odysseus« beschreibt Zante, Kephalonia, Ithaka, Sta. Maura (letztere beiden ausführlicher) und gibt zum Schlufs eine »Geschichte des odysseeischen Reiches« d. h. einen Überblick über die Schicksale der genannten Inseln seit dem Altertum. Die geschichtlichen Abschnitte, obwohl keine selbständigen Forschungen enthaltend, gewinnen durch die liebevolle Vertiefung in die Zeit der mittelalterlichen Romantik an Interesse.

Franz Petit, Eine Reise nach Athen und Argos. Progr. d. k. kathol. Gymnasiums an d. Apostelkirche zu Köln. 1879. 4. S. 1 – 34.

Enthält, wie bereits der Titel entnehmen läfst, lediglich Reiseskizzen von Athen und Umgebung (Pentelikon), Nauplia, Mykenai und Korinth. Was die Reise des Verf.s von zahlreichen ähnlichen unterscheidet, ist der Umstand, dafs sie im Hochsommer (August) ausgeführt wurde.

Ein Winter in Griechenland 1879 — 80. Leipzig, B. G. Teubner. 1881. (IV) 118 S. M. 2.

Tagebuchaufzeichnungen einer Reisegesellschaft über Corfu und Athen sowie die von dort gemachten Ausflüge (Pentelikon, Korinth, Mykenai).

M. V. Chirol, Twixt Greek and Turk. Jottings during a Journey trough Thessaly, Macedonia and Epirus in the Autumn of 1880. With Frontispice and Map. London, Blackwoods. 1881. 276 S. 10 sh. 6 d. Unzugänglich.

Stanislas de Nolhac, La Dalmatie, les îles ioniennes, Athènes et le mont Athos. Paris, Plon & Co. 1881. 316 S. 12. Fr. 3.50. Unzugänglich.

Henri Belle, Trois années en Grèce. Paris, Hachette. 1881. VII 413 S. M. 4.

Der Verfasser, welcher sich auf dem Titel als »premier secrétaire d'ambassade« bezeichnet, fafst hier eine Reihe von Schilderungen zusammen, welche früher in der (mir unzugänglichen) Zeitschrift »Le Tour du Monde« (1876ff.) und hiernach in, wie es scheint, freier Bearbeitung im

Globus[1]) erschienen sind. Letztere Serie ist von einer grofsen Zahl teils von Belle gezeichneter, teils nach bekannten Photographien gefertigter Illustrationen begleitet, von welchen sich viele in dem oben S. 403 angeführtem Werke von Schweiger-Lerchenfeld wiederfinden. In der Buchausgabe ist der bildliche Teil auf eine kleine Auswahl beschränkt worden; im übrigen enthält dieselbe vieles weiter ausgeführt als die Artikelserie des »Globus«, während Einzelnes wieder gekürzt ist. Die Reisen, welche der Verfasser während seines dreijährigen Aufenthaltes in Griechenland unternahm, erstrecken sich auf das östliche Mittelgriechenland und die Hauptrouten des Peloponnes sowie einige der griechischen Inseln (Ionische Inseln und im Archipel Antiparos, Santorin, Kreta)[2]).

J. F. Menzer, Eine Weinfahrt durch Hellas. Zweite Auflage[3]). Heidelberg 1881. 47 S. 1 T. Als Manuskript gedruckt.

Der gewifs vielen Lesern dieses Jahresberichtes durch seine Ankündigungen in Tagesblättern bekannte Weinhändler in Neckargemünd berichtet hier über eine zu geschäftlichen Zwecken unternommene Reise nach Griechenland (Corfu, Kephalonia, Zante, Patras, Korinth, Athen, Syra, Naxos, Ios, Santorin). Für Liebhaber griechischer Weine jedenfalls nicht ohne Interesse. In anderer als oenologischer Hinsicht wird man das Büchlein nicht zu streng beurteilen dürfen; gleichwohl hätte es dem Verf. nicht passieren sollen, die Weine von Brindisi, Taranto u. s. w. als »oberitalienische« zu bezeichnen.

K. Flegel, Sechs Wochen in Hellas. Aus allen Weltteilen 1882 S. 208—11, 246—50, 271—75, 313—17, 329f.

Reiseskizzen von Corfu, Patras, Korinth, Athen, Syra, Antiparos, Paros, Mykonos.

Durch Italien und Griechenland nach dem heiligen Land. Reisebriefe von G. vom Rath. Zwei Bände. Heidelberg, Karl Winter. 1882. Zweite Ausg. 1888. XVIII 336; VIII 412. M. 6.[4])

Der selbständige Wert dieser auf einer Orientreise im Frühjahr

[1]) Eine Reise in Griechenland. Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle. Globus XXXI (1877) 33—37, 49—55, 65—71, 81—87, 97—103; XXXII (1877) 1—5, 17—23, 33—39, 49—55, 65—72, 81—87; XXXIII (1878) 241—47, 257—63, 273—79, 289—96, 305—11; XXXV (1879) 1—7, 17—23, 33—39, 49—55, 65—71; XXXVI (1879) 209—15, 225—31, 251—48; XLVI (1884) 129—33, 145—51, 161—66, 177—82.

[2]) In der letzten Serie des Globus.

[3]) Da das Vorwort von 1878 datiert ist, dürfte der erste, mit dem vorliegenden wohl übereinstimmende Druck in diesem Jahre erfolgt sein. In die bibliographischen Verzeichnisse hat das Büchlein keine Aufnahme gefunden.

[4]) Die 2. Ausg. enthält auf S. XIII—XVII »Berichtigungen und Ergänzungen«, welche dem Verf. von dem bekannten Orientalisten Georg Rosen mitgeteilt wurden. Im Übrigen ist dieselbe lediglich eine Titelauflage.

1881 niedergeschriebenen und später aus der Erinnerung ergänzten Aufzeichnungen beruht, wie schon der Name des Verfassers, des bekannten Bonner Mineralogen und Geologen († 1888), erwarten läfst, auf eingestreuten geognostischen Bemerkungen. Die Reise selbst bewegt sich in den herkömmlichen Bahnen; von Griechenland wurden Syra, Tenos, Attika und die bekannte Route über Mykenai und Korinth besucht. Hieran schlossen sich in Kleinasien Smyrna mit dem Sipylos, Ephesos, Chios und Samos.

Adolf Bötticher, Auf griechischen Landstrafsen. Berlin, Paetel. 1883. (IV) 256 S. M. 5.

Sammlung einiger originell und ansprechend geschriebener Aufsätze des durch seine Werke über Olympia und die Akropolis von Athen bekannten Architekten über einzelne Partien seiner fünfzehnmonatlichen Reisen in Griechenland.[1]) Inhalt: Bei dem Gastfreunde; Issova im Lapithasgebirge; Eira; Messene und die Ithome; in der Makaria; längs der lakonischen Küste; Malvasia; Nauplia; Tiryuth; die Insel Aigina; Kolonos und der Oelwald bei Athen. Die heilige Strafse nach Eleusis; Eleusis. Einige nebensächliche Irrtümer in dem Buche hat Lolling, Deutsche Literaturztg. 1883 Sp. 1264 f. nachgewiesen.

R. R. Farrer, A Tour in Greece. With 27 Illustrations. London, Blackwood. 1882. 216 S. mit Karte. 21 sh. Unzugänglich.

D. J. Snider, A Walk in Hellas; or, the Old in the New. An Account of a Tour on Foot trough the Cities, Villages and Rural Districts of the Kingdom of Greece in the Year 1879. Boston, Osgood. 1883. 300 S. 12 sh. 6 d. Unzugänglich.

O. E. Tudeer, Erinnerungen an eine Reise in Griechenland. Helsingfors. 1883. Unzugänglich.

Νικολάου Θεολόγου Σχινᾶ ὁδοιπορικαὶ ἀναμνήσεις ἤτοι Ὁδοιπορικὸν τῆς Ἑλλάδος κατά τε ξηρὰν καὶ θάλασσαν ἐν ᾧ συνδέονται ἡ γεωγραφία μετὰ τῆς ἱστορίας καὶ μυθολογίας ἔτι. Πρώτη ὁδὸς ἀπ' Ἀθηνῶν εἰς Βόλον διὰ τοῦ Εὐβοϊκοῦ κόλπου. Ἐν Ἀθήναις, Τύποις »Messager d'Athènes« 1883. *ιε'* 208 S. 4 Taf. 2 Hefte.

Der uns bereits bekannte Verfasser (s. o. S. 405 f.) veröffentlichte als Vorläufer seiner später erschienenen Itinerare diese »Reiseerinnerungen« an die Fahrt von Athen nach Volo, dem Hafen Thessaliens, wo die eigentliche Thätigkeit des Verfassers begann. Diese kurze, mit dem Dampfer zurückgelegte Reise hätte natürlich kaum den Stoff zu einer 208 S. langen Beschreibung liefern können, wenn der Verfasser dieselbe

[1]) Die Aufsätze waren bereits früher einzeln in der Zeitschrift »Im Neuen Reich« (hauptsächlich 1877 und 1878) erschienen.

nicht lediglich als äufseren Rahmen benutzt hätte, um über die berührten oder auch nur von ferne gesehenen Örtlichkeiten aus einigen Büchern und Mitteilungen von Reisegefährten im Konversationslexikonsstil historische, mythologische, ökonomische und naturhistorische Notizen zu sammeln, welche mit behaglicher Breite und selbstbewufster Zurschaustellung einer seichten Gelehrsamkeit vorgetragen werden. So mufs der Leser gleich zu Anfang eine historisch-archäologische Auseinandersetzung über den Piräus hinnehmen, der kurze Aufenthalt zu Laurion gibt dem Verfasser Gelegenheit, alles, was er über den dortigen Bergwerksbetrieb in Erfahrung bringen konnte, auszukramen, ähnlich wird Chalkis mit weitschweifigen Mitteilungen bedacht, wobei auch die Schrift von Miaulis (s. o. S. 379) nicht vergessen wird u. s. w. Dafs die mythologischen Reminiszenzen in völlig kindischer Weise verwertet werden und das Ganze überhaupt weder literarische noch wissenschaftliche Bedeutung hat, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Wenn Landsleute des Verfassers, wie aus dem vorausgeschickten Briefe einer befreundeten Dame erhellt und der Verfasser nach S. 2 und 97 selbst mit grofser Zuversicht erwartet, aus dem oberflächlichen Machwerk sich über dies oder jenes belehren, so ist ja das immerhin erfreulich; doch hätte der Verfasser für seine griechischen Leser wenigstens ein Inhaltsverzeichnis beigeben sollen. Für Ausländer ist das auch nicht als Muster griechischer Schreibweise zu empfehlende Buch zum Mindesten entbehrlich. Die beigegebenen Tafeln sind Pläne von Laurion und Chalkis mit dem Euripos, eine Ansicht der über letzteren führenden Brücke und eine Karte des Kopaissees mit Umgebung.

Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien. Randzeichnungen zu einigen Stellen des Neuen Testaments von Hermann Dalton. Bremen, C. Ed. Müller. 1884. XV 351 S. M. 4,50.

Sowohl der Titel wie das Inhaltsverzeichnis (1. Philippi, 2. Thessalonich, 3. Athen, 4. Smyrna, 5. von Caesarea nach Rom) lassen erraten, dafs der Verfasser wesentlich als Theologe schreibt. In der That enthält das Buch auch nicht sowohl »Reisebilder« als Betrachtungen über die Reisen und die Briefe des Apostels Paulus, für welche die gelegentlichen landschaftlichen Schilderungen nur den Hintergrund bilden; in diesem Sinne ist der Inhalt durchaus originell und die geographische Beleuchtung eines Stückes der neutestamentlichen Geschichte nicht ohne Interesse. Für unseren Bericht kommt das Buch indessen nicht weiter in Betracht.

Agnes Smith, Glimpses of Greek Life and Scenery. London, Hurst & Blackett. 1884. 348 S. Sh. 15. Unzugänglich. Vgl. J. P. Mahaffy, Academy XXV 161; Athenaeum 1884 I 563f.

De Nicopolis à Olympie. Lettres à un ami par D. Bikélas. Paris, Paul Ollendorff. 1885. 12. (VI) 298 S. Fr. 3,50.

Eine der anziehendsten Erscheinungen in der neueren Reiseliteratur über Griechenland. Ein besonderes Interesse gewinnen diese Reisebriefe, welche auch in griechischer Übersetzung erschienen sind,[1]) dadurch, dafs uns der Verfasser, welcher bei allem nationalen Optimismus doch ein besonnenes Urteil über die Schäden des eigenen Landes zeigt, in einen von europäischen Reisenden (abgesehen von Olympia) sehr selten besuchten Teil Griechenlands führt. Die nur (14tägige) Reise des Verfassers ging von Patras nach Leukas und weiter die Küste von Akarnanien entlang, längs welcher die Hafenplätze Astakos, Mytika, Zaverda sowie die Acheloosmündung und die Insel Kalamos (das alte Karnos) geschildert werden, dann nach Prevesa (Nikopolis) und Arta, zurück über Karvassara, Agrinion (pseudoantike Benennung für Vrachori), Anatoliko, Messolonghi nach Zante, Katakolon, Olympia, Pyrgos, Patras und Korinth. Geschichtliche und politisch-wirtschaftliche Betrachtungen, die einen ziemlich breiten Raum einnehmen, müssen zum Teil ersetzen, was die Kürze der Reise an Selbstgesehenem nicht bieten konnte; doch sind dieselben so verständig gehalten und in eine so anziehende Form gebracht, dafs jedermann das Buch mit Genufs und Interesse lesen wird.[2])

Rosa v. Gerold, Ein Ausflug nach Athen und Corfu. Mit Zeichnungen von Ludwig H. Fischer. Wien, Karl Gerolds Sohn. 1885. II 223 S. M. 5.

Nicht übel geschrieben, aber ohne geographisches Interesse. Einige arge Mifsverständnisse in der Wiedergabe neugriechischer Worte (S. 140 »zum Kloster Tom a Somason« d. i. *τῶν ἀσωμάτων*, S. 170 »Ephiariste« für *εὐχαριστῶ*) wird man der Verfasserin zu Gute halten müssen, der man auch gern die Illusion gönnen wird, in dem Potamó von Corfu den Flufs zu sehen, an welchem die Begegnung zwischen Odysseus und Nausikaa stattfand; dafs bei dieser Gelegenheit fast der ganze sechste Gesang der Odyssee in Übersetzung abgedruckt wurde, wäre freilich nicht nötig gewesen.

Bilder aus Griechenland. Altes und Neues von Ludwig Steub. Leipzig, Hirzel. 1885. IV 386 S. M. 4,50.

Im Jahre 1841 trat der Verfasser, welcher später durch seine Schilderungen aus den deutschen Alpen in den weitesten Kreisen bekannt wurde, mit zwei Bändchen »Bilder aus Griechenland« (Leipzig, F. A. Brock-

[1]) *Ἀπὸ Νικοπόλεως εἰς Ὀλυμπίαν ὑπὸ Δ. Βικέλα.* *Ἑστία* 1885 No. 508—520 und in Buchform (200 S.) Athen 1886 (Miliarakis No. 168).

[2]) Ganz ähnlich urteilt über das Buch Hirschfeld XII 280.

haus. 377, 219 S.) vor die Öffentlichkeit; sie waren die Frucht eines zweijährigen Aufenthaltes des Verfassers in Griechenland (1834—1836), wo er wie viele andere seiner Landsleute im Staatsdienste thätig war. Doch erstrecken sich die »Bilder« hauptsächlich nur auf die Rückreise von Athen über Korinth und Patras nach Corfu und zwar in Form einer Reihe humoristisch behandelter Episoden, für welche der Verlauf der Reise nur den äufseren Rahm abgab. Trotz der gefälligen Schreibweise fanden indessen die »Bilder aus Griechenland« wenig Anklang und der Autor mochte sich seiner Jugendleistung selbst kaum mehr erinnern, als A. v. Warsberg (s. o. S. 415f.) in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 12. Februar 1884 u. d. T. »Ein vergessenes Buch« wieder die Aufmerksamkeit darauf lenkte und damit zugleich eine Einladung an den Verfasser zu einem Besuche auf Corfu verband. Letzterer unternahm infolge derselben eine Reise über Konstantinopel und Athen dorthin, über welche er eine Reihe von Artikeln in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte. Da inzwischen auch dank der warmen Empfehlung v. Warsbergs, der Rest der »Bilder aus Griechenland« vergriffen war, liefs sie der Verfasser mit einigen Kürzungen neu drucken und mit den (ebenfalls sehr gekürzten) Berichten über die zweite Reise neu erscheinen. Geographische Belehrung wird darin natürlich niemand suchen; doch wird jeder, der einen Blick in die erste Zeit der bayerischen Aera in Griechenland zurückwerfen, und dabei sich an der Erzählungsgabe des Verfassers erfreuen will, das unterhaltende Buch gerne lesen.

Griechische Reise. Blätter aus dem Tagebuche einer Reise in Griechenland und in der Türkei von Karl Krumbacher. Berlin, Hettler. 1886. 12. XLVIII 390 S. 2. (Titel-)Ausgabe 1889. Ebd., Trowitsch & Sohn. M. 3.

Unter der Flut von neueren Reisebeschreibungen über Griechenland bildet Krumbachers Buch insofern eine wohlthuende Ausnahme, als es sich nicht wie die Mehrzahl in längst ausgetretenen Routen bewegt und als der Verfasser einem Moment in hervorragender Weise seine Aufmerksamkeit widmete, zu dessen Würdigung er wie wenig andere Gelehrte befähigt ist, nämlich der neugriechischen Volkssprache. Das gründliche Verständnis der letzteren und die stete Rücksichtnahme auf die Äufserungen derselben ermöglichte es ihm aber auch in den Charakter, die Anschauungen und Lebensweise der Bevölkerung tiefer zu blicken als es den meisten Reisenden, die nicht durch langen Aufenthalt im Oriente heimisch geworden sind, möglich ist. Die Reise, welche in die Zeit von Okt. 1884 bis Mai 1885 fällt, umfafst, aufser Athen (Pentelikon) und Konstantinopel, hauptsächlich die der kleinasiatischen Küste vorgelagerten Inseln, nämlich Lesbos, Chios, Samos, Patmos (wo der Verfasser zweimal Aufenthalt nahm), Leros, Kalymnos, Syme, Rho-

dos, und vom kleinasiatischen Festland Smyrna, Sardes, Magnesia und Pergamon.

C. Hoffmann, Reiseskizzen aus Griechenland. Ausland 1885 S. 881—85, 907—10, 929—32, 944—49.

Triviale Beschreibung einer Tour von Athen nach Mykenai, Tripolitsa, Sparta, Leondari, Phigalia, Olympia, Patras.

A. Mézières, Souvenirs d'un voyage en Grèce. Revue Internationale (herausgegeben von A. de Gubernatis und A. Fantoni in Florenz) Bd. V S. 21—28, 466—75, VI S. 5—14, 612—22, 749—59, VII S. 168—75, 356—60, VIII 233—41, IX S. 61—68, 775—84, X S. 603—13, XI S. 183—91 (1884—86).

Flüchtiger Bericht des bekannten Literarhistorikers, welcher in den Jahren 1850 und 1851 als Mitglied der École d'Athènes Griechenland bereiste, in Form von Briefen an seine Eltern. (Nauplia, Sparta, Olympia, Styx; Syra, Andros, Tenos, Paros und Antiparos; Smyrna, Troia, Konstantinopel; Corfu, Leukas, Prevesa; Livadia, Thermopylen, Larissa, Jannina, Corfu; Italien; Euboea, Tempe, Saloniki). Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen sind zum Teil in einer bald nach der Rückkehr des Verfassers erschienenen Denkschrift über Pelion und Ossa,[1]) zum Teil in einem gleichfalls erst vor wenigen Jahren gedruckten Bericht[2]) veröffentlicht, auf welchen später bei Lakonien und Messenien zurückzukommen sein wird.

Giovanni Setti, Una recente escursione in Greecia. Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti. Bd. 86 (= III. Serie zweiter Bd. 1886) S. 229—77.

Seichte historisch-geographische Betrachtungen, neben denen die eigentliche Reise des Verfassers, die sich auf den Besuch Athens beschränkt zu haben scheint, kaum hervortritt.

Paul Meier, Von Athen nach Olympia. Westermanns Monatshefte 1886 Bd. 60 S. 220—41, 376—94.

Schilderung der Landreise von Korinth über Nemea nach Mykenai, Tegea, Sparta, Messene, Phigalia, Olympia, mit Illustrationen.

Siemens, Hauptmann, Reise-Erinnerungen aus dem heutigen Griechenland. 23. Bericht der *Philomathie* in Neifse. 1886. S. 55—73.

Allgemein gehalten, aber sehr zutreffend.

---

[1]) Mémoire sur le Pélion et l'Ossa. Archives de miss. scient. I. Série T. III S. 481—567 (1854).

[2]) Annuaire d. ét. grecques XVII (1883) 223—36; XX 1—62.

Eduard Engel, Griechische Frühlingstage. Jena, Costenoble. 1887. VIII 446 S. M. 7.

Unter den neueren Reisewerken über Griechenland hat kaum ein anderes in weiteren Kreisen so grofses Aufsehen erregt, wie das Buch von Engel. Diefs ist gewifs nicht blos der unbestreitbar gewandten und originellen Darstellung zuzuschreiben, sondern insbesondere auch der entschiedenen Parteinahme des Verfassers für das Neugriechentum in politischer, kultureller und sprachlicher Hinsicht, welche ihn auch zum eifrigen Anwalt der neugriechischen Aussprache gemacht hat. Auf letzteren Standpunkt, den Engel sowohl im Schlufskapitel dieses Buches als in einer besonderen Schrift[1]) vertritt, näher einzugehen, ist hier kein Anlafs, zumal die in absprechendem Tone gehaltenen Ausführungen des Verfassers nur Leuten imponieren können, die der griechischen Sprachwissenschaft völlig ferne stehen. Aber auch in anderer Hinsicht kann man die Auffassung des Verfassers nicht ohne Widerspruch hinnehmen. Die Sucht, das heutige Griechenland und seine Bevölkerung von allen Mängeln reinzuwaschen und handgreifliche Mifsstände zu beschönigen, streift bei Engel oft ans Lächerliche. Wollte man ihm glauben, dann gäbe es wohl in ganz Griechenland keinen Hallunken — aufser Herrn Dilijannis, der als Sündenbock für alle in neuerer Zeit begangenen Mifsgriffe der Regierung dienen mufs. Ref. glaubt bei einer früheren Gelegenheit in einem gegen die ungerechtfertigte Darstellung Vierordts gerichteten Aufsatz[2]) seinen persönlichen Standpunkt klar genug vertreten zu haben, um die Unterschiebung eines mifsgünstigen Urteils über das jetzige Griechenland von sich weisen zu können. Aber wie aufrichtig man auch die kulturellen Errungenschaften des jungen Staatswesens und die Vorzüge des griechischen Volkes anerkennen mag, so braucht man doch nicht blind zu sein gegen dessen Schwächen und Fehler, die es, wie jede andere Nation, besitzt. Mit Schönfärbereien, wie sie Herr Engel liebt, leistet man niemand einen schlechteren Dienst als den Griechen selber. Denn indem man ihrer nationalen Eitelkeit schmeichelt, fördert man einen ihrer Hauptfehler, die Neigung zur Überschätzung alles Einheimischen, und indem man dem Auslande die Dinge in einem günstigeren Lichte zeigt, als sie es verdienen, bereitet man nur peinliche Enttäuschungen für spätere Reisende vor, in deren Urteil sich dann naturgemäfs eine Reaktion kundgeben mufs. Wer sich indessen durch die optimistische Brille, durch welche der Verfasser alles Griechische be-

---

[1]) Die Aussprache des Griechischen. Ein Schnitt in einen Schulzopf Jena, Costenoble 1887. VII 168 S. M. 2,50. Vgl. Krumbacher in d Blätt. f. d. bayer. Gymnasialw. XXIV 45—48 und die Nachweise von H. Ziemer in diesem Jahresbericht Bd 56 S. 268.

[2]) »Ein Wort zur Verteidigung für das 'moderne' Griechenland«. Allg. Zeit. 1886 No. 197 Beil.

trachtet, nicht beeinflussen läfst und sich mit einiger Geduld gegen die Ausfälle auf die Büchergelehrten u. s. w. wappnet, wird die »Frühlingstage« nicht nur mit Genufs lesen, sondern auch manche nützliche Anregung aus denselben schöpfen. Geographisch bewegt sich die Reise fast ganz auf der gewöhnlichen Route, was übrigens hier auch nebensächlich ist, da es dem Verfasser lediglich auf die Wiedergabe seiner Eindrücke vom griechischen Volkstum ankommt. Engel reiste über Corfu, Olympia, Phigalia, Messene, Sparta; von hier nach dem seltener besuchten Gythion,[1]) wo die Schmierigkeit des Städtchens und seiner Bewohner sogar für die Geduld des Verfassers zu stark wurde, dann zur See nach Nauplia und weiter über Mykenai und Korinth nach Athen. Ein besonderes Kapitel wird am Schlufs der Reise dem ursprünglich bayerischen Dorfe Arakli (Heraklion) bei Athen gewidmet.

Hans Müller, Griechische Reisen und Studien. Zwei Teile. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887. XI 244; VI 210 S. M. 6.

Nur der kleinere Teil (I 1—160) des »des wiedererstandenen griechischen Nation« gewidmeten Buches beschäftigt sich mit der im Jahre 1881 ausgeführten Reise, welche den Verfasser von Athen aus nach Korinth und (zu Fufs) nach Mykenai und Nauplia, von dort um den Peloponnes herum nach Olympia und Patras führte. Hieran schlofs sich eine Tour durch Mittelgriechenland (Delphi, Livadia, Theben), sowie eine zweite Reise von Athen über Theben und Chalkis nach Nord-Euboea, wo uns der Verfasser das Waldidyll von Achmed Aga schildert. Die Heimkehr erfolgte von Athen über Konstantinopel. An die eigentliche Reisebeschreibung schliefsen sich im ersten Teil noch einige allgemeine Kapitel über die materiellen Hülfsquellen Griechenlands, die heutige Bevölkerung, die neugriechische Sprache und ihre Bedeutung für unser höheres Schulwesen, über das sich Verfasser bei dieser Gelegenheit in verschiedener Hinsicht verbreitet. Hierauf einzugehen ist hier ebenso wenig der Ort, wie auf den zweiten Teil des Buches, welcher ausschliefslich eine Auswahl neugriechischer Dichtungen enthält.[2]) In seiner Auffassung von griechischen Dingen erweist sich der Verfasser, wie auch schon die Widmung erwarten läfst, gleich Engel als Philhellene, wenngleich sich sein Optimismus nicht in so enthusiastischer Weise kundgibt; an Gewandtheit und Originalität steht indessen seine Darstellung dem Engelschen Buche weit nach.

---

[1]) Amtlicher Name des südl. vom alten Gytheion gelegenen modernen Städtchens Marathonisi.

[2]) Vgl. die Besprechung von Krumbacher, Berl. Philol. Wochenschr. 1887 Sp. 1346.

Maurice Letellier, Lettres d'Orient. Égypte, Palestine, le Liban, Palmyre, Grèce. Luxembourg. 1887. (VI) 533 XVII S. Als Manuskript gedruckt.

Der liebenswürdige Reisegefährte des Referenten in Aegypten und Judaea schildert hier (S. 359—529) in anspruchslosen, warm empfundenen Reisebriefen[1]) eine nach meiner Rückkehr aus Cypern mit mir gemeinschaftlich ausgeführten Reise von Larnaka über Smyrna (Besuch von Ephesos) und Athen (Ausflüge nach Marathon, Laurion und Korinth) nach Aegina, Nauplia, Mykenai, Argos, Tripolitsa, Sparta, Kalamata, Messene, Phigalia, Olympia, Zante, Patras, Delphi (Besteigung des Parnafs), Livadia, Theben sowie seine Rückreise über Korinth und Corfu.

Maur. de Fos, En Grèce, Bull. de la Soc. normande de géogr. VIII (1886) 1—17. Auch in S.-A. u. d. T. Voyage en Grèce (Excursion en Morée). Rouen, Cagniard. 1887. 4. 19 S.

Behandelt in dem Rahmen eines Vortrags eine Reise nach Athen, Argolis und das östliche Arkadien.

A. Colbeck, A Summers Cruise in the Waters of Greece, Turkey and Russia. London, Unwin. 1887. 428 S. M. 12,60. Unzugänglich.

T. Fitz-Patrick, An Autumn Cruise in the Aegean; or Notes of a Voyage in a Sailing Yacht. With Maps and Illustrations. London, S. Low. 1886. X 316 S. Sh. 10 d. 6. Unzugänglich. Vergl. Hirschfeld XII S. 299.

John Edwin Sandys, An Easter Vacation in Greece with Lists of Books on Greek Travel and Topography and Time-Tables of Greek Steamers and Railways. With a Map of Greece and a Plan of Olympia. London, Macmillan & Co. 1887. XVI 175 S. Sh. 3 d. 6.

Ansprechend geschriebenes Tagebuch einer Ferienreise nach Athen (Pentelikon, Phyle, Laurion), Mykenai, Nemea, Korinth, Delphi, Olympia, Zante, Corfu. Der Verfasser will nicht blos seine Reiseeindrücke zum Besten geben, sondern sich auch seinen Nachfolgern nützlich erweisen. Deshalb ist eine ausführliche (aber nicht vollständige) Zusammenstellung der Reiseliteratur über Griechenland mit Inhaltsangabe für die wichtigeren Werke,[2]) sowie einiger anderer Hilfsmittel zum Studium von Land und Volk beigegeben, ferner genaue Fahrpläne

---

[1]) Dieselben erschienen zuerst im *Journal de Luxembourg.*

[2]) So findet man z. B. hier (S. 124 f.) ein eingehendes Inhaltsverzeichnis zu dem reichhaltigen »Tagebuch einer griechischen Reise« von F. G. Welcker (zwei Bände, Berlin 1865), welches selbst eines solchen vollständig ermangelt.

der griechischen Dampferlinien und Eisenbahnen. Wenn letztere natürlich auch einem raschen Veralten ausgesetzt sind, so sind dieselben, wenigstens was die Dampfer betrifft, doch nicht ganz unnütz, da sie bei dem sonstigen Mangel leicht zugänglicher und genauer Fahrpläne dem Reisenden wenigstens einige Anhaltspunkte zur provisorischen Feststellung des Reiseplanes gewähren.

C. G. Saunders-Forster, Beneath Parnassian Clouds and Olympian u. Sunshine. u. London, Bemington. 1887. 284 S. Sh. 7 d. 6. Unzugänglich. Vgl. Hirschfeld XII S. 281.

V. G. Marschall, Reisebilder aus Neugriechenland. Unsere Zeit 1888 II S. 263—74.

Ausflug in das südliche Aetolien und Akarnanien (Missolunghi, Aetoliko, Oiniadai, Agrinion, Stratos).

H. Schliemann, Reise im Peloponnes und an der Westküste Griechenlands. Zeitschr. f. Ethnologie XXI (1889) S. 414—19.

Kurze Mitteilung über eine Reise nach Argos, Tegea, Mantineia, Megalopolis, Lykosura, ferner nach Leukas, Prevesa (Nikopolis) und Kassope. Von den noch sehr selten besuchten Ruinen der letztgenannten Stadt (vgl. Bursian I 29 ff.) gibt der Verfasser eine etwas ausführlichere Beschreibung. Auch sonst enthält der Bericht trotz seiner Kürze einige beachtenswerte archäologische Bemerkungen.

K. v. Went, Eine Urlaubsreise nach Griechenland und der Türkei. Linz a. D., Mareis 1889. 168 S. M. 3. Unzugänglich.

Georg Behrmann, Eine Maienfahrt durch Griechenland. Hamburg, Lucas Gräfe. 1890. X 360 S. M. 4.80.

Die Tour bewegt sich in dem gewöhnlichen Geleise: Olympia, Phigalia, Messene, Sparta, Tripolitsa, Mykenai, Attika, eine Rundfahrt zwischen den Kykladen, Theben, Delphi, Korinth. Die Darstellung, welche den theologischen Beruf des Verfassers nicht verläugnet, ist geschickt und lesbar und wird durch eingestreute Übertragungen neugriechischer Dichtung belebt.

E. Cabral, Voyage en Grèce 1889. Notes et impressions. Paris, Libr. des bibliophiles. 1890. 4. 163 S. mit 21 Heliogravüren und 5 Plänen. Fr. 30. Unzugänglich.

H. F. Tozer, The Islands of the Aegean. Oxford, Clarendon Press. 1890. XII 362 S. Sh. 8 d. 6.

Das Buch ist mir vorläufig erst aus der Anzeige von Partsch im Literaturber. zu Petermanns Mitteil. 1890 No. 2467 bekannt, wonach dasselbe zum Teil die Berichte zusammenzufassen scheint, welche der Verf. auf seinen Reisen (1874 und 1886) an die Ztschr. *Academy* gerichtet hat.

Mit einem Hinweise darauf, dafs bei Miliarakis S. 15f. noch einige in griechischen Zeitschriften zerstreute Reiseberichte zu finden sind, welche mir nur teilweise zugänglich sind und deshalb hier nicht eigens angeführt wurden, beschliefse ich für dieses Mal den Überblick der Reiseliteratur (vgl. Nachtrag). Es erübrigt uns nunmehr nur noch auf eine Art von literarischen Erzeugnissen einen Blick zu werfen, welche für geographische Zwecke eigentlich die wichtigste ist, nämlich die

Karten.

So selbstverständlich es für jeden sein sollte, der sich irgendwie mit Karten zu beschäftigen hat, ist es erfahrungsmäfsig keineswegs überflüssig, immer wieder daran zu erinnern, ein wie grofser Unterschied zwischen Karten von selbständigem wissenschaftlichen Werte und Copien aus zweiter und dritter Hand besteht, ein Unterschied, der sich einigermafsen demjenigen zwischen quellenmäfsigen Geschichtsdarstellungen und der landläufigen Wiedererzählung längst bekannter historischer Thatsachen vergleichen läfst. Zu der erstgenannten Art von Karten sind nicht nur die amtlichen Originalaufnahmen zu rechnen, wie sie jetzt in den meisten Kulturstaaten ausgeführt oder in der Ausführung begriffen sind, sondern auch die auf kritischer Verarbeitung des gesammten Quellenmateriales beruhenden Übersichtskarten, in welchen, wie z. B. in vielen Blättern des Stielerschen Atlasses, eine Summe von Arbeit und Forschung niedergelegt ist, die nur mit der Arbeitsleistung bändereicher Spezialwerke verglichen werden kann. Je vollkommener in einem Staate das Ideal einer genauen Landesaufnahme erreicht ist, um so weniger bleibt natürlich dem kritischen Kartographen, der das gewonnene Material einem gröfseren Publikum zu vermitteln bestrebt ist, zu thun übrig, während bei Ländern ohne geordnete Verwaltung und ohne amtliche Landesvermessung an sein Können die höchsten Anforderungen gestellt werden. In Griechenland nun befindet sich die Kartographie in einer Art Mittellage zwischen den beiden Extremen. Der junge Staat hat es nämlich, so sehr er sich auch sonst den Einrichtungen der übrigen europäischen Kulturländer genähert hat, noch zu keiner regelrechten Landesaufnahme gebracht;[1]) glücklicher Weise fehlt es jedoch nicht ganz

[1]) In dem Verzeichnis der im v. J. bei der Ges. f. Erdk. in Berlin eingelaufenen amtlichen Kartenwerke (Verhandl. d. Ges. f. Erdk. 1890 S. 500f.) finden sich auch zwei Blätter einer neuen griechischen Landesaufnahme (Central-Thessalien 1 : 100000 und Domokos 1 : 50000) erwähnt. Sollte man es hier wirklich mit dem Anfange einer grofsen systematischen Arbeit zu thun haben? Da bisher in der Öffentlichkeit sonst noch nichts darüber verlautete, mufs ich den Sachverhalt einstweilen dahin gestellt sein lassen. Es versteht sich aber von selbst, dafs ein derartiges Unternehmen nicht nur für Geographen, sondern auch für Historiker und Archaeologen von unschätzbarer Wichtigkeit wäre.

an einer entsprechenden Grundlage für die Kartographie. Es waren die Offiziere der französischen Expedition in Morea im Jahre 1827 und 1828, welche sich durch die sofortige Inangriffnahme einer Triangulierung der Halbinsel ein unvergängliches Verdienst um die Kenntnis des Landes erworben haben. Die von ihnen bearbeitete Karte von Morea,[1]) welche später zu einer solchen von ganz Griechenland erweitert wurde,[2]) ist noch heute unersetzt und bildet gewissermafsen den festen Kern, an den sich alles übrige kartographische Material angliedern mufs. Leider entspricht jedoch die Karte nicht entfernt mehr den heutigen Anforderungen. Nicht nur, dafs der Mafsstab (1 : 200000) für ein Land, in welchem alle Einzelheiten von so wesentlichem Interesse sind, bei weitem nicht ausreicht, dafs die Kommunikationen jetzt vollständig überholt sind und sogar das Ortsnetz die gröfsten Lücken zeigt (vgl. o. S. 397), hat sich in neuerer Zeit herausgestellt, dafs auch dem Terrainbild keineswegs die unbedingte Zuverlässigkeit eignet, die man ihm früher allgemein zugeschrieben hat (vgl. S. 374, 376). Zu allem Überflufs ist die in Steindruck ausgeführte Karte, welche vor mehr als zehn Jahren völlig aus dem Handel verschwunden war, nur noch in einem seit 1880 ausgegebenen, aber durch die Abnutzung des Steines sehr verschlechterten Abdruck zu haben, so dafs sich das Bedürfnis einer neuen Kartierung des Landes immer gebieterischer fühlbar macht. Es versteht sich ferner von selbst, dass die *Carte de la Grèce* sich streng innerhalb der damaligen politischen Grenzen hält, also weder die ionischen Inseln, noch die 1881 erworbenen Gebietsteile von Epirus und Thessalien umfafst. Für erstere mufste und mufs zum Teil noch die zweite Hauptquelle der griechischen Kartographie als Ersatz dienen, nämlich die Aufnahmen des hydrographischen Amts der britischen Admiralität, welche in den Seekarten (*Admiralty Charts*) niedergelegt sind. Diese Seekarten enthalten vom Festlande meist nur einen schmalen Streifen, diesen aber in weit schärferer Ausführung als die meisten Landkarten, während bei den Inseln, insbesondere den kleineren, auch das Innere vollständig ausgeführt zu sein pflegt. Obwohl an manchen Gebrechen leidend und nicht in jeder Hinsicht zuverlässig, sind die Seekarten doch durch ihre Detailausführung ein so wichtiges topographisches Hilfsmittel, dafs Niemand der sich, sei es auch nur historisch oder archäologisch, mit einem in den Bereich derselben fallenden Gebiete beschäftigt, die Anschaffung der einschlägigen Blätter, welche um einen mäfsigen Preis durch jede Buchhandlung zu beziehen sind, versäumen sollte. Ich gebe am Schlufs ein

[1]) Carte de la Morée rédigée au Dépôt général de la guerre d'après la triangulation et les levés en 1829—31. 6 Bl. Paris. 1832.

[2]) Carte de la Grèce rédigée et gravée au Dépôt de la guerre d'après la triangulation et les levés exécutés par les officiers du corps d'état major. 20 Bl. Paris. 1852.

Verzeichnis der seit Beginn dieses Jahresberichtes erschienenen Blätter, welches die Orientierung erleichtern wird.[1]) In neuerer Zeit hat auch das französische *Dépôt des cartes et plans de la marine* eine Anzahl Seekarten herausgegeben, welche jedoch in der Regel nur aus einer Wiederholung der englischen Aufnahmen mit Übertragung in französische Sprache und französisches Mafs bestehen. Ich werde dieselben, so weit sie mir bekannt sind, ebenfalls am Schlusse anführen. Die schönen Aufnahmen der k. k. österreichischen Kriegsmarine kommen nur für den äufsersten Nordwesten Griechenlands in Betracht.[2])

Zu diesen beiden Hauptquellen der griechischen Kartographie treten nun noch Spezialaufnahmen einzelner Landesteile, unter denen die prächtigen »Karten von Attika« weitaus den ersten Rang einnehmen. Da die letzteren jedoch sich nur auf eine Landschaft beschränken, sind sie ebenso wie andere Lokalkarten, so insbesondere auch die Umgebungspläne von Olympia und Mykenai, erst im nächsten Bericht zu besprechen. Dagegen ist hier die wichtige Originalaufnahme der neuen griechisch-türkischen Grenze zu nennen, welche 1881/82 unter Leitung des englischen Majors Ardagh ausgeführt und im Mafse von 1 : 50000 auf 13 Blatt niedergelegt wurde.[3]) Da indessen diese Originalaufnahme nicht in die Öffentlichkeit gelangte, unternahm es der unermüdliche Altmeister orien-

---

1) Bei Bestellungen im Handel ist womöglich immer die Nummer des betr. Blattes anzugeben Die Auffindung derselben für sämtliche über alle Weltteile sich erstreckenden Admiralitätskarten, ermöglicht der *Admiralty Catalogue of Charts, Plans and Sailing Directions. Published by Order of the Lords Commissioners of the Admiralty.* London. 1883. Gleich den Karten selbst und dem *Mediterranean Pilot* (s. o. S. 378) zu beziehen von J. D. Potter, 31 Poultry. Neuere Karten findet man in den Literaturverzeichnissen von Petermanns Mitteilungen und der Ztschr. d. Ges. f. Erdk. aufgeführt.

2) Adriatisches Meer, Ostküste. Bl 30. Kimara. 1 : 100000. Aufgen. 1870 von R. Österreicher. Das sauber gestochene Blatt (Preis 0.60 fl.) umfafst die epirotische Küste von den akrokeraunischen Bergen bis zum Butrintoflusse sowie die nördliche Breitseite von Corfu mit dem Pantokratorgebirge, dessen Darstellung freilich neben derjenigen von Partsch jetzt nicht mehr bestehen kann, sowie die kleinen Inseln im NW von Corfu.

3) Es verdient bei dieser Gelegenheit die Thatsache der Vergessenheit entrissen zu werden, dafs auch bei der Begründung des Königreiches eine amtliche Aufnahme der damaligen Grenze stattfand, welche u. d. T. erschien: *Carte de la frontière continentale entre le Royaume de la Grèce et l'Empire Ottoman fixée sur les lieux par M. M. les Commissaires de l'Alliance etc. Argos. 1834. Χάρτης τῶν κατὰ τὴν στερεὰν ὁρίων τοῦ Βασιλείου τῆς Ἑλλάδος καὶ τοῦ Ὀθωμανικοῦ Κράτους κτλ. Ἐκ τῆς Βασιλ. Λιθογραφίας ἐν Ἀθήναις* 1837. *Ἐν Ἄργει τῷ* 1834. (Die Karte wurde also 1834 in Argos entworfen u. 1837 in Athen vervielfältigt). 4 Bl. u. 1 Halbbl. Ein Exemplar dieser für die Geschichte der Balkanhalbinsel und ihrer Erforschung wichtigen Karte befindet sich in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

talischer Geographie, H. Kiepert, unterstützt durch das Entgegenkommen des auswärtigen Amtes in Berlin, dieselbe in einer den vollen Inhalt des Originals wiedergebenden Verjüngung (1 : 200 000) allgemein zugänglich zu machen, welche u. d. T. erschien

Die neue griechisch-türkische Grenze in Thessalien und Epirus. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. in Berlin 1882 S. 244—53 T. III—VI.

Von dieser Publikation enthält Taf. III die westliche, Taf. IV die nördliche Grenze der neuen griechischen Provinzen, während Taf. VI den kartographischen Standpunkt derselben im Allgemeinen veranschaulicht und Taf. V eine Reduktion (von 1 : 100 000 auf 1 : 200 000) der bisher unveröffentlichten Routenkarten des nordthessalischen Grenzgebietes von G. Lejean (aufgenommen 1867) enthält. Der Text gibt eine kritische Übersicht der bisherigen Leistungen auf dem Gebiet der Kartographie von Epirus und Thessalien, durch welche man einen überraschenden Einblick in die Mangelhaftigkeit unseres kartographischen Materials erhält. Leider beschränkt sich auch die neue Aufnahme nur auf einen ganz schmalen Streifen Landes längs der Grenze; doch ist damit immerhin in dem Chaos nordgriechischer Topographie eine feste Basis gewonnen und in Verbindung mit den englischen Küstenaufnahmen im W und O und der *Carte de la Grèce* im S ein fester Rahmen gegeben, welcher auf Grund von Itineraren und Kompafsrekognoszierungen ausgefüllt werden mufs.[1])

Man sieht, es ist ein ziemlich buntscheckiges Material, auf dem sich eine Karte des heutigen Griechenland aufbauen mufs, und es erfordert einen nicht geringen Takt des Zeichners, um die nicht nur in Charakter und Ausführung, sondern auch inhaltlich sehr von einander abweichenden Quellen zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen, ein Mifsstand, der sich besonders beim Übergang von einer Vorlage zur andern in sehr empfindlicher Weise geltend macht. Das Verdienst, sich der Mühe einer kritischen Verarbeitung dieses mannigfaltigen Quellenmaterials zu einer Karte gröfseren Mafsstabes unterzogen zu haben, gebührt dem griechischen Offizier J. Kokidis in Verbindung mit dem k. k. militärgeographischen Institute in Wien, dessen Karte zuerst in griechischer Sprache u. d. T. erschien:

---

[1]) Nur für das westliche thessalische Becken liegt eine eigentliche Aufnahme vor, welche 1862 von Laloy auf Befehl Napoleon III. ausgeführt und in Heuzey-Daumets *Mission archéologique en Macédoine* (Paris 1876) in 1 : 250 000 veröffentlicht wurde; vgl. Kiepert a. a. O. S. 248.

Χάρτης τοῦ Βασιλείου τῆς Ἑλλάδος. Συνετάχθη ὑπὸ σμίκρυσιν 1 : 300 000. 1884. 11 Bl. u. 2 Halbbl., dazu 1 Bl. *Πίναξ στατιστικὸς τοῦ Βασιλείου τῆς Ἑλλάδος.*[1]) M. 16.50. (Als Herausgeber ist am Rand des Titelblattes (XI.) genannt: *Ἰ. Κοκίδης, ἀντισυνταγμάρχης τῶν γενικῶν ἐπιτελῶν* (Oberstlieutnant im Generalstab).

Später erschien die Karte in deutscher Sprache u. d. T.

Generalkarte des Königreiches Griechenland im Mafse 1 : 300 000 der Natur. Nach Berichtigungsdaten des k. griech. Oberstlieutnants J. Kokides und revidiert von Prof. Dr. H. Kiepert, bearbeitet und herausgegeben vom k. k. militärgeographischen Instituts in Wien. 1885. 11 Bl. u. 2 Halbbl. à M. 1.40 bezw. 0.70.[2])

Die Karte bildet eigentlich eine Fortsetzung der von dem gleichen Institut herausgegebenen »Generalkarte von Centraleuropa« in 1 : 300 000, welche in 192 Blättern (erschienen 1873—76, Heliogravüre) Mitteleuropa von Kopenhagen bis Rom und von Manchester bis Odessa umfafst. Dieselbe war zunächst durch Vergröfserung von Schedas Generalkarte in 1 : 576 000, welche seit 1856 in 47 elegant gestochenen Blättern erschienen war, hergestellt, aber durch Zusätze und Berichtigungen wesentlich bereichert worden. Die kriegerischen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel in den Jahren 1876—78 veranlafsten zunächst eine Ausdehnung dieses Kartenwerkes auf die gesammten Balkanländer bis zur (alten) griechischen Grenze, wodurch 15 Anschlufsblätter notwendig wurden. Diese auf die Balkanhalbinsel entfallenden Blätter[3]) bilden den weitaus wertvollsten Teil der ganzen Karte, da sie nicht wie die Blätter von Österreich, Deutschland u. s. w. lediglich eine Reduktion gröfserer Originalkarten darstellen, sondern durch Verarbeitung alles vorhandenen Materiales, darunter der zahlreichen von österreichischen Offizieren aufgenommenen Routen, selbst den Wert einer Originalkarte erlangten. Von diesen Blättern[4]) kommen für Nordgriechenland noch folgende in Betracht: *L 14 Berat* (*Argyrokastro*), *M 14 Kastoria* (*Joannina*), *N 14 Salonik*, *L 15 Philiataes* (*Corfu*), *M 15 Arta*, *N 15 Phersala*. Nachdem die Karte einmal so weit ausgedehnt war, lag es nahe, in dieselbe auch das Königreich Griechenland einzubeziehen, für welches sich der Mangel einer gröfseren Generalkarte von Tag zu Tag mehr fühlbar machte. Doch erhielt aus begreiflichen Gründen die neue Karte Griechenlands

---

[1]) Enthält eine Übersicht der Demen nach Nomen und Eparchien.

[2]) Vgl. auch die Anzeige von H. Zimmerer in den Blätt. für d. bayer. Gymnasialschulw. 1887 S. 57—62, u. von C. Vogel in Petermanns Mitteil. 1886 Literaturb. No. 98.

[3]) Vgl. Petermanns Mitteil. 1877 S. 306, 1879 S. 29, 1881 S. 349f.; Kiepert a. a. O. S. 245f.

[4]) Preis eines jeden 0.60 fl., mit Wald in Farbendruck 0.70 fl.

ihren besonderen Rahmen und eine von der »Generalkarte von Central-Europa« unabhängige Blattbezeichnung, während sie sich in Mafsstab und Ausführung (mit einigen nebensächlichen Modifikationen) eng an die letztere anschlofs. Durch die Mitwirkung eines griechischen Offiziers war es auch möglich, aus amtlichen Quellen eine Anzahl neuer Daten einzufügen, deren kartographischer Verwertung sich freilich mitunter erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Dafs gilt besonders von den zahlreichen Gemeinden und Ortschaften, welche in der *Carte de la Grèce* und somit auch in allen übrigen Karten fehlten (vgl. o. S. 397); dafs der Zeichner bei der Eintragung solcher Ortschaften, deren Lage ihm im Allgemeinen nur ganz annähernd bekannt sein konnte, nicht immer eine glückliche Hand hatte, habe ich bereits bei anderer Gelegenheit hervorgehoben.[1]) Ebenso mifslich war die Einzeichnung der neuen Strafsen- und Eisenbahnlinien, welche meist nur nach ganz allgemeinen Angaben erfolgte und deshalb im Einzelnen mit der Terrainzeichnung nicht selten in offenbaren Widerspruch geriet. Hier sind nun einige Mifsstände in der deutschen Ausgabe, die überhaupt zahlreiche Berichtigungen aufweist, beseitigt worden. Im Ganzen mufs die Karte als eine fleifsige Kompilation bezeichnet werden, welche zwar den nächsten Bedürfnissen des Handgebrauchs genügt, aber für ein eingehenderes Studium die Originale nicht entbehrlich macht. Es gilt das vor Allem von der Terraindarstellung, die, in der *Carte de la Grèce* von musterhafter Klarheit und Schärfe, hier ein verschwommenes und charakterloses Bild gibt und für das Verständnis der vertikalen Gliederung des Landes entschieden unzureichend ist; selbst die Blätter IV und V aus Kieperts »Neuem Atlas von Hellas« eignen sich zum Studium des Reliefs weit besser.

Neben dieser »Generalkarte« veröffentlichte das militärgeographische Institut noch Übersichtskarten wie die

Gerippkarte der Balkanländer in 1 : 500 000 (7 Bl. Wien 1879 M. 11.20),

welche ich jedoch nur dem Titel nach kenne, und die

Übersichtskarte von Mittel-Europa im Mafse 1 : 750 000 der Natur. Wien 1882—86.

Von den 45 Bl. (je 1 fl.) dieser schönen und eleganten, aber etwas teuren Karte umfassen die Blätter D 6, E 6 und F 6 neben Albanien, Makedonien mit Chalkidike und Südrumelien noch den gröfsten Teil von Epirus und Thessalien sowie die nördlichen Inseln des ägäischen Meeres. Die kräftige Terrainzeichnung und entschiedene Farbengebung berühren wohlthuend gegenüber dem oft ausdruckslosen Charakter der Generalkarten von Griechenland und Central-Europa.

---

[1]) Vgl. mein Akarnanien u. s. w. S. 281 f.

Speziell der Darstellung von Nordgriechenland gewidmet ist H. Kieperts vortreffliche *Carte de l'Epire et de la Thessalie* (zwei Bl. in 1:500000. Berlin, D. Reimer. 1871), von welcher 1878 eine berichtigte Ausgabe ohne Terrain (M. 2.40), 1880 eine dritte Ausgabe mit Terrain (M. 4) erschien. Sie ist die beste kritische Bearbeitung dieses Gebietes und diente deshalb der hier weniger selbständigen österreichischen Generalkarte, sowie auch der russischen Karte der Europäischen Türkei von Artamonow (1877 in 1:420000) als Quelle; letztere ist mir im Übrigen nur aus Berichten bekannt.[1])

Eine Spezialdarstellung desselben Gebietes versucht

Πίναξ τῆς μεσημβρινῆς Ἠπείρου καὶ τῆς Θεσσαλίας ἐκπονηθεὶς ὑπὸ Μιχαὴλ Θ. Χρυσοχόου Ζιτσαίου τῇ συνδρομῇ τῆς Ἐπιτροπῆς τῆς Ἐθνικῆς Ἀμύνης καὶ Ἀδελφότητος καὶ τοῦ πρὸς διάδοσιν τῶν Ἑλληνικῶν γραμμάτων Συλλόγου. Ἐν Ἀθήναις. 1881. *Κλίμαξ* 1:200000. 8 Bl. M. 24.

Die Karte reicht im Norden etwa bis Tepeleni und Pydna, im Osten umfafst sie noch die drei chalkidischen Halbinseln sowie die nördlichen Sporaden. Sie beruht im Wesentlichen auf der Wiener Karte, enthält aber beträchtlich mehr Ortsnamen als diese, und hat überdiefs den Vorteil dieselben in der authentischen griechischen Schreibweise zu bieten. Auch sonst enthält sie manche Berichtigungen, besonders in der epirotischen Heimat des Verfassers.[2]) Die Terrainzeichnung ist aufserordentlich roh und derb, gibt aber, aus der Ferne gesehen, ein kräftiges Gesamtbild. In Athen erinnere ich mich irgendwo flüchtig eine zweite Ausgabe dieser Karte gesehen zu haben, doch konnte ich über dieselbe nachträglich nichts mehr in Erfahrung bringen.

Obwohl dem Titel nach auf eine Landschaft beschränkt, mag doch wegen der Ausdehnung des Gebietes sowie des Anschlusses an die vorgenannten Karten halber schon hier Erwähnung finden die

Carta d'Epiro compilata dietro gli studi fatti negli anni 1869—75 dal R. Console [Enrico] de Gubernatis. Scala di 1:400000. Mit 11 S. Text. Fol. Rom. 1880. Fr. 7. S.-A. a. Boll. Soc. geogr. ital. 1879 S. 733—42.

Die Bedeutung der Karte beruht in den zahlreichen Routenaufnahmen des Verfassers, auf dessen topographische Arbeiten über Epirus wir an anderer Stelle zurückzukommen haben werden. Das Terrain in schwach geschummerter Manier mit schiefer Beleuchtung ist ausdruckslos und für das Studium unbrauchbar.

---

[1]) S. Petermanns Mitteil. 1877 S. 227, Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1882 S. 245 A., Geogr. Jahrb. XII S. 331 f.

[2]) Vgl. Kiepert a. a. O. S. 252.

Grofs ist natürlich die Zahl der Übersichtskarten von Griechenland und den Balkanländern, welche besonders zur Zeit des russisch-türkischen Krieges in rascher Folge veröffentlicht wurden, zum gröfsten Teile aber nur für das Tagesinteresse berechnet waren und deshalb meist ohne wissenschaftlichen Wert sind. Es kann selbstverständlich nicht meine Absicht sein, dieselben hier alle aufzuzählen; nur auf einige durch Reichtum des Inhaltes oder Gediegenheit der Darstellung hervorragende Arbeiten gröfseren Mafsstabes, die mir aus eigener Anschauung bekannt sind, soll im Folgenden aufmerksam gemacht werden.

Die Spezialkarte der Europäischen Türkei von F. Handtke in 1 : 576 000,[1]) welche in ihrem Hauptteile jetzt völlig veraltet ist, mag wegen der später erschienenen Anschlufsblätter 19 und 20 erwähnt sein, welche Griechenland bis zur Mitte des Peloponnes umfassen (Linie Andritsaena-Astros) und (besonders 20) als reichhaltige Übersichtskarte gut zu gebrauchen sind. Das Gleiche gilt im Wesentlichen von

(v. Scheda), Generalkarte der Europäischen Türkei und des Königreichs Griechenland. 1 : 864 000. Wien, Artaria. 1876. 13 Blatt.[2]) Neue Ausg. u. d. T.: v. Schedas Generalkarte der Balkanländer. Von A. Steinhauser nach den neuesten offiziellen Materialien gänzlich umgearbeitet. (1880 u.) 1885. M. 18; kolor. M. 21. Einzelne Blätter M. 2 (Plan von Konst. M. 3).

Die Karte ist, dem kleineren Mafsstab entsprechend, weniger reich an Einzelheiten als die Handtke'sche, umfafst dafür aber (Bl. 9, 10, 12, 13) Griechenland nebst den Inseln des Archipels und dem westlichen Kleinasien, das man selten in so grofsem Mafsstab dargestellt findet, vollständig.[3]) Der Bearbeiter der zweiten Ausgabe veröffentlichte später noch eine kleinere Übersichtskarte u. d. T.

Karte von Südost-Europa. Die Staaten der Balkanhalbinsel samt Teilen von Österreich-Ungarn bis Budapest und Wien und den übrigen angrenzenden Ländern. Redigiert und beschrieben von A. Steinhauser. Wien, Artaria. 1887. 1 : 2 000 000. M. 4,50.

Ich erwähne diese Karte hauptsächlich deshalb, weil sie von berufener Seite in sehr anerkennender Weise besprochen worden ist,[4]) ein Urteil, das doch wohl nur teilweise berechtigt sein dürfte; wenig-

---

[1]) Glogau, Flemming. 1873. 18 Bl. zu M. 1,50.

[2]) Bl. 11 enthält einen Plan von Konstantinopel und nächster Umgebung in 1 : 28 700.

[3]) Eine Sonderausgabe aus dieser Karte für Griechenland, ohne Terrain, erschien u. d. T.: A. Steinhauser, Generalkarte von Griechenland nach v. Schedas grofser Karte der Balkanländer. 1886. 3 Bl. M. 1,80.

[4]) C. Vogel in Petermanns Mitteil. 1888 Literaturber. No. 265; H. Lange in Verhandl. d. Ges. f. Erdk. 1888 S. 112.

stens befriedigt die Terraindarstellung, an welcher allerdings der Herausgeber keinen unmittelbaren Anteil zu haben scheint, weder in wissenschaftlicher noch in technischer Hinsicht.

Eine in jeder Hinsicht weit bedeutendere Leistung, nur jetzt leider in einzelnen Partien überholt, ist

H. Kieperts Generalkarte der südosteuropäischen Halbinsel. Berlin, Dietrich Reimer. 1881. Bericht. Ausg. 1885. 1 : 1500000. 3 Bl. M. 3,60. Nebenkarten: Konstantinopel und der Bosporus 1 : 200000, und: Der Hellespont mit der Halbinsel von Gallipoli und der Troischen Ebene 1 : 300000. Vgl. Petermanns Mitteil. 1881 S. 33 u. 308.

Konnte Kieperts Generalkarte bisher als beste kritische Übersicht der Balkanländer gelten, so wird sie diesen Rang, was Neuheit und technische Vollendung betrifft, nun wohl an die im Erscheinen begriffene Vierblattkarte der Balkanhalbinsel in Stielers Handatlas (1 : 1500000) abtreten müssen, deren Herstellung der bewährten Leitung C. Vogels anvertraut ist. Bis jetzt liegen nur die beiden nördlichen Blätter vor (1889 und 1890), welche Griechenland noch nicht betreffen; doch genügen diese bereits um der Vollendung der ganzen Karte, die ein Juwel kartographischer Kunst zu werden verspricht, mit Spannung entgegen zu sehen.[1]) (Nachtr.: Ist inzwischen vollständig erschienen).

Eine Leistung ganz eigener Art, die sich den beiden letztbesprochenen würdig zur Seite stellt, ist

Der Europäische Orient, im Maſse 1 : 1200000. Nach den neuesten Quellen bearbeitet und herausgegeben vom k. k. militärgeographischen Institute. Wien. 1887. 4 Bl. M. 7,20.

Diese Karte verfolgt den besonderen, aus dem Titel allerdings nicht erkennbaren Zweck, durch Darstellung des Reliefs in Höhenschichten ein möglichst anschauliches und zugleich genaues Terrainbild der südosteuropäischen Halbinsel vom 46° N. B. südwärts zu geben, welcher Zweck denn auch durch eine im Ganzen wohlgelungene Wahl der Farbentöne und die prächtige Ausführung in Chromolithographie in vorzüglicher Weise erreicht wird. Indessen ist die Karte keineswegs nur hypsometrisch, sondern enthält auch ein klares Orts- und Verkehrsnetz, so daſs sie sowohl beim Studium als auch auf der Reise gute Dienste thun wird. Im Übrigen verweise ich auf die fachmännischen Besprechungen von C. Vogel in Petermanns Mitteil. 1887 Literaturber. No. 496 und besonders von H. Kiepert in d. Verhandl. d. Ges. f. Erdk. 1888 S. 107—11.

Von den Karten, welche besonderen Zwecken dienen, wurden die ethnographischen bereits erwähnt (o. S. 391 ff.); unter den für Schul-

[1]) Vgl. einstweilen den belehrenden Aufsatz C. Vogels über diese Karte in Petermanns Mitteil. 1890 S. 42—46.

zwecke bearbeiteten Wandkarten, welche hier vollständig aufzuzählen nicht der Ort ist, ragen durch Gediegenheit und Eleganz hervor

Graeciae antiquae tabula in usum scholarum descripta ab Henrico Kiepert. 1:500000. 9 Bl. Berlin, D. Reimer. 4. Aufl. 1883. — 5. Aufl. 1887. M. 12.[1]) und

Richard Kiepert, Schulwandatlas der Länder Europas. Berlin, D. Reimer. 7. Lieferung Balkanhalbinsel (physikalisch). 1:1000000. 6 Bl. 1884. M. 7,50. — 8. Lieferung desgl. (politisch). 1:1000000. 6 Bl. 1883. M. 7,50.

Zum Schlufs gebe ich noch das Verzeichnis der im Zeitraum unseres Berichtes neu erschienenen Seekarten vom ionischen und ägäischen Meere (s. o. S. 428f.).[2])

A. Admiralitätskarten des *Hydrographic Department*:

1367. Corinth Bay and Isthmus. 1:24350. 1890. Sh. 2½.

1225. Patras Roads. 1:12170. 1888. Sh. 1½.

894. Salamis Strait and Giorgio Channel. 1884. Sh. ½.

1085. Negropont to Gulf of Kassandra. 1:208670. 1890. Sh. 2½.

1556. Gulf of Volo with Oreos and Talanta Channels. 1:109000. 1890. Sh. 3.

1196. Port of Volo; Skiatho Harbour. 1:12170. 1888. Sh. 1½.

1086. Gulf of Kassandra to Thaso and Lemnos Islands. 1:208700. 1888. Sh. 2.

1087. Thaso Island to Dardanelles. 1:208700. 1888. Sh. 2.

2836 a. u. b. Archipelago. 1881. (Übersichtskarte des Archipels in zwei grofsen und schönen Blättern, in welchen die früheren Aufnahmen von 1832—63 verarbeitet sind, mit zahlreichen Nebenkarten). Jedes Blatt Sh. 3.

---

1) Bei dieser Gelegenheit mag zugleich auch, dem Bericht über Kleinasien vorausgreifend, auf desselben Meisters *Asiae minoris antiquae tabula* (1:800000. Berlin, D. Reimer. 1888. 6 Bl. M. 9) hingewiesen werden, welche uns zum ersten Mal ein übersichtliches und dabei doch nahezu erschöpfendes Bild eines geschichtlich hochwichtigen Landes gewährt. Vgl. einstweilen G. Hirschfeld in d. Berl. Philol. Wochensch. 1888 Sp. 1193f. u. G. Biedermann in d. Blätt. f. d. bayr. Gymnasialw. Bd. 25 S. 553f.

2) Zusammengestellt nach den Literaturverzeichnissen in Petermanns Mitteil. u. d. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. Für Vollständigkeit kann ich nicht einstehen. Übrigens sei bemerkt, dafs die obigen Blätter meist nicht auf neuen Aufnahmen beruhen, sondern nur berichtigte Ausgaben sind.

B. Karten des *Dépôt des cartes et plans de la Marine:*[1])

3745. Mer Jonienne. 1880.

3199. Corfou et côtes d'Albanie. 1874.

3210. Iles Joniennes. Sainte-Maure, Ithaque, Céphalonie et côte ouest de la Grèce. 1874.

3747. Ile Sainte-Maure, Chenal de Meganisi et Port Vliko. 1 : 48500. 1879.

3086. Rade de Sainte-Maure et Port Drepano. 1873.

3728. Ile de Céphalonie. Port Argostoli. 1879.

3209. Côte ouest de la Morée et l'île de Zante. 1874.

3110. Baie de Navarin. 1873.

3057. Carte des passages entre la Grèce et l'île de Candie. 1874.

4165. Golfes de Volo et de Zitouni, îles de Skopelo et Skyros.

3978. Abords et entrée des Dardanelles. 1884.

Nachträge.

S. 349. Von Herrn Dr. Krumbacher werde ich auf die ausführliche Besprechung des Buches von Miliarakis hingewiesen, welche B. A. Mystakidis in der zu Konstantinopel erscheinenden Zeitung *Νεολόγος* gebracht hat und welche auch in Sonderabdruck[2]) erschienen ist; dieselbe enthält u. A. auch zahlreiche Zusätze.

Den bibliographischen Arbeiten im Allgemeinen wären noch die periodischen Publikationen anzufügen, welche über Ausgrabungen u. s. w. berichten; da dieselben indessen bereits von Hirschfeld zusammengestellt sind (XII 242ff., XIV 147ff.), genügt es, auf dessen Berichte zu verweisen.

S. 352. Unter ähnlichem Titel wie das Buch von Stoll gibt, wie ich nachträglich aus Hirschfelds letztem Bericht (XIII 163) entnehme, auch W. Freund »Wanderungen auf klassischem Boden« heraus, von denen bis jetzt das erste Heft vorliegt.[3]) Ferner wäre den Arbeiten über die »alte Geographie« Griechenlands noch anzuschliefsen

---

[1]) Zu beziehen durch Challamel in Paris. Ein Katalog dieser die englischen Vorlagen an Schönheit oft noch übertreffenden Seekarten ist leider nicht zu erhalten. Die Preise, welche ich infolge dessen bei den einzelnen Blättern nicht angeben kann, sind ähnlich wie bei den englischen Karten, z. T. noch billiger.

[2]) *Νεελληνικὴ γεωγραφικὴ φιλολογία κτλ. Κρίσεις, διορθώσεις, προσθῆκαι ὑπὸ Β. Α. Μυσταχίδου. Ἐν Κωνσταντινουπόλει.* 1870. 32. 89 S.

[3]) Das alte Athen und seine bedeutendsten Denkmäler. Breslau, Wohlfahrt. 1889. 87 S. M. 1.

Albert Bischoff, Bemerkungen über homerische Topographie (Pylos, Ithaka und Schiffskatalog). Progr. d. k. bayr. Studienanstalt Schweinfurt. 1875. 4. 35 S.

Diese Abhandlung hätte eigentlich schon im Bericht über homerische Realien Bd. III S. 149 ff. dieses Jahresberichts erwähnt werden sollen, wo sie wahrscheinlich übersehen worden ist. Der Verfasser erörtert zunächst die Lage des homerischen Pylos, das er im Gegensatz zu den meisten Neueren in Triphylien sucht, beschäftigt sich sodann mit des Dichters Schilderung von Ithaka, in bezug auf welche er zwischen dem gläubigen Standpunkt Gells, Schliemanns u. s. w. und der radikalen Auffassung Herchers u. A. eine vermittelnde Stellung einnimmt, und bespricht im dritten Teile die Anordnung des Schiffskataloges, wobei er sich hauptsächlich gegen die Hypothesen von Nikolaides wendet; sonderbarer Weise erhielt der Verfasser erst während des Druckes von der grundlegenden Abhandlung Nieses über den Schiffskatalog Kenntnis.[1])

Ferner als die vorgenannte Abhandlung steht unserem Berichte der Aufsatz von

Alexander Enmann, Geographische Homerstudien im Pausanias. Jahrb. f. klass. Philol. 1884 (Bd. 129) S. 497—520,

von welchem man ebenfalls eine Erwähnung in dem Bericht über homerische Realien in Bd. 46 S. 178 ff. erwartet hätte. Verfasser sucht nachzuweisen, dafs die Bemerkungen des Pausanias über homerische Topographie auf Artemidoros aus Ephesos zurückgehen.

Ähnliche Zwecke wie das S. 352 f. erwähnte Buch von Schuchhardt verfolgt

Ch. Diehl, Excursions archéologiques en Grèce. Mycènes, Délos, Athènes, Olympie, Éleusis, Épidaure, Dodone, Tirynthe, Tanagra. Paris, Armand Colin et Cie. 1890. X 388 S. 8 Pläne. Fr. 4.

Wie Schuchhardt das Lebenswerk Schliemanns, so sucht Diehl nach dem Vorgange von G. Boissiers *Proménades archéologiques* die Ergebnisse der grofsen Ausgrabungen auf griechischem Boden (ohne Kleinasien) während der letzten Dezennien einem weiteren Publikum zugänglich zu machen. Aufser den im Titel genannten Stätten werden noch das Heiligtum des Apollo Ptoïos in Boeotien, Eleusis und Epidauros in besonderen Abschnitten behandelt. Die Darstellung ist anziehend und für den Zweck der ersten Einführung in das Studium der neueren archäologischen Entdeckungen im Allgemeinen sehr geeignet. Im Übrigen verweise ich auf die Besprechung von F. Baumgarten in der Philol. Wochenschr. 1871 Sp. 179—82.

---

[1]) Vgl. über dieselbe den ausführlichen Bericht von Giseke in Bd. II S. 965–70.

Nur um Fachgenossen, welche sich allenfalls durch eine unvollständige Wiedergabe des Titels zur Bestellung des Buches veranlafst sehen könnten, vor einer Enttäuschung zu bewahren, will ich als Nachtrag zur onomatologischen Literatur (S. 356f.) anführen

Onomatologie de la géographie grecque ou l'art d'apprendre le dictionnaire grec en étudiant la géographie de la Grèce ancienne et de ses colonies, par l'abbé J. Fabre d'Envieu. Paris, Thorin. 1874. Fr. 7.

Nach der Besprechung von M. B(réal?) in der Rev. crit. 1875 I S. 6—8 verfolgt der Verfasser den Zweck, durch Erklärung der in der Geographie Griechenlands vorkommenden Eigennamen den Schülern eine griechische copia verborum beizubringen, wobei derselbe jedoch, nur um seine Absicht zu erreichen, auch vor den kindlichsten und willkürlichsten Etymologien, deren Unhaltbarkeit er sich wohl bewufst ist, nicht zurückschreckt.

Den vielumstrittenen Namen der Halbinsel Morea hat K. Sathas zum Gegenstand eines Erklärungsversuches gemacht,[1]) welcher sich auf die Annahme einer Stadt Morea in Elis stützt. Dafs diese Annahme jedoch durchaus hinfällig ist, hat Zachariä von Lingenthal in einer Besprechung des Werkes von Sathas[2]) und eingehender C. Paparrigopulos in einem besonderen Aufsatz[3]) dargethan. Da auch die von Zachariä auf Grund der ältesten Form des Namens *Amorea* versuchte Ableitung von *ἀμόρειος = ἀνόρειος* (zur Bezeichnung der elischen Ebene) kaum haltbar erscheint, kommt Paparrigopulos zu dem Schlusse, dafs das Rätsel noch als ungelöst zu betrachten sei. Den Stand der Frage fafst kurz zusammen F. Gregorovius, Gesch. d. Stadt Athen I 309f. Vgl. auch Tozer in der u. angeführten Abhandlung S. 194f.

In Anschlufs an diese onomatologische Streitfrage, welche uns bereits in das Mittelalter hinüberführt, mag hier auch eines Beitrages zur mittelalterlichen Geographie Griechenlands gedacht werden, der von uns um so dankbarer zu begrüfsen ist, je weniger man sich bisher im Allgemeinen um die Reste der fränkischen Periode bekümmert hat. Der treffliche H. F. Tozer hat nämlich in seiner gehaltvollen Abhandlung *The Franks in the Peloponnese*[4]) u. d. T. *Topographical Notes* (S. 207—36) die Ergebnisse einer im Jahre 1882 unternommenen Reise durch den Peloponnes vorge-

---

[1]) Documents inéd. rel. à l'hist. de la Grèce I (1880) S. XXXI—XXXVIII. Auch sonst enthält diese Sammlung wertvolles Material für die Geographie Griechenlands im Mittelalter.

[2]) Deutsche Literaturzeit. 1880 Sp. 197f.

[3]) Le nom de la Morée. Bull. corr. hell. 1881 S. 145—48.

[4]) Journ Hell. Stud. IV (1883) 165—236, mit einem Übersichtskärtchen. Der erste Abschnitt (S. 168—86) enthält eine historische Skizze des Fürstentums Morea, der zweite (S. 186—206) handelt von der »Chronik von Morea«, über welche jetzt Krumbacher, Gesch. d. byzant. Literatur S. 419—23 zu vgl.

legt, welche hauptsächlich dem Studium der mittelalterlichen Denkmäler gewidmet war.[1]) Wir erhalten so (unabhängig von dem äufserlichen Verlauf der Reise) die Beschreibung von Klarentza, Chlemutzi und Andravida in Elis, von Akova, Karytaena, Nikli und Mukli in Arkadien, von Kalamata, Passava, Mistra und Monemvasia in Messenien und Lakonien.

S. 368. Die (im Handel vergriffene) französische Ausgabe des Buches von Kordellas ist mir inzwischen durch gütige Vermittelung des Herrn Dr. Th. Skuphos vom Verfasser aus zugegangen. Es ist eine auf Veranlassung der Centralkommission für Griechenland auf der Pariser Weltausstellung von 1878 verfafste Denkschrift, welche in zwei Teile, ein *Aperçu géologique* und *Aperçu minéralogique* zerfällt. Der erstere gibt eine Übersicht der Sedimentformationen und Gesteine nach ihrem örtlichen Vorkommen, ebenso der vulkanischen Erscheinungen und der Mineralquellen, der zweite enthält die Aufzählung der nutzbaren Mineralien.

S. 375. Was Philippson in dem Aufsatz »über die Altersfolge der Sedimentformationen« nur vorläufig angedeutet hatte, ist von demselben jetzt ausführlicher begründet worden in seinem

Bericht über eine Reise durch Nord- und Mittelgriechenland. Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin 1890 S. 331—406, T. 6.

Nach einer kurzen Schilderung der Fahrt von Belgrad nach Saloniki, welche zu mehrfachen Beobachtungen über das von der Bahn durchschnittene Gestein Anlafs bot, berichtet der Verfasser über seine Touren in Thessalien und Mittelgriechenland, welche ihn bis in die abgelegensten Teile von Aetolien und Akarnanien führte. Selbstverständlich sind die geologischen Beobachtungen in diesem Berichte vorherrschend. Das Hauptergebnis derselben veranschaulicht am besten die beigegebene »Geologische Übersichtskarte von Mittelgriechenland« (1 : 900000), welche sich hinsichtlich der Begrenzung der Schichtengruppen zwar eng an die Karte der österreichischen Geologen (o. S. 372) anschliefst, von derselben aber insofern wesentlich abweicht, als sie den ganzen westlichen Teil Mittelgriechenlands, den Neumayr noch zur Kreide rechnete, dem Eocän zuweist. Hierin liegt das Hauptergebnis von Philippsons Untersuchungen, durch welche nunmehr auch die von ihm erwartete Übereinstimmung mit dem Peloponnes festgestellt ist. Die tektonischen Verhältnisse Mittelgriechenlands rücken hiedurch wieder in ein neues Licht, der Unterschied in der orographischen Bildung des öst-

[1]) Ausgeschlossen sind jedoch hier von der Betrachtung die von zahlreichen Reisenden besuchten, übrigens weit weniger als die obengenannten mit der Geschichte des Fürstentums Morea verknüpften Bauten von Patras, Korinth, Nauplia, Argos, Modon und Koron.

lichen und des westlichen Teiles wird verständlicher, die reichlichere Bewaldung des letzteren findet in den geologischen Verhältnissen ihre Begründung und auch auf die kulturgeographischen Verhältnisse fällt manches Streiflicht. Wie in seinen Berichten über den Peloponnes mischt Philippson auch hier seine geologischen Studien mit Bemerkungen über die wirtschaftlichen und Siedelungsverhältnisse des bereisten Gebietes und kommt zum Schlufs u. A wieder auf die Albanesen (vgl. o. S. 394f.) zu sprechen, deren Zahl er für Mittelgriechenland, wo sie jedoch nur im östlichen Teile vorkommen, auf 84000 (im ganzen Königreich auf 224000 = 11,3 %) veranschlagt.

S. 375f. Zu den Höhenmessungen Hegers und Tucketts vgl. auch Petermanns Mitteil. 1879 S. 156b. Letzterer veröffentlichte bereits früher

A Contribution to the Hypsometry of Greece, based chiefly on the Results of the French Survey etc. Alpine Journal VIII (1878) S. 434—44

im Anschlufs an seine in demselben Bande beschriebene Besteigung des Taÿgetos, worüber später unter Lakonien zu berichten sein wird. Was Tuckett in dem obigen »Beitrag« gibt, ist, so viel ich sehe, lediglich eine Umrechnung der in der *Carte de la Grèce* enthaltenen Höhenziffern in englisches Fufsmafs, also für nichtenglische Leser höchstens als übersichtliche Zusammenstellung der gemessenen Punkte von Interesse.

S. 377. Über das verheerende Erdbeben vom 27. August 1886 handeln ferner noch

Léon Vidal. Sur le tremblement de terre du 27. août 1886 en Grèce. Comptes Rendus de l'Ac. d. Sc. 1886 Bd. 103 S. 563—65, und

V. G. Marschall, Die Erdbeben in Griechenland. Unsere Zeit 1887 I S. 109—13.

Herr Konst. Mitzopulos scheint sich erfreulicher Weise die Erdbebenchronik Griechenlands zur ständigen Aufgabe zu machen; der ersten Zusammenstellung für das Jahr 1889 (S. 377) folgte kürzlich ein zweiter u. d. T.

Die Erdbeben in Griechenland und der Türkei im Jahre 1890. Petermanns Mitteil. 1891 S. 51—54.

S. 381f. Von den früheren Untersuchungen über den Gebrauch der Bezeichnung »ionisches Meer« hätte vor allem die knappe und gründliche Darlegung Nissens[1]) angeführt werden sollen, was leider übersehen wurde.

---

[1]) Italische Landeskunde I 89—91.

S. 383f. Zum Klima Griechenlands ist nachzutragen:

J. F. Jul. Schmidt, *Περὶ μεγάλων καταπτώσεων χιόνος καὶ χαλάζης ἐν Ἑλλάδι. Παρνασσός* VIII (1884) S. 84—86.

Verzeichnet für den Zeitraum 1850—84 die Fälle, in welchen Attika von einer mehr als 0,1 m hohen zusammenhängenden Schneedecke bedeckt war, sowie aufsergewöhnliche Hagelfälle; einige Nachrichten beziehen sich auch auf andere Teile Griechenlands.

In derselben Zeitschrift pflegen auch die meteorologischen Hauptdaten jedes Jahres unter der Rubrik *Μετεωρολογικὴ ἄποψις* verzeichnet zu werden.

J. Partsch, Zur Klimatologie von Griechenland. Meteorol. Zeitschr. 1889 S. 335—87

berichtet über die Ergebnisse der von Spir. Marinos seit 1887 wieder aufgenommenen Beobachtungen in Corfu, wo seit Dabovich (1869—79) keine solche mehr angestellt worden waren.

S. 384ff. Von der Literatur zur Flora Griechenlands ist mir, abgesehen von Arbeiten, welche nur einzelne Landschaften oder Inseln betreffen, nachträglich noch bekannt geworden:

Th. Orphanidis, Sur les caractères spécifiques du genre Colchicum et sur quelques espèces nouvellement découvertes en Grèce. Atti del Congr. internaz. botan. in Firenze 1874 S. 27—36.

Th. v. Heldreich, Sertulum plantarum novarum vel minus cognitarum florae Hellenicae. Ib. S. 136f., 227–40. Vgl. Just's Botan. Jahresber. IV 2 (1876) S. 1055, woraus beide Titel entnommen sind.

Derselbe, Glaucium Serpieri Heldr. Gartenflora 1873 S. 323f., T. 776 (neue Spezies vom Laurion).

A. Philippson, Über den Anbau der Korinthe in Griechenland. Naturwiss. Wochenschr. III (1889 S. 173f.

S. 387. N. A. Chloros veröffentlichte aufser den beiden a. a. O. genannten Schriften noch

Τὰ δάση ὡς φυσικὰ ἀλεξιχάλαζα καὶ ὡς προστάται τῆς γεωργίας. Παρνασσός VI (1872) S. 112—41, und

Περὶ χρησιμότητος τῶν δασῶν ib. S. 916–30.

Weit schwieriger als die floristische Literatur ist es die einzelnen Beiträge zur Fauna eines Landes zu überblicken, da es an einem so rasch orientierenden Organ wie Just's Botanischer Jahresbericht fehlt; denn der »Zoologische Anzeiger« von Carus und besonders der »Zoological Record« verzeichnen zwar die Literatur mit wünschenswerter Voll-

ständigkeit, doch ist das Ausziehen der faunistischen Beiträge aus derselben mit grofsem Aufwand an Mühe und Zeit verbunden. Die Berichte im »Geographischen Jahrbuch« aber sind weder für Pflanzen- noch für Tiergeographie ganz ausreichend. Was daher S. 388f. von faunistischer Literatur angeführt ist, umfafst nur die zufällig zu meiner Kenntnis gelangten Schriften, denen ich noch die beiden folgenden Beiträge anfüge:

O. Boettger, Über einige neue oder bemerkenswerte Landschnecken aus Griechenland. Nachrichtsbl. der deutsch. malakozool. Ges. XX (1888) S. 51–58.

C. Freytag, Die Pferde Griechenlands. Die Natur 1875 S. 196—98, 201f.

Der letztere Aufsatz handelt vornehmlich von der auf den Kykladen verbreiteten Zwergrasse, deren Heimat der Verfasser in Skyros sucht.

Zur Ethnographie ist nachzutragen, dafs von G. Lejean (S. 392 A) lange nach dem Tode des Verfassers († 1871) u. d. T.

Les populations de la péninsule des Balkans. Revue d'anthropol. II. Sér. V (1882) S. 201—59, 453—96, 628—75

historische Betrachtungen über die Völker der Balkanhalbinsel erschienen, welche nach dem heutigen Stande der Wissenschaft kaum noch von Wert sind.

Auf die den Griechen so unbequeme Frage der slavischen Einwanderung im Mittelalter kommt auch Sathas in der Einleitung zum ersten Bande der Documents S. VI—XXVIII (s. o S. 439) zu sprechen, indem er die vermeintlich slavischen Niederlassungen als albanesische nachzuweisen sucht, eine Hypothese, deren Hinfälligkeit u. A. von W. Heyd[1]) dargethan worden ist.

Aus der ziemlich umfangreichen Literatur über die Zinzaren (südliche Rumänen, S. 396) ist mir auch

N. Densusianu et F. Damé, Les Roumains du Sud. Macédoine, Thessalie, Épire, Thrace, Albanie. Bukarest. 1877

nur dem Titel nach bekannt. Die wissenschaftlich bedeutendste Arbeit ist wohl

Gustav Weigand, Die Sprache der Olympo-Walachen, nebst einer Einleitung über Land und Leute. Leipzig, J. A. Barth. 1888. VIII 141 S. M. 3.

Verfasser hat hier auf Grund eines eigenen dreimonatlichen Aufenthaltes in Vlacho-Livadhon den Dialekt der Olympo-Walachen sprach-

[1]) Zur Frage der Abstammung der Neugriechen. Im Neuen Reich 1880 II S. 56—59.

wissenschaftlich behandelt und sowohl prosaische als poetische Texte mitgeteilt. Die Einleitung über die Olympo-Walachen im Allgemeinen und ihr Land (S. 9–16) beschränkt sich leider auf einige kurze Mitteilungen. S. 7f. werden einige von Rumänen verfafste Schriften angeführt, welche in unserem Berichte nicht erwähnt sind.

Eine Arbeit über die neue Landesgrenze u. d. T.

J. Blancard, L'Épire et la Thessalie. Déliminitation des frontières turcogrecques. Paris, Didot. 1882. Fr. 2.

ist mir nicht näher bekannt geworden.

Über den Handel und die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes sind insbesondere auch die Konsulatsberichte zu vergleichen, welche in dem vom Reichsamt des Innern herausgegebenen »Deutschen Handelsarchiv« veröffentlicht werden, hier aber nicht alle einzeln aufgezählt werden können. Unzugänglich ist mir

D. Georgiades, La Grèce économique. Sa participation à l'Exposition universelle et son commerce avec la France. Paris. 1889. 4. 12 S. S.-A. a. »Journal de l'Orient«.

Eine Skizze Griechenlands, vornehmlich in wirtschaftlicher Hinsicht mit besonderer Rücksicht auf neue grofse Unternehmungen, wie die Durchstechung des Isthmus, die Austrocknung des Kopaissees u. s. w., gibt

Ed. de Joannès, La Grèce moderne, ses forces productrices, sa situation économique. Bull. de la Soc. de géogr. commerc. Paris. IX 1887 S. 25—49. Auch in dem mir nicht zugänglichen »Bull. de la soc. géogr. de Lille« VIII 1887 S. 137ff.

Eine ganz populäre Schilderung mit den landläufigen Illustrationen ist

Das heutige Griechenland und seine Hauptstadt. Aus allen Weltteilen 1878 S. 199—204, 242—44, 259—62. — Das heutige Griechenland: der Peloponnes. Bearbeitet von Sch. Ebd. 1880 S. 231–35, 260–62.

Von dem Buche

Quadri della Grecia moderna del dottor Pierviviano Zecchini e altri di Nicolò Tommaseo. Seconda edizione corretta e ampliata. Venezia. 1866. 480 S.,

welches uns in das Griechenland von 1830 zurückversetzt, ist 1876 in Florenz eine neue, anscheinend etwas erweiterte Ausgabe (564 S., l. 5) erschienen, welche ich nicht gesehen habe. Unbekannt geblieben sind mir auch

F. Crousse, La péninsule gréco-slave, son passé, son présent et son avenir. Étude historique et politique. Bruxelle, Spineux & Co. 1876. CVIII 523 S. M. 10, und

H. D. Campbell, Turks and Greeks. Notes on a recent Excursion. London, Macmillan. 1877. 136 S. Sh. $3^1/_2$.

S. 405f. Bezüglich der Arbeiten von Schinas erfahre ich inzwischen von einem Kenner der chalkidischen Halbinsel, dafs seine Angaben über dieselbe zum Teil unzuverlässig sind und nicht durchweg auf Selbstanschauung zu beruhen scheinen, womit jedoch über die anderen Teile des Werkes, insbesondere soweit sie das türkische Grenzgebiet betreffen, kein Urteil abgegeben werden soll.

S. 414. Das vornehm ausgestattete Werk des Erzherzogs Ludwig Salvator, welches nicht in den Handel gelangt und daher auch in gröfseren Bibliotheken selten zu finden ist,[1] ist mir inzwischen durch die Munifizenz S. K. u. K. Hoheit zugegangen. Da der dringliche Abschlufs dieses Berichtes eine eingehendere Besprechung leider nicht mehr ermöglicht, mufs ich mich hier auf die Mitteilung beschränken, dafs das Werk eine vollständige Schilderung der Küsten des Golfes von Korinth (von der Meerenge von Rhion angefangen) enthält und von zahlreichen, nach Originalskizzen des hohen Verfassers hergestellten Illustrationen einer schönen Übersichtskarte (1 : 200000) und Profilen des Isthmos begleitet ist.

Durch elegante Ausstattung zeichnet sich ebenfalls aus

W. J. Stillman, On the Track of Ulysses together with an Excursion in Quest of the so-called Venus of Melos. Two Studies in Archaelogy, made during a Cruise among the Greek Islands. Boston and New York, Houghton, Mifflin and Company. 1888. 4. X 106 S. 1 T. geb. M. 24.

Die beiden ersten Teile dieser zuerst im *Century Magazine* gedruckten Aufsätze (*On the Track of Ulysses*, S. 1—49, und *The Odyssey, its Epoch and Geography*, S. 50—74) enthalten die in populäres Gewand gekleidete Schilderung einer im Auftrag jener Zeitschrift unternommene Reise nach dem griechischen Westen (hauptsächlich Corfu, Ithaka und Kephallenia) mit besonderer Rücksicht auf homerische Topographie; ich hoffe bei den ionischen Inseln darauf zurückzukommen. Der dritte Teil (*The so-called Venus of Melos*, S. 75-106) berichtet über einen zweimaligen Besuch des Verfassers auf Melos (1865 und 1880), welcher hauptsächlich die genaue Untersuchung des Fundortes der Aphroditestatue zum Zweck hatte. Im Übrigen ist dieser Abschnitt wesentlich archäologisch. Eine Anzahl meist kleiner, aber sauber ausgeführter Ansichten im Text nebst bildlichen Erläuterungen zum dritten Abschnitt erhöhen den gefälligen äufseren Eindruck des Buches.

---

[1]) Eine anscheinend vollständige Sammlung der Werke des fürstlichen Verfassers enthält u. A. die Bibliothek der »Gesellschaft für Erdkunde in Berlin«, welcher Erzherzog Ludwig Salvator als Ehrenmitglied angehört.

L. de Launay, Autour de la Mer Égée. Lesbos. — Thasos. — Le Mont Athos. — Salonique. — Les convents de Thessalie. (Croquis et impressions). Annuaire du Club Alpin Français. 1888. S. 389—433.

Der Inhalt dieser etwas aphoristischen, aber durch ihre Unmittelbarkeit anmutenden Reiseskizzen, welche einige bildliche Darstellungen begleiten, ist durch die Überschrift hinlänglich gekennzeichnet.

S. 419 wäre noch einzufügen:

Georg Finsler, Aus der Mappe eines Fahrenden. Bilder aus Italien und Griechenland, Frauenfeld, J. Huber. 1884. VIII 337 S. M. 4.

Der gröfsere Teil des typographisch hübsch ausgestatteten Buches entfällt auf Italien; von Sizilien reiste der Verfasser nach Athen und unternahm von dort, nach den üblichen Ausflügen in Attika (Sunion, Eleusis) die Rundtour Korinth, Delphi, Patras, Zante, Olympia, Phigalia, Tripolitsa, Nauplia, Mykenai, Nemea.

Schliefslich kann ich nicht umhin, als Nachtrag zur geologischen Literatur noch die auch für die Archaeologie hochbedeutsame Abhandlung von

G. Richard Lepsius, Griechische Mazmorstudien. Abhandl. d. k. preufs. Ak. d. Wiss. zu Berlin 1890. 4. 135 S. M. 6,50

hier anzuführen, obwohl mir dieselbe noch nicht zu Gesicht gekommen ist; ich verweise daher auf den ausführlichen Bericht von Chr. B[elger] in der Philol. Wochenschr. 1891 Sp. 2f., 34—36.

Register.

I. Verzeichniss der besprochenen Schriften.

II. Verzeichniss der behandelten Stellen.

a) Griechische Autoren.

(Die nicht näher bezeichneten Stellen sind aus der ersten Abtheilung).

b) Lateinische Autoren.

(Die nicht näher bezeichneten Stellen sind aus der zweiten Abtheilung).

General-Register
über die zweite Folge des Jahresberichtes (Band XXV–LXV.)

I. Abtheilung. Griechische Autoren.

II. Abtheilung. Lateinische Autoren.

III. Abtheilung.

IV. Abtheilung.

Berlin.

Druck von Martin Oldenbourg,
Adler-Strasse 5.